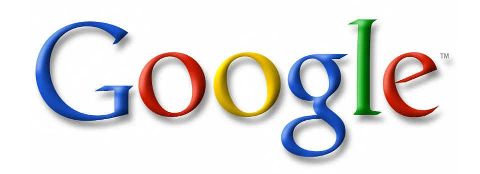


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

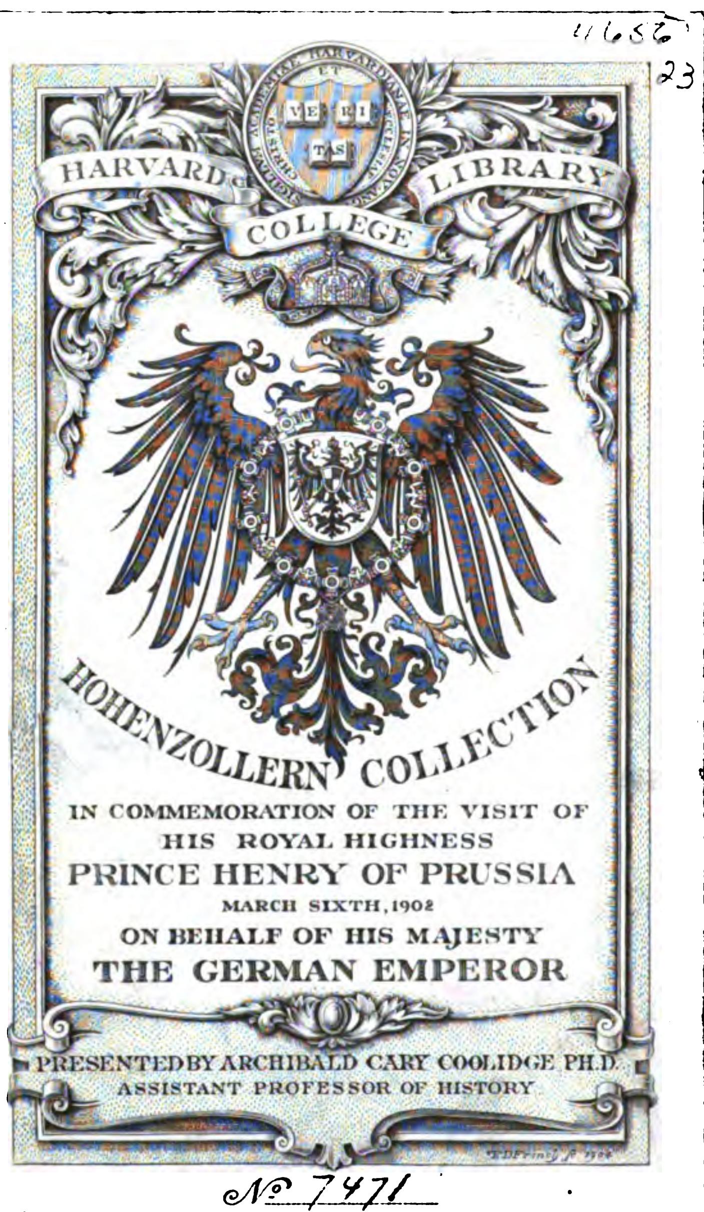
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


WIDENER LIBRARY
HX 16UK L

Ger 263.550

41656
23



No. 7471





Von Roßbach bis Jena
und Auerstedt

Ein Beitrag
zur Geschichte des preußischen Heeres

von

C. Frhr. v. der Goltz
General der Infanterie

Motto:
Nur wenn Volkscharakter und Kriegsgewohnheit in beständiger Wechselwirkung sich gegenseitig tragen, darf ein Volk hoffen, einen festen Stand in der politischen Welt zu haben.
Carl v. Clausewitz.
Vom Kriege. III. Buch, 6. Kapitel.



Zweite, neubearbeitete Auflage von „Roßbach und Jena“

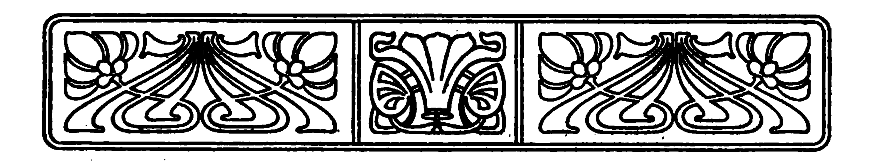
Mit zehn Karten in Steindruck

Berlin 1906
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

Ger 263.550
~~Ger 261.15.70~~
~~Ger 3853.1~~

HARVARD COLLEGE LIBRARY
DEC 18 1906
HOHENZOLLERN COLLECTION
GIFT OF A. C. COOLIDGE

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.



Vorwort.



Vor nunmehr 23 Jahren erschien die erste Auflage dieses Buchs, die ihr Entstehen meinen Studien zu einem kriegsgeschichtlichen Vortrage über 1806 verdankte.

Ich war in diese Studien eingetreten mit dem damals noch allgemein verbreiteten Vorurteile gegen die bei Jena und Auerstedt untergegangene alte preußische Armee, die einst in des Großen Friedrichs Tagen die Welt mit ihrem Ruhme erfüllt hatte. Auch ich lebte in der Überzeugung, daß deren reißender Verfall allein die Katastrophe verschuldet habe, daß Vernachlässigung, Trägheit und Verlotterung, gepaart mit Dünkel und Leichtsinn, das Strafgericht heraufbeschworen hätten.

Mit wachsendem Staunen erkannte ich während der Arbeit, wie ungerecht diese harten Urteile seien; der Entschluß reifte in mir, den wahren Ursachen der Niederlage weiter nachzuspüren und das im Grabe ruhende Geschlecht, welches sie erlebte, vor unverdienter Schmach zu schützen. So entstand „Roßbach und Jena" in seiner ersten Gestalt.

Diese war freilich unvollkommen, die Forschung lückenhaft geblieben, aber ich hatte das Vorgefühl, daß, wenn ich den mutigen Schritt nicht wagte, dennoch damit vor die Öffentlichkeit zu treten, es zur Herausgabe vielleicht niemals kommen werde. Diese Ahnung würde auch zur Wahrheit geworden sein; denn alsbald rief mich des Schicksals Fügung in fremde Dienste, und für längere Zeit als ich zunächst vermutete, mußte ich von kriegsgeschichtlichen Arbeiten Abschied nehmen.

Dem Wunsche, das Angefangene zu vervollständigen, blieb ich treu; allein zur Ausführung kam es vorerst nicht. Dennoch hat „Roßbach und Jena" so, wie es beschaffen war, manche bis 1883 unbekannte Tatsache ans Licht gefördert und der alten preußischen Armee wieder lebhaftes Interesse zugewendet. Eine reiche Literatur, die ihr Leben, ihre Taten und ihren Untergang behandelt, ist seitdem entstanden. Diese hat es zum öffentlichen Bewußtsein gebracht, daß ihr Ende nicht so ruhmlos war, als Parteileidenschaft und patriotischer Schmerz es haben glauben machen wollen. Wie selbsterfahrenes Leid sollen wir die Schmach und das Unglück unserer Vorfahren empfinden, um wachsam zu bleiben gegen lauerndes Unheil und allmählich sich einschleichende Übel, nicht aber die Schuld allein bei dem Heere suchen, das doch nur ein Kind seiner Zeit und abhängig von allgemeinen Verhältnissen war.

Heute nun erscheint „Roßbach und Jena" in neuem Gewande vor dem Leser. Das Herannahen der hundertsten Wiederkehr des gewaltigen Unglücksjahres machte das Verlangen nach einer Erneuerung des längst vergriffenen Buchs rege. Die einst geplante Vertiefung und vollkommene Umarbeitung war mir leider auch jetzt nicht möglich; denn wer im werktätigen militärischen Leben steht, hat zu umfangreichen selbständigen Forschungen keine Zeit. Dennoch konnte ich es nicht über mich gewinnen, das Buch in der alten mangelhaften Form noch einmal in die Welt hinauszusenden, wie ein verwaistes Kind.

So gut es angehen wollte, habe ich das Bild der alten Armee in ihrer letzten kriegerischen Tätigkeit vervollständigt durch einen Überblick über die Feldzüge zwischen dem siegreichen Siebenjährigen und dem unglücklichen Kriege. Ebenso sind hinzugekommen die kurze Darstellung der zur Schlacht von Jena führenden Heeresbewegungen und die Schilderung der Schlacht von Auerstedt, ohne die der verhängnisvolle 14. Oktober 1806 in seiner Bedeutung nicht verständlich wird. Zustand und Verfassung der alten Armee sind durch mancherlei Ergänzungen schärfer gezeichnet, ein Urteil über dieselbe vom Standpunkte der heutigen Forschung aus ist eingefügt worden.

Wenn meine eigene Ansicht über die Ursachen der Katastrophe einzelne Wandlungen erfahren hat, so erklärt sich dies aus der in den letzten Jahrzehnten eingetretenen Bereicherung des historischen Materials über die behandelte Epoche. Bestehen blieb jedoch der

Grundzug derselben, daß die Entwicklung des preußischen Staats- und Volkslebens gegen Ende des 18. Jahrhunderts überhaupt und nicht eine einzelne Erscheinung in demselben das Unheil heraufbeschwor.

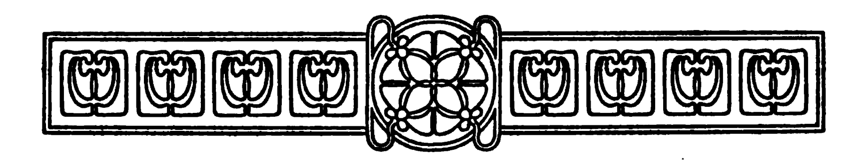
Aus der Skizze „Roßbach und Jena" ist eine solche der gesamten Zeit „von Roßbach bis Jena und Auerstedt" geworden, die uns stets lebhaft vor der Seele stehen sollte als eine ernste Warnung vor dem Gefühl falscher Sicherheit.

Daß Preußen sich nach seiner ersten großen Niederlage so schnell wieder erheben konnte, verdankt es allerdings in erster Linie seiner Tüchtigkeit, und zwar desselben Geschlechts, das die Niederlage erlebt hatte. Aber die Gunst äußerer Umstände, die Auflösung der napoleonischen Macht in Rußland waren ihm zu einer unerwarteten Hilfe geworden. Ob uns die Götter ein anderes Mal in derselben Weise gnädig sein würden, ruht im Schoße der Zukunft verborgen und ist nicht wahrscheinlich. Ein zweites Jena und Auerstedt könnte das junge Deutschland leicht in einen Zustand zurückschleudern, wie er dem Dreißigjährigen Kriege folgte, und es in seiner aufwärts strebenden Bahn um Jahrhunderte hemmen.

Möge das deutsche Vaterland davor für immer bewahrt bleiben durch den wachsamen Sinn seiner Söhne, durch ihren starken Arm und des Himmels gnädigen Schutz.

Königsberg i. Pr., April 1906.

Der Verfasser.

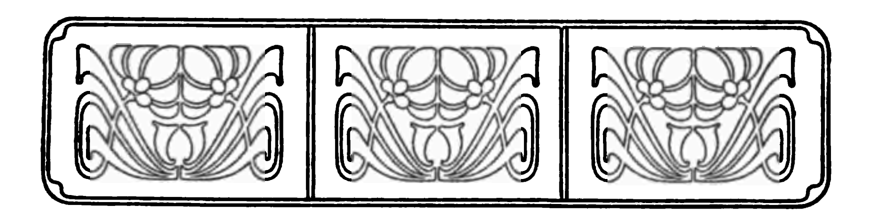


Inhaltsverzeichnis.



Verzeichnis der Karten.





I. Das Rätsel der Katastrophe.

Fünfunddreißig Friedensjahre sind dem französischen Kriege gefolgt; Deutschland hat seitdem keine ernsthafte Waffenprobe mehr bestanden. Die Expedition nach China kann als eine solche nicht gelten, wenn sie dem Heere und der Flotte auch eine Reihe von wertvollen Erfahrungen gebracht hat; denn die Gefechte waren unbedeutend und wurden gegen einen nicht ebenbürtigen Feind geführt. Sie sind als Maßstab für den Kampf gegen ein großes europäisches Heer nicht geeignet. Die Kämpfe in Südwestafrika sind es noch weniger, obschon sie ernster ausfielen, weil sie unter ganz ungewöhnlichen Umständen stattfanden, die sich in Europa nicht wiederfinden werden.

Von Wert ist freilich die auf beiden Schauplätzen gewonnene Erfahrung, daß unsere Truppen im willigen Ertragen von Beschwerden seit 1870 nicht verloren haben, daß sie großer Anstrengungen fähig sind und es ihnen auch an Todesverachtung und Mut nicht fehlt.

Dies ist viel, doch nicht alles, was der Sieg über einen starken und tüchtigen Feind erfordert. Dazu gehören noch die glückliche Führung, welche die vorhandenen Kräfte richtig verwendet, die überlegene moralische Kraft der Truppe, die gute Bewaffnung und eine Fechtweise, die dieser Bewaffnung entspricht — endlich ein das Heer durchströmendes Vertrauen auf den Sieg. Alle diese Kräfte sind wieder zusammengesetzter Natur, und es erscheint am Ende nichts schwieriger, als eines der auf der Höhe der Zeit stehenden Heere gegen das andere in seinem kriegerischen Werte abzumessen, ehe sie die Klingen miteinander gekreuzt haben.

Wie leicht darin Irrtümer möglich sind, beweist das Beispiel unserer eigenen Armee, über deren innere Stärke sich vor dem Jahre 1866, mit Ausnahme weniger erleuchteter Köpfe, die ganze Welt getäuscht hat. In neuerer Zeit ist uns eine ähnliche Überraschung durch die, dem europäischen Gesichtskreise ferner stehenden Japaner bereitet worden. Mögen wir dergleichen niemals zu unserem Schaden erleben; denn solche Täuschungen sind gefährlich. Im Kriege folgt dem Fehler die Strafe auf dem Fuße, und diese Strafe kann in der Schmach und im Untergange des Vaterlandes bestehen.

Wenn es genügte, im Frieden nach bestem Wissen seine Pflicht zu tun, so wäre die Frage, wie es uns künftig ergehen wird, leicht zu beantworten. Aber in so einfacher Art erwirbt man den Anspruch auf den Erfolg keineswegs. Nur ein oberflächliches Urteil wird die Ursachen schwerer Niederlagen allein in Unfähigkeit der Führer, in Verwahrlosung der Truppen, im Mangel an gutem Willen oder ähnlichen klar zutage getretenen Schäden suchen. Des Rätsels Lösung liegt tiefer.

Das Unglück von 1806 folgte einer Zeit, in welcher Preußen, ähnlich wie Deutschland heute, im höchsten Glanze dastand. Sein Heer war das Vorbild für Europa geworden, und sein Waffenruhm schien unvergänglich zu sein. Der jähe Wechsel des Glückes, der es von der Höhe herabstürzte, mahnt deshalb ernstlich daran, daß Rückschläge auch dem Starken nicht erspart bleiben, wenn er sich im Besitze bewährter Kraft allzu sicher fühlt. Es gilt, aus den Erfahrungen des alten Preußen für das junge Deutschland zu lernen.

Früher war es schwer, die Zeit der großen Niederlage mit voller Leidenschaftslosigkeit zu betrachten, denn der patriotische Schmerz über die erlittene Unbill trübte das Urteil auch nach der Periode der Freiheitskriege noch. Wenn sich Preußen auch wieder erhoben hatte, so war es doch nur im Verein mit mächtigen Bundesgenossen möglich geworden. Seither hat Deutschland, auf sich selber gestellt, den Sieger von Jena in entscheidendem Kampfe überwunden.

Der kurzen Nacht der Demütigung ist heller Sonnenschein gefolgt, und die Nachwirkungen der Niederlage sind dem Staate für seine weitere Entwicklung zu reichem Segen geworden. Preußen wurde durch die Einbußen an Gebiet, welche es im Tilsiter Frieden erlitt, von dem halbsarmatischen Charakter befreit, den es durch die polnischen Erwerbungen zu Ende des 18. Jahrhunderts gewonnen

hatte. Es ist zurückgeführt worden in die Bahnen einer rein deutschen Entwicklung, in denen es seine Aufgaben bis jetzt mit Glück erfüllt hat. Ähnlich reinigend und veredelnd hat die Niederlage auch auf das Heer gewirkt. „Das alte fridericianische Heer wäre schwerlich ein Pfleger des heutigen verfassungsmäßigen und nationalen Staatslebens geworden.“*)

Mit objektiver Ruhe, ohne Beimischung eines gekränkten Ehrgefühls, vermögen wir heute die Ursachen des damaligen Falles zu untersuchen.

Bis jetzt dürfen wir wohl noch mit Recht behaupten, daß es uns nicht ergangen ist wie unseren Vätern, die den Einfluß der großen Revolution auf die kriegerische Erstarkung Frankreichs übersahen. Doch die Zeiten folgen sich, sie gleichen sich nicht, der Umsturz des Bestehenden kann aus ganz anderer Richtung kommen. Die jüngst verflossenen Jahre haben uns eine Vorahnung davon empfinden lassen. Jenseits der Meere stoßen die Gegensätze in den Interessen der großen Mächte gewaltsam aufeinander. Handelspolitische Gründe rufen neuen Zusammenschluß und neue Gegnerschaft unter den Mächten hervor, und es ist nicht mehr undenkbar, daß die Machtfragen der Zukunft auf den Meeren oder an fernen Küsten entschieden werden, wie sich einst Sparta und Athen zuerst in ihren Kolonien bekriegten und auch der Entscheidungskampf zwischen Carthago und Rom in Spanien seinen Anfang nahm. Das Ergebnis wird aber, wie damals, auf das Schicksal des Mutterlandes zurückwirken.

Der fremde Boden, der zum Kampfplatze dient, kann auch nicht ohne Einfluß auf die Fechtweise der Truppen und die Art der Kriegführung bleiben, wie es im Befreiungskampfe Nordamerikas gegen England schon einmal geschah. Hat doch selbst der südafrikanische Krieg schon Zweifel erregt, ob wir in der Durchführung des Infanteriekampfes noch auf dem rechten Wege wären, oder ob unsere langen und dichten Schützenketten mit nahe folgenden Unterstützungstrupps vor dem Schnellfeuer sorgfältig im Gelände eingenisteter Schützengruppen nicht vielleicht ebenso zusammenbrechen müßten wie einst die geschlossenen preußischen Linien im Feuer der französischen Tirailleure? Neuerungen sind daraus hervorgegangen, wenn sie auch nicht gerade grundsätzlicher Natur waren.

*) Worte Bismarcks in Jena. Liman, Bismarck nach seiner Entlassung. Leipzig 1901. S. 118.

Der russisch-japanische Krieg wieder hat auffallende Erscheinungen anderer Art, großartige Kämpfe um verschanzte Stellungen, ausgedehnte Nachtgefechte, eine hartnäckige Festungsverteidigung und die Anwendung eigenartiger Kriegsmittel, mit sich gebracht, welche unsere Aufmerksamkeit erregen. In beiden Kriegen sind Truppentransportleistungen teils über das Weltmeer, teils auf einer Überlandbahn von ungewöhnlicher Länge in einem Umfange durchgeführt worden, wie wir es vordem nicht für möglich hielten. Es gilt also sicherlich, die Augen offen zu halten und das Urteil vor der Sklaverei der Gewohnheit zu bewahren.

Doch die Generation von Jena und Auerstedt war des guten Glaubens, daß sie es daran nicht fehlen lasse, ja die geschichtliche Untersuchung wird uns sogar lehren, daß sie nach dieser Richtung sehr regsam gewesen ist. Am geschäftigen Treiben hat es ihr nicht gefehlt.

Umsomehr staunen wir vor der Macht bestehender Verhältnisse und einer Tradition, mit welcher zu brechen es ihr nicht glückte. Oft war sie dem Anscheine nach nahe daran, den entscheidenden Schritt zu tun und zu einer ernsten Reform der fridericianischen Armee zu schreiten. Aber dieser Schein trog; die erlösende Tat blieb aus. Es gelang ihr am Ende doch immer nicht, sich aus den Fesseln des Hergebrachten zu befreien und den Bannkreis der einmal herrschenden Ansichten zu sprengen.

Das ist es, was uns beunruhigt und was uns fragen läßt, ob dergleichen nicht wiederkehren könne? Auch wir besitzen Überlieferungen, an denen das Herz mit Treue hängt, Einrichtungen, die wir verehren, ohne daß wir ihre Folgerichtigkeit und Zweckmäßigkeit mit mathematischer Gewißheit nachzuweisen vermögen.

Wenn die Kriegführung auf einer exakten Wissenschaft beruhte, die entscheidet, was falsch und was richtig ist, so würden sich Irrlehren nicht lange behaupten. Aber leider müssen wir uns meist damit begnügen, auf Erfahrung zu bauen, und volle Objektivität ist in militärischen Fragen sehr schwer. Wir schätzen, was wir haben, weil es sich früher einmal bewährte. Oft betrifft das noch dazu Dinge, die uns in irgend einem Zusammenhange mit der unverkennbaren Macht moralischer Größen zu stehen scheinen. Diese sind uns besonders heilig. Wer daran rührt, wird uns immer ein wenig als ein Frevler erscheinen, der die Hand an einen Tempel zu legen im

Begriffe steht. Die Rolle des Neuerers in einem Heere mit ruhmvoller Vergangenheit ist eine schwierige und meist zugleich eine undankbare, wenn nicht alsbald glückliche Kriege folgen. Darum scheuen auch sonst starke Charaktere leicht davor zurück.

Und dennoch sind die Armeereformen dringend notwendig, wenn die Welt um uns her sich ändert, weil die militärische Verfassung eines Staates in untrennbarem Zusammenhange mit der allgemeinen Kulturentwicklung steht. Gewünscht haben auch unsere Väter vor Jena und Auerstedt die Reform, aber ihren Bestrebungen mangelte der Nachdruck, ihrem Wollen der feste Entschluß, die Durchführung um jeden Preis zu versuchen. Darin haben sie gefehlt, ohne sich dessen bewußt zu werden. Wie es geschah, soll die kurze Geschichte der Jahre zwischen Roßbach und Jena uns lehren.

Trügen nicht alle Anzeichen, so kann das heutige Geschlecht noch ohne Überhebung von sich sagen, daß es hoffen darf, mit Ehren zu bestehen, wenn es sich um Sein oder Nichtsein für uns und das Vaterland handelt. Allein der Friede wird vielleicht noch lange dauern und die Welt sicherlich fortschreiten.

Wie Politik und Kriegführung auf das innigste zusammenhängen und eine mattherzige, zaghafte Politik selten von einer energischen Kriegführung gefolgt sein wird, so bestehen auch die engsten Beziehungen zwischen den Leistungen eines Heeres im Felde und seiner Entwicklungsgeschichte in der vorangegangenen Friedenszeit. Gesunde Verhältnisse hier erzeugen tüchtige Taten dort. Eine Katastrophe, wie die von 1806, tritt niemals ein, ohne daß nicht ein schleichendes Übel vorher die Kraft des Heeres untergraben hat. Gerade solche Zeiten aber sind die lehrreichen. Aus der Geschichte einer Niederlage ist oft mehr zu lernen als aus einer Reihe von Siegen. Schreiten ferner die Heere im allgemeinen siegreich fort, so werden die störenden Zwischenfälle leicht vergessen, die Irrtümer und Täuschungen kommen nicht zur Sprache, weil sie ohne verhängnisvolle Folgen geblieben sind.

Noch ein anderer Grund läßt uns den Blick zurückwenden.

Vom allgemein historischen Gesichtspunkte aus kann man sich vielleicht mit dem Mißgeschick des Vaterlandes versöhnt erklären, vom rein militärischen ist dies unmöglich. Der Soldat wird das Andenken an die den Vätern vom übermütigen Feinde zugefügte Unbill nimmermehr verwinden. Welches preußische Herz regte sich nicht un-

willig bei dem Tone, den Napoleons Siegesbulletins anschlagen. „Vermessener hatte der Glückliche noch nie geprahlt."*) Wagte er es doch, dem Könige schon zwei Tage vor der Schlacht zu schreiben: „Sire, Votre Majesté sera vaincue."**) Und an die Kaiserin nach Paris richtete er am 13. Oktober die unser Heer verhöhnenden Worte: „En peu de jours cela aura pris un caractère bien terrible, je crois, pour le pauvre roi de Prusse, que je plains personnellement, parce qu'il est bon."***) Dennoch sollte er recht behalten, sollte die Wirklichkeit seine übermütigen Prophezeiungen fast noch übertreffen. Dies alles aber geschah zwanzig Jahre nach des großen Friedrich Tode. Man muß sich das vergegenwärtigen, um ganz zu begreifen, was mit der Doppelschlacht vom 14. Oktober 1806 verloren ging.

Fast genau ein halbes Jahrhundert vorher hatte eine überwundene Armee vor Friedrich dem Großen die Fahnen gesenkt. Damit begann der Krieg, der die preußischen Waffen mit einem Ruhme sondergleichen schmückte. Die Zeiten der Spartaner unter Leonidas, der Macedonier unter Alexander und der Römer unter den Scipionen schienen zurückgekehrt zu sein. An schnelle Vergänglichkeit dieser Größe hatte niemand geglaubt. Über den Ozean drang der Ruf von Friedrichs Taten. Der virginische Bauer feierte die Schlacht von Roßbach mit, setzte den „König von Preußen" mit Vorliebe aufs Wirtshausschild und freute sich an dem Bilde, das einen Preußen darstellt, wie er ohne viel Federlesens einen Franzosen niederschlägt. Da standen die Worte darunter, „ein Franzose für einen Preußen bloß ein Moskito", und so stellte man sichs auch wirklich vor. Ein alter Genosse des Königs war's, der die Freiheitskämpfer George Washingtons disziplinierte. Als er 1792 auf seiner Farm am Oneidasee die Kunde vom Rückzuge der Preußen aus der Champagne vernahm, wollte er sie nicht für wahr halten und rief: „Es ist unmöglich, nie sah ich die preußischen Adler weichen, es ist eine von den Franzosen erfundene Lüge." Selbst als die Bestätigung kam, glaubte er an eine diplomatische Intrige und meinte

*) H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, I, S. 249.

**) Correspondance de Napoléon I., publiée par ordre de l'empereur Napoléon III. Paris, Tome XIII, p. 343.

***) Correspondance de Napoléon I., XIII, p. 344.

unwillig: „Ich muß den Prinzen Heinrich über dieses unbegreifliche Verhalten befragen.“*)

So unerschütterlich fest stand das Vertrauen auf Preußens Unbesiegbarkeit. Etwas Gleiches war in der neuen Geschichte nicht zu finden. Das alles wurde mit dem einen Schlage vernichtet.

Freilich, sechs Jahre nach der Niederlage erhob sich das Land zu neuem Glanze. Inmitten allen Elends der Fremdherrschaft hatte es die Mittel zur Wiederherstellung gefunden. Gerade das aber fesselt unsere Aufmerksamkeit an die Katastrophe. Der Schlacht von Jena und Auerstedt waren zehn Friedensjahre vorangegangen. Die viel geschmähte Periode der Neutralität hatte zeitlich die Möglichkeit zu einer hinreichenden Vorbereitung für den Entscheidungskampf geboten und war doch unbenutzt geblieben. Wie, wenn Preußen das Reorganisationswerk, das es unter den schmerzlichsten Opfern von 1807 bis 1813 vollzog, schon 1795 ernsthaft begonnen und bis 1805 durchgeführt hätte? Seiner Volkszahl nach hätte es damals leicht eine Feldarmee von 300 000 Mann aufstellen können. Entwickelte doch Scharnhorst sogar in einer vor dem Kriege an Kleist und den Herzog von Braunschweig überreichten Denkschrift die Möglichkeit, unter Vermehrung des stehenden Heeres und Aufgebot einer allgemeinen Volksbewaffnung, 520 000 Mann gegen Frankreich ins Feld zu führen.**) An den Mitteln fehlte es dem Staate nicht, denn er wußte sie ja noch zu finden, nachdem Krieg und jahrelange Fremdherrschaft das Volk auf beispiellose Weise ausgesogen hatten. Mit einem so zahlreichen und dabei zeitgemäß ausgebildeten Heere würde es, wenn eine geschickte und kühne Politik dazu kam, der Fels geworden sein, an dem sich der Strom der französischen Eroberung brach.

Die Erfahrung lehrt allerdings, daß die Völker wie die einzelnen Menschen meist der harten Prüfungen bedürfen, um sich zu bekehren und innere Wandlungen mit sich vorzunehmen. Aber nur um so dringender wird die Frage, warum dem so ist.

Vielfach haben die Zeitgenossen die Schuld an der Niederlage lediglich den Befehlshabern aufbürden wollen. Man spricht so oft von den tüchtigen Heeren, die nur schlecht geführt waren.

*) Friedrich Kapp, Leben des amerikanischen Generals Friedrich Wilhelm v. Steuben. Berlin 1858. S. 61, 588 und 589.

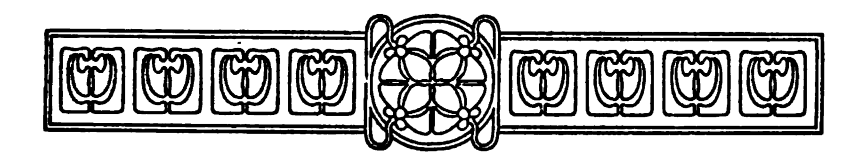
**) Die Denkschrift wird im Abschnitt VII eingehend besprochen.

Das mag zutreffen unter Verhältnissen, wo im ganzen Heerwesen ein ursprünglicher Naturalismus herrscht, also bei wilden oder halbwilden Völkern. Dort kann eine angeborene Tapferkeit von fehlerhafter oder verständnisloser Leitung falsch verwendet werden. Nicht so bei Kulturstaaten. Dieselben Kräfte, die hier gute Truppen heranbilden, bringen auch brauchbare Führer an die Spitze. Das eine ist ohne das andere nicht zu denken. Das Genie macht wohl insofern eine Ausnahme, als es auch mit schlechten Mitteln Bedeutendes zu leisten versteht. Im allgemeinen aber darf die Regel gelten, daß eine gute Armee und gute Führung etwas Unzertrennliches sind, und daß sich die Verantwortlichkeit des einen Teils von der des anderen nicht sondern läßt.

Dies führt zur Untersuchung der inneren Zustände der preußischen Armee von 1806 hinüber, die vielfach falsch beurteilt werden. Die Geschichte der Reformversuche vor Jena beansprucht dabei eine vornehmliche Beachtung.

Da jede Besserung von der Selbsterkenntnis ausgehen muß, so knüpft sich hieran die natürliche Frage: „wie dachte man in jener Zeit über die eigene Leistungsfähigkeit, wie über diejenige des Feindes, welches Bild hat man sich, ehe das Unheil kam, von dem Zusammenstoße mit Frankreich gemacht?" Es regt sich der Wunsch, zu ermitteln, welche Anstalten der Staat getroffen hatte, um die Fortschritte seiner Nachbarn zu beobachten, welche Stellung die freie militärische Forschung einnahm, welchen Standpunkt die zeitgenössische Literatur. Gewiß ist es nicht leicht, das Bild vergangener Zeiten treu wiederherzustellen. Gerade die Fülle des Materials und die Widersprüche erschweren die Arbeit. Doch soll der Versuch gewagt sein.





II. Die beiden Schlachten.

Wenige Meilen trennen die Roßbacher Wahlstatt von Jena und Auerstedt, zeitlich liegen die beiden dort geschlagenen Schlachten ein halbes Jahrhundert auseinander, aber auch dieser Abstand erscheint dem rückwärts gewandten Blicke des Forschers nur als ein geringer. Umsomehr fesselt ihn der jähe Wandel der Geschicke.

Fast mühelos wurde mit schwachen Kräften bei Roßbach der glänzendste Sieg erfochten. Trotz günstigerer Stärkeverhältnisse erlag das Heer aus des großen Königs Schule bei Jena und Auerstedt demselben Gegner, der inzwischen fortgeschritten war. Die fridericianische Armee wurde an dem einzigen Tage des 14. Oktober 1806 derart zertrümmert, daß der Widerstand fast vollständig aufhörte und die ruhmvolle preußische Monarchie nahezu waffenlos zu den Füßen des übermütigen Siegers lag. Wäre die Geschichte des Siebenjährigen Krieges nicht da, so könnte man beim Anblick des so schnellen und völligen Zerfalls vermeinen, sie habe niemals auf einem sicheren Grunde gestanden. Und doch legen die Prüfungen sondergleichen, denen sie von 1756 bis 1763 unterzogen worden war, ein beredtes Zeugnis gegen diese Annahme ab. Bei näherem Einblick in die einzelnen Vorgänge aus den Tagen der Niederlage erkennt man sogar, daß von der alten wetterharten Festigkeit noch manches im Heere übrig war, wenn es auch bei dem allgemeinen Zusammenbruch nicht zur Geltung kam.

Roßbach.

(Hierzu ein Schlachtplan.)*)

Eng zusammengedrängt, die Kompagniegassen seiner Zeltenstadt schmaler als sonst gereiht, lagerte König Friedrichs kleines Heer am 5. November 1757 früh zwischen Bedra und Roßbach, den Leihabach mit seinen weichen Ufern schützend vor der Front. Es zählte nicht mehr als 21 600 Streiter, wovon 16 200 dem Fußvolk, 5400 der Reiterei angehörten. Die letzten Erinnerungen dieser Armee knüpften sich an die blutige Niederlage von Kolin, an den Rückzug aus Böhmen, an die spannungsvollen Tage von Zittau, die Eilmärsche, welche Haddicks Zug nach Berlin notwendig gemacht, sowie an das lange, vergebliche Harren auf die Wiederkehr des Glückes in Thüringen und an der Saale. Aus Schlesien kam gerade jetzt eine Unglücksbotschaft über die andere.

Gegenüber auf den beherrschenden Hügeln von Mücheln und Branderoda stand das Heer der Verbündeten, nach allen Entsendungen noch 41 000 Mann stark. Seinen Kern bildeten 30 000 Franzosen, Truppen, die im österreichischen Erbfolgekriege unter berühmten Generalen manchen Lorbeer errungen hatten und die noch immer in höchstem Ansehen standen.**)

Ihr Führer war der Prinz von Soubise, kein ausgezeichneter Feldherr, aber doch immerhin nicht die lächerliche Spottfigur, die der Volkswitz nach der Niederlage aus ihm gemacht hat. „Als Befehlshaber ist er tapfer, unermüdet, uneigennützig, genau in der Disziplin, aber unwissend und für sich eingenommen. Seine Pläne greifen weit aus, aber sind nicht hinreichend durchdacht.“ So schildern ihn seine Zeitgenossen.***)

Die kaiserlichen und Reichstruppen standen unter dem Reichs-General-Feldzeugmeister Herzog zu Sachsen-Hildburghausen, den der

*) Skizze 1.

**) Vgl. Dickhuth, Major im großen Generalstabe und Lehrer an der Königlichen Kriegsakademie: Die Schlacht von Roßbach, Vortrag, gehalten in der militärischen Gesellschaft zu Berlin am Friedrichstage, den 24. Januar 1900.

***) Galérie des aristocrates militaires. Neues militärisches Journal, Bd. V, S. 131.

König allerdings „vor einen Narren hielt", den die Seinen aber als einen tapferen und umsichtigen Mann schätzten, und der bei Roßbach unter den schwierigsten Umständen brav seine Pflicht tat.

Die Verhältnisse lagen am Morgen jenes denkwürdigen 5. November recht ernst für die Preußen. Jedenfalls hatten sie keinerlei äußere Umstände auf ihrer Seite. Der Feind war doppelt so stark wie sie, bisher auch noch von keinem ernsten Rückschlage betroffen worden. Er gebot zudem über den Vorteil der Stellung. Tags zuvor hatte Friedrich, so sehr er auch die gute Gelegenheit zum Angriff ersehnte, auf diesen verzichten müssen, als er seine Armee über Bedra und Leiha hinaus vorführte, aber den Feind unvermutet in voller Kampfbereitschaft vorfand. Dann war er in das Lager zurückgekehrt, wo er heute stand. Das steigerte die Zuversicht bei den Verbündeten, und sie schöpften den Mut, nun ihrerseits etwas gegen den König zu unternehmen. Hildburghausen hatte den Entschluß dazu in der letzten Nacht gefunden und zeitig des Morgens dem zögernden Soubise hierüber bündigen Bescheid geschrieben.

In der nun kommenden Schlacht durfte das preußische Heer nur auf seinen Mut, seine Mannszucht, seine Waffentüchtigkeit und das Glück seines großen Königs zählen.

Auf dem Schortauer Hügel, der Friedrichs Lager um etwa 40 m überragt, von demselben nur 3000 Schritt entfernt und es vollkommen überblickend, stand der französische General Graf Saint Germain mit einem Korps von einigen tausend Mann. Ein anderes unter Laudon auf dem Galgenberge südlich Gröst. Beide hatten die Preußen zu beobachten und die Bewegungen der eigenen Armee zu sichern.

Um 8 Uhr in der Frühe wurde im Lager der Verbündeten Generalmarsch geschlagen, aber der Aufbruch verzögerte sich noch, und erst gegen Mittag setzten sich die Franzosen in Bewegung. Möglich, daß die geringe Neigung des Prinzen Soubise, mit dem Könige eine Schlacht zu wagen, dabei ihre Rolle gespielt hat. Zunächst war jedenfalls die Absicht der beiden verbündeten Feldherren nur soweit übereinstimmend, als sie sich entschlossen hatten, die schutzlose linke Flanke des preußischen Heeres südlich von Roßbach zu umgehen. Infolgedessen ging der Marsch nach rechts hin durch die tiefe Mulde von Branderoda hindurch auf die jenseitigen Höhen in der Richtung gegen Zeuchfeld, das wieder in der Tiefe liegt. Dort verschwanden sie von

neuem. Bei Zeuchfeld angekommen aber bogen die Spitzen scharf nach links gegen Osten um. Die vorauf reitende Kavallerie erstieg die Höhen von Pettstädt, und weiter ging der Marsch auf das südlich dieses Dorfes gelegene „Luftschiff" zu. In der linken Flanke klärten Dragoner und Husaren gegen die Preußen auf.

Drüben hatte der König des Morgens vom Dachgeschosse des Herrenhauses zu Roßbach aus den Feind erkundet. Durch Wegräumen einiger Ziegel war ihm ein Ausblick geschaffen worden, den heute ein Fenster gewährt.*) Längere Zeit beobachtete er die feindliche Armee und die Vorgänge vor ihrer Front. Dann ließ er den Kapitän v. Gaudi statt seiner bei dem Auslug zurück. Durch zahlreiche Meldungen wurde er bald vom Aufbruch der Verbündeten gegen Süden hin unterrichtet. Wissend, daß in deren Lager seit mehreren Tagen Mangel herrschte, glaubte er an ihren Rückzug gegen die Unstrut, nicht aber an einen Vormarsch auf Weißenfels oder Merseburg, geschweige denn gar an einen Angriff. Saint Germains Korps sah er für eine Arrieregarde an, die später dem Heere folgen werde, sobald dieses den nötigen Vorsprung gewonnen habe. Sie sollte die Kosten des Tages tragen, wenn auch die sehnlich erwünschte Gelegenheit zu einem großen Entscheidungsschlage dem Könige abermals zu entschlüpfen schien — gewiß zu seinem tiefen Verdruß. Ein Teil des Heeres wurde bestimmt, Saint Germain anzugreifen, wenn die Masse der Verbündeten weit genug war, um ihn nicht mehr unterstützen zu können.

Gaudi sah inzwischen die Kolonnenspitzen des feindlichen Heeres in der Gegend von Zeuchfeld verschwinden und dann nach geraumer Zeit auf den Höhen von Pettstädt wieder auftauchen, was sich durch die Gestalt des Geländes erklärt.**) Er nahm auch die veränderte Richtung wahr, die etwa auf Reichardtswerben hinwies. Mit nicht geringer Sorge erkannte er seines Königs anscheinend sehr gefährliche Lage; denn während die Masse des feindlichen Heeres diesen südlich zu umgehen drohte, stand Saint Germain noch immer westlich vor der Front der preußischen Macht. Nur kurze Zeit, und die kleine Armee

*) Der Siebenjährige Krieg 1756 bis 1763. Herausgegeben vom großen Generalstabe, kriegsgeschichtliche Abteilung 2, V. Bd., S. 207 u. ff.

**) Die Umgebung von Zeuchfeld ist in einer Breite von mehreren tausend Schritten vom Gutshause zu Roßbach aus nicht zu übersehen.

mußte, wenn der doppelt stärkere Gegner zugriff, in bedenklicher Weise zwischen zwei Feuer geraten.

Gaudis eilige Meldung fand beim Könige anfangs keinen Glauben und ungnädige Aufnahme. Friedrich stieg selbst wieder auf den Dachboden. Doch gerade jetzt war bei Pettstädt nur feindliche Reiterei zu erblicken, und der König glaubte anfangs, seine Meinung neu bestätigt zu sehen. Erst nach einiger Zeit erschien auch die Infanterie der Verbündeten hinter der Reiterei, südlich an Pettstädt vorüberziehend, auf den Höhen beim „Luftschiff".

Nun schwanden die Zweifel. Der sonst so langsame Gegner hatte mit seinem Entschluß den König diesmal überrascht. Die Gefahr war dringend, unverzügliches Handeln notwendig. Doch es verstrich jetzt auch kein Augenblick mehr ungenützt. Ebenso geschickt als schnell wußte Friedrich der bedrohlichen Absicht des Feindes zu begegnen. „An dem Tage dieser Bataille konnte man ihn in seiner wahren Größe sehen."*) Sein Entschluß stand sofort fest, nicht in der Verteidigung abzuwarten, nicht sich nur aus der Schlinge zu ziehen, sondern Saint Germain auf der Schortauer Höhe fernerhin lediglich zu beobachten, das feindliche Hauptheer aber noch im Marsche überraschend anzufallen. So sollte die Schlacht geschlagen werden, deren er so dringend bedurfte, um sein Schicksal zu wenden. Nach 2 Uhr hatte die Szene auf dem Gutshause von Roßbach gespielt, und um 2½ Uhr schon brach die preußische Armee auf. Bei Schortau blieben 7 Eskadrons Husaren und das Frei-Bataillon Mayr stehen. 33 Schwadronen, in zwei Treffen formiert, nahmen unter Seydlitz' Führung die Spitze, um dem Feinde den Weg auf Merseburg zu verlegen. Die Armee folgte, treffenweise in zwei Kolonnen, hinter dem Janushügel fort nach Osten, mit der Richtung auf Groß-Kayna.

Der Hügel dehnte sich im Rücken des Lagers aus. Er ist flach gewölbt und nicht sehr bedeutend, wenn auch Kayna und Braunsdorf an 120 Fuß tiefer liegen als seine höchste Erhebung. Die Böschung dorthin senkt sich 2000 Schritt weit ganz flach hinab, und die Neigung läßt sich kaum erkennen. Die preußische Armee bewegte sich auf deren oberem Teile hin; doch dies genügte, sie eben dem Blick des Gegners zu verdecken. Gegen den Einblick schützten sie außerdem 5 Schwadronen Szekely-Husaren,**) welche vorwitzige Reiter-

*) Worte Gaudis in seinem Journal.

**) So daß Seydlitz im ganzen über 38 Schwadronen verfügte.

patrouillen der Verbündeten zurückwiesen. Nur die Führer ritten auf dem Rücken entlang, Seydlitz an ihrer Spitze.

Südlich überragen die Höhen von Pettstädt den Janushügel um 40 m. Von dorther beobachteten die Generale der Verbündeten seit etwa 2 Uhr nachmittags das preußische Lager in seiner linken Flanke. Anfangs stand es unverändert da, aber über den Entschluß zum Angriff, für den auch erst noch das freie Gelände zwischen Lunstädt und Reichardtswerben gewonnen werden mußte, herrschte noch immer keine Einstimmigkeit. Soubise dachte mehr daran, die Aufgabe des Tages durch ein Manöver als durch die Schlacht zu lösen. Er wollte am 5. nur eine Stellung gewinnen, die des Königs linke Flanke ernstlich bedrohte. Energischer war der Herzog von Hildburghausen gesonnen. Auch er glaubte freilich, daß der Umgehungsmarsch den König zum Rückzug zwingen werde, weil er den Saale-Übergang von Merseburg nicht preiszugeben vermochte. Das hätte ganz im Stile der Zeit gelegen. Aber er schreckte doch auch vor dem Angriff und dem Waffengange, wenn es dazu kommen sollte, nicht zurück.

Vielfache Verhandlungen hatten zwischen den beiden Feldherren während des Flankenmarsches stattgefunden. Endlich scheint Hildburghausens Geduld erschöpft gewesen zu sein. Er soll unwillig in die verletzenden Worte ausgebrochen sein: „Da sieht man, wie Ihr Herren Franzosen seid! Wenn der Feind vorrückt, zieht Ihr Euch zurück, und wenn es sich darum handelt, auf ihn loszugehen, macht Ihr Halt!" Inzwischen harrte das Heer seit 2 Uhr am „Luftschiff", wo es den Marsch unterbrochen, auf weitere Befehle.*)

Drüben beim preußischen Lager aber sah man Wunderbares sich ereignen. Die Zelte waren verschwunden wie eine plötzlich niedergeworfene Theaterdekoration, die Reiterscharen des Königs bald darauf im welligen Gelände untergetaucht; die Infanterie folgte. Alles zog, wie man deutlich unterschied, ostwärts; das war der Weg nach Merseburg, zur Saale und zum Rückzuge. Dorthin dem Könige zuvorzukommen oder doch seine Arrieregarde beim Flußübergange in die äußerste Bedrängnis zu bringen, schien jetzt die Aufgabe der Verbündeten zu sein. An etwas anderes dachte man nicht. Nun-

*) Die Spitzen der Marschkolonnen befanden sich um diese Zeit westlich des Lohhügels, die Mitte beim Luftschiff und das Ende am Steinberg. Die Generale hatten erst von diesem aus erkundet und waren dann vom Luftschiff auf dem Kahlendorfer Wege vorgeritten.

mehr stimmte auch die französische Generalität Hildburghausen aus eigener Überzeugung zu. Graf Revel,*) der sich bei der beobachtenden Kavallerie befunden, kehrte von dort mit der Versicherung zurück, daß die ganze preußische Armee tatsächlich auf dem Rückzuge nach Merseburg begriffen sei, und daß sich auf den Höhen bei Lunstädt nur noch einige Husaren befänden, um diesen Rückzug zu verschleiern. Soubise, der selbst vorgeritten war, bestätigte Revels Angaben, die dennoch auf einer Täuschung beruhten. Die Székely-Husaren hatten keinen Einblick in des Königs Marsch gestattet; doch nur zu leicht glaubt man im Kriege durch den Augenschein bestätigt, was man für wahrscheinlich zu halten geneigt ist. Die Armee trat wieder an. Der Marsch sollte beschleunigt werden.

Bei Reichardtswerben stiegen die Spitzen bereits ebenso tief hinab, als der Janushügel liegt. Nach Osten senkt sich das Gelände allmählich noch etwas; dann hat man dort die flache Welle des Pölzenhügels vor sich, der auf etwa 1000 Schritt Entfernung den Gesichtskreis abschließt.

Obwohl eine Meldung sagte, daß preußische Kavallerie hinter der Höhe aufmarschiert sei, so steuerte man doch nicht einmal der in den Marschkolonnen eingerissenen Unordnung. Nach dem Ausscheiden von Saint Germains Korps hatte Prinz Soubise eine neue Ordre de Bataille gebildet. Dieser zufolge standen, wie gewöhnlich, zwei Treffen hintereinander, Infanterie in der Mitte, Kavallerie auf den Flügeln, dahinter aber noch ein drittes, das Reservekorps des Heeres. Wenn aus dieser Aufstellung nach rechts abgeschwenkt und marschiert wurde, entstanden drei nebeneinander herziehende Kolonnen. So war es geschehen. Die linke Kolonne, das erste Treffen, bestand vorn aus 16 deutschen Eskadrons, dann folgten 16 französische Bataillone und am Ende 12 französische Eskadrons. Die Kolonne rechts daneben, das zweite Treffen, hatte 17 deutsche Eskadrons an der Spitze und dahinter 16 französische Bataillone. Wieder rechts daneben marschierte vorn das französische Reservekorps und dahinter die Infanterie der Reichsarmee, der ihre Geschützreserve folgte. Nun war noch die besondere Anordnung getroffen, daß die französische Reserveartillerie sich zwischen die zweite und dritte Kolonne hineinschieben sollte. Sie mußte aber dem Landwege nach Zeuchfeld folgen,

*) Maréchal des logis der französischen Armee.

und da die erste und zweite Kolonne ihre Richtung so gewählt hatten, daß dieser Weg zwischen ihnen lag, so geriet die französische Reserveartillerie zwischen sie hinein. Als sich bei Zeuchfeld die Marschrichtung nach Osten hin änderte, drängte sich auch das französische Reservekorps noch zwischen die Reserveartillerie und die zweite Kolonne, während die Reichsinfanterie auf dem alten Platze an der äußersten Rechten blieb, dort aber weit zurückhing. Während des Halts am „Luftschiff" benutzte sie dann die Gelegenheit, um nach vorn hin aufzukommen. So hatte sich eine unbehilfliche Masse von fünf Kolonnen nebeneinander geformt, die sich nun beim Weitermarsch in ziemlicher Eile vorwärts schob. Der Zwischenraum zwischen den Treffen war dabei nur ein geringer. Leicht erkennt man, welche Verlegenheit entstehen mußte, wenn sie unerwartet auf eine schon entwickelte feindliche Front traf. Vorauf eilte ihr zwar eine schwache Avantgarde von 6 Eskadrons, und 1 Dragoner-, 1 Husaren-Regiment deckten sie in der Richtung gegen die Preußen hin, aber dieser schwache Schirm vermochte sie vor einem kräftige Stoße nicht zu schützen.

Nach der damaligen Exerzierschule würde die Armee in der Richtung nach ihrer Marschspitze hin regelrecht nur derart haben aufmarschieren können, daß die vordersten Züge auf dem Haken schwenkten, die anderen ihnen folgten, und daß, wenn alles in der neuen Richtung war, nach der Frontseite eingeschwenkt wurde.*) Hierzu gehörte natürlich Zeit, und das Manöver wurde unausführbar, sobald der Feind dazwischen fuhr. Indessen hier schien ja volle Sicherheit gegeben; Friedrichs Abmarsch hatte fast den Eindruck einer Flucht gemacht, und es galt, ihm den Rückzug abzuschneiden, die Preußen am Entkommen zu hindern. Voll Eifer, dies zu erreichen, ließ Soubise die französische Kavallerie des Reservekorps heranholen und setzte sich an ihre Spitze; bald danach wurden auch die am Ende des ersten Treffens marschierenden Regimenter vorgezogen, die Seitendeckung herbeigeholt und zwei andere Regimenter mit der Sicherung nach der Flanke beauftragt. Die Kavallerie marschierte schneller als das nachfolgende Fußvolk mit den Geschützen, und so hatte sie in jenem Augenblick, als sie in der Tiefe nördlich Reichardts-

*) Freilich wurden im Frieden auch noch andere Aufmarscharten geübt, praktisch jedoch gar nicht oder nur ausnahmsweise angewendet.

werben den Pölzenhügel vor sich sah, an 2000 Schritt Vorsprung vor jenen gewonnen.

König Friedrich hatte sich anfangs bei der Roßbacher, später bei der Lunstädter Rüster auf dem Janushügel aufgehalten, den Feind und den Marsch der eigenen Armee gegen Osten hinter dem Janushügel mit dem Feldherrnauge verfolgend. Als die feindliche Kavallerie drüben in guter Kanonenschuß-Entfernung achtlos durch die Senkung von Reichardtswerben trabte, befahl er dem Obersten v. Moller, welcher mit 18 schweren Geschützen rechts neben der Infanterie herzog, auf dem Janushügel aufzufahren. Das Feuer wurde um 3¼ Uhr nachmittags überraschend und voll Wirkung eröffnet. Trotzdem setzte die Reitermasse der Verbündeten ihren Eilmarsch fort; die Batterie konnte ja wohl einer preußischen Nachhut angehören, welche bestimmt war, des Königs Rückzug zu decken. Nur eine französische Batterie von 8 schweren Geschützen wurde ihr westlich am Wege Reichardtswerben—Groß-Kayna entgegengestellt. Diese stand in der Tiefe und vermochte nicht viel auszurichten, da von den preußischen Stücken nur die Mündungen und die oberen Teile der Räder über die Höhe hinwegragten.

Seydlitz' Reiterei war zu gleicher Zeit bis hinter den Pölzenhügel gelangt, und ihr Führer erkannte, daß er jetzt schon, wenn er Front machen ließ, die heranrückenden Spitzen der feindlichen Kavallerie nach beiden Seiten mit seiner Linie überragen würde und umfassen konnte. So ließ er denn einschwenken und anreiten. Da er für diesen Tag alle Schwadronen auf zwei Glieder gestellt hatte, so nahmen diese eine erheblich größere Breite ein als gewöhnlich. Die Szekely-Husaren waren außerdem, nach Erfüllung ihrer Pflicht, den Marsch zu verschleiern, hinter dem Pölzenhügel herum auf den äußersten linken Flügel herangerufen worden.

So kam es, daß vor den erstaunten Verbündeten auf dem flachen Abhange des Pölzenhügels zwischen dem Janushügel und dem Posendorfer Berge urplötzlich eine an 1300 bis 1400 Schritt breite Wand preußischer Reiter auftauchte und sich „mit einer unglaublichen Geschwindigkeit", wie französische Berichte versichern, auf die noch nicht entwickelten Kolonnen stürzte. 15 Eskadrons kamen im ersten, 18 Eskadrons 300 Schritt dahinter im zweiten Treffen daher, links neben diesen, um einige hundert Schritt hinausgeschoben, die Szekely-Husaren. Der Stoß richtete sich gegen die Spitzen und die rechte

Flanke der völlig überraschten Verbündeten. Man muß es ihnen jedoch lassen, daß sie, so sehr auch die schnelle Änderung des Bildes, welche die Träume vom leichten Verfolgen des flüchtenden Gegners wie einen Nebel zerstreute, auf sie gewirkt haben möge, sich mannhaft verhielten. Die vordersten deutschen Regimenter marschierten auf, andere bildeten Staffeln dahinter. Den Prinzen von Hildburghausen an der Spitze stürmen sie dem preußischen Treffen entgegen, auch die übrigen reiten hintereinander an, wenngleich ihre Manövrierfähigkeit nicht überall ausreicht, um sie schnell zur Attacke zu ordnen. Die französische Batterie nahm sofort das Feuer gegen Seydlitz' Reiter auf, und es gelang deren erstem Treffen nicht, die entgegenkommende Woge zu durchbrechen. Ein Handgemenge folgte. Aber Seydlitz hatte inzwischen, schnell entschlossen, das zweite Treffen derart herangeführt, daß es die beiden Flügel des Gegners umfaßte. Dieser weicht, und das erste preußische Treffen erhält Luft zum Nachhauen, während gleichzeitig die Székely-Husaren in die rechte Flanke der schon in Unordnung geratenen feindlichen Eskadrons einbrechen, die nun völlig geworfen werden.

Jetzt erst kommen die inzwischen aufmarschierten französischen Reiter-Regimenter heran; sie versuchen ihrerseits, rechts und links zu überflügeln, aber die preußischen Eskadrons haben sich rasch wieder geordnet und eilen ihnen entgegen. Im wilden Durcheinander sind sie bald geworfen, und ihre Batterie fällt in die Gewalt der Sieger.

Die geschlagenen Reitermassen jagen nun westlich an Reichardtswerben vorüber in der Richtung von Storkau und Obschütz davon. Ein Teil stürzt in den tiefen Hohlweg, der, heute verschwunden, damals nördlich Reichardtswerben noch bestand. Der Schrecken pflanzt sich bis in die Reihen der nachfolgenden Infanterie fort, deren Ruhe und Ordnung dadurch vom ersten Augenblick an erschüttert ward. Zum großen Teile verschwindet die geschlagene verbündete Reiterei damit vom Schlachtfelde.

Seydlitz stürmt ihr nicht nach; in kühler Berechnung, die ihm sagt, daß hier noch mehr zu tun sein würde, hält er seine Schwadronen am Hohlwege fest, ordnet sie von neuem und führt sie, weiter links südlich ausholend, in eine Bereitschaftsstellung zwischen Tagewerben und Storkau, wo er sie, wiederum in zwei Treffen formiert, Front nach Nordwesten, gegen die feindlichen Marschkolonnen aufstellt.

Das glückliche Zusammentreffen von Seydlitz' Angriff mit der Wirkung der schweren Artillerie des Königs war von erstaunlichem Erfolg gewesen und entschied die Schlacht fast schon im Augenblicke der Einleitung.

Die preußische Infanterie hatte mittlerweile ihren Marsch hinter der Artilleriestellung herum in südöstlicher Richtung fortgesetzt. Der König sah jetzt, wie die Attacke seiner Reiter Verwirrung bis in das feindliche Fußvolk trug, das in Hast versuchte, sich aus seiner schwerfälligen Marschformation in Schlachtlinie zu setzen. Er beschloß, ungesäumt anzugreifen und ließ zur Front einschwenken, 18 Bataillone im ersten, 5 im zweiten Treffen, eines in der äußeren Flanke.*) Da der rechte Flügel zum Schutze gegen ein Eingreifen Saint Germains bei Lunstädt zurückgehalten werden sollte, so trat die Linie in Bataillonsstaffeln vom linken Flügel an, der die Richtung auf Reichardtswerben erhielt. Alles zog sich halblinks, um den Gegner mit Sicherheit zu überflügeln. Nicht mit einem Male, wie Seydlitz' geschlossene Reiterwand, sondern Bataillon für Bataillon nacheinander tauchte sie vom Janushügel her vor den Verbündeten auf. Mollers große Batterie ging weiter vor und beschoß mit furchtbarer Wirkung die gedrängten feindlichen Kolonnen. Vor dem äußersten rechten Flügel hatte Herzog Ferdinand von Braunschweig, der dort kommandierte, bei Nahlendorf eine andere Batterie mit der Front gegen Süden auffahren lassen. Die Unordnung in den feindlichen Marschkolonnen steigert sich in bedrohlichem Grade. Die zwischen die Treffen eingekeilte schwere Artillerie sucht sich Raum zu schaffen, und es gelingt auch am Nordabhange des Lohhügels, einige Batterien in Stellung zu bringen, aber das Ganze drängt sich doch mehr und mehr im Wirrwarr durcheinander. Das zweite Treffen gerät vollkommen in Unordnung, beginnt ohne Befehl das Feuer, Panik reißt ein, und es wendet sich zur Flucht.

Inzwischen war der Prinz von Hildburghausen, trotz einer Wunde, die er im Reiterkampfe erhalten, schnell zu den französischen Infanterie-Regimentern zurückgeeilt, die sich vorn in der marschierenden Masse befanden. Ihre Offiziere versichern ihn, sie würden nunmehr den Janushügel mit dem Bajonett stürmen. Es gelingt ihnen, Angriffskolonnen, die damals schon in der französischen Armee bekannt waren, zu bilden und unter dem Rufe „Vive

*) 2 Bataillone Winterfeldt deckten die Bagage.

le roi!" rücken sie in der Tat den Preußen entgegen. Sie kommen bis auf 40 Schritt an deren Linie heran. Aber die Stückkugeln von Mollers Batterie reißen weite Lücken in die dichten Massen. Aus nächster Nähe krachen ihnen die Salven der gerade auf ihre Marschspitzen treffenden Regimenter Kleist und Alt-Braunschweig entgegen, 5 Bataillone des preußischen linken Flügels schwenken überflügelnd herum und nehmen sie in der Flanke. Da ist es auch um ihre Haltung geschehen. Ein zweiter Kavallerieangriff entschied vollends das Schicksal des Tages.

Seydlitz hatte südwestlich von Tagewerben die Vorgänge bei den Marschkolonnen der Verbündeten aufmerksam beobachtet. Als er sieht, daß dort die Unordnung allgemein wird, läßt er seine beiden Treffen wiederum vorwärtsstürmen. Vergeblich suchen einige Bataillone, sie aufzuhalten. Unwiderstehlich brechen die preußischen Reiter ein. Des Königs Infanterielinie rückt gleichzeitig heran. So sieht sich der Feind vorn in der Marschrichtung und auch von beiden Seiten her umfaßt, und die ganze Masse löst sich, um an Obschütz und Markröhlitz vorüber der Unstrut zuzuströmen. Der größte Teil der schweren Artillerie, viele Bataillonsgeschütze und Munitionswagen bleiben verlassen stehen und fallen in die Hand der Sieger. Nur wenige Bataillone bewahren unter Soubises eigener Führung gute Ordnung, decken zur Not den allgemeinen Rückzug und verlassen noch geschlossen das Schlachtfeld.

Graf Saint Germain sah eine Zeitlang die Bewegungen der Preußen von seiner Höhe aus mit an. Statt den Schortauer Hügel hinabzusteigen, das Frei-Bataillon Mayr nebst den Husaren zu vertreiben und sich auf des Königs rechten Flügel zu werfen,*) marschierte er, als er die unglückliche Wendung gewahrte, welche die Dinge für die Seinen nahmen, über Groest hinter der eigenen Armee her, Laudon mit sich nehmend. Dennoch traf er nur gerade zeitig genug ein, um noch einiges für die Deckung des Rückzuges zu tun. Zu einer größeren gemeinsamen Gefechtshandlung gegen die nachsetzenden Preußen kam es nicht mehr, sondern nur zu vereinzelten Kämpfen eines Teiles seiner Truppen.

„Herr von Saint-Germain führte die Arrieregarde mit vieler

*) Der König hatte diesen Fall vorgesehen und den Herzog Ferdinand von Braunschweig auf dem rechten Flügel mit der Abwehr betraut.

Ordnung und Klugheit", sagt der französische Bericht, aber Saint Germain selbst setzte ehrlich die Bemerkung hinzu: „Niemals wdr größere Unordnung und weniger guter Wille."

Es ist bekannt und bedarf keiner weiteren Darstellung, wie vollkommen die Auflösung der geschlagenen Armee war. Hildburghausen berichtet wörtlich an den Kaiser: „Es ging alles über und über. Es war keine Möglichkeit, einen Troupp mehr herzustellen, und wenn man meynte, eine Eskadron oder ein Bataillon bey einander zu haben, durfte nur eine einzige Stückkugel darunter fahren, da liefe Alles wie die Schaafe davon, unser größtes Glück war, Allergnädigster Herr, daß es Nacht geworden ist, sonsten wäre, bey Gott, nichts davongekommen."*)

Die verbündete Armee verschwand vorerst vom Kriegsschauplatz.

„Eilen wir, die Ehre der Nation zu retten, und werfen wir alle Schuld auf die Reichsarmee", schrieb Prinz Soubise dem Kriegsminister. In der Tat hatten die französischen Truppen mehr getan und sich in besserer Haltung gezeigt als die Kontingente der deutschen Kreise, aber dennoch war auch ihr Widerstand unbeholfen genug gewesen. Der Sieg kostete den König alles in allem nur 30 Offiziere, 518 Mann. 4 Generale waren verwundet, darunter Prinz Heinrich und Seydlitz. Seine Beute bestand in vielen Fahnen, 21 Standarten und 72 Kanonen. Der Troß der Verbündeten, welcher dem Heere gefolgt war und sich westlich Pettstädt festgefahren hatte, fiel zum größten Teil in die Gewalt der preußischen Reiter. Der Verlust der Verbündeten belief sich auf etwa 650 Offiziere und 9500 Mann. Die Schlacht hatte nicht voll 1½ Stunden gewährt, das Infanteriegefecht eigentlich nur 15 Minuten. 2 preußische Bataillone verfeuerten 12 bis 15 Patronen, 5 andere weniger, die übrigen gar nichts. Friedrichs weltberühmter Sieg hätte — nach heutigem Maße gemessen — kaum zwei Infanterie-Munitionswagen geleert.

Gewiß ward niemals ein blutiger Streit unter schwierigen Verhältnissen mit einem leichteren und glänzenderen Erfolge beendet. Der König hätte, wie Cäsar, von sich sprechen können: „Veni, vidi, vici!" Noch am Abend des Tages sandte er die Siegesbotschaft nach Magdeburg an die Königin und seinen Minister Podewils. Seiner

*) Dickhuth, Die Schlacht von Roßbach. 3. Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1900, S. 135.

Schwester, der Markgräfin von Bayreuth schrieb er noch den Zusatz: „Après tant d'alarmes, voici, grâces au Ciel, un évènement favorable, et il sera dit que 20 000 Prussiens ont battu 50 000 Français et Allemands. A présent, je descendrai en paix dans la tombe, depuis que la réputation et l'honneur de ma nation est sauvée. Nous pouvons être malheureux, mais nous ne serons pas déshonorés.“*)

Fragt man sich nun, welche Eigenschaften im preußischen Heere diesen Erfolg sondergleichen zuwege gebracht, so muß man an erster Stelle des großen Königs starken Willen zum Siege nennen. Er bedurfte eines solchen, und daher gab es für ihn kein Bedenken und kein Zögern, als sich ihm die Gelegenheit bot. Dieser Wille gebar den schnellen Entschluß zum Linksabmarsch und zum Angriff. Des Königs rascher Blick, seine Geübtheit und Sicherheit in der Handhabung der Truppen machten die unvergleichliche Durchführung des Schlachtplanes möglich. Aber es gehören dazu auch der unbedingte Gehorsam und die aus sorgfältiger Ausbildung hervorgegangene Gewandtheit von Führern und Soldaten, endlich deren festes Vertrauen zu ihrem Könige und zu dessen überwältigendem Kriegsgenie. Dadurch wurde jedes Stutzen und jede Unentschlossenheit aus ihren Reihen verbannt. Vortrefflich wirkten die verschiedenen Waffen zusammen. Ehe die Kavallerie anrückte, brachte die schwere Artillerie die feindlichen Reiter aus der festen Ordnung und beraubte sie so eines guten Teiles ihrer Kraft. Sobald das Feld von denselben freigemacht war, kam auch die Infanterie schon heran, und das Geschütz richtete sich gegen das feindliche Fußvolk. Im Augenblicke, da dieses geworfen wird, haben sich die preußischen Schwadronen neu geordnet und brechen in die Weichenden ein, um deren Niederlage zu vervollständigen. Mehr Übereinstimmung ist nicht zu verlangen.

Wie war diese, wie der große Erfolg der preußischen Taktik überhaupt erreicht worden?**)

---

*) Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen, Bd. XVI, S. 8.

**) Im allgemeinen folgt unsere Darstellung hier dem 5. Heft der Urkundlichen Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres, herausgegeben vom Großen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abteilung: Jany, Die Gefechtsausbildung der preußischen Infanterie vor 1806.

Der Kampf der Infanterie in langen Linien entsprang dem Bestreben, die Feuerwirkung aufs höchste zu steigern. Durch Treffsicherheit des einzelnen Schusses, worauf wir heute so großen Wert legen, war damals wenig zu erreichen. Die Gewehre schossen zu ungenau. Nur Massenwirkung konnte helfen; daher wurde der Kampf um die Feuerüberlegenheit zu einem Wettstreit in der Feuergeschwindigkeit. Friedrich gewann seinen ersten Sieg bei Mollwitz durch das Schnellfeuer seiner Infanterie. Daraufhin wurde weitergearbeitet. Schnelladen und Schnellschießen wurden erstes und vornehmstes Ausbildungsziel.*)

Die langen dreigliedrigen Linien, deren man bedurfte, um alle Gewehre in Tätigkeit zu bringen, hatten als Schlachtordnung bedenkliche Mängel. Es fehlten die Gliederung nach der Tiefe und der Flankenschutz. Das Heer bildete ein unbehilfliches, längliches Viereck, es konnte, im Grunde genommen, feuernd sich nur vorwärts oder rückwärts bewegen. Die Schwerfälligkeit, die sich hieraus ergab, empfand Friedrich lebhaft. Er half ihr, ohne den Grundgedanken zu verlassen, durch Staffelung der einzelnen Bataillone seiner Linie ab, wie wir es bei Roßbach gesehen. Dadurch gewann er eine Abstufung nach der Tiefe, die den zurückgehaltenen Flügel des Heeres als eine Art Reserve in seiner Hand ließ. Sie gewährte zugleich vermehrte Sicherheit der Flanken.

Des Königs ganze Natur drängte ihn in der Schlacht zur schnellen, die Entscheidung suchenden Offensive. Er wollte mit dem Schwergewicht der Masse die schwache Stelle beim Feinde treffen, das war die Flanke. Gegen diese hin, sich mit der gestaffelten Linie seitwärts schiebend, den angreifenden Flügel oft noch durch ein Vortreffen verstärkt, faßte er die langen Vierecke des Feindes von der schmalen Seite und setzte einen Teil der feindlichen Front zugleich

*) Mit scharfen Patronen und auf Kommando feuerte eine und dieselbe Abteilung nahezu 2 Salven in der Minute. Ein am 1. Oktober 1779 ausgegebener Anhang zum Reglement verlangt, daß mit Laden und Feuern der Rekruten mit Pulver „täglich und so lange kontinuieret werden muß, bis die neuen Leute viermal in der Minute feuern können". Das Laden mit scharfen Patronen ging aber an sich schon langsamer durch den Widerstand, den die Kugel dem Ladestock entgegensetzte. (Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abt. f. Kriegsgeschichte II, Heft 28, 30. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1900, S. 435.)

außer Tätigkeit, da der versagte Flügel weit von dieser abblieb.*) So vereinigte die schräge Schlachtordnung die beiden Gedanken eines Flügelangriffs und der planmäßigen Reserveverwendung. Nur so konnte eine Minderzahl die Übermacht schlagen, mit der er es unausgesetzt zu tun hatte.

Sollte es aber gelingen, wie bei Leuthen, einen Flügel des Feindes zu vernichten, ehe der andere herumschwenkte und ihm zu Hilfe kommen konnte, so war überraschende Schnelligkeit bei dem ganzen Manöver notwendig, damit der Feind zu spät erkannte, worum es sich handelte. Wer am geschicktesten manövrierte, hatte bei ausreichender Energie den ersten Anspruch auf Erfolg. Die Manövrierkunst stieg im Preise.

Die Preußen allein hatten es vermocht, die alte Schwierigkeit, Vorwärtsbewegung und Gewehrfeuer zu vereinigen, durch die Exerzierausbildung in einigermaßen befriedigender Weise zu lösen. Es geschah durch das ursprünglich von den Holländern übernommene Pelotonfeuer. Die Bataillone waren, ein jedes vom rechten nach dem linken Flügel, in acht dreigliedrige Züge geteilt.**) Sie rückten in Linie mit sehr kleinen und sehr langsamen Schritten vor. Auf ein Ankündigungskommando des Bataillonskommandeurs kommandierte zunächst der Führer des ersten Zuges: „Machet Euch fertig!" und gleich darauf: „Marsch!" Die Leute machten nun ihre Gewehre zum Feuern fertig und rückten dann schnell drei große Schritte vor. Es kamen die weiteren Kommandos: „Schlaget an!" und „Feuer!" Die Salve krachte, und der Zug rückte wieder in die Linie ein; im Marsch wurde geladen. Wenn der erste Zug gefeuert hatte, kam der achte an die Reihe, dann der zweite und siebente, der dritte und sechste und zum Schluß der vierte und fünfte. So griff ein Zug nach dem andern in den Kampf ein, ohne daß die Linie des Bataillons zerrissen wurde. Unausgesetzte Übung und eiserner Drill hatten es so weit gebracht, daß die Salven ohne jede Unterbrechung hintereinander folgten.

Wenn beispielsweise der Führer des dritten Zuges „Feuer!" kommandierte, dann hatten die Züge 1, 8, 2, 7 abgefeuert, die ersten drei aber schon wieder geladen, und der siebente war im Begriff, dies

*) Bei Roßbach umfaßte er die Spitzen der Marschkolonnen, aber diese stellten eben nichts anderes dar als die ehemalige Flanke des nach rechts abmarschierten Heeres.

**) Wir folgen hier der anschaulichen Schilderung von Major Dickhuth.

zu tun. Der erste Zug ließ bereits von neuem nach der damaligen Kommandosprache den Ankündigungsruf „Peloton!" ertönen, beim fünften wurde kommandiert: „Machet Euch fertig!", beim vierten: „Marsch!", beim sechsten: „Schlaget an!", so daß alle diese fünf Kommandos bei fünf verschiedenen Zügen gleichzeitig abgegeben werden mußten. So sprang Kommando auf Kommando vom rechten Flügel und wieder zurück, vor allem das Kommando: „Feuer!", das Schlag auf Schlag bei einem der Züge abgegeben wurde. Weder die Bewegung noch das Schießen riß ab.

Schon für das einzelne Bataillon scheint dieser Mechanismus außerordentlich künstlich, wenn man sich aber die langen Linien von 30 bis 40 Bataillonen nebeneinander denkt, wie sie scharf gerichtet vorrückten, und bei denen allen derselbe Apparat gleichzeitig spielte, so kann man nur staunend vor einer solchen Leistung des Exerzierdrills stehen. Daß das Ganze auch im feindlichen Feuer wenigstens zu Anfang nicht versagte, klingt uns heute kaum glaublich. Dennoch scheint es der Fall gewesen zu sein; dies beweist uns das Zeugnis der Gegner, welche einmütig in der Bewunderung der preußischen Infanterieausbildung sind. Ein österreichischer Augenzeuge der Schlacht von Mollwitz schreibt:

„Ich kann wohl sagen, mein Lebtag nichts Superberes gesehen zu haben, sie marschierten mit der größten Contenance und so schnurgleich, als wenn es auf der Parade gewesen wäre; ihr Feuer ging nicht anders als wie ein stetes Donnerwetter."

Freilich ließ sich die Regelmäßigkeit schon wegen der eintretenden Verluste an Offizieren nicht lange aufrechterhalten. Dies sah das Reglement auch vor und verlangte nur, daß dann wenigstens die eine Hälfte der Pelotons das geladene Gewehr auf der Schulter haben, die andere schießen sollte.

Künstlich blieb auch dies noch, und der große König bevorzugte schon vor dem Siebenjährigen Kriege die Salve ganzer Bataillone, die in den Schlachten desselben das Pelotonfeuer tatsächlich verdrängt hatte. In der Schnelligkeit des Feuers aber standen die Preußen auch dann noch allen anderen Heeren voran.

Nach des Königs großen Erfolgen begann ganz Europa ihm nachzuahmen. Man suchte einander zu überbieten, und wie es dabei

meist der Gang der Dinge ist, wurde die Sache überfeinert und aus der Kunst eine Künstelei.

Friedrich und seine Generale steckten während des Siebenjährigen Krieges zu tief in der Not mit ihren vielen Feinden, um sich nicht klar darüber zu sein, daß die Gewandtheit der Truppe im Manövrieren und ihre Ausbildung im Schnellfeuer nur das Mittel zum Zweck, nicht der Zweck selbst seien. Sie erzogen ihre Truppen nicht einseitig zu dem Kunststück; dazu fehlte ihnen die Zeit, sie hatten zu viel Wichtigeres zu tun. Der Kriegszweck hat ihnen wohl immer vor Augen gestanden, und sie werden sich klar darüber gewesen sein, wieviel sich von den Meisterstücken des Exerzierens im Angesicht des Feindes verwirklichen ließ. Erst ein langer Frieden konnte den Blick dafür trüben.

Wie der König vor dem Siebenjährigen Kriege unausgesetzt bemüht gewesen war, seinen Generalen die eigenen Anschauungen über den Krieg und die Truppenführung einzuflößen, welche er sich nach fortdauernder ernster Prüfung auf Grund der Erfahrungen der beiden ersten Schlesischen Kriege gebildet hatte, so arbeiteten sie wieder daran, die Truppe als Werkzeug für den Krieg nach damaliger Art geschickt zu machen. Eine seltene Einmütigkeit und Gleichmäßigkeit herrschte darin. Nie wurde vergessen, daß der Staffelangriff und die schräge Schlachtordnung nur zur Geltung kommen konnten, wenn in der Truppe ein ungestümer Offensivgeist herrschte. So sehr aber auch dies vorangestellt wurde, bewegte man sich doch nicht ausschließlich in der einen beliebtesten Gefechtsform. Die Geschichte des Siebenjährigen Krieges lehrt — wie auf dem Friedhof von Hochkirch —, daß die preußische Infanterie sich auch in der Verteidigung zu schlagen wußte. Im offenen und ebenen Gelände kam ihre Fechtweise am glänzendsten zur Entfaltung; aber sie wußte auch steile und felsige Abhänge zu ersteigen, sich truppweise in Dörfern und Wäldern zu schlagen und sich überhaupt in ungewöhnliche Lagen hineinzufinden.

Ähnlich, wie mit der Infanterie, stand es mit der Kavallerie, nur daß in ihr der „ungestüme Offensivgeist" ausschließlich gefördert wurde. Des Königs Wille war es ja bekanntlich, „daß die preußische Kavallerie allemal zuerst attackieren sollte". Ihre Ausbildung wurde einseitig dem entscheidenden Angriff in der Schlacht angepaßt. Mit einem Karabiner bewaffnet, dessen Kernschuß auf 50 bis 80 Schritt

lag,*) war sie weder zum Fußgefecht noch zum strategischen Aufklärungsdienste im großen Stile geeignet; denn sie mußte natürlich bald an der Gegenwehr selbst kleinerer Infanterieabteilungen, die sich im Gelände eingenistet hatten, zum Stillstande kommen. Aber bei der damaligen Kriegführung mit geschlossen lagernden und marschierenden Heeren fehlte für den strategischen Aufklärungsdienst in unserem Sinne auch das Arbeitsfeld. Dieses hat sich erst durch die Gliederung und die Bewegung der großen Massen in getrennten Kolonnen in einer späteren Periode ergeben. Friedrich überließ die zu seiner Zeit notwendige Nahaufklärung den Husaren, und der Husarendienst galt als ein besonderer Zweig des allgemeinen Reiterdienstes.

Was Friedrichs Kavallerie als Schlachtenreiterei geleistet hat, steht unerreicht da. Der moderne Grundsatz der Massenverwendung kam bei ihr voll zum Ausdruck, und in der Wucht der geschlossenen Attacke war sie unvergleichlich, obwohl ihr Pferdematerial dem heutigen unzweifelhaft weit nachstand. Roßbach gibt davon das deutliche Bild. Die gegenseitige Unterstützung der Treffen, die Vereinigung von frontalem Stoß und Flankenangriff, die Selbständigkeit der einzelnen Teile und dabei doch ihr gemeinsames Handeln erscheinen uns noch heute mustergültig. Nicht minder war es die Disziplin, welche dem Führer erlaubte, wie Seydlitz am Hohlwege von Reichardtswerben, nach der Attacke die siegestrunkenen Schwadronen schnell wieder zu sammeln, geordnet aufzustellen und für ein neues Eingreifen in den Gang der Schlacht verwendungsbereit zu machen.

Vor allem hatte der König es verstanden, dieser Waffe Führer zu geben, die in seinem Geiste handelten und im rechten Augenblick die Masse rücksichtslos zur Schlachtentscheidung einzusetzen wußten. Die Namen Geßler, Driesen, Seydlitz, Zieten, Kleist u. a. m. sind noch heute dem Reiterführer wert, und ihre Träger verehrt er als Vorbild.

Von der Artillerie ist weniger zu sagen. Ihre Entwicklung befand sich noch in der Kindheit. Die Bataillonsgeschütze sollten das Infanteriefeuer verstärken und hatten eine Rolle zu spielen, welche

---

*) Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des Preußischen Heeres. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Kriegsgeschichtliche Abteilung II. Jany, Der preußische Kavalleriedienst vor 1806, S. 2.

an diejenige der heutigen Maschinengewehre erinnert, nur daß sie nicht als geschlossene Abteilung, sondern zu zwei Feldstücken auf die Bataillone verteilt und in deren Linie auftraten. Sie wurden dabei von Mannschaften gezogen, auf dem Marsche aber durch einen Knecht dreispännig gefahren. Ihr Kaliber glich dem unserer heutigen Feldartillerie. Der Kugelschuß war die gewöhnliche Feuerart, die wuchtigere jedoch der auf nahe Entfernung angewendete Kartätschschuß. Er ersetzte in gewissem Sinne das Tirailleurfeuer der späteren Zeit der Kolonnentaktik. Die schwere Artillerie bildete einen einheitlichen Körper, ohne dauernde Gliederung in Batterien, und blieb im Park vereinigt, um erst auf dem Schlachtfelde nach Bedarf ganz oder teilweise verwendet zu werden. Zwei Elemente der modernen Artillerietaktik aber fanden doch schon damals einen gewissen Ausdruck: der Gedanke der Einleitung des entscheidenden Angriffs durch Geschützfeuer und die Verwendung in größeren Massen. So waren auch bei Roßbach erst auf dem Janushügel die eine und dann im späteren Verlauf der Schlacht zwei Batterien nahe den Flügeln zusammengefahren worden.

Über allem aber stand in dem Heere aus der Zeit von Roßbach König Friedrichs persönlicher Einfluß. Seit den Tagen Alexanders und Cäsars ist die Macht der Persönlichkeit für unser historisches Bewußtsein nirgends so deutlich in den Vordergrund getreten wie bei ihm im Siebenjährigen Kriege. Sein Verhältnis zu seinen Soldaten war ein eigenartiges. Trotz der eisernen Strenge, mit der er im Heere waltete, thronte er nicht hoch über ihnen als der unnahbare Souverän. Er war ihr Lehrmeister, ihr Mitkämpfer, ihr Versorger und Freund. Sie sahen ihn oft unter sich im Kugelregen, an mühseligen Marschtagen, in kalten und nassen Lagernächten, alle Not, Entbehrungen und Gefahren des Krieges mit ihnen teilend, „immer im Dienst, wie der jüngste Offizier, ohne Schonung für seine Person, unablässig besorgt für das Wohl der Armee".

Ein inniges Verhältnis gegenseitigen felsenfesten Vertrauens herrschte zwischen dem Könige und seinen Truppen. Beide umschlang das unzerreißbare Band der Treue um Treue.

„Die Soldaten des großen Königs besaßen durchaus, was Prinz Friedrich Karl nachmals den »vollen kriegerischen Manneswert« genannt hat; die alte Armee war weit mehr als ein kunstvolles

Exerzierinstrument, dessen höchste Leistung in runden Pelotonsalven oder in einem tadellosen Echelonangriff bestanden hätte."*)

Die Doppelschlacht vom 14. Oktober 1806.

Wie anders als Roßbach ist das Bild der Doppelschlacht vom 14. Oktober 1806.

Das preußische Heer trat frisch in den Kampf ein. Es hatte nicht die trüben Erfahrungen hinter sich wie Friedrichs Truppen von Roßbach seit dem Unglückstage von Kolin. Aber die zögernde und schwächliche Politik von 1805, die vor der Gefahr die Augen schloß, bis es zu spät war, bildet auf der anderen Seite den unvorteilhaften Gegensatz zu Friedrichs verwegenem, doch wohl überlegtem Auftreten von 1756. Daß eine gewisse Einwirkung davon sich namentlich im Offizierkorps fühlbar gemacht hat, ist nicht zu bezweifeln. Die Masse der Soldaten wird weniger berührt worden sein, aber etwas von dem oben herrschenden Mangel an Zuversicht sickert immer bis zu den Reihen der Mannschaft hindurch.

Wir kommen auf das verhängnisvolle Jahr noch besonders zurück.

Am 9. August 1806 erging der Befehl zur Mobilmachung des Heeres.**) Dieses, das vor wenigen Monaten von dem ersten ergebnislosen Ausmarsche gegen Napoleon mißmutig heimgekehrt war, brach aus seinen Standorten wieder auf und setzte sich gegen Thüringen und Franken hin in Bewegung. Am 23. September, als die Versammlung im Gange war, traf der König, von der Königin begleitet, in Naumburg ein. Der Herzog von Braunschweig hatte die Versammlung der ganzen Armee bei dieser Stadt in Vorschlag gebracht. Es war der beste Entschluß, der während der Einleitung des unglücklichen Krieges an hoher Stelle gefaßt worden ist. Leider ließ er ihn wieder fallen. Statt der einen Armee wurden ihrer drei und außerdem ein Reservekorps gebildet. Im Osten der Monarchie und an der Westgrenze blieben Truppen zurück. Nur

*) Jany, Hauptmann im Generalstabe, Hochkirch. 3. Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1905, S. 113.

**) Vgl. Armee und Volk im Jahre 1806. Mit einem Blick auf die Gegenwart von A. v. Boguslawski, Generalleutnant z. D. Berlin 1900. Verlag von Eisenschmidt. Eine vortreffliche Studie.

Sachsen, durch das die preußischen Kolonnen aus Schlesien in der Richtung auf Chemnitz hindurchmarschierten, wurde wirklich zum Anschluß bewogen. Den Kurfürsten von Hessen riß man weder durch Güte noch durch Gewalt aus seiner schwankenden Haltung, die ihm trotzdem später die Souveränität nicht retten sollte.*) Weimar folgte freiwillig.

Überdies wurde während der Vorwärtsbewegung die Neueinteilung der Armee in Divisionen angeordnet, welche sich aus den drei Waffen zusammensetzen und somit selbständige Heereskörper bilden sollten. Ein unglücklicherer Zeitpunkt für die Durchführung konnte nicht gewählt werden; denn die einzelnen Truppenteile mußten sich nun während der Versammlungsmärsche in ihren Divisionen zusammenfinden. Diese aber wußten von ihnen und sie von jenen nicht genau, wo sie waren.

Am 8. September war ein erster Entwurf für die zunächst vorzunehmenden Operationen vom Könige genehmigt worden. Danach sollte die Offensive ergriffen werden, um den Feind womöglich zu überfallen, noch ehe er selbst seine Kräfte zusammengezogen hatte.

Als die Zurüstungen zum Kriege bis zu des Königs Eintreffen in Naumburg ohne die gefürchtete Störung durch Napoleon verlaufen waren, machte man sich an die Feststellung des Weiteren. In Naumburg ward Kriegsrat gehalten. Die Offensive wurde am 25. endgültig beschlossen. Zwei Flügelkorps in Hessen und im Bayreuthschen sollten den Feind zu unrichtiger Verteilung seiner Kräfte verleiten, die Hauptarmee aber durch den Thüringer Wald überraschend gegen den Main vorbrechen. Zu dieser Hauptarmee hatten sich die beiden jetzt noch getrennten Heere des Herzogs bei Naumburg und des Fürsten Hohenlohe in Sachsen unter dem Befehle des ersteren zu vereinigen. Das rechte Flügelkorps in Hessen erhielt der General v. Rüchel, links gegen Franken wurde die Division Tauentzien vorgeschoben.

Der Herzog von Württemberg, der das bei Küstrin und Fürstenwalde zusammengezogene Reservekorps führte, hatte anfangs richtigerweise den Befehl gehabt, auf Torgau und Wittenberg zu marschieren, um so die Armee zu erreichen, erhielt aber jetzt die veränderte

*) Das Unerhörteste aber war, daß Braunschweig, dessen Herzog Oberbefehlshaber war, neutral blieb.

Richtung auf Magdeburg, wo er bereitstehen sollte, entweder die Hauptarmee zu verstärken oder sich nach der unteren Weser zu wenden, um einer dort von Holland her drohenden Gefahr entgegenzutreten.

In Paris wurden am 1. Oktober die letzten politischen Forderungen*) des Königs in Form eines Ultimatums übergeben, und der Gesandte erhielt Befehl, auf eine schnelle Antwort zu dringen. Den Kurier mit dieser erwartete man am 8. Oktober im königlichen Hauptquartier. Damit sollte die Eröffnung der Feindseligkeiten zusammenfallen. Allgemein hat man angenommen, daß hierdurch ein verhängnisvoller Aufschub in die Operationen gekommen sei, dem die geheime Hoffnung zugrunde lag, der Friede könne auch jetzt noch zum letzten Male erhalten werden. Früher als am 8. Oktober würde die Armee zum Handeln indessen nicht bereit gewesen sein.**) Richtig bleibt, daß allen Maßnahmen die Energie und Schnelligkeit von Anbeginn vollständig fehlte, wie sie der Absicht, die Offensive zu ergreifen, entsprochen haben würde. Die Märsche wurden klein bemessen. Das Heranziehen der Hohenloheschen Armee aus Sachsen erfolgte derart, daß sie erst nach der Linie Jena—Saalfeld aufmarschieren und dann dort eine große Linksschwenkung ausführen sollte, um sich so der Hauptarmee am Nordfuße des Thüringer Waldes anzuschließen.

In Sachsen verstimmten die preußischen Anordnungen, als sie bekannt wurden. Man sah darin eine völlige Preisgabe des eigenen Landes und bedachte nicht, daß dessen Sicherung nur durch einen großen Sieg über Napoleon, nicht durch die Abzweigung eines Heeresteiles erreicht werden konnte. Zum Siege aber gehörte das Zusammenfassen aller Kräfte an entscheidender Stelle.

Hierzu kam, daß Fürst Hohenlohe und noch mehr sein Quartiermeister Massenbach anderer Ansicht als der Herzog von Braunschweig waren. Ihnen schwebte eine Operation auf dem rechten Saale-Ufer und vor allen Dingen Selbständigkeit und Unabhängigkeit vom großen Hauptquartier vor. Ihre Erwartung, daß Napoleon wahrscheinlich durch das Bayreuthische in der Richtung gegen Sachsen vor-

---

*) Abzug der Franzosen aus Deutschland, Anerkennung des Norddeutschen Bundes, friedliche Verständigung über die anderen zwischen den beiden Mächten noch schwebenden Streitfragen.

**) Vgl. Oskar v. Lettow-Vorbeck, Oberst a. D., Der Krieg von 1806 und 1807. Berlin 1899. E. S. Mittler & Sohn, 2. Aufl., 1. Band, S. 155.

dringen werde, hatte allerdings viel für sich und verwirklichte sich auch später. Umsomehr aber wäre es notwendig gewesen, nur an die enge Vereinigung mit den übrigen preußischen Kräften zu denken, nicht an ein isoliertes Vorgehen; denn die französische Überzahl war, wie man damals bereits einsah, ohnehin hoch genug.

Die Bewegungen vollzogen sich inzwischen im allgemeinen, wie sie am 25. September angeordnet waren.*) Die Hauptarmee erreichte bis zum 7. Oktober die Gegend von Gotha, rechts neben ihr Rüchel das Werratal zwischen Wanfried und Creuzburg, zu ihrer Linken, etwas rückwärts, die Hauptmasse des Hohenloheschen Heeres das Gelände bei Blankenhain. Vortruppen wurden in den Thüringer Wald hineingeschoben. Die Sachsen aber blieben noch am rechten Saale-Ufer bei Roda zurück, wobei Hohenlohes und Massenbachs geheime Wünsche möglicherweise ihre Rolle gespielt haben. Bei Hof die Grenze beobachtend, stand General Tauentzien mit seiner schwachen Division.

Neue Nachrichten ließen inzwischen den Herzog befürchten, daß Napoleon der preußischen Armee in der Besetzung des Thüringer Waldes zuvorkommen wolle, und es wurde damit zweifelhaft, ob die geplante Offensive über dieses Gebirge hinweg noch ausführbar sei. Man setzte sich in Erfurt, wo das königliche Hauptquartier am 4. Oktober eingetroffen war, abermals zu Beratungen nieder, an denen diesmal auch Rüchel und Hohenlohe teilnahmen.

Allen Irrgängen dieses verhängnisvollen Kriegsrates zu folgen, würde hier zu weit führen. Nach endlosen Diskussionen einigte man sich am 5. nachmittags, in Ermangelung von etwas Ernstem, dahin, starke gemischte Erkundungsabteilungen über den Thüringer Wald vorzutreiben, welche in Erfahrung bringen sollten, was Napoleon eigentlich vorhabe.

Durch solche Erkenntnis bereichert, sollten sie am 14. Oktober zum Heere zurückkehren, und man überlegte nicht, daß dann vielleicht alles schon entschieden sein könne. Glücklicherweise verwarf der König diesen Beschluß, und man verfiel nun auf den naheliegenden Ausweg, einen umsichtigen Generalstabsoffizier, den damaligen Hauptmann Müffling, allein abzusenden, um die erwünschte Aufklärung zu schaffen.

---

*) Siehe Skizze 2: Die Bewegungen bis zum 12. Oktober 1806.

Am 6. Oktober wurde weiter beratschlagt. Man kam am Ende dahin überein, den Thüringer Wald mit den Heeren n i c h t zu überschreiten, sondern Haupt- und Hohenlohesche Armee an dessen Nordfuß so unterzubringen, daß sie sich an einem Tage versammeln konnten. Dort sollten sie bereitstehen, bis Napoleon erschien. Als das Wahrscheinliche wurde jetzt allgemein angesehen, daß dieser den linken Flügel umgehen werde, und der König beabsichtigte, ihn dann mit der Hauptarmee und Hohenlohes Heerteil vereinigt anzugreifen. Rüchel sollte einstweilen zur Sicherung der Rechten bei Eisenach und Tauentzien zur Linken bei Hof an der Grenze verbleiben.

Eine Aufstellung näher an der Saale wäre für den Linksabmarsch zweckmäßiger gewesen, da man den Fluß beim Angriff doch überschreiten mußte. Man glaubte indessen, Zeit zu haben; denn allgemein herrschte die Vorstellung, daß der Feind vor dem 9. oder 10. Oktober nichts unternehmen werde.

Seit dem Monat Juli hatten Napoleons Vorbereitungen begonnen, obschon er noch unausgesetzt von Frieden sprach und sogar seinen eigenen Gesandten, Laforest, in Berlin in dem Glauben hielt, daß es ihm Ernst damit sei. Die Nachricht von den preußischen Rüstungen, die ihm am 20. August zuging, nahm er mit scheinbarer Ruhe, ja sogar mit Spott auf. Als er aber am 3. September erfuhr, daß Kaiser Alexander, mit dem noch verhandelt wurde, seine Vorschläge verworfen habe, witterte er ein geheimes Einvernehmen zwischen Preußen und Rußland. Seine militärischen Maßregeln folgten sich nun schneller und griffen weiter aus. Sie bezweckten, die Armee ohne Verzug mobilmachen und innerhalb 8 Tagen bei Bamberg und Bayreuth versammeln zu können. Auch hatte er sich schon über das mutmaßliche Kriegstheater sorgfältig unterrichtet. Seine Absicht war, mit dem versammelten Heere zunächst die Richtung auf Leipzig einzuschlagen. Drei Marschstraßen waren dazu ausgewählt, nämlich rechts von Nürnberg über Bayreuth, Hof und Plauen, in der Mitte von Bamberg über Lichtenfels, Lobenstein, Saalburg und Schleiz, und zur Linken von Schweinfurt, bei Bamberg vorbei, über Koburg und Saalfeld. Die beiden äußeren waren im ganzen nur 50 bis 60 km voneinander entfernt, so daß sich das Heer nach der Mitte an einem, nach jedem der beiden Flügel binnen zweier Tage vereinigen

konnte. Die Marschbefehle lagen bereit, und am 20. September wurde dem bei der Armee verbliebenen Major-General Berthier die Versammlung aufgegeben; einzelne der entfernteren Korps erhielten von Paris aus unmittelbare Weisungen. Die Garden setzten sich gegen Mainz in Bewegung und trafen dort am 28. September gemeinsam mit ihrem Kaiser ein.

Am 30. September enthüllt bereits ein Schreiben an den königlichen Bruder von Holland diesem des Kaisers Operationsplan.

Nach den ersten anstrengenden Versammlungsmärschen wurde den meisten Truppen am 4. und 5. Oktober eine Rast gewährt. Dann folgte die engere Zusammenziehung, und am 7. Oktober abends standen alle Korps der „großen Armee" auf den ihnen zugedachten Straßen:*) rechts Soult (IV.)**) bei Bayreuth und einen Tagemarsch hinter ihm Ney (VI.), in der Mitte Murat mit der Kavallerie bei Kronach, dahinter Bernadotte (I.), dann Davout (III.) und die Garde, links halbwegs zwischen Bamberg und Koburg Lannes (V.), dem Augereau (VII.) über Bamberg folgte. Teile der Kavallerie waren noch weiter zurück. Die rechte Flügelkolonne zählte an 50 000, die mittlere 70 000, die linke 40 000 Mann im Gefechtsstande.

Aus dieser engen Versammlung brach der Kaiser am 8. Oktober in der Richtung gegen Leipzig auf. Für ihn bedurfte es der diplomatischen Aktenstücke nicht, um zum Handeln zu schreiten. Am Abend erreichte die Kolonne rechts mit der Spitze die Gegend südlich Hof, die Mitte Saalburg und die Kolonne links Koburg.

Man hat des Kaisers Plan getadelt, weil er nicht die feindliche Hauptarmee zum Ziele genommen habe, sondern eine Örtlichkeit. Napoleon wußte im Augenblick aber nicht, wo die Preußen zu suchen seien, und der große Realist sagte sich, daß, wenn er mit seiner eng vereinigten Armee in einer für jene so außerordentlich bedrohlichen Richtung vorging, wie es die von Leipzig war, sie sich einstellen müßten, um ihm den Weg zu verlegen.

Dann hatte er, was er wollte — die Entscheidungsschlacht.

*) Skizze 2 enthält die Einzelheiten.

**) Die römischen Zahlen bedeuten die Nummern der Korps.

General Graf Tauentzien befand sich, wie man sieht, mit seiner schwachen Division bei Hof schon in gefährlicher Lage. Er hatte bereits eine kleine gemischte Abteilung bei Saalburg aufgestellt. Auf die Nachricht vom Vorrücken der Franzosen schob er am 7. eine andere nach Gefell. Am nämlichen Tage um 10 Uhr abends marschierte er selbst ab und am 8. früh weiter nach Schleiz. Von dort wollte er sich am 9. des Morgens nach Neustadt zurückziehen. Sein rechtzeitiger Aufbruch hatte ihn bis Schleiz hin der Gefahr noch glücklich genug entzogen.*)

Im allgemeinen hielten die Verbündeten Ruhe, obgleich auch der 6. ein Ruhetag gewesen war. Im Hauptquartier gingen Nachrichten ein, daß die Franzosen mit der Masse ihrer Kräfte bei Bamberg seien, und daß auch Napoleon dort erwartet würde. Von Müffling wurde dies bestätigt und die Nachricht gegeben, daß der Vormarsch des Kaisers sich in drei Kolonnen entwickle. Gleichzeitig erteilte Tauentzien genaue Auskunft über die Gründe, die ihn am 7. zum Abmarsche von Hof veranlaßt hatten. Man wurde gut unterrichtet von dem, was der Feind tat. Daß er den Angriff nicht in einer Stellung hinter der fränkischen Saale erwarten werde, was der Herzog vorübergehend angenommen hatte, stand fest. Alle anderen Nachrichten ließen kaum noch einen Zweifel, daß Napoleon am rechten Saale-Ufer vorgehen wolle. Der auf preußischer Seite für wahrscheinlich gehaltene Fall trat ein. Die Lage war im Grunde genommen vollkommen klar. Eine bessere Grundlage wird man für das Handeln im Kriege nicht leicht gewinnen. Der geplante Abmarsch über die Saale wäre unverzüglich anzutreten gewesen. Aber dem unentschiedenen Feldherrn werden auch genaue Nachrichten über seinen Gegner wenig nützen. Beschlossen wurde nur, die Armeen am 10. nahe vom linken Ufer der Saale bereitzustellen. Der Haupt-Armee wurde für den 9. die engere Versammlung um Gotha-Erfurt anbefohlen; am 10. sollte sie bei Blankenhain stehen. Hohenlohe hatte seine Truppen am 9. bei Hochdorf zu sammeln und mit ihnen am 10. an der Saale zwischen Kahla und Rudolstadt einzutreffen. Tauentzien sollte herangezogen werden, Rüchel unter Besetzung von Eisenach zwischen dort und Gotha verbleiben.

Der 9. Oktober.

*) Bezeichnend ist, daß in Hof 45 000 Scheffel Hafer liegen blieben, die Tauentzien nicht fortschaffen konnte, aber augenscheinlich auch nicht zu zerstören wagte, um sie dem Feinde zu entziehen.

Nun hatte Müffling, erstaunt über die anscheinende Sorglosigkeit von Napoleons Vormarsch, der sich ohne die in Preußen übliche Verzettelung und Aufstellung von sichernden Abteilungen vollzog, den ganz treffenden Vorschlag gemacht, Kavallerie auf seine rückwärtigen Verbindungen zu entsenden, um zu sehen, ob er denn dort so völlig unempfindlich sein werde. Dieser Vorschlag gab zu einem neuen unglücklichen Verlegenheitsbeschlusse den Anlaß. Nicht Reitergeschwader allein sollten die Ausführung übernehmen, sondern im Stile der damaligen Schule Vortruppen und Rückhalt aus anderen Waffen ihnen folgen. So wurde denn die Avantgarde der Haupt-Armee unter dem Herzog von Weimar über das Gebirge nach Meiningen und ein Teil von Rüchels Truppen über Fulda vorgeschoben, um der vorauszusendenden Kavallerie die nötige Sicherheit zu gewähren. Während sich im Südosten, jenseits der Saale, die Wetterwolken zusammenballten, wurden 12 500 Mann der besten Truppen gegen Südwesten auf Abenteuer ausgesandt.

Das Reservekorps unter dem Herzog von Württemberg sollte von Magdeburg nach Halle heranrücken.

Deutlich fühlt man heraus, daß die ernste Absicht zum Saale-Übergang und zum Angriff fehlte. Dies geht auch aus der Bestimmung hervor, daß der Herzog von Weimar nach Erfüllung seiner Aufgabe bei Arnstadt wieder zur Armee herankommen sollte, also auf dem linken Saaleufer. Unzweifelhaft hegte der Herzog von Braunschweig ernste Bedenken, das tief eingeschnittene Flußtal im Angesichte Napoleons zu überschreiten, aber er entschloß sich auch nicht, ein kräftiges „Nein" auszusprechen. Überdies war ja der König anwesend, auf den aller Augen sich richteten, und von dem man Entschlüsse und Entscheidungen erwartete.

Schlimmer noch ward die Lage durch Hohenlohes abweichende Neigungen. Von Massenbach angespornt, sah er in dem Übergang aufs rechte Saaleufer allein das Heil. Dies gab sich zunächst in einer Bitte an den Herzog kund, das Reservekorps nach Torgau oder Meißen zum Schutze von Dresden rücken zu lassen. Sodann wollte der Fürst auf Massenbachs Vorschlag seine Armee am 10. an der Saale sogleich in Kolonnen zum Übergange bereitstellen. Die noch auf dem rechten Ufer befindlichen Truppen ließ er nicht nur dort, sondern er schob sie sogar noch bis Neustadt und Mittel-Pöllnitz zu Tauentziens Aufnahme vor.

Das war in hohem Grade bedenklich; denn von Saalburg, wo man den Feind bereits wußte, bis Mittel-Pöllnitz sind es nur 34 km, von Hochdorf, wo die Armee am 9. eintreffen sollte, dagegen 46 km, und dazwischen lag das schwierige Saaletal. Wenn Napoleon mit der Schnelligkeit, die man an ihm kennen mußte, seinen Marsch fortführte, so griff er die Sachsen bei Mittel-Pöllnitz an, ehe ihm auch nur die vereinigte Hohenlohesche Armee dabei in den Arm fallen konnte. Sie allein war zudem nicht imstande, ihn ernsthaft aufzuhalten. An diese einfachen Dinge hatte man nicht gedacht, während man sich in weitschweifigen Plänen erging und Massenbach, der Anstifter der Bewegung, sich in seiner Eitelkeit vermaß, den Herzog dorthin fortzureißen, wohin er es für richtig hielt. „Sein beständiges exzentrisches Wirken hatte ihn um alle ruhige Überlegung, um die dem Soldaten so nötige Besonnenheit gebracht, und die Verwirrung seiner Ideen, die Schwäche seines Kopfes tat sich auf eine überraschende Art kund."*)

Die Rücksicht auf Sachsen gewann im großen Hauptquartier Bedeutung; Hohenlohe erhielt am 9. den Befehl, Tauentzien auf Dresden zurückgehen zu lassen. Der Fürst, der das Unzweckmäßige dieser Entsendung einsah, legte dem General in einem Begleitschreiben zu dem Befehl nahe, diesen nicht zu befolgen, ohne dafür eine bestimmte Verantwortung zu übernehmen. Inzwischen äußerte der Herzog dem Fürsten gegenüber seine lebhaften Bedenken wegen des weiten Vorschiebens der Sachsen, aber einen entsprechenden *Befehl* enthielt sein Schreiben *nicht*. Der Fürst entschloß sich daraufhin wohl zum Verzicht auf seinen Lieblingsgedanken, schon jetzt und allein über die Saale zu gehen, aber er tat auch dies nur halb. Die Sachsen und die Truppen bei Neustadt erhielten keinen Gegenbefehl, die Kommandeure der übrigen Divisionen, insbesondere auch Prinz Louis Ferdinand, der Führer der Avantgarde bei Rudolstadt, keine Nachricht. Nochmals mahnte der Herzog dann zur Zurückhaltung, ersuchte „inständigst", sich links der Saale zu konzentrieren und die Vereinigung mit der Hauptarmee abzuwarten. Und bei diesem Hin und Her war vergessen worden, die Übergänge, von denen soviel ge-

*) *Clausewitz*, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, herausgegeben vom Großen Generalstabe. Heft 10, S. 446.

sprochen wurde, erkunden zu lassen, damit man wenigstens wußte, welche Wege hinab und hinauf benutzbar seien.

Inzwischen hatte am 9. General Graf Tauentzien bei Schleiz schon im Gefecht gestanden. Er hielt sich dort am Vormittage unnötig auf, während vorwärts gegen Saalburg geplänkelt wurde. Dann trat er am Nachmittage den Abmarsch zu spät an und sah seinen Nachtrab und eine rechte Seitenabteilung bald von den Franzosen hart bedrängt. Napoleon war bei Saalburg erschienen und trieb zur Eile an. In der Dunkelheit entstand eine Panik; die Verluste wurden nicht unbedeutend. Statt bei Auma zu halten, marschierte Tauentzien bis Triptis und in derselben Nacht noch weiter nach Mittel-Pöllnitz. Halb aufgelöst und erschöpft kam seine Division dort an. Ein neuer Feind aber hatte sich bei der Armee an diesem Tage eingestellt — der Hunger. Die für die Verpflegung getroffenen Maßregeln versagten völlig.

Die Sachsen erreichten am 9. Mittel-Pöllnitz, die Hohenlohesche Armee im übrigen Jena, Hochdorf und Rudolstadt, bis wohin die Avantgarde unter Prinz Louis Ferdinand vorrückte; auch waren schwächere Abteilungen nach Neustadt und Pößneck vorgeschoben. Die preußische Hauptarmee marschierte von Erfurt nach Weimar, ihre Avantgarde nach Schmalkalden und Meiningen, Rüchel nach Gotha, während ein Teil seiner Truppen unter Blücher noch bei Creuzburg an der Werra und General Winning bei Vacha standen.

Auf französischer Seite erreichte (am 9.) die linke Kolonne mit den vordersten Truppen die Gegend von Gräfenthal südlich Saalfeld, wo sie erfuhr, daß eine feindliche Division bei Rudolstadt stehen solle, die mittlere die Gegend von Schleiz, wo das Gefecht stattfand, und die rechte den Landstrich zwischen Plauen und Hof. Die Masse stand auf allen drei Straßen bis zu zwei Märschen rückwärts.*)

Ein Blick auf die Karte zeigt die erschreckende Zersplitterung der Verbündeten, die auf dem ganzen Raum von Creuzburg bis Mittel-Pöllnitz, also eine Ausdehnung von 120 km, zerstreut sind, während die Entfernung zwischen den beiden äußeren Kolonnen der „großen Armee" nicht halb so viel beträgt. Zudem erkennt man leicht, wie außerordentlich gefährdet die Lage der am rechten Saale-

*) Das Nähere ist aus Skizze 2 ersichtlich.

Ufer verbliebenen preußisch-sächsischen Truppen am nächsten Tage sich gestalten mußte.

Am 10. Oktober setzten die Franzosen ihren Vormarsch fort. Der 10. Oktober. Die linke Kolonne stieß dabei auf die Avantgarden-Division der Hohenloheschen Armee, die bis Saalfeld vorgerückt war. In dem Glauben, daß es sich noch immer um den Übergang auf das rechte Saale-Ufer handele, stellte sich Prinz Louis Ferdinand dem Marschall Lannes im Kampfe entgegen. Er wurde geschlagen und der größte Teil seiner Truppen zersprengt. Er selbst fand den Heldentod. Die ehemals verbreitete Legende, daß er sich in unbesonnenem Mute auf den weit überlegenen Feind gestürzt und ihn angegriffen habe, ohne daß ein triftiger Grund dafür vorlag, ist unrichtig. Nach der Auffassung, die er von den Absichten Hohenlohes hatte und auch nur haben konnte, erscheint sein Widerstand nicht ungerechtfertigt. Die Verzettelung der Streitkräfte auf dem ausgedehnten Gefechtsfelde verschuldete aber auch hier zum großen Teile die Niederlage.

Ihre Wirkung auf die Armee ward eine verhängnisvolle. Weithin wurde an jenem Unglückstage der Kanonendonner von Saalfeld gehört. Bei den beiden nahen Armeen erwartete man den Ausgang des Kampfes mit Spannung. Dann folgte die Nachricht von dem Verlust des Gefechtes und dem Tode des Prinzen, auf dessen bedeutende soldatische Eigenschaften man große Hoffnungen gebaut hatte. Von ihm erwartete man noch am ehesten das Heil der Armee und den Sieg; nun war er zum ersten vornehmen Opfer des Krieges geworden. Der niederschmetternde Eindruck, den diese Kunde überall hervorrief, wo man sie hörte, ist leicht zu ermessen; sie wurde als eine böse Vorbedeutung für die kommenden entscheidenden Tage angesehen.

Napoleon befand sich am 10. in Ungewißheit. Er vermochte die Lage beim Feinde nicht zu übersehen, wie er es gewohnt war. Bisher hatte er geglaubt, dessen Hauptkräfte bei Gotha und Weimar suchen zu müssen. Nun erhielt er die Nachricht vom Vorgehen der preußischen Avantgarde über den Thüringer Wald, hatte auch erfahren, daß Hohenlohe bei Jena sei. Dies konnte so gedeutet werden, daß die Preußen mit einer Kolonne durch den Thüringer Wald, mit einer anderen über Saalfeld auf Koburg hätten vorgehen wollen, und der

Kaiser war vorübergehend in Sorge wegen des Schicksals seiner linken Kolonne, mit der ihm die Verbindung noch fehlte. „Diese Verbindung erst gewonnen, gehe ich auf Neustadt—Triptis, und mag der Feind dann machen, was er will. Greift er mich an, werde ich hocherfreut sein; läßt er sich angreifen, so werde ich nicht verfehlen, es meinerseits zu tun; weicht er auf Magdeburg aus, dann werden Sie vor ihm in Dresden sein. Ich wünsche sehr eine Schlacht."*)

Eine Meldung Soults, daß der Feind von Plauen auf Gera abgezogen sei und daß eine Dresden deckende Armee hinter Chemnitz stehe, bringt den Kaiser sodann auf den Gedanken, daß sich die Verbündeten bei Gera versammelten. Er setzte seine Truppen im allgemeinen dorthin in Bewegung. Dieser Entschluß war ein Glück für die schwachen, bei Mittel-Pöllnitz, Neustadt und Pößneck stehenden preußisch-sächsischen Truppen.

Die Schwankungen im preußischen Hauptquartier spiegeln sich deutlich im Wandel der Annahmen des Kaisers wieder. Das Hin und Her der Entschlüsse und der daraus folgenden Truppenbewegungen läßt keine sichere Diagnose zu. Lehrreich bleibt, wie Napoleon trotz der Ungewißheit, in der er sich befand, doch ein klares Ziel vor Augen sieht, nämlich mit den nahe vereinigten Massen seines Heeres den entscheidenden Kampf zu suchen, wo er sich ihm auch bieten mag. Am Abend des Tages befindet sich sein V. Korps, Lannes, bei Saalfeld, das VII., Augereau, erreichte Neustadt, nordöstlich Koburg. Von der Mittelkolonne war das I., Bernadotte, bei Auma, das III., Davout, mit der Garde bei Schleiz eingetroffen. Von der rechten kam das IV. Korps, Soult, bei Plauen an, während das VI., Ney, in der Erwartung eines größeren Gefechtes bei Saalfeld, gegen die Mitte hin abberufen worden war und in der Gegend von Gefell und Tanna stand.

Wenn Hohenlohe, dem Rate Massenbachs folgend, die allgemeine Bewegung seines Heeres auf Mittel-Pöllnitz fortgesetzt hätte, so wäre er einer entscheidenden Niederlage ohne Zweifel schon jetzt nicht entgangen. Er begab sich am 10. früh nach Kahla, um dort die Versammlung seiner Truppen an der Saale zu leiten. Der Übergang über diesen Fluß wurde auch hier für schwieriger gehalten, als er es in der Tat war; eine Reihe von Abänderungen und unnötigen Bewegungen

*) Napoleon an Soult, den 10. Oktober 1806, 8 Uhr morgens.

ergab sich daraus. Mittags befand sich der Fürst dann bei den Sachsen zu Mittel-Pöllnitz. Der Kanonendonner von Saalfeld beunruhigte auch ihn, und nunmehr gab er an die Sachsen und Tauentzien den Befehl zum eiligen Abmarsche auf Roda, um dann selbst nach Jena in sein Hauptquartier zurückzukehren. Dort traf ihn am Abend die erschütternde Nachricht von der Katastrophe von Saalfeld, und überstürzte Anordnungen waren ihre Folge. Die Division Grawert, die bei Kahla stand, sollte die geschlagene Avantgarde aufsuchen und sammeln, die sächsische Division mit Tauentzien sogleich schleunigst nach Jena zurückkehren. Massenbach wurde ins königliche Hauptquartier abgeschickt, um die Versammlung der ganzen Armee auf dem Ettersberge bei Weimar in Vorschlag zu bringen. Dort solle sie entweder den Feind erwarten oder auch sogleich links abmarschieren, um ihm an der Elbe zuvorzukommen. Gleich darauf lief in Jena ein Befehl des Herzogs ein, daß beide Armeen sich versammeln möchten, doch nicht bei Weimar, sondern bei Weimar und Jena. Inzwischen hatten sich die Märsche der Truppen zum Teil in großer Verwirrung vollzogen, so daß einige erst am Morgen des 11. ihr Ziel erschöpft und hungernd erreichten.

Die Haupt-Armee war nach Blankenhain gerückt. Scharnhorst hatte vorgeschlagen, sogleich weiterzumarschieren und zwischen der Elster und der Saale eine Stellung zu erkunden, die man noch vor dem Kaiser erreichen könne, um sich dort zur Schlacht aufzustellen. Aber der Herzog konnte sich nicht dazu entschließen. Die Ratlosigkeit war eine allgemeine.

Boyen, der sich im Hauptquartier befand, berichtet darüber sehr charakteristisch:*)

„Es war bei vielem Hin- und Herreiten spät Abend und dunkel geworden. Die Umgebung des Herzogs hatte sich in sein Quartier begeben, wo stets für den Unterhalt in fürstlicher Weise gesorgt war. Es war ein langer Tisch gedeckt, der Herzog heute jedoch in einem Nebenzimmer geblieben. Wir waren eben im Begriff, unseren Hunger zu befriedigen, als sich die Tür öffnete und der König mit einigen seines Gefolges schnell durch nach dem Zimmer des Herzogs ging. Es wurde nun bei dem Herzog beratschlagt, Scharnhorst und einige andere, die bei Tische saßen, auch hinzugerufen, und bei

*) Rippold, Friedr., Erinnerungen aus dem Leben des General-Feldmarschalls Hermann von Boyen, Bd. I, S. 156.

diesem Hin- und Hergehen versäumte man, die Tür des Konferenzzimmers zuzumachen. Dies war, so klein der Umstand auch erscheinen mag, ein wirkliches Unglück, denn nun war die Beratung eigentlich bald allgemein, und fast jedermann fühlte sich berufen, in diesem offenkundig gewordenen Zustande der Ratlosigkeit seine Meinung zum besten zu geben. Es ist unglaublich, wie schnell dabei für diesen Moment die Schranken der bisher bestandenen Militärhierarchie schwankten; die Sache war wahrhaft trostlos, und da ich sie nicht für ohne Einfluß auf die kommenden Begebenheiten halte, so hat es mir nicht überflüssig geschienen, sie als Warnungstafel zu erzählen."

Hier wurde nun der Beschluß zu der schon erwähnten Bewegung gefaßt, die der abends bei Hohenlohe eingegangene Befehl anordnete.*) Außerdem wurde Rüchels Korps in Quartiere, östlich Erfurt, nach Weimar zu befohlen, und der Herzog von Weimar aus dem Gebirge zurückgerufen.

Der Zustand der Armee am Abend dieses Tages war schon ein trauriger. Bei den Hohenloheschen Truppen hatte die Verwirrung einen Grad erreicht, daß man sagen kann, die Leitung sei dem Hauptquartier aus den Händen geglitten. Sicherlich wußte dort im Augenblick niemand genau, wo sich die einzelnen Teile des Heeres befänden. Die sächsischen Truppen und Tauentziens Division waren durch die Nachtmärsche, die nutzlosen Anstrengungen und durch den Hunger so hart mitgenommen, daß man sie im Augenblick als nicht gefechtsfähig betrachten konnte. Daß die französische Kavallerie den Abmarsch auf Roda nicht entdeckt hatte, rettete allein die dorthin zurückgegangenen Truppen; denn sicherlich hätten wenige Regimenter genügt, sie während des Marsches zu sprengen.

Der 11. Oktober.

Am 11. Oktober rückte die Haupt-Armee in ein Lager von Umpferstädt, östlich von Weimar; doch auch hierbei herrschte allerlei Verwirrung und Mangel, da keine Vorbereitungen getroffen waren. Die Front wurde nach Südwesten genommen. Rüchel kam nach der Gegend westlich Weimar heran; seine ehemalige Avantgarde unter General v. Winning blieb bei Vacha.

Der Herzog von Weimar sammelte seine Truppen zur Rückkehr zwischen Meiningen und Hildburghausen. Scharnhorsts Vorschlag,

*) Versammlung der Haupt-Armee bei Weimar, derjenigen Hohenlohes bei Jena.

ihn auf dem näheren Wege südlich des Thüringer Waldes gegen die linke Flanke der Franzosen vorgehen zu lassen, hatte kein Gehör gefunden. Nur Kavallerie sollte nach des Herzogs von Braunschweig Anordnung diesen Weg nehmen. Der Herzog von Weimar ergänzte die Maßregel wieder dadurch, daß er eine gemischte Abteilung bei Eisfeld stehen ließ und selbst in kleinen Märschen den Rückweg antrat. „Man sieht, auch hier fehlt es der Führung an jedem Verständnis für die allgemeine Lage. Diese gebot dem Kommandeur der Avantgarde, auch wenn kein Befehl eingegangen wäre, eine beschleunigte Rückkehr zur Armee, nachdem man die Gegend bereits überall frei vom Feinde gefunden und sich von dessen Vormarsch überzeugt hatte."*)

Hohenlohes Armee war im allgemeinen in der Richtung auf Jena in Bewegung, um sich dort, mit dem linken Flügel an die Saale gelehnt, Front gegen Südwesten, neben der Haupt-Armee aufzustellen.

Nichts war für die Aufklärung am rechten Saaleufer getan. Von Roda rückte als letzte Truppe, die auch die nächste am Feinde war, ein sächsisches Infanterie-Bataillon ab, und dennoch liefen schon Meldungen und Gerüchte um von der Besetzung von Gera durch den Feind, ja verfrüht sogar von dessen Eintreffen in Naumburg.

Am Nachmittage entstand bei Jena ein Panik unter den die Stadt durchziehenden Truppen. Fürst Hohenlohe wollte gerade der Division Tauentzien entgegenreiten, die ihre Ankunft gemeldet hatte, als der Ruf durch die Straßen erscholl, daß der Feind vor der Stadt sei. Schrecken und Unordnung verbreiteten sich. Einzelne Truppen nahmen eine Verteidigungsstellung ein, andere machten auf dem Marsche Kehrt und stürzten in die Stadt zurück, deren Straßen bald verstopft waren. Wagen und Geschütze wurden umgeworfen, von vielen die Bespannung losgeschnitten, mit der die Knechte davonritten. Kavallerieabteilungen jagten durch Jena und kamen erst eine gute Strecke jenseits wieder zum Halten. Bis nach Lobeda hin setzte sich der Lärm und Wirrwarr fort. Von Mannschaften wurde die eigene Bagage geplündert. „Wie außerordentlich hatten die vorangegangenen Ereignisse auf die Gemüter der erschöpften und ausgehungerten Soldaten gewirkt! Ein ähnlicher Vorgang dürfte sich kaum in der ganzen Kriegsgeschichte finden."**)

*) Lettow, Der Krieg von 1806/7, Bd. I, S. 278.
**) Lettow, Bd. I, S. 282.

Zum Glück für die Verbündeten setzten die Franzosen an diesem Tage noch ihre Bewegung in der falschen Richtung auf Gera fort.*) Aber Napoleon begann sich zu überzeugen, daß seine Annahme, die Preußen und Sachsen seien dorthin in der Versammlung gewesen, eine irrige war. Zu Auma in der Nacht zum 12. Oktober glaubte er die Gewißheit gewonnen zu haben, daß er den Gegner bei Erfurt oder in der Vereinigung dorthin vor sich habe. Sofort stand sein Plan fest, den Preußen die linke Flanke abzugewinnen und ihnen den Weg nach Dresden und nach Berlin zu verlegen. Alsbald ergingen neue Befehle an alle Marschälle, um die Front des Heeres gegen die Saale zu nehmen. Auch die im feindlichen Hauptquartier herrschende Verwirrung hatte der Kaiser schon erraten. „Alle aufgefangenen Briefe zeigen — so schrieb er an Lannes —, daß der Feind den Kopf verloren hat. Sie beraten Tag und Nacht und wissen nicht, was sie tun sollen."**)

Der 12. Oktober.

Am 12. wurde die große Linksschwenkung zur Saale ausgeführt. Die mittlere und die rechte Kolonne tauschten ihre Rolle. Davout erreichte Naumburg und stieß dort auf einen zurückgehenden preußischen Pontontrain. Bernadotte mit seinem Korps und Murat mit der Kavallerie lagerten östlich Naumburg; Patrouillen ritten bis Leipzig. Lannes und Augereau treffen an der Saale bei Jena und Kahla ein. Soult rückt nach Gera, Ney nach Auma. Die Flügel der vorderen Linie waren nicht mehr als 25 km voneinander entfernt; 22 bis 30 km dahinter bilden zwei Korps ein zweites Treffen. Mit einem Ruck hat der Kaiser seine Armee herumgeschwenkt und zugleich in eine Lage gebracht, daß sie sich in voller Stärke nach dem Punkte zur Schlacht vereinigen konnte, wo er den Feind vermutete — nämlich nach Erfurt. Tatsächlich standen die Verbündeten allerdings sehr viel näher, bei Jena und Weimar, und ein Blick auf die Karte lehrt, daß, wenn sie voll Kraft und Unternehmungslust gewesen wären, Lannes und Augereau für den Augenblick in gefährdeter Lage waren. Drüben aber dachte man nicht mehr an kühne und überraschende Vorstöße und an

*) Dort standen am Abend: die linke Kolonne, Lannes bei Neustadt, Augereau bei Saalfeld — die mittlere, Murat und Bernadotte bei Gera, Davout bei Mittel-Pöllnitz, die Garden dahinter — die rechte Kolonne, Soult zwischen Weida und Kuhdorf (bei Greiz), Ney links hinübergeschoben bei Schleiz. Starke Kavallerie rückt auf der mittleren Straße nach.

**) Lettow, Bd. I, S. 287.

die im Kriege so unentbehrliche Ausnutzung günstiger Gelegenheiten, sondern war mehr mit der eigenen Sicherheit beschäftigt.

Die preußische Haupt-Armee blieb am 12. in ihrem Lager von Umpferstedt, Rüchel westlich Weimar. Auch bei Hohenlohe herrschte im allgemeinen Ruhe,*) aber sie ward nicht benutzt, um die Truppen zu ordnen, alle Verbände wieder in feste Hand zu bringen, die dringend notwendige Regelung der Verpflegung und des Munitionsersatzes vorzunehmen. Nahezu ungenützt verstrich die Frist, welche der Feind dem Heere vor der Entscheidung ließ. Der König, begleitet vom Herzog und seinem Stabe, erschien im Lager. Sie erfuhren erst hier, daß nichts für die Aufklärung am anderen Saaleufer geschehen sei. Man konnte voraussehen, daß gerade im kritischen Augenblicke die Nachrichten vom Feinde fehlen würden. Trotzdem geschah nichts Energisches, die früheren Befehle wurden lediglich wiederholt und eine schwächliche Maßregel in der Absendung von zwei kleinen Kavallerieabteilungen getroffen, die am Ende fruchtlos blieb.

Die Front des Heeres gegen Südwesten deutet an, daß der Angriff noch immer von dort her, etwa über Rudolstadt, erwartet wurde. Unmöglich ist es, nachzuweisen, aus welchen Gründen sich diese Vorstellung noch immer behauptete. Aber sicher ist, daß sie da war. Es entstehen im Kriege Bilder in der Phantasie der Führer, ohne daß man sagen kann, wie es geschah, und sie haben schon oft eine verhängnisvolle Herrschaft über die getroffenen Anordnungen gewonnen. Man denke nur an die am 18. August 1870 auf deutscher Seite herrschende Annahme, daß der rechte Flügel der Franzosen bei Amanweiler stünde, und an die Folgen, welche daraus entsprangen.

Um so eindrucksvoller mußte die Nachricht, daß Naumburg nunmehr tatsächlich von den Franzosen besetzt sei, auf das große Hauptquartier wirken. Sie rief einen förmlichen Schrecken hervor, und auch in der Armee verbreitete sich das unheimliche Gerücht, daß man umgangen sei. Nachdem man sich einmal entschlossen hatte, in der Flankenstellung hinter der Saale zu bleiben, war das Geschehene nichts Außergewöhnliches. Daß der Feind versuchen würde, diese Flanke auf dem inneren Flügel, wo die eigenen Verbindungen lagen, zu umfassen, mußte man von Hause aus erwarten. Eine solche Um-

*) Nur bei Winzerle nahe Jena kam es zu einem leichten Vorpostengefecht gegen Lannes.

fassung wird kaum je in ähnlicher Lage ausbleiben. Aber die Schlacht, die alle Truppen auch beim Angreifer herbeiruft, hebt die Umfassung meist wieder auf oder wandelt sie wenigstens zu einer rein taktischen auf dem Kampfplatze um, so daß des Verteidigers Rücken frei wird.

Was in den letzten Tagen unaufhörlich besprochen worden war, daß Napoleon entweder versuchen würde, an der Saalestellung vorüberzuziehen, oder daß er sie angreifen werde — nichts anderes war eingetreten. Jetzt kam es darauf an, zu handeln, wie man es sich vorgenommen hatte.

Doch statt zu handeln, entschlossen sich die Führer des Heeres abermals, zu beraten. Braunschweig ließ auch in diesem gespannten Augenblicke nicht von der unseligen Gewohnheit. „Die Art, wie der Herzog das Kommando der Armee betrieb, gestattete nicht die schnelle Ausführung, welche hier erforderlich wurde. Er versammelte bei allem, was er vornahm, jedesmal den Generalmajor v. Phull, Obersten v. Kleist, Generaladjutanten des Königs, und mich und ging mit diesen seine Ideen weitläufig durch; dann besprach er mit vielen Generalen seinen Plan, und hierauf proponierte er erst dem König diejenigen Maßregeln, welche er für die besten hielt. Hierdurch entstand ein unvermeidlicher Aufenthalt. Dies war auch diesmal unglücklicherweise der Fall." — So erzählt Scharnhorst über jenen Augenblick.*)

Selbst Rüchel und Massenbach wurden zur Beratung herbeigerufen, und erst am Vormittag des 13. kamen die Befehle zustande, die hier nach dem Eintreffen der entscheidenden Nachricht keine Stunde hätten ausbleiben sollen.

Beschlossen ward der Linksabmarsch der Haupt-Armee über die Unstrut, um den Rücken wieder frei zu bekommen und sich dem Korps des Herzogs von Württemberg zu nähern. Diesen Abmarsch sollte Hohenlohe durch eine Aufstellung in seinem Lager bei Kapellendorf halbwegs zwischen Weimar und Jena decken, zugleich auch die Übergänge von Dornburg und Camburg besetzen, Rüchel aber bei Weimar noch zur Verfügung bleiben.**) Klar wurde jetzt, welcher Fehler mit der nutzlosen Entsendung des Herzogs von Weimar und des Generals v. Winning in den Thüringer Wald begangen worden war; doch ließ sich im Augenblick nichts daran ändern.

*) In seinem Bericht vom 4. Januar 1808.

**) Siehe Skizze 3, Vormarsch zu den Schlachten von Jena und Auerstedt.

Nimmt man die Verhältnisse, wie sie nach den vorangegangenen Ereignissen sich gestaltet hatten, so kann der gefaßte Beschluß durchaus nicht verwundern. Jedenfalls darf man ihn mit Rücksicht auf die Stunde, in welcher er entstand, und bei den Zuständen, die im Heere herrschten, nicht tadeln. Zum Vorgehen über die Saale fehlte es der Führung an ernstem Willen und am Vertrauen zur Sache, bei der Truppe an Gewandtheit, Kriegsgewohnheit und Initiative. Es erscheint natürlich, daß der Herzog darauf verzichtete. Für die Annahme der Schlacht auf der Hochfläche von Weimar war es ungünstig, daß zwei entsendete Heerteile, derjenige im Thüringer Walde und das Reservekorps an der Elbe, nicht mehr herankommen konnten. So wird es begreiflich, daß der vorsichtige Feldherr zunächst eine bessere Lage gewinnen wollte, in der er von seinen natürlichen Verbindungen nicht getrennt werden konnte, und wo die Möglichkeit eines weiteren Zurückweichens ihm auch die Aussicht eröffnete, die noch fehlenden Truppen bis zur entscheidenden Stunde an sich zu ziehen.

Nur die Ausführung des Gedankens muß als recht unglücklich bezeichnet werden; sie war nach altmodischer Art angeordnet und entsprach in keiner Weise den Bedingungen, welche die Kriegführung gegen einen Napoleon erfordert hätte.

Napoleon war am 12. nach Gera gegangen. Seit acht Tagen befand sich seine Armee in ununterbrochener anstrengender Bewegung; am 13. wollte er ihr den dringend erforderlichen Rasttag gewähren und glaubte auch dazu die Zeit zu haben; denn Erfurt, wo er die Preußen annahm, lag noch zwei Tagemärsche von Jena entfernt. Der 14. und 15. schienen ihm unter allen Umständen ausreichend, um seine gesamte Armee bei Weimar zur Schlacht zusammenzuziehen. Am 16. wollte er dann vereinigt zum Angriff vorgehen. Von seiner Hand geschrieben, ist ein Entwurf für diese Versammlung noch vorhanden.*)

Der 13. Oktober.

Aber plötzlich, am 13. um 9 Uhr früh, änderte er seinen Sinn, ohne daß sich genau feststellen läßt, wodurch dies hervorgerufen worden ist. „Der Schleier ist gefallen; der Feind beginnt seinen Rückzug auf

*) Correspondance de Napoléon I. XIII. 10974. Vgl. auch: Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. Der Schlachterfolg. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, kriegsgeschichtliche Abteilung I. 3. Bd., S. 33, 34.

Magdeburg", schrieb er an Murat. Noch war die Annahme falsch, aber er sah voraus, was kommen würde. Er hält aber auch einen Angriff auf Lannes für möglich, „wenn sich der Feind nicht aus dem Staube macht". Auf keinen Fall durfte dem Kaiser die Beute entgehen; das stand bei ihm fest. Die sofortige Vereinigung aller Kräfte gegen Jena hin paßt zu beiden Fällen, die ihm vorschwebten, und mit Blitzesschnelle wurden seine Anordnungen getroffen. Lannes, Augereau, Ney, Soult und die Garde erhalten den Befehl, nach der Gegend von Jena zu rücken, wohin Ney und Soult, die am meisten zurückstanden, sofort aufzubrechen haben. Er selbst eilte dann nach Jena. Dort fand er das Korps Lannes schon im Besitze der Stadt und des jenseitigen Talrandes. Unter leichtem Gefecht hatte es die zwischen dem Mühltal und der oberen Saale weit vorspringende Bergnase, den sogenannten Landgrafenberg, erstiegen. Lannes meldete, daß vor ihm auf den Kapellendorfer Höhen bei Hohlstedt 30 000 Mann vom Feinde lagerten. Ohne Verzug begab sich der Kaiser selbst auf den Landgrafenberg und überzeugte sich von der Richtigkeit dieser Meldung. Über den Kirchturm von Cospeda hinweg waren die Zeltreihen von Hohenlohes Armee zu erkennen. Andere Truppen lagerten am Dornberge zwischen Closewitz und Lützeroda. Dennoch war die Lage ungewiß. Wo stand die Masse der feindlichen Armee? Was hinter den Höhen, auf denen die preußischen Lager sich ausdehnten, etwa noch verborgen war, ließ sich nicht übersehen. Kapellendorf, Groß- und Kleinromstedt, Vierzehnheiligen, Krippendorf, Alt-Gönna und Lehsten sind dem Auge entzogen. Aber unklar bleiben die Verhältnisse meist vor der Entscheidungsschlacht. Deutlich erkennt der Kaiser die Gefahr, in der Lannes bisher geschwebt hatte. Eine unmittelbare Unterstützung für diesen war ohne Zweifel nötig. So stand denn auch der Entschluß gleich fest, schon am nächsten Tage den Feind entscheidend anzugreifen.

Lannes erhält sofort den Befehl, die ganze Hochfläche des Landgrafenberges zu besetzen und einen Weg herzustellen, auf dem Artillerie heraufgeschafft werden konnte. Die Arbeit daran dauerte noch in der Nacht fort, und der Kaiser selbst feuerte sie an. Er blieb unter seinen Truppen, fast bis zum Morgen in ununterbrochener Bewegung, und kehrte nicht zu bequemer Ruhe nach Jena zurück.

Im übrigen erreichte die französische Armee in der Nacht zum 14. folgende Punkte:*)

*) Siehe Skizze 3.

Augereau war am Nachmittag auf das Gefecht hin gegen Jena herangerückt. Er lagerte zwischen dieser Stadt und Lichtenhain, hatte auch Magdala durch eine gemischte Abteilung nahe vor der Front der Hohenloheschen Armee besetzt.

Ney, der von Auma her über Triptis hatte herankommen sollen, war zunächst bis nahe an Gera marschiert und dann erst ausgebogen. Es mag dies in der Erwartung einer Schlacht bei Gera geschehen sein. Infolge der sich daraus ergebenden Umwege langte er erst spät abends bei Roda an. Drei Kavallerie-Divisionen fanden sich ebenda ein.

Die Garde mit ihrer Kavallerie und die Division Saint Hilaire vom Korps Soult erreichen noch Jena, und die Garde ersteigt den Landgrafenberg, wo sie sich hinter Lannes lagert.

Murat mit seiner Kavallerie war bei Naumburg und nahe von Weißenfels, ebendort, wie wir wissen, Davout, der auch den Paß von Kösen noch besetzte.

Bernadotte hatte nach Camburg und Dornburg vorgehen sollen, blieb aber schließlich bei Naumburg.

Ein Blick zum preußisch-sächsischen Lager auf den Höhen drüben ist jetzt am Platze. Es dehnte sich zwischen Kapellendorf und der Schnecke in mehreren Treffen hintereinander aus. Vorn an der Straße von Jena nach Weimar lagerte die sächsische Division Niesemeuschel und bei ihr ein Teil der ehemals Tauentzienschen Truppen, einige preußische Kavallerie bei Hohlstedt, dahinter nördlich von Kötschau lag die preußisch-sächsische Reserve, weiter rückwärts mit dem rechten Flügel nördlich Kapellendorf die preußische Division Grawert, die einzige, die bis auf ihre Kavallerie in Hohenlohes Armee noch geschlossen zusammengehalten war. Links von ihr in der Richtung gegen Isserstedt lag die Brigade Dyherrn, aus sächsischen und preußischen Truppen gemischt, hinter Grawert und Dyherrn die preußische Kavallerie, mit ihrem rechten Flügel an Großromstedt, mit dem linken gegen das Wäldchen, westlich Vierzehnheiligen, die sächsische Kavallerie bei Isserstedt.

Alle diese Truppen hatten die Front noch immer gegen Südwesten, wo vor ihnen auch die Vorposten standen. Auch jetzt noch erwartete man von dort her den Feind.*)

*) Siehe den Plan zur Schlacht von Jena, Skizze 4.

Tatsächlich stand derselbe, wie wir wissen, scharf in der linken Flanke, nur überwacht von der schwachen Division Tauentzien, so daß die Truppen, welche im Laufe des Tages zu deren Unterstützung abrückten, nach rückwärts aus dem Lager marschierten. Dennoch ward dieses nicht geändert und blieb bis zum 14. früh in seiner absonderlichen Gestalt bestehen.

Dem Fürsten Hohenlohe hatte inzwischen der Morgen des 13. eine neue Überraschung gebracht. Eine Deputation der sächsischen Bundesgenossen erklärte ihm, daß diese, wenn die Lage sich nicht ändere, das gemeinsame Heer verlassen und zum Schutze des eigenen Landes und der Hauptstadt Dresden abmarschieren wollten. Es gelang zwar, sie zu beruhigen und den Abfall zu verhüten. Aber der unerhörte Vorgang im Angesicht des Feindes und der nahenden Entscheidungsschlacht zeigt, wie weit man schon gekommen war.

Tauentzien hatte früh vor Lannes freiwillig das Saaletal geräumt. Dieser Entschluß war gut, aber die Ausführung eine mangelhafte. Abteilungsweise, unter der üblichen Zersplitterung der Kräfte, ging die Division zurück, um sich in der Stellung Lützeroda—Closewitz von neuem zusammenzuziehen. Rechts von derselben besetzte Tauentzien noch die Isserstedter Forst, links die Dörfer Löbstedt und Zwätzen, so daß er mit seinen schwachen Truppen am Ende eine Front von 6000 Schritt Länge einnahm. Auf dem Landgrafenberg war das sächsische Bataillon Rechten zurückgegangen und hatte sich dort gleichfalls übermäßig ausgedehnt. Der Feind war in leichtem Gefecht dauernd gefolgt. Die schwache Besatzung der Saalebrücke, die am längsten zurückblieb, fiel ihm in die Hand. Von 10½ Uhr vormittags bis 2 Uhr nachmittags dauerte das Geplänkel. Allmählich ward das Bataillon Rechten zum Weichen gezwungen, und der Feind drängte sogar bis Lützeroda vor, wurde jedoch mit Hilfe von zufällig zum Furagieren dort anwesenden Truppen wieder zurückgeworfen. Lützeroda blieb in Tauentziens Gewalt.

Das Gewehrfeuer rief auch den Fürsten Hohenlohe herbei. Nachdem er die Eintracht im Heere wiederhergestellt und für die hungernden unzufriedenen sächsischen Truppen notdürftig gesorgt hatte, ritt er das Lager ab, vom Jubel seiner Truppen begrüßt. Um die gute Stimmung zu benutzen, brach er dann mit 400 Freiwilligen der preußischen Bataillone und der Reserve auf. Voll Freude ward der Befehl ausgeführt. Der Gedanke, daß es endlich nach dem ewigen Hin und Her

zum ernsten Kampfe gehen würde, beseelte die Soldaten. In bester Haltung kamen die Truppen am Dornberge an. Die Verhältnisse lagen für einen Angriff auf die noch vereinsamten Kräfte Lannes' durchaus günstig. Wäre er erfolgt und der 200 Fuß tiefer als der Dornberg gelegene vollkommen übersichtliche Landgrafenberg wiedererobert worden, so hätte die Lage der Armee sich völlig geändert. Die Anwesenheit des ganzen Lannesschen Korps, das Heranrücken der anderen französischen Kolonnen hätte nicht unbemerkt bleiben können und der Fürst sich klar werden müssen, in welcher Gefahr er und seine Armee sich befanden.

Indessen auch diesmal versagte der Entschluß. Möglich ist, daß Massenbach, der gerade von Weimar zurückkam und den Fürsten aufsuchte, einen Einfluß hierauf geübt hat,*) möglich auch, daß die Bedeutung des Landgrafenberges nicht erkannt worden ist.**) Jedenfalls bereicherte sich die Geschichte dieser unheilvollen Tage abermals um diejenige einer versäumten Gelegenheit.

Mit den Freiwilligen, einem Teil der Reserve und der in der Nähe befindlichen Kavallerie rückte der Fürst dann gegen das Städtchen Dornburg ab, das er ebenso wie Camburg zur Sicherung des gleichzeitigen Marsches der Haupt-Armee besetzen sollte. Nach beiden Punkten wurde Kavallerie vorgeschoben; dann übergab der Fürst das Kommando dem rangältesten General v. Holtzendorff, und die Truppen zerstreuten sich in weitläufige Kantonierungen.

Er selbst kehrte in das Lager zurück, wo er in der Nacht noch erfuhr, daß sich der Feind auf dem Landgrafenberge verstärke, und daß dort auch gearbeitet werde — wohl, um Geschütze auf die Höhe zu schaffen.

Auch diese Nachrichten aber ließen ihn nur an eine Gefahr für seine linke Flanke glauben. Davon, daß ihm Größeres bevorstünde, oder daß ihm gar ein Entscheidungskampf gegen Napoleon und die Hauptmasse der französischen Armee drohe, hatte er auch jetzt noch keine Ahnung. Er befand sich in dem Wahn, daß der folgende Tag ohne bedeutsames Ereignis vorübergehen werde. —

Die Haupt-Armee hatte unterdessen divisionsweise mit zwei Stunden Abstand nach Auerstedt marschieren sollen; der Avantgarden-

*) Nach Höpfners Darstellung, Der Krieg von 1806 und 1807. Berlin 1850.
**) Dieser Ansicht neigt Lettow zu.

Division unter dem General Grafen Schmettau war dabei der Auftrag geworden, den Paß von Kösen, wenn er leicht zu nehmen sei, noch zu besetzen. Wäre er stärker verteidigt, so sollte sie ihm beobachtend gegenüber stehen bleiben.

Alles zog auf einer einzigen Straße dahin, und der Aufbruch verzögerte sich nicht unerheblich. Bei Apolda verursachte das von rechts her ertönende Gewehrfeuer einen zweistündigen Aufenthalt. Dann ging es weiter. Erst um 5½ Uhr nachmittags traf die Division Schmettau jenseits von Auerstedt ein. Unterwegs hatte sie die Nachricht von der Besetzung von Kösen durch stärkere feindliche Kräfte erhalten; Napoleon selbst sollte in Naumburg sein. Der Ernst der Lage machte sich plötzlich fühlbar; die Königin, die sich noch beim Heere befand, wurde bewogen, nach Weimar zurückzukehren.*) Vom Angriff auf Kösen nahm Schmettau Abstand und schlug sein Lager dicht nördlich Auerstedt auf, die Vorposten nur bis Gernstedt vorschiebend. Nicht einmal die Höhe von Hassenhausen wurde besetzt, um Einblick in das Saaletal zu gewinnen. Dies hätte hier ähnlich wirken können wie die Wiedereroberung des Landgrafenberges bei Jena. Dann kamen andere Nachrichten. Davouts Kräfte bei Naumburg wurden als schwächer bezeichnet, und die Beruhigung griff wieder Platz. Nur drei französische Chasseur-Regimenter sollten diesseits Kösen stehen. Im Hauptquartier wurde Schmettaus Division für hinreichend gehalten, um am nächsten Morgen Kösen zu gewinnen. Hinter ihm fortmarschierend, sollte dann die Armee bei Freiburg und Laucha über die Unstrut gehen und jenseits ein Lager, mit der Front nach der Saale, beziehen. Unwillkürlich wird man hierbei an die Heeresbewegungen aus dem Siebenjährigen Kriege erinnert; doch nicht an diejenigen Friedrichs, sondern an solche, wie seine Gegner sie ausführten.

Inzwischen langten nach und nach die übrigen vier Divisionen der Haupt-Armee an und bezogen ein Lager zwischen Auerstedt und Rannstedt.**) Erst tief in der Nacht rückten die letzten Truppen in dasselbe ein. An Unordnung, ja selbst an Plünderung der Dörfer neben der Straße hatte es während des Marsches nicht gefehlt. —

*) Auf Betreiben des Herzogs von Braunschweig, der an ihren Wagen kam und ihr gesagt haben soll: „Nous devons avoir demain ici une affaire sanglante et décisive".

**) Siehe Skizze 5, Plan zur Schlacht von Auerstedt.

Rüchel, der erst vormittags in Weimar erfuhr, was er heute tun sollte, versammelte sein Korps, das an diesem Tage zum ersten Male vereinigt wurde, bei Bechstedt, südwestlich von Weimar, und verlor dort Stunden mit der Zusammenstellung, so daß auch er erst spät abends im Lager am Webicht, dicht östlich von Weimar, eintraf. Ein Regiment hatte er in Erfurt gelassen und verschiedene Abteilungen zur Sicherung ausgeschickt. Ohne Zersplitterung ging es nirgends ab.

Der Herzog von Weimar erreichte heute Ilmenau, wo er das Weitere abwarten wollte. Er hatte an diesem wichtigen Tage volle 14 km zurückgelegt, wo es angezeigt gewesen wäre, ihrer 30 oder 40 zu marschieren. General v. Winning war noch weit weg hinter Eisenach. Derart ging man mit den Truppen um im Angesicht des Entscheidungskampfes gegen einen Napoleon und seine Übermacht.

„So sehen wir jeden Führer in vollständiger Verkennung der Verhältnisse bemüht, sich und seine Truppen für die Entscheidung in eine möglichst ungünstige Verfassung zu versetzen. Die Führung in den höheren und höchsten Stellen versagte fast ohne Ausnahme. Dagegen muß anerkennend hervorgehoben werden die Freudigkeit, mit der die Truppe trotz aller Vorkommnisse in den Kampf ging, und die Tapferkeit, mit welcher sie im feindlichen Kugelregen stand. Man hätte sie nur nach dem Beispiel des großen Königs energisch vorführen sollen, die Armee hätte sich ihrer glorreichen Vergangenheit nicht unwürdig gezeigt. Viele schlechte Elemente hatten sich in den letzten Tagen dem Dienst durch Fahnenflucht entzogen, der Kern war aber gut, und es mußte so vieles zusammenkommen, wie es bereits geschehen war und noch kommen sollte, um einen so schmählichen Zusammenbruch herbeizuführen."*)

Jena.

(Hierzu ein Schlachtplan.)**)

Ein kurzer Überblick über die der Doppelschlacht vorangegangenen Märsche und Gefechte des preußisch-sächsischen Heeres war notwendig, weil das Verhalten der Truppen am 14. Oktober nur gerecht beurteilt werden kann, wenn man jene gehörig in Betracht zieht. Immer werden die ersten Erlebnisse in einem frisch beginnenden Kriege von

*) Lettow, Bd. I, S. 346.

**) Siehe Skizze 4.

großer Wirkung auf das Heer sein. Mit gespannter Erwartung geht es einer dunklen Zukunft entgegen und achtet mit besonderer Schärfe auf Zeichen, welche ihm diese enthüllen könnten. Mit feinem Gefühl empfindet die Masse meist schnell, in welcher Hand sich ihre Geschicke befinden, und daraus wird entweder ein gewaltiger Kraftzuwachs durch sicheres Vertrauen oder eine tödliche Schwächung durch düstere Vorahnung entstehen.

Ehe wir zur Darstellung des verhängnisvollen Tages übergehen, sind sodann gleich hier zwei Fragen zu erörtern, die eine große Rolle in der Kritik der Ursachen des Unglücks von Jena gespielt haben.

Vielfach wird die strategische Lage der preußischen Armee am Vorabende der Schlacht als eine so unglückliche angesehen, daß dadurch allein schon der Ausgang bestimmt worden sei. Napoleon hat durch seine Ansprache an die Divisionen Suchet und Gazan vom Korps Lannes: „die preußische Armee ist abgeschnitten, wie die des Generals Mack zu Ulm heute vor einem Jahr; diese Armee kämpft nur noch, um sich durchzuschlagen und ihre Verbindungen wiederzugewinnen", jene Meinung gangbar gemacht.*) Sie verbreitete sich bald in der Literatur der Zeit. Freilich äußerte sie auch General Phull in einer dem Könige am 12. Oktober überreichten Denkschrift, und alle Schwarzseher des Hauptquartiers scheinen sie geteilt zu haben.**) Bei genauerer Betrachtung kann man sie keineswegs berechtigt finden, so übel die Dinge im einzelnen auch verlaufen waren.

War einmal der Gedanke der Offensive über den Thüringer Wald nach Franken hinein aufgegeben, so blieb eine Flankenstellung an der Saale wohl das Beste, was sich in der Defensive tun ließ. Der Raum zwischen der Saale und Böhmen ist nur zehn deutsche Meilen breit, und Napoleon konnte daher nicht wohl an der preußischen Armee vorübermarschieren; er mußte ihre Flankenstellung beachten und sie angreifen. Dabei hatte er das tiefeingeschnittene Flußtal zu durchschreiten und das Plateau auf schmalen Wegen zu ersteigen, während sich die preußische Armee in gangbarem und ihrer Fechtart ange-

*) Man erzählte sich auch, daß Napoleon am 13. Oktober zu Savary gesagt habe: „Sie können schon heut abend nach Paris schreiben, daß wir morgen wenigstens 30000 Mann Preußen zu Gefangenen machen werden". Pol. Journal 1806, II, S. 1270.

**) Mémoires et Lettres inédits du Chevalier de Gentz. Stuttgart 1841. p. 223—340.

messenem Gelände auf der Höhe gegen diejenige seiner Kolonnen wenden konnte, deren Angriff am meisten Erfolg versprach. Auch bei der Minderzahl der Armee im ganzen war es dann möglich, im Kampfe vor einer der Engen zunächst mit bedeutender Überlegenheit aufzutreten. Diese günstige Lage hätte sich auch bei den wirklich getroffenen Maßnahmen fast noch herausgestellt. Wäre der Herzog von Braunschweig bei Weimar verblieben, so konnten am 14. Oktober früh 80 000 Mann gegen Lannes, Augereau und Lefebvre vorrücken und sie mit Übermacht angreifen, während die noch verfügbaren 25 000 Mann genügten, den rechten Flügel der französischen Armee bei Naumburg und Camburg aufzuhalten. Hätte der Herzog an dem Linksabmarsch festgehalten, aber Rüchel auf Auerstedt folgen und den Fürsten Hohenlohe über Apolda hinter die Ilm rücken lassen, so ist nicht abzusehen, wie Davout bei Auerstedt einer entscheidenden Niederlage entgehen sollte.

Clausewitz faßt seine Ansicht dahin zusammen, daß die Armee sich strategisch durchaus in einer so vorteilhaften Lage befand, als ihre physische und moralische Stärke es zuließ. Er urteilt über die Flankenstellung an der Saale mit den Worten: „In der Tat ist in der Geschichte kaum ein Beispiel einer ähnlichen vorteilhaften Lage für eine auf die Verteidigung beschränkte Armee aufzufinden."*) Übereinstimmend hiermit spricht sich Scharnhorst aus,**) ähnlich auch der König,***) der die Ursache der Niederlage nicht in den einleitenden Operationen sucht. Er sagt von Napoleon: „durch sein strategisches Umgehen hatte er eigentlich noch n i c h t s erreicht." „. . . Es kam nur auf die Bataille an; diese entschied alles."

Selbst wenn Napoleon trotz aller Bedenken sich entschlossen hätte, die Bewegung auf Leipzig fortzusetzen, blieb der Angriff über die Saale hinweg oder der Abmarsch über Merseburg möglich. So war denn s t r a t e g i s c h am Vorabende der Schlacht noch nichts verloren, wenn man von der moralischen Nachwirkung des vielen Hin und Her, ferner vom Gefecht von Saalfeld und der fränkischen Expedition ab-

*) Clausewitz, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe, S. 495.
**) Über die Operationen von Sachsen nach Thüringen und Franken. Kriegsarchiv. Scharnhorsts Nachlaß.
***) Paul Bailleu, Die Schlacht von Auerstedt. Deutsche Rundschau 1899. 3. Heft, S. 382 ff.

sieht, von denen das erste das Vertrauen der Armee erschüttert, das zweite sie für den Schlachttag um 12 500 Mann geschwächt hatte.

Ebenso wie die Vorstellung von der hoffnungslosen strategischen Lage der Armee vor der Schlacht ist auch die historische Legende über den Verlust des Landgrafenberges, der angeblich das Schicksal von Jena bestimmt haben soll, auf das richtige Maß zurückzuführen.

Die Tatsache, daß Napoleon nicht bloß mit seiner Infanterie, sondern auch mit Artillerie die steilen Bergwände fast ohne Kampf hatte ersteigen können, erschien der militärischen Welt jener Tage unbegreiflich. Kurz nach der Schlacht erzählten auch noch einige Nachrichten von blutigen Kämpfen um die steilen Talränder bei Jena. Reihenweise sollten die Angreifer dort vor dem ununterbrochenen Feuerstrome niedergesunken sein und erst die französischen Grenadiere die Berge erstiegen haben, als sie sich ihre Tornister über die Kopfbedeckung gebunden hatten.

Dann folgten die Berichtigungen und überall der Ausdruck der Verwunderung und Entrüstung über die Sorglosigkeit der Preußen, die uneinnehmbare Pässe ohne Verteidigung dem Gegner überlassen hätten. Besucher des Schlachtfeldes, die wohl meist von Jena aus den steilen Rand des Landgrafenberges erstiegen, konnten sich darin nicht genug tun. „Der Verstand steht einem still, möchte ich mit meinem Führer sagen — erzählte einer von ihnen —, wenn man erfährt, daß die Berge gar nicht besetzt gewesen seien, und daß man dem Feinde erlaubt, mit aller Gemächlichkeit heraufzusteigen und eine Nacht auszuruhen .... Fast möchte man glauben, das, was einige Offiziere geäußert haben sollen, sei mehr als eine Prahlerei von Subalternen gewesen, daß man nämlich befürchtet, die Franzosen möchten keinen Angriff auf die besetzten Anhöhen wagen, daß man sie in die Ebene locken wollte, um sie recht zu zermalmen und der Welt die Überlegenheit preußischer Taktik zu zeigen.“*)

Verwandt klingt sogar, was Clausewitz darüber sagt: „General Tauentzien suchte mit einem preußischen Instinkt die Ebene und glaubte, nichts Besseres tun zu können, als die garstigen, unbequemen Abhänge des Saaletales den Franzosen zu überlassen und in der Ebene des Plateaus so weit zurückzugehen, daß er mit Echelons, wie sich ge-

*) Einige Briefe, geschrieben vor und nach der Schlacht bei Jena und Auerstedt von einem preußischen Hauptmann, Herrn v. Gr. 1807. S. 58 ff.

bührt, den Feind wieder angreifen könne; denn das hatte man ja hundertmal gelehrt, empfohlen und gepredigt, daß der Angriff im Kriege immer das Beste sei und großartige Vorteile gebe, daß den preußischen Truppen diese Gefechtsform ganz besonders zusage — ein Angriff mit Echelons aber war gewissermaßen die sublimierte preußische Taktik, womit Friedrich II. die Österreicher bei Leuthen geschlagen hatte, ein solches Manöver mußte in den gefährlichsten Momenten gebraucht werden, ein solcher Moment war aber hier, also ließ der General Tauentzien die Saale Saale sein und zog sich den 13. abends*) zurück, um am 14. im dicken Nebel mit Echelons wieder vorzugehen, nachdem man dem Feinde, wie zu alter Zeit wohl zu geschehen pflegte, Zeit und Raum gegönnt hatte, sich in Schlachtordnung zu stellen."**)

Daß Tauentzien von solchen Gründen geleitet wurde, ist nicht wahrscheinlich. Ihn zwang die Not. Mit seinen wenigen schwachen Bataillonen vermochte er nimmermehr die eine deutsche Meile lange Front von Zwätzen bis zur Schnecke zu behaupten, zumal da der Fluß vor der Front dem Gegner kein ernstes Hindernis bot. Der Feind war mit Übermacht auf dem Fuße gefolgt. Der Versuch eines hartnäckigen Widerstandes hätte wahrscheinlich schon am 13. mit völliger Auflösung seiner Division geendet.

Die Höhen an der Saale sind zwar steil, aber doch vielfach gegliedert. In den Schluchten finden sich Pfade genug, die emporführen; Gärten und Wald bedecken die Hänge. Nirgends bieten sich Ränder dar, die von Schützen gut zu besetzen sind, und von denen aus man die Böschungen unter Feuer nehmen kann. Einheitliche Leitung wird unmöglich. Der Landgrafenberg ist eine niedrigere Terrasse des großen Plateaus und von den Wäldern von Closewitz und Cospeda umschlossen. Wenn man auf dem schmalen Pfade aus dem Mühltal den schroffen Vorsprung ersteigt, so staunt man allerdings, wie es möglich gewesen ist, hier Truppen, Pferde und Geschütze im Angesicht eines Feindes hinaufzuschaffen. Steht man aber droben und blickt um sich, gewahrt man zur Seite und im Rücken Gehölz, vor sich die unübersichtliche Tiefe, so begreift man, daß der Verteidiger es vorzog, sich hier nicht ernsthaft zu schlagen, sondern in die Stellung am Dorn-

*) Es geschah schon am Morgen.
**) Clausewitz, Nachrichten, S. 504.

berge zurückzugehen. Nur so lange hätte die Nachhut an einzelnen Stellen, die besondere Übersicht gewährten, aushalten sollen, bis man einige Gewißheit gewann, wieviel vom Feinde über die Saale vorging. Es ist aber daran wohl nicht gedacht, die Wichtigkeit des Talrandes für das Erkunden des Gegners nicht erkannt worden.

So ist also die Besetzung des Landgrafenberges durch die Franzosen nicht das unerhörte Ereignis gewesen, für welches man sie vielfach gehalten.

Der neblige Morgen des 14. Oktober brach an.

Napoleon bezweckte zunächst nur den Aufstieg auf das freie Plateau des linken Saaleufers.

„Es ist heute von Wichtigkeit, sich auf der Ebene zu entwickeln. Es werden demzufolge die sich durch die Bewegungen und Kräfte des Feindes ergebenden Anordnungen getroffen werden, um ihn aus den Stellungen zu vertreiben, die zur Entwicklung erforderlich sind."

Lannes sollte in seiner Schlachtordnung verbleiben, die Artillerie in den Zwischenräumen, — bereit, auf des Kaisers Befehl vorzugehen. Augereau hatte ihn vom Mühltale her zur Linken zu unterstützen, Ney zur Rechten.

Die Garde wurde hinter Lannes bereitgestellt, nach ihr die schwere Kavallerie.

Soult sollte durch das Rautal, weiter zur Rechten, emporsteigen.

Ney und Soult konnten mit der Masse ihrer Truppen aber erst gegen Mittag eintreffen.

Über den rechten Flügel bei Naumburg hatte der Kaiser in der Annahme einer Schlacht gegen die ganze verbündete Armee bei Weimar verfügt. Davout sollte über Kösen auf Apolda vorgehen, Murat sowohl wie Bernadotte sich über Dornburg ebendahin wenden oder, wenn beide noch bei Davout waren, mit diesem heranrücken.

Kurz vor Sonnenaufgang — um 6 Uhr — gab der Kaiser den Angriffsbefehl an Lannes, und dieser ging Tauentzien entgegen, doppelt so stark als er.

General Tauentzien hatte mit 13 schwachen Bataillonen, 8 Schwadronen, 1½ Batterien bunt zusammengewürfelter Truppen*) die Nacht am Abhange des Dornbergs zugebracht und rückte in der

*) Preußen und Sachsen.

Morgendämmerung wieder in seine Gefechtsstellung Lützeroda—Closewitz vor. Er hatte rechts wieder die Isserstedter Forst, links das Zwätzenholz besetzt. Dabei fehlte es an einheitlicher Leitung auf den einzelnen Punkten der langen Linie. Es entspann sich ein stehendes Feuergefecht im dicken Nebel, das anfangs nicht zugunsten der Franzosen stand.*) General Tauentzien hörte drüben zum Angriff schlagen; auch er ließ antreten und schlagen. Plötzlich schwiegen die französischen Trommeln wieder; auch die preußische Linie stellte das Vorgehen ein. Das Feuer dauerte weiter fort; die bedeutende Überlegenheit der feindlichen Artillerie begann fühlbar zu werden. Die Bataillone wurden zudem durch immer lebhafteres und näheres Feuer von dichten Tirailleurschwärmen überschüttet, die, in der Tiefe im Rau- und Lieskauer Tale wohl verborgen, nicht einmal sichtbar waren. Allmählich wurde bei Lützeroda der rechte Flügel umfaßt und zurückgedrückt. Der Nebel hellte sich zeitweise auf, die Schwäche der Tauentzienschen Infanterie konnte nicht länger verborgen bleiben; der Gegner begann heftiger zu drängen, und zwischen 8 und 9 Uhr mußte Graf Tauentzien nach dem Dornberge zurück. Die Verluste in dem dreistündigen Gefecht waren schon sehr groß, die Hälfte der Mannschaft soll tot oder verwundet gewesen sein. Der Nebel hatte mancherlei Verwirrung hervorgerufen. Es geschah bei den Verbündeten, daß man eigene Truppen beschoß. Anderseits konnte französische Infanterie, in ihren grauen Mänteln für Sachsen gehalten, sich den preußischen Linien ungefährdet nähern.**) Mehrere Meldungen waren an den Fürsten abgegangen, da Tauentzien die linke Flanke der Armee nicht ohne weiteres durch schnellen Rückzug preisgeben wollte. Um 9 Uhr etwa erreichte ihn der Befehl, sich bei Kleinromstedt neu zu formieren und Munition zu empfangen, an der es fast allen Bataillonen gebrach.

Beim Rückzuge war der rechte Flügel von den Franzosen an den Isserstedter Forst gedrängt und schließlich, da er sich gegen Tirailleurschwärme nicht ausreichend zu schützen vermochte, gesprengt worden. Ähnlich kam der linke Flügel, der eine Zeitlang noch das Pfarrholz gehalten, teilweise auf Hermstedt ab und wendete sich dann nach

*) Wir folgen in der Schilderung der Schlacht im wesentlichen Höpfners Darstellung.

**) Montbé, Die Kursächsischen Truppen im Feldzuge 1806, II, S. 10.

Apolda. Nur die Mitte, 5 Bataillone, eine aus Regimentskanonen gebildete Batterie und die Kavallerie, unter der persönlichen Führung des Grafen, erreichte, bei Krippendorf und Vierzehnheiligen vorüber, zwar arg gelichtet, doch noch in guter Ordnung Klein-Romstedt. Einige Trümmer schlossen sich bei Vierzehnheiligen wieder an. Der Feind folgte nur langsam, weil sich das Eingreifen des Generals v. Holtzendorff gegen seine rechte Flanke fühlbar machte.

Der Aufgang zum Plateau war jetzt, nach dreistündigem Kampfe, der französischen Armee offen, und diese zögerte nicht, von Stunde zu Stunde ihre überlegenen Kräfte in dem freien welligen Gelände mehr zu entwickeln.

Das Gros der Hohenloheschen Armee stand morgens noch immer in seinem eigenartigen Lager zwischen Capellendorf und der Schnecke. Weder der Fürst noch sein Generalquartiermeister Massenbach hatten eine richtige Vorstellung von der drohenden Gefahr. Es herrschte fast vollkommene Ruhe. Hohenlohe fertigte Berichte an den König ab, und man beschäftigte sich im Hauptquartier mit dem Ausforschen eines vornehmen Gefangenen. Nur die sächsische Division Niesemeuschel, beunruhigt durch die hörbaren Bewegungen der Franzosen, hatte sich gefechtsbereit gemacht und sich schon um 6 Uhr früh teils an der Schnecke, teils gegen den Schwabhäuser Grund hin aufgestellt. An diesem standen auch einige leichte Truppen unter Oberst v. Boguslawski.

Das Getöse des Gefechts von Closewitz und Lützeroda schallte indessen ins Lager von Capellendorf hinüber und wuchs allmählich an. General Grawert glaubte wahrzunehmen, daß es sich gegen Apolda in den Rücken der Armee zöge. Bereits hatte er einen Adjutanten an Oberst Massenbach mit der Bitte gesendet, den General Tauentzien auf Vierzehnheiligen zurückzunehmen. Jetzt glaubte er nicht länger zögern zu dürfen und aus eigener Initiative seine Division in eine Lage bringen zu müssen, in der sie wenigstens die Front nach dem Feinde habe. Er ließ die Zelte abbrechen und marschierte links ab, zugleich mit der Tete noch einmal links schwenkend, so daß er sich mit der Front gegen Vierzehnheiligen vor Klein- und Groß-Romstedt setzte. Im Augenblick, da diese Bewegung sich vollzog, war auch der Fürst, der um 7 Uhr zu Pferde stieg, auf dem rechten Flügel des Lagers bei Capellendorf eingetroffen, hatte anfangs den Abmarsch aufhalten wollen, da die Armee ruhen sollte, aber sich dennoch bald mit

General Grawert verständigt. Der Abmarsch vollzog sich; das Gefecht bei der Avantgarde ging um diese Zeit schon entschieden rückwärts.

Dem Fürsten schien jetzt eine Ahnung davon aufzusteigen, daß ein ernster Kampf bevorstände. „Ich werde soeben heftig angegriffen und habe die preußischen Divisionen links abmarschieren lassen. Euer Exzellenz bitte ich, mir von preußischen Truppen zu schicken, was Sie missen können", schrieb er gegen 8 Uhr an Rüchel.

Was war zu tun? — zunächst ein Entschluß zu fassen, ob man sich schlagen oder abmarschieren solle. Dies war, wenn die Armee sich beeilte, noch möglich, und hinter der Ilm konnte sie die Bewegungen der Haupt-Armee besser sichern als auf den Höhen bei Vierzehnheiligen. Aber es scheint nicht, daß diese wichtigste Frage überhaupt mit Klarheit erörtert worden ist.

Wenn der Fürst den Kampf anzunehmen gedachte, dann galt es, die aus ihren Verbänden gelösten Truppen schnell zu ordnen, sich die notwendige Übersicht zu schaffen und die Kräfte für den Gebrauch zu gruppieren.

Die vier Bataillone Sachsen, die bei Kötschau gelagert hatten, aber der regelrechten Einteilung nach zur Division Tauentzien gehörten, waren gegen Vierzehnheiligen vorgegangen; die sächsische Kavallerie hatte sich teils bei Isserstedt, teils zur Verbindung mit der Division Niesemeuschel aufgestellt. Noch waren aber 5 Bataillone der Brigade Dyherrn, 2 in Capellendorf, 2 andere, von Erfurt kommend, verfügbar, und der Fürst hätte sich aus ihnen eine Infanteriereserve bilden können. Die Kavallerie-Brigade der Division Grawert, durch dazu gestoßene Eskadrons jetzt 19 Schwadronen, 1½ reitende Batterien stark, hätte mit Tauentziens 8 Eskadrons und den 3 sächsischen von Hohlstedt eine ansehnliche Masse in seiner Hand gebildet, — fast so viel, als Seydlitz bei Roßbach führte. Aber auch daran dachte der Fürst nicht. „Wir werden sehen, wie er durch die Einzelheiten des Kampfes derart in Anspruch genommen ist, daß er gedankenlos einer Entscheidungsschlacht zutreibt, in der ihm die schlaffen Zügel der Führung mehr und mehr aus der Hand gleiten."*) Tatsächlich machte er sich — wie um die innere Unruhe zu beschwichtigen — dauernd bei der Division Grawert zu schaffen.

*) Lettow, Bd. I, S. 375.

Die Kavallerie dieser Division bewegte sich inzwischen, sobald sie die neue Front erreicht hatte, gegen Vierzehnheiligen vor, um General Tauentzien aufzunehmen. Der Fürst sendete jetzt auch der Infanterie den Befehl, zu avancieren, sobald sie den Alignementsmarsch in die neue Front hinein vollendet hätte. Dies war etwa um 9½ Uhr geschehen, und die ganze Linie der Division trat nach vorwärts an. Damit waren die Truppen in ihrem Fahrwasser. „Im Geschwindschritt mit klingendem Spiel und in einer Ordnung wie nicht immer auf dem Übungsplatze"*) rückten die 10 Bataillone mit ihren 2 Batterien den flachgeböschten, aber an 60 Fuß hohen Hang gegen Vierzehnheiligen hinan. Sie zogen sich dabei etwas rechts, um mit der Stellung der Sachsen in Verbindung zu kommen. Deren Kavallerie — 15 Eskadrons**) und 1 reitende Batterie — hatte sich neben der Division Niesemeuschel gegen Isserstedt aufgestellt. Die Brigade Dyherrn, die bei Saalfeld stark gelitten, nebst 3 Eskadrons und 1 Batterie, setzte sich hinter den rechten Flügel Grawerts. Hinter den linken wurden die 4 sächsischen Bataillone von Vierzehnheiligen genommen, und ein preußisches von Erfurt setzte sich neben sie.

Die Kavallerie ging noch bis über Vierzehnheiligen hinaus vor, wo sie bereits das erste französische Geschützfeuer erhalten zu haben scheint.***)

Tauentzien kam gerade jetzt mit den Trümmern seiner Division heran; schon war das Feld gegen den Dornberg hin mit Versprengten und Verwundeten besät. Gleichzeitig wurde aus der Gegend von Rödigen lebhaftes Gewehr- und Geschützfeuer hörbar, aber der Nebel und Schwärme von Tirailleuren, welche über das wellige Plateau gegen Hermstedt vordrangen, verhinderten eine genauere Aufklärung.

Es ist notwendig, sich in diesem Augenblicke, gegen 10 Uhr, noch einmal die Verteilung der etwa 55 000 Mann zu vergegenwärtigen, die nach dem Abmarsche der preußischen Haupt-Armee noch bei Weimar und Jena verfügbar, aber leider nicht versammelt, sondern weit zerstreut waren.

8000 Mann unter Tauentzien hatten bereits die isolierte Niederlage am Dornberge erlitten. Zwar belobte Hohenlohe die unter des

*) Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807, I, S. 380. Berlin 1850.

**) Nach verschiedenen Entsendungen. Lettow, Bd. I, S. 359, berechnet 16 Eskadrons.

***) Montbé II, S. 30.

Grafen eigener Führung zurückkehrenden braven Bataillone, aber das änderte nichts an der Nutzlosigkeit des Verlustes. Das Gros unter dem Fürsten — höchstens 25 000 Mann — marschierte eben in der 3/4 Meilen langen Linie gegen Krippendorf, Vierzehnheiligen, Isserstedt und an der Schnecke auf. General v. Holtzendorff hatte, durch Tauentziens Kämpfe aufgescheucht, seine 5000 Mann zum Teil erst spät aus den sehr entfernten Quartieren bei Rödigen und Nerkwitz versammelt, obschon seine Feldwachen in Camburg und Dornburg nachts geworfen wurden und ihm das Nahen stärkerer französischer Kräfte gemeldet war. Er war in gerader Linie mehr als eine halbe Meile vom Gros entfernt und bereits durch das Korps Soult von diesem vollständig getrennt. General Rüchel endlich stand mit seiner selbständigen Heeresabteilung von 15 000 Mann noch am Webichtholze bei Weimar.*)

So waren diese Streitkräfte, die ein einziger in voller Frühe unternommener Marsch hätte vereinigen können, noch über einen Raum zersplittert, der von Rödigen bis nahe an Weimar mehr als zwei Meilen lang, von Hermstedt bis Schwabhausen eine Meile breit ist.

In der Mitte des weiten flachen Bogens, den die preußisch-sächsischen Truppen von der Schnecke bis nach Rödigen hin bildeten, stand der Kaiser, und von Stunde zu Stunde mehrten sich die für ihn verfügbaren Truppen.

Lannes' Korps hatte sich nach Zurückdrängung Tauentziens zwischen Krippendorf und Lützeroda entwickelt; die Garde stand hinter ihm. Marschall Augereau war später, als es der Kaiser gewollt, zur Linken erschienen; doch war seine vordere Division — Desjardins — teils über Cospeda, teils über die Hänge des Flohberges hinweg im Vorschreiten geblieben und hatte, wie es scheint, den rechten Flügel Tauentziens durch die Isserstedter Forst vor sich her getrieben. Seine zweite Division — Heudelet — war noch im Mühltale zurück, durch die vor ihr befindliche Artillerie aufgehalten.

Rechts neben Lannes hatte sich die Division St. Hilaire vom Korps Soult schon am Kampfe um Closewitz beteiligt und dann am Pfarrholz gefochten, als sich das Erscheinen des Detachements

*) Etwa 2000 Mann darf man als entsendet annehmen.

Holtzendorff in der rechten Flanke fühlbar machte und sie sich dorthin wendete.

Noch war Napoleons Überlegenheit keine erhebliche, aber sie mußte erdrückend werden, wenn von Mittag ab die zurückgebliebenen Divisionen von Augereau und Soult sowie Neys Korps auf dem Schlachtfelde eintrafen. Vielleicht wäre jetzt noch ein vorübergehender Umschlag möglich gewesen, hätten die sächsisch-preußischen Truppen die Kampfweise der Franzosen besser gekannt und wären sie einheitlich gebraucht worden.

Vom Fürsten Hohenlohe war ein verspäteter Befehl an Holtzendorff abgesendet worden, gegen die Flanke des Feindes einzugreifen. Er traf den General im Zurückgehen. Dieser hatte den Vorstoß bereits versucht. Während seine Truppen sich allmählich sammelten und er sie dann zwischen Lehesten und Rödigen entwickelte, konnte er sich überzeugen, daß er durch einen überlegenen Feind, der die waldigen Höhen vor ihm besetzt hielt, vom Fürsten getrennt sei. Nicht nur die Division St. Hilaire vom Korps Soult, sondern auch die Brigade Vedel von Lannes wendete sich gegen ihn. Zur Wiedervereinigung gab es zwei Wege, den Rückzug über die 150 Fuß tiefe Schlucht von Nerkwitz und dann einen Eilmarsch über Stobra und Hermstedt oder das gewaltsame Durchbrechen nach vorwärts. Ob der General das letztere gewählt oder ob er sich nur Raum zum Abzuge hat schaffen wollen, mag zweifelhaft sein. Ein kurzer Angriff aber erfolgte.

Mit Bataillonsechelons vom rechten Flügel — die Echelons mit 200 Schritt Abstand — trat die Infanterie an, den noch etwa 50 Fuß gegen das Lohholz emporsteigenden Hang hinauf. Es geschah „in großer Ordnung, wenngleich jedenfalls nur eine kurze Strecke weit". Aber die feindlichen Tirailleure warfen sich in die Waldränder, wo nachkommende Abteilungen sie verstärkten. Das Gefecht wurde ein stehendes. Die preußische Infanterie feuerte „mit vieler Ruhe und Ordnung" gegen die Waldhöhe vor sich, doch ohne etwas zu erreichen. Von Vierzehnheiligen tönte gleichfalls Gefecht herüber und schien sich zu entfernen.*) General v. Holtzendorff trat den Rückzug über den nur an einzelnen Stellen durchschreitbaren Nerkwitzer Grund an, als

*) Die letzten Gefechtsmomente von Tauentzien und das Kanonenfeuer gegen die Grawertsche Kavallerie.

sein linker Flügel schon durch frische feindliche Kräfte, die von Zwätzen emporstiegen, ernsthaft bedroht ward. Von jener Seite her brach auch bald die leichte französische Kavallerie-Brigade Guyot in die kleine Truppenabteilung ein, warf deren Reiterei und wurde erst von den preußischen Grenadieren entschlossen zurückgewiesen. Hinter den Defileen sammelten sich die Truppen wieder unter dem Schutze einer durch den Grund vorausmarschierten Batterie. Dann ging der General nach Stobra zurück. Bisher hatte er getan, was er konnte, und sein Verhalten verdient keinen Tadel. Nun aber faßte er, nach einigem Warten, den verhängnisvollsten Entschluß. Der Feind, zufrieden, rechte Flanke und Rücken von den dort erschienenen Kräften gesäubert zu haben, folgte ihm nur mit Patrouillen. Trotzdem rückte er aber nicht gegen Hermstadt an den linken Flügel der Armee heran, wohin der Weg ihm offen stand, sondern überließ die Armee ihrem Schicksal und marschierte nach Apolda davon, wo er um 2 Uhr nachmittags eintraf. Zumal seine zahlreiche Reiterei — 21 Schwadronen — hätte noch im entscheidenden Augenblicke nördlich von Vierzehnheiligen von größtem Nutzen sein können. —

Ein zweiter vereinzelter Akt der Schlacht war damit zu Ende geführt, aber schon hatte auch ein dritter und entscheidender begonnen.

Fürst Hohenlohe hatte, nach seiner Unterredung mit General Grawert, die Kavallerie eingeholt und bis vorwärts Vierzehnheiligen begleitet, wo sie mit dem rechten Flügel an dem dort gelegenen Wäldchen Halt machte. Dann ritt er zur Infanterie zurück und ließ sie etwa 500 m vor dem Dorfe die Bewegung einstellen. Er wollte das Sinken des noch immer dichten Nebels abwarten. Auch die Kavallerie wurde wieder hinter das Dorf zurückgenommen. Nur das Artilleriefeuer dauerte fort, französische Schützenschwärme belästigten die preußischen Linien.

Die Kavallerie ging wieder vor, um das Feld von den feindlichen Schützen zu säubern. Aber sie geriet in lebhafteres Tirailleur- und Geschützfeuer. Die Avantgarde Neys war eingetroffen. Sie hatte sich indessen nicht rechts von Lannes gesetzt, sondern links, wo eine klaffende Lücke zwischen dessen und Augereaus Korps entstanden war. In diese ließ der Kaiser auch einen Teil der Artillerie der Garde einrücken und bildete dort eine große Batterie von 25 Geschützen. Die preußische Reiterei wich vor dem Geschoßregen des Feindes auf beiden Flügeln aus. Auf dem rechten wurde dabei eine reitende Batterie

vorübergehend von vorstürmenden französischen Reitern genommen, auf dem linken Flügel eine Zwölfpfünder-Batterie ernstlich in Gefahr gebracht. Zwar wurde der Feind schließlich zurückgescheucht und auf dem rechten Flügel sogar ein zweiter Angriff abgewiesen, indessen der preußischen Kavallerie hatte sich doch bemerkbare Unruhe mitgeteilt, und der Fürst verzichtete sowohl darauf, sie zum Angriffe zu verwenden, als auch sie nur unter einheitlichen Befehl zu stellen. Der Vorschlag eines Offiziers aus seinem Stabe, mit einem Teil der Kavallerie in Kolonne in die französischen Tirailleurketten hineinzufahren und sie aufzurollen, während der andere sich gegen die nur schwach bedeckten Batterien wendete, blieb unter diesen Umständen unbeachtet. Die Kavallerie wurde vom Fürsten hinter die Flügel der Infanterie zurückgenommen.

Der Feind gewann Zeit, sich nach Vierzehnheiligen hineinzuwerfen. Ein Voltigeur-Bataillon von Neys Avantgarde und ein Infanterie-Regiment des Marschall Lannes setzten sich in dem Dorfe fest, ein Elite-Bataillon des Korps Lannes dehnte sich rechts über Krippendorf gegen die Windmühle aus. Man gewahrte auch weiterhin schon Infanterie, die sich gegen Hermstedt vorschob. Ebenso breitete sich der Feind zwischen Vierzehnheiligen und Isserstedt aus. Ein Grenadierkarree von Ney rückte dort hinein, und gegen Isserstedt führte der Generalstabschef Neys, Oberst Jomini, ein Bataillon vor. Hinter dieser ersten, sich vor der Division Grawert entwickelnden Linie bis zum Dornberge hin aber fehlten noch immer die Reserven.

Der Gedanke, das weit vorgeschobene erste Treffen der Franzosen über den Haufen zu werfen, lag nahe. Der Nebel hatte sich inzwischen — nach 10 Uhr — gesenkt. Man erkannte drüben die Tirailleurketten, von kleinen Infanteriekolonnen gefolgt, mit einiger reitender Artillerie und einzelnen Eskadrons gemischt. Fürst Hohenlohe schwankte auch nicht in seinem Entschluß, aber er schritt nicht unter gegenseitiger Unterstützung der drei Waffen zum Angriff, sondern lediglich mit der Infanterie, die sein Vertrauen noch am meisten besaß. Er ritt ihre Front vom linken Flügel herab, „er erinnerte sie an den alten preußischen Ruhm, an die Taten ihrer Väter, und wurde überall mit Jubel, Vivat und Aufforderung zum Angriff empfangen."*) Um 10½ Uhr traten die 10 Bataillone der Division Grawert in Echelons

*) Höpfner I, S. 303.

zu 2 Bataillonen vom linken Flügel wieder an. Sie avancierten im lebhaften feindlichen Tirailleur- und Kartätschfeuer wie auf dem Exerzierplatze. Die Sachsen, die sich der Division angeschlossen, sowie die Brigade Dyherrn folgten im zweiten Treffen. Beide schoben sich allmählich in die vordere Linie ein. Preußische Füsiliere und Jäger von Tauentziens rechtem Flügel, die durch die Isserstedter Forst zurückgedrängt worden waren, setzten sich auf den rechten Flügel und machten das Vorgehen mit. Die französischen Schützen, selbst die geschlossenen Abteilungen, wichen dem Stoße aus. Isserstedt und zum Teil auch die Forst wurden vom Feinde gesäubert.

Unwillkürlich erinnert man sich in der Betrachtung dieser Szene an Clausewitz' Wort über die sublimierte preußische Taktik, das Universalmittel für alle gefahrvollen Lagen, den Echelonangriff. Hier, wo es zuvörderst nur darauf ankam, Vierzehnheiligen dem Feinde zu entreißen, lag an dem tadellosen Avancieren der ganzen Linie nichts, alles aber an dem überlegenen Stoße auf einer Stelle. Zu diesem fehlte jedoch die intensive Kraft, auch die Neigung und Gewohnheit. Auf Gewehrschußweite vom Dorfrande wurde wieder Halt gemacht. Die Echelons rückten in die Linie ein; der linke Flügel bog sich um das Dorf herum. Die preußischen Batterien eröffneten ein wirksames Feuer gegen die französische Artillerie und gegen Vierzehnheiligen. Schließlich wurde der Ort in Brand geschossen, aber der Feind behauptete sich im Inneren.

Eine Bewegung, die Lannes auf des Kaisers Befehl mit seinen letzten sechs verfügbaren Bataillonen gegen den preußischen linken Flügel unternahm, wurde noch glücklich abgewehrt, da dort gerade eine kleine von Holtzendorff abgekommene gemischte Abteilung*) und fünf vom Fürsten erbetene sächsische Schwadronen eintrafen.

Das Vorrücken hatte die Lebensgeister des Heeres wieder wachgerufen. General Grawert erschien beim Fürsten, um ihm zur gewonnenen Bataille zu gratulieren. Bescheiden lehnte Hohenlohe den Glückwunsch ab; jedoch schrieb er voll Hoffnung an den General Rüchel, daß es gut ginge, und daß der Feind allerorten geschlagen werde.

Der Augenblick war in der Tat günstig; denkt man sich jetzt die völlig vereinte und geschlossene Masse des Heeres, die gesamte Kaval-

*) Sie hatte des Morgens beim Marsche zur Versammlung den Weg verfehlt.

lerie auf dem äußeren — linken — Flügel vorgehend und gleichzeitig in den Feind auf Flügel und Flanke einbrechend, wie es Friedrichs Heer in seinen Schlachten getan hatte, so winkte ein schöner Erfolg.

Rechnet man alles zusammen, so hätte der Fürst 22 Bataillone und über 30 Schwadronen zusammenbringen können, soviel wie Friedrich und Seydlitz bei Tagewerben. Bei den Franzosen aber war ein starker Teil der Truppen noch immer infolge Holtzendorffs Angriff abgelenkt. Weder die hinteren Divisionen von Soult und Ney, noch die nachfolgende Reservekavallerie waren eingetroffen. Von Augereau steckte die eine Division noch im Walde, die andere im Mühltal.*) Der Kaiser verfügte nur über den größten Teil von Lannes' Korps, die Garden, Neys Avantgarde und einige Kavallerie.

Die preußisch-sächsische Reiterei war der seinen ohne Zweifel weit überlegen. Hätte sich Hohenlohe nur entschlossen, sie einzusetzen und die Infanterie den Stoß durchführen zu lassen, so wäre Vierzehnheiligen wohl genommen, ein Teil des ersten französischen Treffens in Unordnung zurückgeworfen worden. Daran, daß die Schlacht überhaupt gewonnen werden konnte, wäre freilich bei dem Mißverhältnis der Zahl nicht zu denken gewesen. Aber der französische Angriff wäre erheblich aufgehalten worden. Rüchel konnte herankommen, die Dunkelheit hereinbrechen, ehe die Franzosen Vierzehnheiligen wiedergenommen und die Höhen dahinter erstiegen hatten. Ein leidlicher Abzug wäre wohl möglich geworden, und der Tag hätte für Preußen noch ehrenvoll geendet.

Der Fürst wollte mit einigen Bataillonen zum Bajonettangriff schreiten, General Grawert riet, Rüchels Ankunft abzuwarten. Es scheint, daß man auch auf Holtzendorffs wirksames Eingreifen noch hoffte. Massenbach will den Vorschlag gemacht haben, die ganze Kavallerie einzusetzen, um den Feind zu durchbrechen und zu werfen. Er sagt nicht ohne Grund: „Stillstehen und Abwarten mußte uns den Tod bringen." Der Stoß unterblieb; man schaute weiter nach Rüchel aus, und Rüchel kam nicht.

Die Zeit verstrich, die Verluste wurden groß, die Munition begann zu mangeln. Vierzehnheiligen blieb in der Hand der Franzosen, und deren geschlossene Truppen suchten hinter dem Dorfe gegen das preußische Feuer Schutz. Die in Hecken und Baulichkeiten des Dorfes

*) Lettow, Bd. I, S. 364.

eingenisteten Tirailleure feuerten in die als Scheiben nahe vor ihnen stehenden preußischen Bataillone hinein. Diese hatten die vorgezogenen Schützen antworten lassen; dann folgten Bataillonssalven und Pelotonfeuer, beides gleich nutzlos. Die unselige Manier der Zeit, im wirksamen feindlichen Schußbereich Halt zu machen, sich zu alignieren, um durch regelmäßiges Massenfeuer zu wirken, machte sich zum Verderben der Truppen geltend.

Zwei Stunden lang hielt die brave Infanterie im Tirailleur- und Kartätschfeuer aus, ohne zu weichen.*) Rüchel war auch jetzt noch nicht zur Stelle; der Kaiser indes hatte seine Verstärkungen mittlerweile herangezogen. Zunächst war die Brigade Vedel vom Lannesschen Korps, dann auch die Division St. Hilaire von Soult durch Holtzendorffs Verschwinden frei geworden. Sie wandten sich wieder dem Schlachtfelde zu — gegen den preußischen linken Flügel. Hinter der Mitte der französischen Schlachtlinie hatte das VI. Korps (Ney), hinter dem rechten Flügel die Masse des IV. (Soult) — noch zwei Divisionen — die Hochfläche erstiegen. Endlich entwickelte sich auch die hintere Division Heudelet des VII. Korps (Augereau) gegen die Schnecke, während die vordere — Desjardins — sich gegen Isserstedt wendete. Auch an Kavallerie waren die Franzosen bereits überlegen, da ihre Reserven herankamen; 51 Schwadronen standen dem Kaiser zur Verfügung; eine bedeutende Zahl folgte noch nach.

Der Unentschlossenheit des Gegners hatte Napoleon es zu verdanken, daß er sich solange bei Vierzehnheiligen hatte behaupten können, selbst ohne die Garden einzusetzen. „Mit dem Einrücken der Verstärkungen wandte sich das Blatt."**) Der Kaiser befahl den Angriff.

Damit war die Schlacht entschieden und für Preußen unrettbar verloren.

Es war 1 Uhr geworden, und Fürst Hohenlohe konnte sich noch immer nicht zum Rückzuge entschließen — zum Einbruch war es schon zu spät. Er wartete weiter auf Rüchel.

Der überlegene Druck der französischen Massen machte sich nun um so schneller fühlbar, als die preußisch-sächsische Linie, ohnehin schon stark gelichtet, dem Wanken nahe war.

*) Ein auf dem linken Flügel wankendes Regiment wurde unter Fürst Hohenlohes persönlichem Eingreifen wieder in die Linie gebracht.

**) Lettow, Bd. I, S. 367, 368.

Zuerst wurde Isserstedt von der Division Desjardins genommen und die dünne Schlachtlinie Hohenlohes in zwei Teile gerissen, denn südlich stand noch immer die Division Riesemeuschel und neben ihr am Schwabhäuser Grunde Oberst Boguslawski. Von der ersteren hatten sich 3 Bataillone und 3 Batterien, als die Division Grawert vorging, näher an Isserstedt gezogen. Sie griffen aber nicht in den Kampf um das Dorf ein. Der Rest der Division*) erwehrte sich schon mit Mühe der Division Heudelet am Aufstieg an der Schnecke.

Bald nach dem Verlust von Isserstedt mußte der linke preußische Kavallerieflügel zurück, gegen den die Truppen Soults in zwei großen Kolonnen anrückten. Auf der ganzen Front drängten dichte Tirailleurschwärme, gefolgt von Kolonnen, unter Trommelschlag und Musik heran. Die Verluste der Preußen steigerten sich zu einem unerträglichen Maße; die Bataillone des linken Flügels gaben zuerst nach, dann teilte sich das Zurückgehen der ganzen Linie mit. Vergeblich suchten der Fürst und die Offiziere seiner Umgebung die Weichenden wieder zum Stehen zu bringen. Auch die französische Kavallerie drängte heftig, obschon ihr einzelne preußische Schwadronen glücklich entgegentraten. Zwar gelang es, dem linken Flügel bei Kleinromstedt an Tauentziens dort wieder gesammelten und mit Munition versehenen Truppen einen vorübergehenden Halt zu geben. Indessen wurde nun auch der rechte Flügel zertrümmert und in die Flucht geschlagen. Nur das sächsische Grenadier-Bataillon „Aus dem Winkel", den Fürsten Hohenlohe in seiner Mitte, machte einen glänzenden Rückzug vor dem weit überlegenen, von allen Seiten angreifenden Feinde.

Der Schrecken, der sich der großen Mehrzahl der Truppen bemächtigte, ist leicht erklärlich. In dem würdigen Marschtempo jener Zeit waren die Bataillone tadellos avanciert und hatten ebenso mit der vorzüglichsten Ruhe und großer Schnelligkeit ihr Salvenfeuer abgegeben. Sie waren stets gelehrt worden, daß dieses Mittel unfehlbar zum Siege führen und jeden Feind aus dem Felde schlagen müsse. Jetzt erfuhren sie unerwartet, daß das eine bittere Täuschung gewesen, daß sie auf einen Gegner getroffen, bei dem es nicht anschlug, von dem sie die größten Verluste erlitten, ohne ihm Gleiches mit Gleichem vergelten zu können. „Die Unmöglichkeit, etwas gegen das

*) Nur noch 5 Bataillone mit ihren Bataillonskanonen.

verheerende Feuer der feindlichen Tirailleure zu tun, brachte die Mannschaft außer Fassung", sagt der amtliche Bericht des sächsischen Bataillons Lecoq. Viele Äußerungen jener Tage stimmen damit vollkommen überein. —

Die Armee war um 2 Uhr schon zu einem Strome von Flüchtlingen aufgelöst, als General v. Rüchel nunmehr bei Kapellendorf eintraf. Warum er sich verspätet, ist ein Rätsel geblieben, wie die Kriegsgeschichte sie mit sich bringt. Vom frühen Morgen ab hatte er den Kanonendonner gehört, um 9 Uhr Hohenlohes erste Aufforderung zur Unterstützung erhalten. Er will sogleich aufgebrochen sein. Trotzdem wurde die Spitze seines Korps erst nach 1 Uhr nachmittags westlich Kapellendorf sichtbar. An eine absichtliche Zögerung aus unlauteren Beweggründen ist bei Rüchels Charakter nicht zu denken. Es bleibt nur die Lösung übrig, daß die Zeit über umständlichen Anordnungen und durch unnötiges Beiwerk in der Bewegung verloren gegangen ist.

Zu retten war die Schlacht nicht mehr, sondern nur noch der Rückzug der Armee durch eine Aufstellung hinter dem Werlitzgraben zu decken und in geordnete Bahnen zu lenken.

Das Unglück wollte es aber, daß Massenbach Rüchel entgegenkam und auf dessen Frage, wo er helfen könne, in der Erregung geantwortet haben soll: „Jetzt nur durch Kapellendorf." Massenbach bestreitet es. Jedenfalls blieb Rüchel im Marsch. Dies führte, nachdem eben der dritte, verhängnisvollste Akt der Schlacht zu Ende gespielt hatte, noch einen vierten, wiederum vereinzelten, herbei. Unter Zurücklassung von drei kleinen Reserven auf den Höhen westlich Kapellendorf stieg General Rüchel mit seinen Truppen in den tiefen Grund hinab und ging teils durch das Dorf, teils nördlich an demselben vorüber gegen die drüben ansteigende Bergwand von Großromstedt vor. Diese ist an 200 Fuß hoch und steil geböscht. Auf ihrer Höhe aber erschienen bereits dichte Tirailleurschwärme der Franzosen nebst zahlreicher Artillerie, den Batterien des Korps Lannes und der Divisionen St. Hilaire und Desjardins, die sofort ein mörderisches Feuer gegen die im Paradeschritt heranrückenden 14 schwachen Bataillone richteten.*)

*) General Rüchel hatte aus den Infanterie-Regimentern je drei zweigliedrige Bataillone formiert, so daß diese teilweise unter ganz neuen Kommandeuren standen. Nicht weniger als 7 Bataillone, 6 Eskadrons, 2 1/2 Batterien waren in den Reserven und als Vorposten bei Weimar verzettelt; nur 11 Bataillone, 12 Eskadrons,

Diese gingen selbstverständlich in Echelons vor, auch hier ein jedes zwei Bataillone stark, aber aus der Mitte vorgezogen. Trotz der größten Verluste setzten sie das Avancieren fort auf die Höhe zu, von ihrer Artillerie geschickt unterstützt. Französische Kavallerie griff sie an und wurde abgewiesen, dann die Höhe erstürmt. Die feindlichen Batterien und Schützenschwärme aber wichen nur aus, ohne den Kampf aufzugeben. General v. Rüchel traf Anordnungen, um Großromstedt zu nehmen.

Der Normalangriff der preußischen Infanterie hatte noch einmal ein glänzendes Schauspiel gewährt, das auf dem Revueplatze vielleicht Europa mit Bewunderung erfüllt hätte, das aber hier ohne wirklichen Nutzen blieb und zum Verderben der tapferen Truppen ausschlug. Die Franzosen hatten die Höhenränder den Stürmenden überlassen; doch überschütteten sie dieselben nun — ohne selbst vom Salvenfeuer zu leiden — mit ihren Geschossen und ließen ihre Verstärkungen herankommen, um mit diesen vereint wieder vorzudringen. General Rüchel war in die Brust getroffen, die Mehrzahl der Führer niedergestreckt worden; die Reihen lichteten sich zusehends, auch an dieser Stelle kam, wie bei Vierzehnheiligen, der Augenblick, in welchem die Infanterie es nicht mehr aushielt, als Scheibe im Feuer zu stehen. Sie mußte den ruhmvoll errungenen Platz wieder verlassen, Infanterie, Artillerie und Kavallerie stürzten sich in das tiefgelegene Defilee zurück.

Ein halbstündiger blutiger Kampf hatte das Rüchelsche Korps vernichtet. So blieb auch der Erfolg, welchen rechts neben Rüchel General v. Zeschwitz II mit der von ihm gesammelten sächsischen Kavallerie errungen hatte, fruchtlos.

Die Division Niesemeuschel aber hielt um diese Zeit noch immer die Schnecke besetzt, obgleich sie in der Front angegriffen war und der Kampf zugleich auch schon hinter ihr wogte. General v. Zeschwitz I, der sächsische Höchstkommandierende, hatte sich nicht entschließen können, seinen Posten ohne einen Befehl des Fürsten Hohenlohe zu verlassen. Die Nachricht vom Heranrücken des Rüchelschen Korps bestärkte ihn in seiner Haltung. Erst, als er übersah, daß der allge-

1 Batterie machten den Angriff mit. Die zwei Bataillone, die tagsüber in Kapellendorf verblieben, und ein Bataillon von Tauentzien schlossen sich ihnen noch an. Mit dem in seiner Hand verbliebenen Rest seiner Division machte Graf Tauentzien auf Rüchels Bitte bei Wiegendorf Halt.

meine Rückzug sich in eine regellose Flucht zu verwandeln begann und feindliche Reiterei bereits bis Kötschau in seinen Rücken vorgedrungen war, gab er der Division Niesemeuschel den Befehl zum Abmarsch. Sie konnte ihrem Schicksal indessen nicht mehr entgehen, ward auf dem Rückzuge von allen Seiten umringt und gefangen genommen. Ihr Los teilten auch die leichten preußischen Truppen, die unter Oberst v. Boguslawski am Schwabhäuser Grund gestanden hatten, ohne sich während des ganzen Schlachttages in irgendwelcher Art am Kampfe beteiligen zu können. Nur General v. Zeschwitz I schlug sich an der Spitze einiger Schwadronen durch.

Die Schlacht war vollständig beendet, als ein letzter Überfall noch die Flüchtlinge sprengte, die sich unter dem Schutze der Rüchelschen Vorpostenabteilung und zweier in Weimar verbliebener Bataillone am Webicht vor Weimar wieder gesammelt hatten.

Erst 8000, dann 5000, dann 25 000, dann 12 000 bis 15 000 Mann hatten je eine kleine abgeschlossene Schlacht für sich geschlagen, ohne Zusammenhang, unter Ausführung einzelner ruhmvoller, aber nutzloser Bravourstücke. Sie waren — eine Gruppe nach der anderen — einem stärkeren Feinde erlegen. Sie wendeten die besten taktischen Mittel an, die sie kannten, um bald zu sehen, daß dieselben einer neuen Fechtweise des Feindes gegenüber wirkungslos seien. Diese erschütternde Überraschung hat wohl am meisten dazu beigetragen, daß die Armee mit der einen Niederlage auch den Mut und das Vertrauen auf die Wiederkehr des Glücks zunächst völlig verlor.

Auerstedt.

Die Haupt-Armee setzte sich am 14. Oktober früh 6 Uhr in Bewegung, um, wie beschlossen, heute unter gleichzeitiger Wegnahme der Enge von Kösen den Übergang über die Unstrut zu bewerkstelligen, „womöglich über die Saale bei Weißenfels oder Merseburg zu kommen und dem Feinde Bataille zu liefern“.*)

General v. Blücher sollte mit seinen leichten Truppen die Avantgarde bilden, aber diese Truppen waren erst nachts um 2 Uhr hinter Auerstedt eingetroffen, lagerten irgendwo an der Straße und ver-

*) Der König in seiner vom 20. bis 26. Oktober 1806 geschriebenen Relation der Schlacht von Auerstedt. Paul Bailleu, Deutsche Rundschau 1899. 3. Heft, S. 389.

mochten den vollgepfropften Ort nicht rechtzeitig zu durchziehen. Die Division Schmettau blieb vorn. Sie zählte 10 Bataillone, 20 Eskadrons und 3 Batterien. Aber die starke Kavallerie, die, in der Vorstellung, daß es sich zunächst nur um ein Reitergefecht handeln werde, Blüchers Befehl unterstellt wurde, war nicht vereinigt. Nur sechs Schwadronen trabten mit einer reitenden Batterie voraus. Zwei von ihnen wurden rechts und links entsendet, die übrigen trieben feindliche Reiter bis Hassenhausen vor sich her und eilten auch durch dieses Dorf hindurch. Jenseits wurden sie von Kartätschfeuer aus dem dichten Nebel empfangen, die Batterie fuhr auf, erwiderte das Feuer, sah sich aber überraschend durch dicht vor ihr auftauchende Infanterie und französische Chasseurs angefallen und wurde genommen.*) Warum die vier Schwadronen, die bei ihr waren, sie nicht heraushieben, ist nicht aufgeklärt.

Ein Unfall hatte die Schlacht eingeleitet.

Von den hinter der Infanterie der Division folgenden 14 Schwadronen, die hervorgeholt wurden, verwandte der gleichfalls nach vorn geeilte Herzog, dem der beginnende Kanonendonner Feuer und Tatkraft wiederzugeben schien, 5 zu Aufklärungszwecken. 2 ließ Blücher als Reserve bei Poppel zurück, mit den ihm noch verbleibenden 7 allein ging er gegen den Ranzenhügel vor. Auch hier also tat die Zersplitterung ihr Werk. Er stieß auf eine feindliche Infanterielinie, sandte zur nachfolgenden Division Wartensleben um mehr Reiterei zurück, erlangte mit Mühe noch 3 Schwadronen und 1 reitende Batterie, da auch die übrigen von Hause aus zu Nebenzwecken verteilt worden waren, und suchte nun dem Feinde die rechte Flanke abzugewinnen, den Rücken gegen Spielberg kehrend.

Marschall Davout hatte früh um 3 Uhr des Kaisers Befehl zum Vormarsch auf Apolda erhalten und sich alsbald in Bewegung gesetzt. Um 6½ Uhr überschritt seine vorderste Division, Gudin, die Saale bei Kösen, und ihre schwache Avantgarde focht den ersten glücklichen Zusammenstoß mit den Preußen dicht östlich Hassenhausen aus. Der Marschall, der selbst zur Stelle war, ließ nun die Division mit der Masse nördlich, mit einem Regiment südlich Hassenhausen aufmarschieren. Dies Dorf war in seiner Hand und spielte alsbald eine ähnliche Rolle wie Vierzehnheiligen bei Jena. Die Divisionen Friant

*) Nur zwei Geschütze retteten sich.

und Morand sollten in unmittelbarem Zusammenhange mit der Division Gudin hintereinander folgen, aber auch auf französischer Seite blieben die fehlerhaften Anordnungen nicht aus; die Kolonne hängte sich nicht aneinander; beide Divisionen kamen später, als berechnet, aufs Schlachtfeld.

Inzwischen hatte Blücher die Geduld verloren und sich mit seinen zehn Schwadronen ungestüm auf die noch ganz frische Infanterie des französischen rechten Flügels geworfen.*) Zweimal ritt er an, beide Male vergebens. Ruhiges Feuer wies seine Reiter ab, die sich dann zur Flucht nach Spielberg wandten. Ihm selbst wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen; doch rettete er sich auf dem eines Trompeters. Die Batterie, die wirksam eingegriffen und namentlich dem vorderen Regiment der sich gegen 9 Uhr nähernden Division Friant Schaden zugefügt hatte, wurde um diese Zeit von deren Kavallerie und einem Infanterie-Bataillon angegriffen und trotz wackerer Gegenwehr der sie schützenden zwei Schwadronen genommen.

Anders wie bei Jena nehmen sich diese ersten Gefechtsakte aus; es fehlt nicht an schnellem und dreistem Zugreifen, aber die Verzettelung der Kräfte und die Vereinzelung der Handlungen ist auch hier typisch. Ein eigener Unstern führte zudem gleich im Beginn schwere Verluste herbei.

Unterdessen war die Division Schmettau vor Hassenhausen nördlich der Landstraße aufmarschiert.

Der Herzog von Braunschweig erkannte richtig die Wichtigkeit der Höhen südlich des Dorfes und schickte zur Division Wartensleben, um sie dorthin heranzuholen. Diese war beim Durchschreiten von Auerstedt, dessen Straßen noch die Wagen und Handpferde des Hauptquartiers füllten, ganz auseinandergekommen. Auch drängte sich die nach vorn gerufene Blüchersche Kavallerie zwischen die Infanterie hinein. So dauerte es lange, bis sie aufmarschierte, nachdem sie den Liesbach südlich Taugwitz und nördlich von Rehhausen überschritten hatte.

Die Division Schmettau war deshalb zunächst allein zum Angriff angetreten. Der Augenblick schien günstig. Marschall Davout hatte die vordere Brigade der Division Friant bereits rechts neben der

*) Diese Übereilung sieht der König als eine der Ursachen für den unglücklichen Gang der Schlacht an; doch ist der Überfall in seiner Bedeutung überschätzt.

Division Gudin eingesetzt und ein Bataillon derselben gegen Spielberg vorgeschoben. Dann sandte er demselben auch die rückwärtige Brigade von Friant nach, hinter Blüchers Kavallerie her. Bei Hassenhausen blieben ihm, bis Morand herankam, alles in allem nur 11 Bataillone.*) Bald darauf, als sich das Heranrücken der preußischen Division Wartensleben fühlbar machte, mußte er zwei Regimenter von Gudin aus der Gefechtslinie des rechten Flügels ziehen, um sie auf den linken und ins Dorf zu werfen. So schwächte er sich rechts erheblich. Der preußische Angriff ging deshalb vorwärts. Hätte General Schmettau Kavallerie bei sich gehabt, so konnte ein großer Erfolg erzielt werden. Scharnhorst war vom Herzog hierher gesandt worden und bemühte sich, Reiterei herbeizuholen. Aber nur 120 Königin-Dragoner wurden aufgetrieben und ritten eine der Väter von Hohenfriedberg würdige Attacke, warfen die französischen Tirailleure zurück, nahmen die bei Blüchers Angriff verloren gegangene Batterie wieder, eroberten feindliche Geschütze und zeigten, was hier eine starke Reitermasse, richtig eingesetzt, hätte erreichen können. Doch es fehlte die nachhaltige Kraft, um den ersten Erfolg auszunützen, und wirkungslos ging er deshalb vorüber.

Mittlerweile war die Division Wartensleben aufmarschiert und angetreten. Auch sie hatte im Augenblick nur zwei Schwadronen bei sich. Man rief nach Kavallerie. Das Regiment Irwing-Dragoner, das den General Blücher suchte, kam herbei und attackierte das einzige zur Zeit südlich Hassenhausen entwickelte französische Infanterie-Regiment,**) anfangs mit Glück, konnte es dann aber nicht ganz überwältigen. Auch dem aus der Reserve heranziehenden Kürassier-Regiment Beeren, das zu viel Zeit mit dem Aufmarsch verlor, gelang dies nicht. Davout fand die Möglichkeit, den linken Flügel zu verstärken und ihn zu halten.

Der rechte Flügel der Division Wartensleben kam vorwärts. Der linke stutzte, als er in das Feuer der in den Hohlwegen bei Hassenhausen eingenisteten französischen Schützen geriet. Der Herzog selbst eilte dorthin, um die Bataillone vorwärts zu treiben. Da traf ihn in der vordersten Linie ein Schuß durch beide Augen; tödlich verwundet sank er aus dem Sattel.

*) Die französischen Regimenter Davouts hatten je 2 Bataillone, die Divisionen deren 8. Vgl. Lettow, Der Krieg von 1806 und 1807, I, S. 389.

**) Nr. 85.

Dies Unglück war besonders empfindlich, weil Scharnhorst entfernt war und die Verwundung des Herzogs erst viel später erfuhr. Der König übernahm den Befehl nicht, ernannte auch keinen anderen Oberbefehlshaber, und die Leitung der Schlacht hörte auf.

Augenblicklich stand sie noch günstig. Der rechte Flügel der Division Wartensleben hatte sich um Hassenhausen herumgebogen. Wenn jetzt Verstärkungen herankamen, ehe der Feind frische Truppen auf den Kampfplatz brachte, so konnte das Dorf genommen werden. Unglücklicherweise ließ die Division Oranien auf sich warten. Kavallerie und Artillerie hatten sie in der Marschkolonne von der Infanterie Wartenslebens getrennt. Als sie sich dann endlich Gernstedt näherte, traf sie ein erster Befehl, den linken Flügel der fechtenden Linie zu verstärken. Bald darauf folgte ein zweiter, beide Flügel zu unterstützen.*) Infolgedessen blieb die vorn marschierende Brigade Prinz Heinrich in der Bewegung auf Poppel, während der Divisionskommandeur der dahinter folgenden Brigade Lützow als Richtungspunkt einen Baum jenseits Rehhausen anwies, so daß sie rechts ausbog. Die unheilvolle Zersplitterung der Kräfte, die wir auf preußischer Seite wie eine epidemische Krankheit wirken sehen, hatte also den entscheidenden Erfolg auf einem Flügel schon im Beginn der Krisis unmöglich gemacht. Alle Kräfte hätten nach rechts gehört.

Der Umschwung bereitete sich überdies vor, noch ehe die schwachen Verstärkungen ankamen. Schon war die französische Linke auf dem Punkte gewesen, zu unterliegen; Hassenhausen hatte gerade aufgegeben werden müssen, als Davouts letzte Division, Morand, hinter dem Dorfe eintraf und sogleich das vorderste Regiment in dieses hineinwarf. Die anderen zogen sich links heraus und verstärkten oder verlängerten die Schlachtlinie dort. Zahlreiche preußische Kavallerie, auch eine reitende Batterie waren freilich zur Stelle, aber es fehlte der Seydlitz, der sie unter seine Befehle genommen und einheitlich vorgeführt hätte. Zusammenhanglose Angriffe vereinzelter Regimenter wurden abgewiesen oder hatten trotz wirksamer Unterstützung der Batterie keinen durchschlagenden Erfolg. An der Spitze des

*) Da sich bereits auf beiden Flügeln das Schwanken fühlbar machte und man den Rückschlag befürchtete, ehe die geschlossene Division Oranien auf dem linken hätte eingreifen können.

einen*) ritt Prinz Wilhelm, Kommandeur der Kavallerie der Division Oranien, in den Feind hinein, aber auch sein Beispiel wirkte nicht weit genug. Zudem ward er verwundet und sein Pferd ihm erschossen. Endlich gab die entmutigte Reiterei ihre Versuche auf, ging über Sonnenberg und den Emsbach zurück und kehrte dem Schlachtfelde den Rücken.

Als die Halbdivisionen von Oranien**) in der Feuerlinie eintrafen, fanden sie nur noch flatternde, schwankende Linien mit großen Lücken, keine geschlossene Front mehr vor. Sie wirkten lediglich als Ersatz der Verluste und vermochten den vorher schon so nahen Sieg nicht mehr zu vervollständigen.

Ähnlich wie beim Angriff der Division Grawert auf dem Schlachtfelde von Jena, ging es auch hier bei Hassenhausen her. Es fehlte der Entschluß zum entscheidenden Stoß und zum Einbruch in den Feind. Die Verluste steigerten sich, zumal dem Dorfe gegenüber. Nach Ablauf der Mittagsstunde begann das Weichen aus der Linie und dann der erklärte Rückzug. Dem rechten Flügel gegenüber war die Division Morand nunmehr gänzlich aufmarschiert und ergriff die Offensive, der die Trümmer der Division Wartensleben und der Brigade Lützow nicht mehr gewachsen waren. Der linke Flügel wurde von der französischen Umgehungskolonne zurückgedrängt, die von neuem gegen Poppel vorging.

Noch waren auf preußischer Seite zahlreiche Reserven vom Kampfe unberührt geblieben, nämlich die beiden Divisionen Arnim und Kunheim***) sowie die leichte Brigade Oswald.†) Diese sollte bei General v. Blücher an der Spitze der Armee sein, hatte sich aber nicht zu ihm hindurcharbeiten können. In Ermanglung von Nützlicherem stellte sie sich bei Sulza in dem Winkel zwischen Ems und Saale auf; zehn Schwadronen allein war es gelungen, nach vorn aufs Schlachtfeld zu gelangen.††) Obgleich bei Sulza nichts zu tun

*) Ein Bataillon (5 Eskadrons) Blücher-Husaren.

**) Eine jede zählte, infolge von Entsendungen, nur noch 4 Bataillone.

***) Arnim 10 Bataillone, 2 Batterien, Kunheim 8 Bataillone, 15 Eskadrons, 3 Batterien — beide zur Reserve der Hauptarmee unter dem General Grafen Kalckreuth gehörig.

†) 4 Bataillone, 25 Eskadrons, 1 Batterie.

††) Irwing-Dragoner (5 Eskadrons) und 1 Bataillon Blücher-Husaren (5 Eskadrons).

war, rückte auch noch die Garde-Brigade der Division Kunheim unter General v. Hirschfeld dorthin, und diese Truppen entzogen sich so der Teilnahme an der Entscheidung der Schlacht und zugleich der Verfügung der höheren Führung.

Auch die Division Arnim und die noch übrige halbe Division Kunheim taten nicht viel. General Graf Kalckreuth, ihr kommandierender General, trabte auf des Königs Befehl: „Wer fertig wäre, möchte machen, daß er vorkäme", mit der noch zurückgebliebenen Kavallerie bis Poppel vor und sandte für die Infanterie und Artillerie den Befehl zurück, die Höhen von Eckartsberga zu krönen. So nahmen denn diese immerhin noch bedeutenden Kräfte,*) welche die Schlacht wohl hätten gewinnen können, 4000 Schritt hinter dem Platze, an dem die Entscheidung lag, eine Aufnahmestellung, ohne das Mindeste zu nützen. Stumpfe, unwirksame Maßregeln waren das Zeichen des unheilvollen Tages.

Kleinere Teile der Reserve gingen freilich auf des Königs Befehl noch hinter den beiden Flügeln vor; aber diese Anordnung kam viel zu spät. Sie konnte nur noch zur Aufnahme der geschlagenen und zurückflutenden Truppen der drei im Gefecht stehenden Divisionen dienen. —

Ein etwas energischerer Gefechtsakt spielte sich bei Poppel ab. Die französische Umgehungskolonne hatte hinter dem linken preußischen Flügel schon dies Dorf erreicht und den Rückzug verlegt, als Prinz August, dessen Adjutant Karl v. Clausewitz, der große Kriegsphilosoph, damals war, vom Könige den Befehl erhielt, mit drei Grenadier-Bataillonen dorthin vorzugehen.

Auch der Prinz konnte es sich nicht versagen, eines seiner drei Bataillone als Aufnahme bei Gernstedt zurückzulassen; denn die Gewohnheit der Zeit hatte auch über die besten Köpfe Gewalt. Aber mit den beiden anderen Bataillonen griff er kräftig an, nahm Poppel wieder und öffnete der Division Schmettau den Rückweg. Der nachdrängende Feind wurde dadurch vorübergehend zum Stutzen gebracht, und so konnte sich der Strom der zurückgehenden und ziemlich aufgelösten Bataillone nach Auerstedt ergießen.

Auf dem rechten Flügel hatte das Regiment des Königs ähnlich

---

*) Ein Bataillon wurde noch zur Bedeckung der königlichen Bagage durch Auerstedt zurückgeschickt.

gewirkt, da es den westlichen Talrand bei Rehhausen noch früh genug erreichte, um den verfolgenden Feind dort aufzuhalten und den Weichenden Luft zu schaffen.

Auf dem äußersten rechten Flügel, wo die leichten Truppen des Generals Oswald den Sonnenberg vor und die Garde den Höhenrand an der Mühle hinter Sulza besetzt hielten, kam es noch zu einem besonderen Gefecht. General Morand umfaßte zunächst die ersteren an der Ilm und drängte sie zurück; dann wandte er sich gegen die Garde. Im Grunde am Emsbach aber kam sein Angriff zum Stehen, da preußische Füsiliere und weimarische Scharfschützen sich im zerstreuten Gefecht den Franzosen durchaus ebenbürtig erwiesen. Die Garden blieben auf ihrem Platze, bis der Befehl zum allgemeinen Rückzuge sie erreichte; aber auch hier war es geschehen, daß ein Teil der Truppen vom Feinde in ein nachteiliges Gefecht verwickelt wurde, während der andere untätig in der Nähe stand und zusah. Die Gemeinsamkeit der Anstrengung und die Einheit der Befehlsführung fehlte allerorten.

Früh gab der König, dessen Gemüt leicht dazu neigte, die Dinge schwarz zu sehen, jede Hoffnung auf den Sieg auf. Er konnte sich zur energischen Fortsetzung der Schlacht nicht entschließen. Trotz aller Verzettelung standen ihm auf den Höhen von Eckartsberga noch 13 Bataillone mit ihren 26 Geschützen und 32 Batteriekanonen nebst dem ganz frischen Regiment Gendarmen — im Verhältnis zur Ausdehnung der Schlacht ansehnliche Kräfte, zumal eine stattliche Artillerie — zu Gebote.*) Das Schicksal des Tages hätte sich damit in letzter Stunde noch einigermaßen wenden lassen. Der Feind drängte zwar überall nach, aber überall nur schwach; denn die Franzosen**) hatten sich auf einen Raum von zwei Dritteln einer deutschen Meile ausgedehnt. Ein kraftvoller Stoß konnte sie durchbrechen und die Linie zerreißen, die dann vielleicht noch zum Zurückgehen, jedenfalls zum Stocken in der Vorwärtsbewegung gebracht worden wäre. Allein das Beispiel von Marengo war für die damaligen preußischen Führer umsonst gewesen; es fand keine Nachahmung.

Blücher wollte allerdings mit der schönen und zahlreichen Kavallerie, welcher der Feind nichts Gleiches entgegenzustellen vermochte,

*) Lettow, Bd. I, S. 402.

**) Foucart gibt ihre Gesamtstärke bei Auerstedt auf 26 000 Mann Infanterie, 1300 Reiter und 44 Geschütze an.

in die französischen Linien hineinfahren. Als er sich aber bemühte, die dazu notwendige Masse zusammenzubringen, da fand er nur vereinzelte Schwadronen auf. Die Regimenter waren zu Nebensächlichem verwendet und stießen sich tatenlos irgendwo auf dem Schlachtfelde herum. Auch der Kavallerieangriff unterblieb, und der König ließ den Rückzug gewähren. Über dessen Richtung sprach er sich zunächst nur zu seinem Generaladjutanten Zastrow aus, „und doch war diese Richtung bei der strategischen Lage der Armee von der allergrößten Wichtigkeit.“*) —

Der Versuch, sich die natürlichen Verbindungslinien gewaltsam wieder zu eröffnen, war fehlgeschlagen. Es blieb nur ein Umweg möglich, der sich hier in der Straße über Buttstedt auf Artern darbot. Dort hätte die Armee auf der geraden Straße nach Magdeburg gestanden. Diese konnte der Feind ihr nicht verlegen, denn die Schlacht hatte alle seine Kräfte nach dem Kampfplatze herangerufen und die Umfassung aufgehoben. Hohenlohe und Rüchel sowohl als auch die Reservearmee des Herzogs von Württemberg hätten die gleiche Richtung zu gewinnen vermocht.

Aber der König glaubte, daß der Feind ihm hier schon zuvorkommen könne, und traf die unglücklichste Wahl, die sich im Augenblick treffen ließ — nämlich die von Weimar, um sich mit Hohenlohe und Rüchel wieder zu vereinigen, von deren gleichzeitiger Niederlage bei Jena noch nichts bekannt geworden war. Mit beiden sollte wieder beratschlagt werden, was nun zu geschehen habe. Er verließ sodann die Höhen von Eckartsberga und sandte von Auerstedt aus an den General Kalckreuth den Befehl, die Armee zurückzuführen — eine dornenvolle Aufgabe.

Ganz ohne Kampf kamen auch die Reserven nicht mehr davon. Sie hatten auf dem Höhenkamme, der sich von Eckartsberga an Gernstedt vorüber gegen den Sonnenberg hinabzieht, eine übermäßig ausgedehnte Stellung eingenommen, die viele Lücken aufwies. Dann begann der Abzug vom rechten Flügel. Dort und bei Sulza, wo die leichten Truppen sich mit den Garden vereinigt hatten und dem Feinde überlegen waren, gingen die Dinge gut vonstatten. Auf dem linken Flügel bei Eckartsberga, der zu lange festgehalten wurde, aber

*) Lettow, Bd. I, S. 404.

umfaßte der Feind schließlich die preußischen Bataillone und warf sie, zertrümmert, den Bergabhang nach Reisdorf hinab.

Das brennende und von Fahrzeugen versperrte Auerstedt hielt den Abmarsch beträchtlich auf; indessen auch des Feindes Kräfte erschöpften sich, und das Nachdrängen hörte auf. Scharnhorst war der Meinung, daß die Armee die Nacht hindurch hinter Auerstedt hätte stehen bleiben können, während der Marsch ihr verhängnisvoller als der Kampf geworden ist. Ein großer Teil der Fliehenden folgte dem Wege auf Buttstedt, den die königliche Bagage, von einem Bataillon bedeckt, eingeschlagen hatte. Bis Buttstedt gelangte in der Nacht noch die rührige französische Kavallerie-Brigade Vialannes, der viele Gefangene und Geschütze in die Hände fielen.

Die Verluste waren groß. Sie lassen sich auf preußischer Seite wegen der Auflösung der Armee nicht genau feststellen. Marschall Davout hat sie auf 15 000 Tote und Verwundete, 3000 Gefangene und 115 Geschütze berechnet; doch ist dies zumal in bezug auf die erste Zahl wohl übertrieben. Auch die französische Einbuße von 7000 Mann ist hoch und spricht für die Bravheit der Geschlagenen.

Welche Mängel der Ausbildung und Vorbereitung den Truppen anhafteten, geht schon aus dieser kurzen Schilderung hervor. Allein weder die Unbeholfenheit der Kavallerie, noch die geringe Übung der Infanterie im zerstreuten Gefecht trugen die Hauptschuld am Verluste der Schlacht. Diese trifft auch hier die Führung. Sie hatte es wieder zu Wege gebracht, daß, trotz der bedeutenden Überlegenheit im ganzen, die preußischen Truppen in den entscheidendsten Augenblicken der Schlacht mit der Infanterie in der Minderzahl fochten. Das trat bei der Division Schmettau gegenüber den Divisionen Gudin und Friant, später bei Wartensleben gegenüber Friant und Morand ein. Das war auch der Fall, als die Division Oranien, durch Entsendungen geschwächt und geteilt, auf beiden statt auf einem Flügel eingesetzt wurde. Die Krone aber wurde diesem Verfahren durch den Nichtgebrauch der Reserven, durch den frühen Verzicht auf den Sieg aufgesetzt. Geschlagen ist *der* Feldherr, welcher zuerst glaubt, geschlagen zu sein.

Wäre die Heeresreserve, wie es die ursprüngliche Absicht war, über Eckartsberga vorgegangen und dann, als der Kampf begann, über Lisdorf im Marsche geblieben, so hätte die Schlacht nicht verloren gehen *können*. —

Ohne ein Versagen war es an diesem Tage übrigens auch auf französischer Seite nicht abgegangen. Wenn die Preußen bei Auerstedt hätten siegen können, so lag dies an dem Verhalten des Marschall Bernadotte. Er hatte sich am frühen Morgen entschlossen, dem Befehle des Kaisers zum Marsche über Dornburg Folge zu leisten und von der Genehmigung zum gemeinsamen Vorgehen mit Davout keinen Gebrauch zu machen. Das kann man zunächst billigen, denn beide hielten die dem Passe von Kösen gegenüberstehenden preußischen Truppen der Zahl nach für unbedeutend. Auf dem Marsche über Camburg nach Dornburg ward aber der Kanonendonner von beiden Schlachtfeldern hörbar. Der von Hassenhausen war der heftigere, Davout zudem allein — ohne nahe Unterstützung. Der Weg dahin war für Bernadotte auch der kürzere. Trotzdem blieb er bei dem Marsche gegen Dornburg, überschritt dort die Saale, verlor viel Zeit und kam erst um 4 Uhr nachmittags auf den Höhen von Apolda an. Hier traf ihn ein Adjutant Davouts mit der Aufforderung, zur Ausnutzung des Erfolges von Auerstedt beizutragen. Dieser Aufforderung antwortete er ausweichend und ließ nur seine leichte Kavallerie in der Dunkelheit über die Ilm vorgehen, der dann dort noch 1000 Gefangene mit 5 Geschützen in die Arme liefen.

Bernadotte behauptet, auf Davouts Sieg eingewirkt zu haben, da er den Rücken der preußischen Haupt-Armee bedrohte. Tatsächlich ist diese seiner erst ansichtig geworden, als sie längst auf dem Rückzuge war; sie ward dadurch nur noch veranlaßt, nicht über Apolda zu gehen, sondern nördlich der Ilm auf dem Wege nach Weimar zu bleiben. Der Kaiser war mit Bernadottes Verhalten natürlich aufs höchste unzufrieden.

Die Nachwirkungen der Niederlage.*)

Die Niederlage von Jena und Auerstedt wird durch ihre Vorgeschichte erklärlich. Das Rätsel beginnt erst hinterher mit ihren Folgen. Daß die Kunde von dem Geschehenen geradezu betäubend wirkte, versteht man freilich noch, denn niemand im preußischen Lande hatte einen derartigen Ausgang erwartet oder nur für möglich gehalten. Aber unverständlich erscheint doch, daß ein einziger Unglücks-

*) Zum Verständnis reichen die Karten eines jeden besseren Handatlas aus.

tag so lähmend auf die Widerstandskraft von Volk und Heer wirken konnte, wie es tatsächlich geschah.

Während des Rückzuges trafen die Trümmer beider Heere bei Buttelstedt aufeinander, und die Auflösung wurde eine vollständige. Die Truppen, die bis dahin so Geringes im Marschieren geleistet hatten, erreichten noch in der auf die Schlacht folgenden Nacht Sömmerda, 40 km nordwestlich Jena; Teile kamen auf Erfurt ab.

Weiter ging die Flucht über den Harz nach der Elbe zwischen Magdeburg und Stendal. An einen Widerstand wird kaum noch gedacht. Napoleon breitet sich ungehindert im Lande aus und nimmt mit seinen Hauptkräften die Richtung auf Berlin.

Der Herzog von Württemberg war am Schlachttage bis Halle gelangt; dort traf ihn am 17. noch das Korps Bernadotte, schlug ihn und warf ihn bei Roslau über die Elbe zurück.

Mit Mühe organisierte Fürst Hohenlohe in Magdeburg aus den gemeinsamen Trümmern ein schwaches Heer und suchte von dort die untere Oder zu erreichen. Allein Napoleon ist schon am 25. Oktober in Berlin. Die Kavallerie und das Lannessche Korps überholen den Fürsten, so daß dieser am 28., sich für eingeschlossen haltend und von Massenbach vollkommen in die Täuschung hineingerissen, bei Prenzlau mit dem Rest des Heeres die Waffen streckte.

Blücher war mit einem Teile der Truppen nordwärts ausgewichen, aber auch ihn ereilt, wiewohl erst nach trotzigen Kämpfen, das gleiche Schicksal bei Ratkau, unweit Lübeck, am 7. November. Erfurt, Spandau, Stettin und Küstrin öffnen beim ersten Erscheinen des Feindes die Tore, Magdeburg, Hameln und Nienburg nach kurzer Einschließung oder Beobachtung. Bei Hameln kapituliert zu gleicher Zeit das Korps Lecoq in schmachvoller Art. Gegen Ende November ist ganz Preußen westlich der Weichsel mit alleiniger Ausnahme Schlesiens und der Festung Colberg in Napoleons Händen.

Diese Verfolgung war eine der großartigsten, welche die Geschichte kennt, und nur ein so eiserner Wille wie der des Kaisers konnte sie durchführen.

Erst jenseits der Weichsel trat eine Wendung ein, der Feldzug kam ins Stocken. Der zähe Widerstand, den die zur Unterstützung Preußens endlich langsam heranrückenden Russen hinter der Wkra und am Narew bei Golymin und Pultusk zu Ende des Jahres leisteten, mehr aber noch der Morast aufgeweichter polnischer Wege

und Felder spotteten des vorwärts drängenden Feuergeistes, der sich unwillig an die zähe Materie gefesselt sah. Zwar setzten die Russen ihren Abmarsch noch bis Bialla hinter die ostpreußische Seenkette fort, und auch der Rest des zerstörten preußischen Heeres, die ostpreußischen Regimenter unter General v. Lestocq, die bei Biezun und Soldau weit ernster widerstanden, als die Franzosen es in Thüringen erlebt, folgte dem allgemeinen Rückzuge bis Angerburg.

Allein Napoleon konnte doch nicht länger im unaufhörlichen Vorwärts bleiben; er mußte seiner Armee Ruhe gewähren. Am 1. Januar 1807 in Pultusk eintreffend, gebot er Halt und verlegte einige Tage darauf die Armee in Winterquartiere am rechten Weichselufer, mit dem linken Flügel bis Elbing reichend. Dort sollte sie neue Kräfte sammeln und zugleich die Belagerungen von Danzig und Graudenz decken. Diese Plätze hielten sich ebenso wacker wie Colberg und die schlesischen Festungen.

Aber eine neue Überraschung folgte. Die unzeitige Offensive Neys gegen Königsberg reizte den neuen Oberbefehlshaber der Verbündeten, Bennigsen, trotz der winterlichen Beschwerden zu einem Vorstoß an und über die Alle, wo er jenem den Weg zu verlegen hoffte. Wider Willen mußte der Kaiser sich mit seinem ganzen Heere noch einmal in Bewegung setzen, und es folgte nun der kurze Februar-Feldzug, bei dem er von Süden her über Willenberg gegen Bennigsens linke Flanke vorging. Diese Gegenoffensive endete mit der blutigen, aber unentschiedenen Schlacht von Preußisch-Eylau am 7. und 8. Februar. Den letzten Schlag dabei tat das kleine preußische Korps, bei dem der aus der Kriegsgefangenschaft ausgewechselte Scharnhorst sich als Generalstabschef befand. Auf dem rechten Flügel der russischen Schlachtlinie eintreffend, nachdem es den verfolgenden Ney glücklich irregeführt hatte, rückte es hinter der Front nach dem linken ab, den die Franzosen eben eingedrückt hatten. In schnell entschlossenem einheitlichen Angriff stellten die 6000 Mann dort die Schlacht wieder her. Die preußischen Truppen hatten sich nach dem betäubenden Schlage von Jena und Auerstedt wieder ermannt und traten von nun ab dem Feinde ebenbürtig in den Weg.

Zum ersten Male hatte Napoleon seinen Willen nicht durchsetzen und dem Gegner die ersehnte entscheidende Niederlage nicht beibringen können. Allein die beiderseitige Erschöpfung führte zum Ablassen. Die Winterruhe trat nun wirklich ein. Der Kaiser ließ

seine Armee Quartiere und Lager hinter der Passarge beziehen. Bennigsen folgte ihm nicht, sondern blieb an der Alle bei Heilsberg und Bartenstein.

Die Unterbrechung dauerte mehr als drei Monate. Erst als Danzig am 25. Mai gefallen war, beschloß der Kaiser wieder aufzubrechen. Abermals kam ihm Bennigsen zwar zuvor; doch nur mit einer schwächlichen Offensive gegen Guttstadt, während sein rechter Flügel und die Preußen an der unteren Passarge den Gegner festhalten sollten.

Der Kaiser eilt ihm von Deppen an der Passarge her entgegen, und sogleich weicht er auf das verschanzte Heilsberg zurück, wo es am 10. Juli abermals zur verlustreichen unentschiedenen Schlacht kommt. Erst als sich am folgenden Tage Bennigsen auf dem rechten Flügel durch eine Umfassung bedroht fühlt, setzt er den Rückzug weiter fort.

Auf diesem kam es dann zu der unglücklichen Entscheidungsschlacht von Friedland am 14. Juni 1807 — genau acht Monate nach Jena und Auerstedt. Bennigsen war am rechten Ufer gegen Wehlau zurückgewichen, Napoleon am linken vorgegangen, während er ihm unmittelbar nur Kavallerie folgen ließ. Bei Friedland schien dem russischen General sich die Gelegenheit zu bieten, den auf der anderen Flußseite ihm zunächst befindlichen Lannes überraschend anzugreifen. Schnell aber hatte der Kaiser die Gefahr erkannt und alle erreichbaren Korps gegen Friedland gewendet, wo Bennigsen den Kampf, mit dem Rücken an den Fluß gestellt, annimmt und völlig geschlagen wird.

Königsberg muß von dem Lestocqschen Korps, das an der Schlacht nicht beteiligt war, geräumt werden, und Napoleon erreicht schon am 19. Juni hinter den abziehenden Verbündeten her Tilsit am Memelstrom, wo am 21. der Waffenstillstand geschlossen wird.

Ihm folgte am 7. Juli der Frieden, der der niedergeworfenen preußischen Monarchie alle Besitzungen westlich der Elbe — mit Magdeburg — und ebenso die neuen polnischen Erwerbungen kostete, mehr als die Hälfte ihres Gebietes und ihrer Einwohnerzahl.

Schwerer und später, als Napoleon es erwartet hatte, jedenfalls weit reicher an Mühsal, Gefahren und Verlusten, wie er es im Siegesrausche nach Jena und Auerstedt sich hatte träumen lassen, war der Feldzug zu Ende gegangen. Während desselben waren in seinem Heere seltsame Erscheinungen hervorgetreten, die als die ersten

Anzeichen einer nicht allzufernen inneren Auflösung gelten müssen, wenn sie auch der Außenwelt noch verborgen blieben. Die Mannszucht begann sich in bedenklicher Art zu lockern. Plünderung und Brandstiftung, das Herumtreiben von Marodeuren innerhalb der siegreichen Armee, Auflehnung gegen die Offiziere und Unordnungen aller Art bewiesen, daß die allmählich eingerissene Vernachlässigung der Masse ihre ersten Früchte trug; die materielle Not half sie zeitigen.

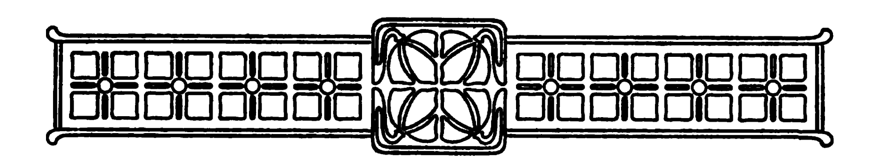
Während der Waffenruhe nach Eylau regelten kaiserliche Befehle eingehendster Art die oft außerordentlich schwierige Verpflegung und Unterbringung, die vielfach in Barackenlagern stattfand, ohne daß dem Mangel völlig gesteuert wurde. Wiederholt dachte der Kaiser daran, hinter die Weichsel zurückzugehen, um die Lage seines Heeres zu erleichtern, die sich erst nach dem Falle von Danzig besserte. Ein Stillstand unter solchen Verhältnissen ist immer gefährlich. Zu Ende des Monats April waren schon Exerzitien für die ganze Armee befohlen worden, um ihre Disziplin zu festigen und sie zu beschäftigen.

Die Katastrophe von 1812 steht jedenfalls nicht so unvermittelt da, wie sie uns bei oberflächlicher Betrachtung oft erscheinen mag. Das empfindet man um so sicherer, als die „große Armee" bekanntlich schon im Sommer beim Einmarsche in Rußland, nicht erst im Winter beim Rückzuge von Moskau zugrunde ging. Nur etwa ein Fünftel ihrer Gesamtstärke hat diesen überhaupt mitgemacht.

Verwöhnt durch seine beispiellosen Erfolge, hatte der Eroberer begonnen, das Werkzeug derselben gering zu achten und das eigene Genie für das allein Ausschlaggebende zu halten. Das Anwachsen seiner Heere beförderte diesen Prozeß, und derselbe ging mit der Zeit auch auf die tieferen Schichten der Hierarchie im Heere über. Seine Marschälle, die zu Grafen, Herzögen, Fürsten und zu reichen Leuten wurden, fingen an, die Tage des einfachen Soldatentums zu vergessen und zu vernachlässigen, was einst ihresgleichen gewesen war. Der Stoff des Heeres begann sich in dem Maße zu verschlechtern, als er verbraucht wurde und immer wieder erneuert werden mußte. Der Zersetzungsprozeß von 1812 erklärt sich vor allem dadurch, daß die „große Armee" im Innern von einem zu lockeren Gefüge war, um den Kraftproben eines Feldzuges in ödem und menschenleerem Lande zu widerstehen. Aber was hier geschah, hatte sich längst in den Tagen vorbereitet, in denen der äußere Glanz und der Ruhm der Armee noch anscheinend unvermindert dastanden.

Umgekehrt war der Gang auf preußischer Seite gewesen, wo das große Unglück, nach vorübergehender völliger Paralyse des Staatswesens, läuternd zu wirken begann. Der kleine Rest des Heeres, der noch im Felde stand, besann sich auf die eigene Kraft und lernte in den Wechselfällen des Winterfeldzuges begreifen, daß auch Napoleon nur ein Mensch sei, und daß auch seinem Vermögen eine Grenze gesetzt wäre. Vom Tage von Preußisch-Eylau ab keimte in der Seele der Mutigen wieder der Gedanke an die Möglichkeit erfolgreichen Widerstandes. Ein nach Jena und Auerstedt sogleich geschlossener, schmachvoller Friede wäre vielleicht billiger zustande gekommen als der von Tilsit, aber er würde die Wiedergeburt Preußens nur verzögert haben.





III. Das Urteil der Geschichte.

Die allgemeine Geschichtschreibung hat die Frage, wie es zu dem tiefen Falle Preußens von 1806 kommen konnte, längst beantwortet und ihre Formel dafür gefunden. Der Staat hatte es verabsäumt, mit der Zeit fortzuschreiten, die alte ständisch gegliederte Monarchie sich überlebt. Sie war der durch die französische Revolution entfesselten Volkskraft nicht mehr gewachsen, zumal ihr die strenge Zucht und die energische Anspannung, auf die der große König und vor ihm sein Vater gehalten hatten, nach den errungenen Erfolgen und unter milderen Herrschern verloren gegangen waren. Erschlaffung im öffentlichen Leben, Teilnahmlosigkeit gegen die staatlichen Interessen hatten Platz gegriffen, der Materialismus sich breit gemacht und die in den Lebensgenuß vertiefte Gesellschaft sich selbst durch die drohenden Wetterwolken, die am westlichen Himmel standen, nicht schrecken lassen. So m u ß t e denn die Katastrophe eintreten, die das Bestehende zertrümmerte, um die Bahn für einen neuen Aufschwung freizumachen.

Das harte System monarchischer Arbeitsverteilung, das Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. aufgerichtet hatten, war das Ergebnis eines planvollen, bewußten Willens. Darin lag die einseitige Größe Preußens. Das ganze Werk war aus einem Guß; ein Pfeiler stützte den anderen, die Gliederung der Stände und die Ordnung der Verwaltung hingen untrennbar zusammen. Fiel ein Stein heraus, so stürzte das ganze Gebäude.

Daß daran mit Einzelreformen nichts zu bessern war, blieb unverstanden. An die Notwendigkeit einer Reform an Haupt und Gliedern dachte man nicht. Allgemein glaubte man sich auf der Bahn hinreichenden Fortschritts und hielt es für einen Beweis von Gesund-

heit des Staatswesens, daß es unberührt geblieben war durch die Wirren der Revolution. Schien doch Preußen kürzlich noch in den Kämpfen gegen die Republik ein deutliches Zeichen seiner Lebenskraft gegeben zu haben. Die Empfänglichkeit für Neues fehlte nicht. „Im einzelnen ist während dieses Jahrzehnts der halben Anläufe und der wohlgemeinten Versuche — dem ersten der Regierung Friedrich Wilhelms III. — manches Gute geschehen." Aber davon, daß draußen das neue Jahrhundert auf Windesflügeln davoneilte und sich in kurzen Jahren Neubildungen der Geschichte vollzogen, die sonst kaum in Jahrzehnten gereift waren, ahnte man nichts in dem friedlichen Volke.

„Dergestalt war auf allen Gebieten des politischen Lebens das Alte noch nicht zerstört, das Neue noch nicht entwickelt. Der Staat hatte an Charakter verloren, was er an humaner Milde gewonnen, er schien wie ein noch im Verfalle mächtiger gotischer Bau, dem zaghafte Hände da und dort ein niedliches zopfiges Türmchen aufgesetzt hatten."*)

Die Täuschung war geblieben, daß es noch Zeit sei für den Genuß und für friedselige Weiterentwicklung. „Handel und Wissenschaften blühten", so schildert Clausewitz jene Zeit, „eine gelinde liberale Regierung gestattete dem einzelnen eine große Freiheit des Lebens, und die ganze Nationaltätigkeit schritt ruhig zu größerem Wohlstande fort . . . ." „Hätte Preußen in beständigem Frieden fortvegetieren können, so würde man keine Mängel gespürt haben."**)

Dabei war die politische Aufgabe, die der Staat hätte erfüllen müssen, um sich auf seiner Höhe zu halten, eine sehr schwierige. Durch die Energie seiner Herrscher war Preußen aus einem Konglomerat von Gebietstrümmern zusammengefügt worden und hatte sich unter glücklichen Feldherren gegen überlegene Feinde behauptet. Mit Friedrich dem Großen hatte es angefangen, eine Rolle unter den Mächten ersten Ranges zu spielen, während sein Flächenraum und seine Volksmenge kaum ein Viertel so groß war wie die der anderen. Friedrichs Ruf als General, die Weisheit und Wirtschaftlichkeit seiner Staatsverwaltung, die Stärke und Geübtheit seines Heeres waren die eigentlichen Faktoren, mit denen er wirkte. Trotz seines Ansehens

*) Vgl. H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, 6. Aufl., I, S. 150 bis 160.

**) Karl v. Clausewitz, Nachrichten, S. 430.

aber hatte er eine gewandte und schlaue Politik brauchen müssen, um sich in dieser künstlichen Stellung zu halten. Auch der Große Kurfürst war ein ähnlicher Mann gewesen, und man kann wohl sagen, daß Preußen seine Größe einer solchen Politik verdankt. Allein diese ist ein gefährliches Ding. Sie setzt eine ungewöhnliche Entschlossenheit und Stärke voraus, „denn ohne uns zu fürchten, werden uns die Leute niemals erlauben, sie ungestraft zu überlisten."*)

Mit Friedrichs Tode schwanden nach und nach jene moralischen Faktoren, und es blieb am Ende nichts als der Nimbus einer in allen militärischen Tugenden ausgezeichneten Armee.

„Fragt man sich" — so erklärt Clausewitz —, „was an die Stelle jener listigen und wechselvollen Politik hätte treten können, die allein von der Kraft und dem Talent unternehmender Fürsten mit Glück gebraucht werden konnte, um Preußen auf seiner Höhe zu erhalten und seine künstliche Stellung einigermaßen in eine natürliche zu verwandeln, so ist es große Sparsamkeit und Strenge in der Verwaltung, fortdauernde Aufmerksamkeit und Anstrengung im Militärstaat und nach außen hin ein offenes, ehrliches, aber kräftiges Benehmen, immer zeigend, daß man die Gefahr nicht scheue, unter der man groß geworden war."

„Preußen mit den zehn Millionen Einwohnern, welche es gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts besaß, hätte von selbst aus der Reihe der Mächte zweiten Ranges hervorragen müssen, und es wäre ihm leichter geworden, seinen Platz unter den ersten zu behaupten, als Eifersucht und Neid durch die große Gefahr im Westen von ihm abgelenkt wurde."

Das ist sicherlich richtig. Aber gerade dazu fehlte die Einsicht und die Entschlossenheit in der Leitung des Staates. Zudem schuf die französische Revolution für die Großmächte der Zukunft eine neue Grundlage, die frei verfügbare nationale Kraft. Preußen hätte, um einigermaßen Schritt zu halten, auf diese Bahn folgen müssen, und das war im Augenblick ein übles Ding. Ein Drittel seiner Bevölkerung bestand aus Polen, von denen die meisten erst seit kurzem der preußischen Krone angehörten. Es hätte also gerade jetzt noch der ungestörten Fortdauer des alten, straffen, autokratischen Regimentes bedurft, um erst aus dem Ganzen eine Einheit zu machen. Dieser

*) Clausewitz, Nachrichten, S. 454.

Schwierigkeit gegenüber wußte man sich keinen Rat, weil man nach den Mitteln immer noch in der alten Rüstkammer umhersuchte.

Leicht ist auch zu ermessen, wie schwer es dem landesväterlichen Herzen fallen mußte, den blühenden Staat mit seinem glücklichen Volke den Wechselfällen einer solchen von Wagnissen begleiteten Politik preiszugeben, umsomehr, als diese doch nur die Möglichkeit, nicht die Sicherheit des Erfolges bot. Freilich hat die Geschichte gelehrt, daß die Kühnheit damals eine bessere Vorsicht gewesen wäre als die Zurückhaltung der Neutralität, aber das hat doch erst eine spätere Zeit nach ganz überraschenden Erfahrungen erkennen können.

So war denn eine Staatsreform im großen Stile unterblieben und auch auf eine tätige politische Rolle bald verzichtet worden.

Ein alles erschütternder Schlag mußte kommen, um Regierung und Volk aus einem Dämmerzustande aufzurütteln und dem Staatswesen ein neues Leben einzuhauchen. —

Ähnlich lauten die Urteile über die Entwicklung im Heerwesen. Der Historiker erklärt das Rätsel, warum es in jener Zeit zu nichts Großem und Einheitlichem gekommen ist, damit, daß eine zeitgemäße Umwandlung der Armee Friedrichs des Großen überhaupt eine objektive Unmöglichkeit gewesen sei. Friedrichs Armee war gegründet auf einem adligen Offizierkorps, das dem Könige in ritterlich persönlicher Treue anhing und vermöge einer eisernen Disziplin die als etwas Gleichgültiges betrachtete Masse der Soldaten, „teils Preußen, teils Ausländer, teils Ausgehobene, teils Angeworbene, teils mit Gewalt Gepreßte", fest zusammenhielt.

Dieses Offizierkorps war, neben einem Bruchteil Gemeiner, der zuverlässige und bestimmende Teil der altpreußischen Armee. Es hing aber aufs engste mit dem Adel zusammen, dessen Stellung auf dem Besitz der Rittergüter und auf der Erbuntertänigkeit der Bauern beruhte. Im damaligen Bürgerstande hätte der Große König das ausreichende Material für den Offiziersersatz nicht gefunden; der Adel war ihm dazu notwendig und dessen Erhaltung Staatsräson. Darum — so wird uns weiter gesagt — ging es vor dem großen Unglück mit der Freigabe der Erwerbung von Rittergütern und mit der Aufhebung der Erbuntertänigkeit nicht vorwärts, so sehr sich auch ihre wirtschaftliche und soziale Notwendigkeit aufdrängte. Die Stellung des für die Armee durchaus notwendigen Adels wäre ja dauernd verändert

worden. Er hätte seine Bedeutung zum größten Teile verloren, und das durfte nicht geschehen.

Sodann mußte ein moralisch zuverlässiges Material für den Soldatenstand geschaffen werden, und auch dies war untunlich. Die Werbung hätte abgeschafft und die breite Masse des Volkes in die Armee eingereiht werden müssen. Dies scheiterte an dem großen Bruchteile der Polen, die man gezwungen gewesen wäre, aufzunehmen, und denen die erste Voraussetzung für die Brauchbarkeit, nämlich der gute Wille, gefehlt hätte. Zur Organisation eines Volksheeres fehlte das Notwendigste — das Volk.

In der Armee herrschten, wie kein Geschichtschreiber zu betonen versäumt, noch Fuchtel und Spießruten; man hätte es also auch keinem Sohne einer guten Familie zumuten dürfen, in ihre Reihen zu treten. Um diese barbarischen Mittel abschaffen zu können, hätte aber erst die Erbuntertänigkeit aufhören müssen; denn auch der Gutsherr regierte den Bauern mit dem Prügel, und die Rekruten, welche der Armee zuflossen, waren daran gewöhnt. Die Armee, „das natürliche Element der Strenge", durfte nicht milder sein als das bürgerliche Leben.

Die wirksame Einzelreform war also — so wird gefolgert — nicht möglich, weil alles zusammenhing: Taktik, Verwaltung, Ersatz, Verpflegung, selbst die Strategie. Die Gesamtreform war — abgesehen von dem Hindernis, das in der polnischen Bevölkerung lag — unmöglich, weil sie bis auf die Grundlagen des bestehenden Staates hätte hindurchgreifen, alle sozialen, wirtschaftlichen, politischen Verhältnisse, die seit Jahrhunderten herrschenden Ideen mit in den Strudel hineinreißen müssen. Wer durfte aber wagen, dergleichen über die Schöpfung des erst vor zwei Jahrzehnten verstorbenen großen Friedrich zu verhängen.

Ehe dergleichen möglich wurde, m u ß t e erst die Weltgeschichte sprechen, die große Katastrophe wie eine Strafe des Himmels eintreten und die Hindernisse wegräumen. Es m u ß t e vorher der Friede von Tilsit Preußen von seinem polnischen Besitze befreien, ehe man an allgemeine Wehrpflicht und Landwehr denken durfte. Nicht früher konnte die Last der Vaterlandsverteidigung der ganzen Nation auferlegt werden, als bis die Fahne der Nationalität, der nationalen Freiheit entfaltet war. Die Geschlossenheit des Offizierkorps konnte erst schwinden, als „die spezifisch adlige Idee des Dienstes in persön-

licher Treue durch die Idee der Vaterlandsverteidigung erweitert war". Damit erst öffneten sich die Reihen des Offizierkorps dem Mittelstande, wie zu gleicher Zeit der Eintritt in diejenigen der Mannschaft mit der Abschaffung der Prügelstrafe ihm möglich gemacht wurde. An diese aber konnte erst nach dem vorherigen Falle der Erbuntertänigkeit gedacht werden.

Jetzt erst wurde es auch möglich, die starren Formen der Lineartaktik aufzulösen, den einzelnen aus dem geschlossenen Verbande zu entlassen und ihn als „Tirailleur" frei zu verwenden. Ebenso ging es nun an, auf die peinlich geregelte Magazinverpflegung zu verzichten und zur Requisition zu greifen, ohne befürchten zu müssen, daß sich sofort alle Bande der Disziplin lösten.*) —

So würde man folgerichtig zu dem traurigen Schlusse gelangen, daß alles durchaus so hat kommen müssen, wie es gekommen ist, und daß es überhaupt keine Rettung vor dem völligen Zusammenbruche gab. Die Frage, ob es möglich gewesen wäre, den Bannkreis ständischer Anschauungen im Laufe einer friedlichen Entwicklung zu durchbrechen, müßte man, wie die Dinge in Preußen damals lagen, mit einem „Nein" beantworten — und in der Tat hat dies der Historiker getan: „Das Preußen des beginnenden 19. Jahrhunderts wurde durch Unglück und Not gerettet. Der fremde Eroberer nahm jene Amputation vor, welche den Staat von widerwilligen Untertanen befreite und ihm seinen deutschen Charakter zurückgab, und unter dem Eindruck der erlittenen Niederlage gaben die Besiegten die schroffen ständischen Unterschiede, denen sie mit Recht einen bedeutenden Anteil an derselben zuschrieben, preis."**)

Auf den ersten Blick scheint diese Behauptung einleuchtend und die Reihe der Schlußfolgerungen durchaus logisch. Bei einer näheren Untersuchung aber halten beide nicht stand. Das Gefühl sträubt sich schon dagegen, dem friderizianischen Staate, der soviel Vortreffliches enthielt, und der die härtesten Kraftproben siegreich bestanden hatte, die Entwicklungsfähigkeit gänzlich abzusprechen. Auch der prüfende Verstand muß dieser natürlichen Empfindung folgen. Alle die geschilderten sozialen und politischen

*) Militärisches von Hans Delbrück. Preußische Jahrbücher, 52. Bd., 6. Heft. Dezember 1883. S. 579 u. ff.

**) Max Lehmann, Scharnhorst, II, S. 83.

Zustände, welche die angeblich unüberwindlichen Hindernisse für eine ernste Heeresreform bildeten, hängen tatsächlich miteinander und mit der Wehrverfassung des Landes zusammen. *Sie beeinflussen sie; aber sie herrschen doch nicht so absolut, als daß ein starker Wille sie nicht hätte durchbrechen können.**) Ebensogut wie die Aufhebung der Erbuntertänigkeit zu einer besseren Behandlung des Mannschaftsstandes im Heere führen mußte, konnte umgekehrt auch die Hebung des Mannschaftsstandes im Heere ein mächtiger Hebel für die Abschaffung der Erbuntertänigkeit werden.**) Wenn ein energischer Monarch die Prügelstrafe im Heere aufhob, so wäre es natürlich gewesen, daß für die ausgedienten Soldaten und die Urlauber die Erbuntertänigkeit fortfiel; denn man hätte sie dem Stocke des Gutsherrn nicht wieder überantworten können. Damit war eine mächtige Bresche in die Einrichtung gelegt. Die Aufhebung der Erbuntertänigkeit hätte die Stellung des Adels ohne Zweifel beeinträchtigt, indessen König Friedrich Wilhelm III. brauchte den Adel auch nicht mehr so notwendig, wie sein großer Vorfahr. Zu seiner Zeit hatte, im Vergleich zu den Tagen Friedrichs, das Bürgertum an Zahl, Bildung und Einfluß schon ganz bedeutend gewonnen und gab eine viel breitere Basis für den Offiziersersatz als damals ab. Er konnte es daher auf die Erschütterung recht wohl ankommen lassen, falls er Mut und Willen dazu besaß.

Wenn man auch die Hindernisse, die in den sozialen Zuständen und Einrichtungen und in der Macht der Tradition überhaupt lagen, sehr hoch einschätzt, so ist doch nicht einzusehen, warum in dem autokratisch regierten Preußen durchgreifende Reformen gerade auf dem Gebiete des Heerwesens unmöglich gewesen sein sollten, sobald man nur die Anforderungen der Zeit *hinreichend* gewürdigt hätte. Die Staatsumwälzung in Frankreich sowie die Kriege belehrten darüber, und man verschloß sich theoretisch nicht einmal grundsätzlich

---

*) Daß man beispielsweise auch mit einem geworbenen Heere recht wohl „tiraillieren" kann, beweisen uns die Engländer noch heutigentages.

**) Übrigens war die Befreiung der Domanialbauern in der Hauptsache schon vor dem Unglück von 1799 bis 1805 durchgeführt worden. Auch eine Anzahl Edelleute im Osten, die sämtlichen Dohnas, Finkenstein (Schoenberg), Schroetter usw. führten die Befreiung ihrer Bauern auf dem Privatwege durch. Otto *Hintze*, Preußische Reformbestrebungen vor 1806. Historische Zeitschrift. 76. Bd., S. 418 ff.

dagegen. Freilich mußte ein kraftvoller Regent an der Spitze des Staates stehen.

Des polnischen Besitzes konnte man sich nicht entledigen, nur um für die Armeereform freie Bahn zu schaffen,*) und es mag dahingestellt bleiben, in welchem Umfange man ihn für das Heer hätte nutzbar machen können. Aber eine weitere Ausbildung des Kantonsystems, Beseitigung der völlig unberechtigten, zahlreichen Ausnahmen vom Kriegsdienste, Entfernung der Ausländer unter stärkerer Heranziehung der Einländer bei Verkürzung der Dienstzeit; Änderung des veralteten Verpflegungssystems, Beseitigung der gesamten Regimentswirtschaft, Unterdrückung der entarteten Revuetaktik, vermehrte Ausbildung des Schützengefechts — das alles waren Dinge, die spätestens mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. hätten in Angriff genommen werden können. Daß es möglich war, bewies zum Teil sogar das Beispiel des Großen Königs, der trotz Werbung und Ausländern seine Armeen wiederholt vom Lande hatte leben lassen, ohne daß sie auseinanderliefen, und dessen Truppen auch sehr gut zerstreut, selbst zwischen Mauern und Hecken, zu fechten verstanden, wie in der Unglücksnacht von Hochkirch. Er hatte sogar schon eine Art von Reserve in seinen zahlreichen „Überkompletten“ besessen, ohne die es ihm niemals möglich gewesen wäre, nach den großen Verlusten der Sommerfeldzüge sein Heer immer wieder während des Winters auf einen ansehnlichen Stand zu bringen. Es waren die Einländer, die, nach kurzer Ausbildungszeit bei Einstellung von Ausländern und Geworbenen, in die Heimat beurlaubt wurden — also Vorläufer der Krümper von 1807—1813.**)

Ein umsichtiger, willensstarker und entschlossener Fürst hätte vor Jena jene Reformen durchgeführt und den Widerstand der Privilegierten wahrscheinlich ohne große Erschütterungen des inneren

---

*) Er wäre bei einem anderen Gange der Kriege voraussichtlich nach und nach auch fortgefallen. Wenn Preußen im Bunde mit Rußland nach einer gründlichen Reform seines Heeres gesiegt und Frankreich allmählich wieder zurückgedrängt hätte, so würde es sich im Westen vergrößert haben und konnte Rußland für die geleistete Hilfe nur im Osten lohnen, wenn auch der König wünschte, seinen dortigen Besitzstand zu erhalten. So hätte sich allmählich eine ähnliche Verschiebung des Besitzstandes ergeben wie durch die Niederlage.

**) Sogar der Name „Krempers“ scheint schon unter Friedrich dem Großen für diese Leute gebraucht worden zu sein. Sicher ist, daß er vor 1807 schon für überschüssige Pferde galt.

Staatslebens gebrochen. In der gesamten Weltlage, welche in jedem Augenblick die ernsteste Gefahr bringen konnte, war dem Könige eine mächtig wirkende Rechtfertigung für einschneidende und Opfer fordernde Reformen an die Hand gegeben. Bildete bei solchen die Erbuntertänigkeit, die 1807 fiel, ein Hindernis, dann mußte sie zehn Jahre früher fallen; aber wie vieles hätte sich auch ohne einen derartigen Eingriff bessern lassen.

Gewiß wäre, ohne die große Niederlage, die Reform nicht so plötzlich und nicht so radikal gekommen, wie es von 1807 ab geschah, aber ebensowenig, wie man diese Wahrheit bestreiten kann, ist die Unmöglichkeit einer wirksamen Umwälzung zu beweisen. Dafür sprechen auch historische Vergleiche.

Wären wir mit der Armee von 1850 in den damals drohenden großen Krieg gegangen, es hätte leicht ein zweites Jena geben können. Aber hier fand sich der starke Wille, der vor der möglichen Niederlage energisch besserte. Die Hindernisse, die Wilhelm I. bei seiner Heeresreform von 1859 vorfand, waren anderer Art als diejenigen, welche vor 1806 bestanden hatten, aber sie waren in ihrer Gesamtsumme sicherlich nicht minder stark als damals. Haben sie doch den König, der so hoch von seinem Herrscherberufe dachte und von seinen königlichen Pflichten bis in die letzte Faser seines Wesens hinein durchdrungen war, dahin gebracht, daß er der Krone entsagen wollte. Ohne Roons Dazwischentreten und Bismarcks mächtigen Beistand wäre dies vielleicht auch geschehen. Und dennoch wurde die Reform durchgeführt, weil eine gereifte Erkenntnis von ihrer Unentbehrlichkeit, ein fester Wille und zähe, überzeugte Ausdauer sich ans Werk machten.

Darf man ein anderes Beispiel heranziehen, das freilich sehr fern liegt, aus dem aber dennoch viel zu lernen ist, so kann man Japan nennen. Hier ging die große Reform, die so erstaunliche Resultate ergeben hat, geradeswegs aus dem bitteren Gefühl militärischer Ohnmacht hervor, als Kommodore Perry mit einem schwachen amerikanischen Geschwader 1853 den ersten Handelsvertrag erzwang und nun die anderen fremden Nationen folgten, um das Reich wider den eigenen Willen den verhaßten Fremden zu öffnen. Dabei steckte das Land noch tief in mittelalterlichen Zuständen. Es zerfiel in eine Anzahl mehr oder weniger mächtiger Feudalstaaten, die einander häufig bekriegten. Dem Namen nach standen die großen Feudalherren unter der geistlichen

Oberhoheit des Mikado, weltlich unter dem gleich ohnmächtigen Shogun. Es fehlte also die zentrale Autorität, um die Reform in Gang zu bringen, wie sie Preußen vor Jena doch besaß. Bewaffneter und recht mächtiger Widerstand gegen jede Änderung des Bestehenden ließ sich erwarten. Der große Moment aber fand ein großes Geschlecht, und es vollzog sich eine Umwandlung, wie die Weltgeschichte sie kaum in einem zweiten Beispiele verzeichnet hat. Einige patriotisch gesinnte Daimios brachten freiwillig das Opfer ihrer Vorrechte, um eine zentrale Gewalt zu schaffen. Sie setzten den Shogun ab und erhoben, um ein neues Oberhaupt zu haben, der alten Tradition folgend, den damals 14jährigen Mikado auf den Thron, der jetzt der alleinige Vertreter des Landes wurde. Es fanden sich die großen Staatsmänner, die in seinem Namen mit fester Hand die Zügel der Regierung ergriffen und das Land auf den Weg moderner Entwicklung führten, den es seitdem nicht mehr verlassen hat. Die kriegerische Erstarkung wurde dabei in erster Linie auf die Fahnen geschrieben, und wie notwendig diese war, mit welcher glücklichen Voraussicht sie begonnen wurde, beweist die Gegenwart.

Ohne schwere innere Kämpfe ging es, wie vorausgesehen, nicht ab, aber die leitenden Männer wurden jeden Widerstandes Herr, und seit 20 Jahren hat die innere Entwicklung in ruhige Bahnen gelenkt.

Ähnliches hätte doch auch in Preußen vor Jena geschehen können, wenn König Friedrich Wilhelm III. für große Reformen beanlagt gewesen wäre oder ein Gruppe bedeutender Männer sich um ihn geschart hätte, denen es gelang, ihn einmütig zu solchen Reformen fortzureißen.

Der Adel, der ihm treu ergeben war, hätte sich gewiß nicht mit den Waffen in der Hand erhoben, um die Abschaffung der Erbuntertänigkeit zu hintertreiben, und ebensowenig würde das Offizierkorps revoltiert haben, um zu verhüten, daß seine Reihen den Söhnen der guten bürgerlichen Familien eröffnet wurden. Die Armee aber wäre sicherlich nicht auseinandergelaufen, wenn die Prügelstrafe und die Spießruten eines Tages verschwanden.

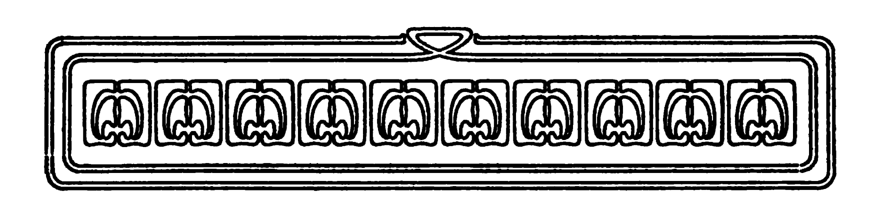
Nicht zu bestreiten ist, daß politische und militärische Reform, falls Bedeutendes geschaffen werden soll, Hand in Hand gehen müssen. Aber ebensogut wie die militärische aus der politischen Umwälzung hervorgehen kann, vermag auch jene den Anstoß für diese zu geben.

Möglich war für einen großen Willen die Reform auch vor Jena und Auerstedt schon, nur würde sie eine andere Gestalt angenommen haben als nach der Zertrümmerung alles Bestehenden.

Sich davon zu überzeugen, ist für den Staatsmann und Soldaten um so dringlicher, als sonst der fatalistische Gedanke leicht Raum gewinnt, daß die Geschichte mit ihren Gewittern erst eingreifen muß, um die Luft zu reinigen, und daß selbst unser redlichstes Bemühen, dies vorher zu bewirken, vergeblich sei. Es wäre aber für das von Rivalen umgebene Deutschland ein gefährliches Ding, es auf die heilsamen Katastrophen ankommen zu lassen.

Wenden wir uns nun den hauptsächlichsten Anklagepunkten zu, die auf das Schuldregister der alten Armee gesetzt worden sind.





IV. Die Führer von 1806.

Wir beginnen mit den „Federbüschen“ — den Führern von 1806. In ihnen verkörperten sich die Tugenden und Fehler des Heeres. Sie tragen vor den Augen der Welt die Verantwortung für die Niederlage.

Ein offener Brief an den Herzog von Braunschweig, der in Berlin am 4. November 1806 in der Spenerschen Zeitung erschien,*) eröffnete den Reigen der Anklagen. Der tödlich verwundete Fürst wird unumwunden des Verrats beschuldigt und ihm der Vorwurf gemacht, er habe die Armee nur an der Saale konzentriert, um Braunschweig zu decken. Eine Flut von bitteren Kritiken und Schmähschriften folgte. Hochmütige Verachtung der einfachsten Regeln der Kriegskunst, stolze Zurückweisung jedes guten Rates, lächerliche Anmaßung, dabei aber zugleich Verzweiflung, Kopflosigkeit, Feigheit und Leichtsinn wird den Befehlshabern vorgeworfen. Sie erscheinen als lächerliche Figuren, wie der Kurfürst von Hessen, der mit dem Zollstock die Zöpfe nachmaß; ihre Pedanterie und endlose Paradespielerei wird in den grellsten Farben ausgemalt, als sei in den hohen Regionen des Heeres nichts zu finden gewesen wie Unfähigkeit und Hohlheit. Die Schmähungen kannten keine Grenzen mehr.

Dies Schauspiel wiederholt sich in der Geschichte nach großen nationalen Unglücksfällen regelmäßig, und es darf daher kaum

*) Archenholz ließ sich verleiten, denselben auch in die „Minerva“ von 1806 (IV. Bd., S. 346) aufzunehmen. Er fügt hinzu: „Als die Zeitung, die diesen Brief enthielt, nach Hamburg kam, lag der Herzog bereits in den letzten Zügen und starb also, ohne ihn gelesen, ja, ohne von seiner Existenz gehört zu haben.“

wundernehmen, ihm auch hier zu begegnen, so widerwärtig der Eindruck immerhin wirkt.

Natürlich ist es am leichtesten, den üblen Gang der Ereignisse lediglich aus den Fehlern der handelnden Personen zu erklären. Uns interessiert es aber vielmehr, zu erfahren, welche Umstände einen Herzog von Braunschweig, einen Hohenlohe, einen Rüchel usw. an die Spitze der Heere gebracht hatten.

Uns sind von den Männern von Jena, soweit die Befreiungskriege sie nicht später rehabilitierten, zumeist nur diejenigen Bilder erhalten geblieben, die bald nach der Unglückszeit von ihnen entworfen wurden. Was man vorher von ihnen gedacht, ist vergessen. Eine Reihe von oberflächlichen kritischen Schriften*) gab der öffentlichen Meinung eine bestimmte Richtung. Sie behielten lange das Wort, weil die gefallenen Größen keinen Verteidiger fanden. Die in späteren Jahren folgende Memoirenliteratur, die sich mit der Katastrophe beschäftigte, stand völlig unter dem Eindrucke der Erinnerung an die unseligen Tage. Sie hat fast durchweg grau in grau gemalt. Nur bezüglich einzelner hochgestellter Männer sind Berichtigungen erfolgt.**)

Im allgemeinen wird uns nur von des Herzogs von Braunschweig gänzlicher Schwäche und Entschlußlosigkeit, von des Fürsten Hohenlohe Eitelkeit, unbegrenztem Ehrgeiz, seiner Neigung zum Ungehorsam, seinem Vertrauen auf Unwürdige erzählt. Da wird Rüchels halbnärrische Selbstüberschätzung, des alten Möllendorffs hochmütige Beschränktheit, des Prinzen Louis Ferdinand leichtsinniger Übermut in lebhaften Farben geschildert. Aber auch Kleist ist, ehe er Kleist von Nollendorf wurde, „nur ein militärischer Geschäftsmann, kein wirklicher Militär", Blücher, bevor man ihn als Blücher von Wahlstatt kennen lernte, „in eben dem Maße ein schlechter General, in welchem er ein vortrefflicher Pharaospieler genannt werden muß". Die übrigen hervorragenden Personen sind am gelindesten behandelt, wenn sie der Kritiker als engherzige Pedanten vorführt. Köckeritz, der politisch im Herbste 1805 eine unheilvolle Rolle gespielt zu haben scheint, aber sonst niemals beanspruchte, Großes zu bedeuten,

*) Beispielsweise: „Galerie preußischer Charaktere". Germanien 1808. „Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe" (Kriegsrat v. Coelln), „Feuerbrände" (von demselben Verfasser), Amsterdam und Coelln 1807 usw.

**) Wie in Marwitz' „Nachlaß" (Berlin 1852) bezüglich Hohenlohes.

mußte seinen Kopf mit „einem ausgeschnittenen Kürbis ohne Licht im Inneren" vergleichen hören, und zwar von einem Schriftsteller, der ihn kurz zuvor mit dem Ritter Bayard in Parallele gestellt. Zastrow kam gelegentlich ebenso schlecht fort.

Am radikalsten verfuhr Archenholz, als er in den „Betrachtungen am Grabe der preußischen Monarchie"*) den Stab über alle Generale, mit alleiniger Ausnahme Blüchers, brach. Sein patriotischer Schmerz, der in der Erinnerung an die Zeit des Großen Königs keine Grenzen kannte, ließ ihn von der Führung nur in Ausdrücken wie: „strafbare Vernachlässigung", „militärische Todsünden", „höchste Unordnung", „elendeste Anstalten", „einfältigste Maßregeln, die man kaum bei den des Krieges unkundigsten Nationen voraussetzen konnte", „Übermut der siegesgewissen Feldherren" usw. sprechen.

Wer wollte auch leugnen, daß die Führung in den entscheidenden Tagen eine höchst unglückliche gewesen ist, daß sie sich aus Schwäche und Unentschlossenheit im Wetteifer zusammensetzte, und daß man nichts an ihr zu loben vermag als den guten Willen und die persönliche Tapferkeit.

Dennoch fällt die Einseitigkeit der zeitgenössischen Urteile sogleich bei denjenigen Männern ins Auge, die 1813 noch Gelegenheit fanden, sich in anderem Lichte zu zeigen. Verdächtig werden sie uns zudem dadurch, daß sie meist in denjenigen Männern die verkannten Helden oder Genies erblicken, welche wir heute hart beurteilen müssen. So wird einmal Massenbach als der Mann bezeichnet, der den Staat hätte retten können, wenn es ihm gelungen wäre, den Herzog von Braunschweig ebenso leicht zu begeistern wie den Fürsten Hohenlohe. Es würde dann im Feldzuge „alles, wo nicht gut, so doch wenigstens erträglich geworden sein."**) Phull erscheint als „ein Mann von Kopf und Kenntnissen, der für Energie und Nachdruck stimmt, man ergreife eine Partei, welche man wolle."***) Tatsächlich war er ein sehr krauses Genie, mit einem zu unaufhörlicher Kritik gestimmten, wenig geordneten Verstande. Er hatte sich selbst in eine Größe des Entschlusses und in eine Stärke des Gemütes hineinphantasiert, die ihm gar nicht natürlich waren. Als weltabge-

*) Minerva 1806. IV, S. 377 und 544.
**) In der Galerie preußischer Charaktere.
***) In den „Vertrauten Briefen".

wandter, einseitiger Gelehrter geriet er über den geringsten Widerstand der Wirklichkeit außer Fassung und verlor leicht völlig den Kopf. Er gehörte zu den Männern, die um so eher zum Verhängnis schwacher Hauptquartiere werden, als sie, in theoretische Überzeugungen fest verrannt, meist diktatorisch auftreten, solange man keine Taten von ihnen verlangt.*) Ähnlich war auch Massenbachs Art.

Wenn wir, wie es billig ist, nun auch die Stimmen hören, die sich vor der Niederlage über die handelnden Personen haben vernehmen lassen, so stellt sich etwas ganz anderes heraus. Im Lichte ihrer Zeit vor der Niederlage gesehen, stehen die Führer von 1806 als stattliche militärische Erscheinungen vor uns. Man begreift den alten Soldaten, der uns von einem Gastmahle beim Herzog von Braunschweig erzählt,**) wie er dort zu den versammelten hohen Offizieren, die entweder in der Vergangenheit etwas Bedeutendes geleistet hatten, oder von denen man sich solches in der Zukunft versprach, emporgeblickt wie zu unerreichbaren Vorbildern. Ja, noch mehr; Volk und Heer haben vor dem Kriege, soweit es sich heute noch feststellen läßt, bis auf wenige Ausnahmen entschiedenes Vertrauen in die Feldherren gesetzt. Bis zu den Erfurter Beratungen hoffte man von der obersten Leitung noch das Beste. Der Herzog galt der großen Menge als der einzige Mann, der Napoleon gewachsen sein könne. Die stürmische Begeisterung, die sich kurz vor dem Kriege durchaus nicht allein in den jüngeren Kreisen der Armee, sondern in allen Schichten der Bevölkerung kundgab, zeugt von entschiedener Zuversicht auf die Führung des Heeres. Ganz unparteiische, aus nichtpreußischen Landen kommende Mitteilungen über die ins Feld rückende Armee sprechen mit besonderer Betonung von dem Vertrauen, das die Truppen auf die Klugheit und Tapferkeit ihrer Befehlshaber setzten.***) Begeisterte Verse feierten die bewährten Feldherren.†) Noch im Jahre 1806 hatte Archenholz' „Minerva" die Überlegenheit der preußischen Führung über die französische gerühmt und auf die

*) Clausewitz entwirft eine köstliche Charakterschilderung von Phull in seiner Kritik des Feldzuges 1812. Hinterlassene Werke, Bd. VII, S. 6 u. 7.

**) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals der Infanterie v. Hüser. Berlin 1877. S. 33, 34. Es handelt sich freilich um eine Jugenderinnerung.

***) Aus Göttingen, den 6. Oktober 1806. Vgl. Hamburger Korrespondent vom 14. Oktober.

†) Minerva 1806. II, S. 562.

Rheinfeldzüge hingewiesen. Schladens Tagebuch*) aus der Kriegszeit bestätigt in einer Notiz vom 11. Oktober das hohe Ansehen, in dem die preußischen Generale gestanden, und drückt volles Vertrauen aus. Es spiegelt sich dort nichts von den düsteren Vorahnungen wieder, von denen Gentz erzählt, obschon beide Diplomaten gleichzeitig im Hauptquartier verweilten. Gentz' Auffassungen beruhen, nach seiner Angabe, auf Kalckreuths Mitteilungen, der sich vornehmlich über die Unzugänglichkeit des Herzogs von Braunschweig und die „ebenso verhaßte als lächerliche Tyrannei" beklagt haben soll, die ein Generalstabsbureau, das „ein Oberst Scharnhorst, ein Hannoveraner", eingerichtet habe, auf die Armee ausübte.

Scharnhorsts Briefe, die uns erhalten geblieben sind, drücken erst zu Ende 1805 Zweifel gegen die obere militärische Leitung aus. Clausewitz erging sich zu Ende September 1806 in enthusiastischen Hoffnungen. Er nennt den Augenblick einen sehr beneidenswerten für den König von Preußen, rechnete bestimmt auf den Sieg und äußerte lediglich über die Konvenienzrücksichten im Hauptquartier und die Dreiteilung des Oberkommandos seine Bedenken.**) Ähnlich urteilte „ein vornehmer, nichtpreußischer General", der selbst nach der Niederlage noch ausspricht, daß es der Armee nicht an erfahrenen und ausgezeichneten Generalen, an Generalstabsoffizieren von Kenntnissen und Wissenschaft gefehlt habe, wohl aber am Zusammenhange, an der Verbindung des Ganzen, an der Einheit Friedrichs II., an dem Willen Napoleons.***)

So muß man denn zu der Überzeugung kommen, daß die Mehrzahl der Zeitgenossen vor der Niederlage mit der Wahl der Oberbefehlshaber einverstanden war und sich in dieser Hinsicht wohl beraten glaubte.

Selbst unmittelbar nach der Doppelschlacht, als die allgemeine Betäubung noch die Tadelsucht niederhielt, haben Augenzeugen den gefallenen Größen ihre Bewunderung nicht versagt. Das Auftreten

*) Preußen in den Jahren 1806 und 1807. Mainz 1845. — v. Schladen war preußischer Gesandter in München gewesen.

**) Schwartz, Leben des Generals Karl v. Clausewitz, I, S. 224. Aus einem Briefe von Clausewitz an seine Braut, Gräfin Marie Brühl, Merseburg, den 29. September 1806.

***) Minerva 1807. IV, S. 304. Bemerkungen über den preußischen Soldatenruhm.

des Herzogs von Braunschweig bei Auerstedt begleitet eine ruhige Stimme aus den Unglückstagen mit den Worten: „Dieser erhabene heldenmütige Feldherr führte selbst seine Truppen ins Feuer, ohne sich seines ruhmvollen Alters, seines hohen Berufes als Oberbefehlshaber und der Wichtigkeit seiner Erhaltung für das Ganze zu erinnern.“*)

Die dem General v. Schütz zugeschriebene, bald nach dem Kriege erschienene „Kritik des Feldzugs in Deutschland im Jahre 1806“ zollt sogar den Anordnungen des Herzogs zur Schlacht von Auerstedt eine unbedingte Anerkennung, die wir freilich bei größter Milde nicht teilen können. Er lobt an denselben, daß sie für alle Fälle berechnet gewesen seien und jeden Nachteil beseitigt hätten. Mit mehr Recht spricht er die Vermutung aus, der Herzog würde, wenn er unverwundet geblieben wäre, das ganze Reservekorps auf die Umgehungskolonne Davouts gegen den preußischen linken Flügel geworfen, dieselbe vernichtet und dann die französische Linie aufgerollt haben. Er gelangt zu der Überzeugung, daß diese Schlacht, wäre der Feldherr nicht so früh tödlich verwundet worden, mit einem großen Siege der preußischen Waffen geendet hätte. Die „Galerie“ sogar mußte eingestehen, daß man den Herzog ein halbes Jahrhundert hindurch für einen der ersten Krieger gehalten, dessen Andenken aller Verunglimpfung zum Trotze noch lange in Ehren bleiben werde. „Nie verlor er die nötige Geistesgegenwart, nie vermochte die Gefahr, wie drohend sie auch bisweilen sein mochte, irgend etwas über sein Gemüt, und wenn die allzuweit getriebene Verachtung derselben bei einem Feldherrn ein Fehler ist, so kann man freilich von ihm sagen, daß er diesen Fehler hatte, wiewohl er dadurch nie zu einer Tollkühnheit hingerissen worden.“**) Auch die „Vertrauten Briefe“ gestehen, daß der Herzog „in früherer Zeit einiges Talent gehabt“. Bei Hastenbeck am 26. Juli 1757 zeichnete er sich, erst 22 Jahre alt, als entschlossener Truppenführer aus. Er eroberte die große Batterie des Zentrums der Verbündeten wieder, die zuvor von den Franzosen genommen, und hätte der Schlacht eine günstige Wendung gegeben, wenn sich der Herzog von Cumberland nicht unglücklicherweise zu früh zum Rückzuge entschloß.

*) Politisches Journal 1806. 2. Bd., S. 1146. (Herausgegeben von dem dänischen Legationsrat Schirach.)

**) Galerie preußischer Charaktere. S. 14 ff.

Friedrich der Große feierte ihn in schwungvollen Versen und verglich ihn mit Turenne, Bernhard von Weimar und Condé.*)

Von den späteren Waffentaten des damaligen Erbprinzen machten die Wegnahme von Hoya, sein Rheinübergang vor der Schlacht von Crefeld, das Gefecht gegen den Herzog von Brissac am Morgen der Schlacht von Minden und sein Sieg bei Warburg am 31. Juli 1760 Aufsehen. Während des ganzen Krieges hatte er größere Kommandos geführt. 1773 trat er aus braunschweigischen in preußische Dienste. Seiner weiteren Tätigkeit wird hier noch gedacht werden. Alle älteren Urteile sind einstimmig im Lobe seiner bedeutenden Eigenschaften. Des Herzogs Sorgfalt für die Truppen, seine weisen Maßregeln, seine Unerschrockenheit, seine Umsicht hatten schon zu Lebzeiten Friedrichs II. öffentliche Anerkennung gefunden. Mirabeau berichtet von ihm, daß Volk und Heer ihn für den ersten General Europas gehalten.**) Die Jakobiner wollten ihm den Oberbefehl über ihr Heer anvertrauen,***) und die Koalition des alten Europa bot ihm den Oberbefehl gegen Frankreich an. Sein Ansehen stand auch nach den Rheinfeldzügen noch unerschüttert da.

Aus seinen Gutachten in Armeefragen und dem Schriftwechsel mit hervorragenden Militärs lernt man ihn als einen einsichtsvollen und vorurteilsfreien Soldaten kennen. Als Regent besaß er die ungeteilte Verehrung seiner Untertanen.†)

Das verständige Urteil hat auch später die hervorragenden, ja ausgezeichneten Eigenschaften an dem Herzog sowohl als an den übrigen Führern der Unglückszeit anerkannt. „An Mut standen diese alten Männer gewiß nicht ihren jüngeren Gegnern nach, an passiver Bravour waren sie ihnen höchstwahrscheinlich überlegen", erklärt Scharnhorst in einer Denkschrift über die Niederlage.††) Clausewitz läßt bei seinen Schilderungen in den „Nachrichten", die unter dem Eindruck der Katastrophe geschrieben sind, sehr scharf die schwachen Seiten erkennen, welche während derselben im Charakter jener Männer hervortraten. Aber er vergißt

*) Oeuvres de Frédéric le Grand. Berlin 1849. XII, S. 22 ff.

**) Neues militärisches Journal. II, S. 35.

***) Vgl. Sorel, La mission de Custine à Brunswick. Revue hist. 1876, I, S. 154 ff.

†) Eylert, Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms III. 3 Teile. Magdeburg 1843 bis 1846. II, S. 177, Anmerkung.

††) Kriegsarchiv. Scharnhorsts Nachlaß.

darüber auch die starken nicht, die sich bei früheren Gelegenheiten bewährten. Über den Herzog wird gesagt, daß er geistreich, voll Kenntnis und Kriegserfahrung gewesen sei, als weiser Verwalter seines kleinen Staates im höchsten Rufe, mehr als irgend ein anderer mit der Zeit fortgeschritten, so daß er das veränderte Kriegswesen hinreichend kannte, um sich im Geiste desselben zu bewegen. Eine große Übung in der Führung der Truppen, Kriegserfahrung, persönliche Tapferkeit, ein lebhafter Geist, Ruhe im Augenblick der Gefahr, waren Eigenschaften, die, mit der ihm eigentümlichen Gewandtheit verbunden, in gewöhnlichen Verhältnissen einen vortrefflichen Führer abgegeben hätten.

„Merkwürdige körperliche Rüstigkeit und Frische des Geistes" wird von Müffling, der in des Herzogs Stab war, an dem Feldherrn gerühmt.*) Soll man diesem Berichterstatter vertrauen, so war es eher ein Unglück, daß Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig im Jahre 1806 die wirkliche Natur der Dinge zu genau übersah, wie, daß er sie verkannt hätte. Der hannöversche Staatsminister v. Ompteda bestätigt, daß der Herzog seinen Gegner Bonaparte vollkommen richtig würdigte.

Gerade diese Einsicht erschwerte ihm im Feldzuge jeden Entschluß; sie gab dem schlimmsten seiner Charakterfehler, dem Mangel an einem stolzen, selbstherrlichen Willen, verhängnisvolle Nahrung. So kam er zu dem Verfahren, das Lombard nicht unzutreffend mit den Worten bezeichnete: „Er konnte sich nicht entschließen, den alten Weg zu verlassen, der aber nicht mehr zum alten Ruhme führte."**)

Graf Henckel v. Donnersmarck***) hat uns freilich eine wenig günstige Schilderung von der Person des alten Braunschweigers hinterlassen, aber sie rührt aus den Unglückstagen her, und der Verfasser, damals ein noch junger Offizier, stand dem Feldherrn nicht sehr nahe. Dafür bestätigt General v. Reiche,†) daß selbst die Stimme der Armee dem Herzoge, obschon man ihn angeblich für

*) Müffling, Aus meinem Leben, S. 15 und 16.

**) Matériaux pour servir à l'Histoire des années 1805, 1806 et 1807; dediés aux Prussiens par un ancien Compatriote. A Francfort et à Leipzig chez Frédéric Nicolai 1808.

***) Erinnerungen aus meinem Leben. Zerbst 1846. S. 388.

†) v. Weltzien, Memoiren des Generals Ludwig v. Reiche. Leipzig 1857. I, S. 147.

„überlebt“ gehalten, doch Tapferkeit, Heldenmut und ritterlichen Sinn nachgerühmt — drei herrliche Soldateneigenschaften.

Die körperliche Hinfälligkeit des Herzogs, die Folge seines Alters, ist sicherlich übertrieben worden. Neben Müfflings entgegenstehendem Zeugnis ist noch eines aus Wachholtz' Tagebuch zu nennen, demzufolge der Herzog in den letzten Tagen vor der Katastrophe unermüdlich geschäftig war. Er verschmähte es, sich nachts zu entkleiden, und war nach kurzer Ruhe am frühen Morgen wieder auf den Beinen. Mehr wird niemand von dem Oberbefehlshaber einer Armee verlangen dürfen; denn er hat nicht die Rolle des Vorpostenkommandeurs zu spielen. Soviel an dieser Stelle über den Herzog.

Neben ihm gebührt Hohenlohe eine ausführliche Schilderung. Auch dieser Führer, „die Zierde seines Standes und Ranges in der Armee, aus der Rheinkampagne als ein entschieden tüchtiger, selbst kühner, dabei glücklicher Feldherr bekannt“,*) galt sehr viel im Heere und hatte dessen Aufmerksamkeit frühzeitig erregt. Ein im Jahre 1790 über ihn geschriebener biographischer Aufsatz sagt, schon im bayerischen Erbfolgekrieg habe es sich gezeigt, daß man dereinst einen großen General von ihm erwarten dürfe. Der „Almanac militaire“ von 1793 fügt hinzu: „On n'a guère vu se réunir avec plus de succès le naturel et la culture pour donner à un homme toutes les qualités, qui font sa perfection.“ Zedlitz**) beginnt die Charakteristik Hohenlohes mit den Worten: „Dieser Fürst, ausgestattet mit liebenswürdigen Eigenschaften und einem biederen, ritterlichen Sinne, zog mehr noch durch diesen seinen persönlichen Wert, der mit einer außerordentlichen Tätigkeit verbunden war, als durch seine hohe Geburt die Aufmerksamkeit Friedrichs des Großen auf sich.“ Wenn auch auf das hier gespendete Lob kein großer Wert zu legen ist, da der Autor sich in seichter Schönrednerei gefällt, so hebt es doch schon Seiten in Hohenlohes Charakter hervor, die fast von allen anerkannt werden, die mit ihm, zumal als Untergebene, in Berührung kamen. Eine vornehme Sinnesart tut viel bei dem Soldaten.

Hohenlohe hatte zuerst im Jahre 1762 — damals 16 Jahre alt — gegen König Friedrich in der Reichsarmee gedient, war aber 1767

*) v. Weltzien, Memoiren des Generals Ludwig v. Reiche, S. 148.
**) Pantheon des preußischen Heeres, I, S. 119.

schon in das preußische Heer übergetreten. Als der bayerische Erbfolgekrieg ausbrach, war er Oberstleutnant im Regiment Tauentzien und zeichnete sich bald sehr aus: „Un officier de nous, qui commence à se former, et dont Sa Majesté fait un grand cas c'est le prince de Hohenlohe“,*) berichtet eine Korrespondenz jener Zeit, und der König ernannte den Fürsten, den er mehrfach zu selbständigen Aufträgen verwendete, schon am 10. Oktober 1778 im Lager von Wildschitz zum Obersten. Bei Friedrichs Tode war er Generalmajor und stand mit seinem Regiment in Schlesien. König Friedrich Wilhelm II. übernahm die ausgezeichnete Meinung, die sein großer Oheim von Hohenlohe gehabt. Als er im Herbst 1786 gelegentlich der Thronbesteigung nach Schlesien kam, „markierte er ihm öffentlich das größte Vertrauen, ja ging so weit, daß beinahe der Neid aufgewacht wäre, ohnerachtet sich jedes Gemüt selbst sagt, daß der Prinz Hohenlohe der Einzige ist, der unfähig seye, seinem Feinde zu schaden“.**)

Diesem außerordentlichen königlichen Vertrauen entsprach der Fürst in den Rheinfeldzügen auf das Vollkommenste.***) Valentinis Urteil über ihn lautet:†) „Zur Charakteristik des Fürsten Hohenlohe in seiner damaligen glänzenden und glücklichen Zeit, im Alter zwischen 40 und 50 Jahren und mit allen Talenten und allem nötigen Wissen zum Feldherrn begabt, müssen wir vor allem der edlen, wahrhaft fürstlichen Haltung und jener stolzen Ruhe des Kriegers gedenken, die ihn in keinem Augenblicke verließ .... Zu groß denkend, um je auf eigene Vorteile Rücksicht zu nehmen, und zu stolz, um begangene Fehler mit denen der Untergebenen zu rechtfertigen, gehört der viel verkannte und viel geschmähte Fürst v. Hohenlohe jedenfalls zu den edelsten Naturen, die je einen Kommandostab führten.“

---

*) Lettres historiques, politiques et critiques sur les évènements qui se sont passés depuis 1778 jusqu'à présent. I, S. 389. Einer Mitteilung aus den Fürstlich Hohenloheschen Familienpapieren entnommen.

**) Schreiben aus Breslau vom 18. Oktober 1786. Fürstlich Hohenlohesche Familienpapiere.

***) Durch eine sehr schmeichelhafte Kabinetts-Ordre vom 24. März 1791 war Hohenlohe — seit 1790 Generalleutnant — inzwischen an Stelle des verstorbenen Generals v. Tauentzien zum Gouverneur von Breslau ernannt worden.

†) Erinnerungen eines alten preußischen Offiziers aus den Feldzügen 1792, 1793, 1794. Erschienen 1833.

Der Kaiser ernannte ihn zum General der Kavallerie der Reichsarmee, und König Friedrich Wilhelm schrieb ihm darauf aus Guntersblum am 4. Mai 1793 in sehr auszeichnender Art.

Wenige Tage darauf erneuerte der Monarch seine huldvollen Versicherungen: „Aus Euer Durchlaucht Schreiben an des Herzogs von Braunschweig Liebden habe ich mit lebhaftem Vergnügen ersehen, daß ich Deroselben abermals eine Gloire, die sich meine Truppen in der Attaque auf Neukirchen erworben, zu verdanken habe.“

Die ihm zugefallene Aufgabe, Mainz zu sichern und die französische Rheinarmee zu beschäftigen, löste er mit „glänzendem Erfolge“.*) „Der Prinz von Hohenlohe ist über mein Lob erhaben, aber ich und alle recht unparteiisch denkenden Brandenburger stimmen darin überein, daß er ein General und ein Anführer ist, worauf die preußische Armee stolz sein kann“, schrieb Blücher in seinem Kampagnejournal. „Dieser vortreffliche kühne Herr,“ heißt es an anderer Stelle, „hatte es zur Gewohnheit, stets jedem ein Beispiel von Kaltblütigkeit und Entschlossenheit zu geben.“**) Man meinte damals in der Armee, daß dem Fürsten ein Denkmal auf dem Wilhelmsplatze neben den Helden des Siebenjährigen Krieges nicht mehr entgehen könne.

Ein sehr gnädiges Handschreiben des Königs erkannte Hohenlohes besonderes Verdienst um das Gefecht von Kaiserslautern (20. September 1794) an.***) „Ich beglückwünsche Sie, mein lieber Prinz, wegen des ruhmvollen und glänzenden Erfolges, den Sie soeben über den Feind davongetragen haben. Diese neuen Lorbeeren, welche Sie gepflückt haben, vermehren die ausgezeichnete Achtung und die Freundschaft und Dankbarkeit, die ich Ihnen schulde, und der ich mich nicht genug zu entledigen wüßte.“ Dann folgen vertrauliche Mitteilungen über die eigenen Erlebnisse in Polen, über die Haltung der Truppen, das Oberkriegs-Kollegium, mit dessen Verpflegungsmaßregeln der König unzufrieden war, über Wünsche, Hoffnungen und Pläne, wie sie ein Freund dem Freunde schreibt, um dessen Urteil ihm viel zu tun ist. Dieses Verhältnis dauerte bis zu des Königs Tode fort. Die Kabinetts-Ordre vom

*) Geschichte der Kriege in Europa, III, S. 817.

**) v. Schoening, Geschichte des 5. Husaren-Regiments. Berlin 1843. S. 233.

***) Aus Potsdam, den 1. Oktober 1794. Das Schreiben ist in französischer Sprache abgefaßt.

24. Mai 1798, durch die Hohenlohe zum General der Infanterie ernannt wurde, beweist deutlich, daß König Friedrich Wilhelm III. das Urteil seines Vaters vollkommen teilte: „Der Dank, welchen ich Euer Liebden für Ihre langjährigen Dienste schuldig bin, und welcher mit der lebhaften Hoffnung auf einen so großen Feldherrn wetteifert, fordert mich auf, Denenselben bei dem gegenwärtigen Avancement eine Würde zu erteilen, zu welcher Ihre Tapferkeit, Ihre Kriegserfahrungen und Ihre militärischen Talente Ihnen die gegründetsten Ansprüche geben. Indem ich mir daher das Vergnügen mache, Euer Liebden hiermit zum General der Infanterie zu ernennen und dadurch die gerechten Erwartungen einer Armee, deren Verehrung Ihnen schon längst gewidmet war, zu befriedigen, ersuche ich dieselben angelegentlichst, solches als einen öffentlichen Beweis meines vorzüglichen Vertrauens gegen Sie anzusehen und mir dagegen die Beruhigung zu gönnen, daß Ihre Liebe für Meine Armee das Beste derselben fernerhin wahrnehmen werde."

Als der Fürst 1805 nach Berlin kam, wurden ihm, um ihn zu ehren, die Zimmer Friedrichs des Großen im Schlosse eingeräumt, und alles suchte den Mann auf, der eben noch seiner Vaterlandsliebe eine Herrschaft geopfert hatte.

Seine hervorragende Tapferkeit auf dem Schlachtfelde wird von seiner Umgebung einstimmig gerühmt, nicht minder sein großer Einfluß auf die Truppe. Diese hing mit Liebe und Vertrauen an ihm, wie verschiedene Szenen der düsteren Oktobertage es deutlich zeigten. Marwitz, der 1805 und 1806 sein Adjutant war, sagt,*) daß er von seltenem Feuer, rasch in Entschlüssen und Handlungen, von wahrhaft vornehmer Tapferkeit, von unerschütterlichem Gleichmut und in natürlicher Folge dieser Eigenschaften von mächtiger Einwirkung auf seine Untergebenen gewesen sei. Er erzählt auch, daß der Fürst es verstanden, „einen stillen, ernsten und edlen Geist im Hauptquartier zu erregen, zu erhalten und zu beleben", daß er „von allen, die ihn umgaben, wahrhaft kindlich geliebt und hochgeschätzt wurde". Major Loucey, ein anderer Adjutant, hat sich ganz ähnlich über den Fürsten geäußert. Er setzt ihm ein ehrenvolles Denkmal in seinem Zeugnis und spricht die Hoffnung aus, daß die Nachwelt ihm gerecht

*) Aus dem Nachlaß Friedrich August Ludwig v. der Marwitz. II, S. 58 bis 67.

werden würde.*) Auch der strenge Yorck hielt viel von Hohenlohe, ehrte ihn, erkannte ihn als tapfer, edelmütig, von fürstlicher Haltung an. Valentini rühmt die Ruhe des Feldherrn an dem großen Unglückstage.**) Tauentzien ist ein Zeuge von Hohenlohes ausgezeichneter Tapferkeit,***) und ein hoher ungewöhnlicher Mut ist gewiß schon eine sehr wertvolle und keine alltägliche Eigenschaft. In den „Vertrauten Briefen" sogar heißt es: „Hohenlohe hat Überblick, Feuer, Energie, Talent, Kenntnisse und Charakter." Heinrich v. Bülow nennt ihn einen ausgezeichneten General. Scharnhorst bezeichnet ihn als einen klugen und erfahrenen Feldherrn.†) Er hatte so großes Vertrauen zu dem Fürsten, daß er in einem Briefe an diesen vom 4. Januar 1806 sagte: „Wenn Euer Durchlaucht in den Konferenzen, die unser gnädigster und zu guter Monarch über die kriegerischen Angelegenheiten des Staates hat halten lassen, gewesen wären, so würde jetzt wahrscheinlich der bisher unbesiegbare Napoleon geschlagen, der König und die Armee mit Ruhm bedeckt und die Monarchie auf die Zukunft gesichert und respektiert sein."††) Auch Clausewitz' kritisches Urteil äußert sich dahin, daß Fürst Hohenlohe ein sehr gemütvoller, frischer, tatenlustiger Mann gewesen, dessen ausgezeichnete Eigenschaft der Ehrgeiz war, dessen ganze Individualität sich zum Kriege geeignet. „Daß er bei Jena geschlagen wurde, war wahrlich kein großes Wunder, es würde dem Besten nicht besser gegangen sein."

Ungünstig auf die Leistungen Hohenlohes wirkten zwei besondere Umstände. Er war kränklich und daher den Erschütterungen einer großen Katastrophe nicht gewachsen, dann auch kurzsichtig und schon deshalb sehr auf Massenbach angewiesen, der ihn bei Prenzlau in den eigenen Geistesbankerott verwickelte. Wer wollte trotzdem des Fürsten Recht zu den Worten bestreiten, die er in der trübsten Stunde seiner Laufbahn sprach: „Ich meine, daß mein bisheriges Leben mich von der Notwendigkeit freispricht, durch die unnütze Aufopferung von meh-

---

*) In seinem Bericht an die Untersuchungskommission d. d. Glatz, den 28. Mai 1809. Kriegsarchiv. Scharnhorsts Nachlaß.

**) Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg. Berlin 1851. I, S. 159.

***) v. Schoening, Geschichte des 5. Husaren-Regiments, S. 367.

†) Kriegsarchiv. Scharnhorsts Nachlaß. Über den Operationsplan von 1806.

††) Kriegsarchiv D. II, 50.

reren tausend Menschenleben meinen persönlichen Ruhm auf eine dennoch zweideutige Weise zu begründen." Kann auch der Tag von Prenzlau durch nichts gerechtfertigt werden, wäre auch ein glorreicher Untergang der kleinen Schar für das Vaterland nützlicher gewesen als ihre Erhaltung durch die Kapitulation, so wird ein billiges Urteil in dem preußischen Feldherrn von Jena dennoch einen in vieler Hinsicht ausgezeichneten Soldaten erblicken. Seine Fehler waren die Fehler seiner Zeit, die Mängel in seinen militärischen Eigenschaften mehr oder minder Gemeingut der Armee, ein Ergebnis der Schule jener wunderlichen letzten Jahrzehnte vor der Katastrophe.

Von Rüchel weiß man, daß Hardenberg ihn für den Mann hielt, der am meisten befähigt und berufen gewesen wäre, an der Spitze des ganzen Heeres zu stehen. Blücher zählt ihn unter die „kraftvollsten Diener" des Königs.*) General v. Hüser, der seine Bekanntschaft im Jahre 1805 im Hauptquartier zu Gotha gemacht, zeichnete darüber in seinen Denkwürdigkeiten auf: „Der Herzog von Braunschweig war abwesend, und der General v. Rüchel führte unterdessen das Kommando. Dieser machte mir den Eindruck eines sehr tüchtigen und bedeutenden Mannes. Er hatte etwas Imposantes, und alle seine Befehle waren bestimmt und sachgemäß."**) Rüchels Ansehen war vor 1806 ein ungewöhnliches. General v. Reiche***) erwähnt, daß namentlich alle jüngeren Offiziere seine warmen Verehrer gewesen seien. Der militärische Kalender von 1797 hatte ihm schon eine ausführliche Biographie gewidmet, und ein Zeitgenosse zog aus dem dort Erzählten den Schluß, daß Rüchel „bei glücklichen Kombinationen der Dinge es zum höchsten Rang unter den besten Feldherren aller Zeiten werde bringen können".†) Friedrich Wilhelm III. stand ihm im Beginne seiner Regierung sehr nahe und schätzte ihn außerordentlich. „Preußen hat nicht viele aufzuweisen, die ihm gleichkommen", soll er in späteren Jahren noch über ihn geäußert haben.††) Auch bei einem weniger günstigen Ausspruch erkannte er doch „seine

*) Wigger, Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt. Schwerin 1878. S. 315.
**) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals der Infanterie v. Hüser. S. 48.
***) Memoiren, I, S. 150. Reiche nennt ihn freilich auch eitel und dünkelhaft.
†) Die preußischen Staaten vor und seit dem 16. November 1797. 1. Heft. Paris 1798.
††) Preußische Jahrbücher, Februar 1881. S. 117.

Umsicht und schönen militärischen Kenntnisse" an.*) Minutoli, der dies mitteilt, der oft mit dem Könige über Rüchel sprach und den General in dienstlichen Stellungen genauer kennen gelernt hatte, schildert denselben gleichfalls als einen zwar absonderlichen, aber doch sehr bedeutenden Mann. Er erwähnt seinen scharfen Verstand, seinen Geist, durch den er den Mangel an positiven Kenntnissen ersetzte, eine gewisse Anmut in Ton und Haltung sowie eine natürliche Beredsamkeit. Auch seine trefflichen menschlichen Eigenschaften werden von Zeitgenossen gerühmt. Die weniger vorteilhaften Meinungen, wie die Henckel v. Donnersmarcks, sind von Fernerstehenden ausgegangen. Rüchels Widersacher und die Pamphletisten aus der Unglückszeit sprechen von seinen Eigenschaften mehrfach mit Respekt. Sein inneres Feuer riß selbst die Leute fort, denen er nicht sympathisch war. Die glänzendste Eigenschaft Rüchels war die Energie seines Gemüts. Er gehörte jedenfalls zu den seltenen Männern, die über die große Menge eine natürliche und unbedingte Herrschaft üben. „Alle Mängel ersetzte sein heller lebhafter Geist und die Dreistigkeit, von allem, was er wußte, Gebrauch zu machen, sowie in allem sich leicht zurechtzufinden."**)

Daß er auch empfänglichen Sinnes war und den Neuerungen durchaus nicht so widerstrebte, als man ihm nach seinem Falle zuschrieb, wird aus der Schilderung seines Wirkens weiter unten hervorgehen. Die Verehrung und Freundschaft Gneisenaus und Blüchers, die sich bis in Tage fortsetzte, da diese Männer auf der Höhe des Ruhmes standen und Rüchel fast vergessen war, sprechen für ihn. Scharnhorst sagte am 16. April 1806 in einem politisch höchst merkwürdigen Schreiben an den General: „Wir haben noch immer die Hoffnung genährt, daß Euer Exzellenz statt der ersten militärischen Stelle im Osten die im Westen erhalten würden", und weiter: „Ich wünsche für den preußischen Staat nichts dringender als Ihre fernere Gesundheit — die Zeit wird unerwartet kommen, wo uns nur edle, tapfere, einsichts- und energievolle Männer retten können." Dem „seltenen Patriotismus und der Klugheit" Rüchels hatte er schon vorher seine Anerkennung gezollt. Clausewitz beurteilt Rüchel nicht allzu günstig

*) v. Minutoli, Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelms III., S. 28.

**) Valentini, Erinnerungen eines alten preußischen Offiziers aus den Feldzügen 1792, 1793, 1794, S. 28.

bezüglich der Übung seines Denkvermögens, aber er rühmt doch zahlreiche treffliche oder wenigstens soldatische Gaben an ihm: die Lebhaftigkeit des Geistes, die dem Scheidewasser ähnliche Vehemenz des Charakters, die kühne Zuversicht, die Fähigkeit des Enthusiasmus, die Offenheit und die ausgezeichnete Bravour. Kecker, feuriger Entschluß belebten ihn. Er gehörte freilich zu den unbedingten Anhängern dessen, was man unter der Taktik des Großen Königs verstand. Seiner Überzeugung nach konnte man mit preußischen Truppen immer noch, wenn man es nicht an Mut und Energie fehlen ließ, alles über den Haufen werfen, was aus der unsoldatischen französischen Revolution hervorgegangen war. „Man hätte den General v. Rüchel eine aus lauter Preußentum gezogene konzentrierte Säure nennen mögen."*)

An Erfahrungen fehlte es ihm ebenfalls nicht. Schon in den dreißiger Lebensjahren war er am Rheine zu selbständigem Kommando gelangt. Als der „Johannes" des Großen Königs angesehen, von diesem persönlich für die Feldherrnlaufbahn vorbereitet, hatte er eine reißende Karriere gemacht. In den sechs Jahren von 1787 bis 1793 stieg Rüchel vom Kapitän zum Generalmajor auf. Mit einer solchen Geschwindigkeit ist naturgemäß die Gefahr der Entgleisung verbunden. Sie hat gewiß dazu beigetragen, Rüchels ohnehin schon hohes Selbstvertrauen noch zu vermehren, ihn zur Geringschätzung seiner Gegner zu verleiten. Die zahlreichen Anekdoten, die davon erzählt werden, sind sicherlich zum größten Teil hinterher erfunden. Wenn aber ein wahrer Kern darin liegt, so kann dies nur sehr begreiflich erscheinen. Hatte man doch gerade ihn bereits als den ebenbürtigen Gegner Napoleons öffentlich bezeichnet.

Selbst bei einem ruhigeren Manne würde die Nüchternheit des Urteils durch so übertriebene Lobpreisung beeinträchtigt worden sein. Auch riß sein Temperament ihn oft zu einem Redeschwung fort, dessen Wirkung an das Komische gestreift haben mag.**) Man darf indessen an seine schwülstigen Phrasen nicht den Maßstab unserer kritisch-verständigen Zeit legen. Philosophisch-pathetisch klingender Brustton war damals mehr im Schwange als heute. Was Bischof Eylert***)

*) Clausewitz, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe. Kriegsgesch. Einzelschriften, Heft 10, S. 435.

**) Vgl. Denkwürdigkeiten der Militärischen Gesellschaft in Berlin, II, S. 1 ff.

***) Eylert, Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms III., 3, 1, 74.

Rüchel in dieser Hinsicht nachsagt, trägt sichtlich den Stempel der Übertreibung an sich.

Für bedeutende, wenn auch einseitige militärische Anlage Rüchels spricht selbst das Gefecht von Capellendorf. Ohne Zweifel war er bei manchen Schattenseiten doch ein ungewöhnlich begabter Soldat.

Wie er, so ist auch der alte Möllendorff vielfach falsch geschildert worden. Bei näherer Betrachtung findet man nichts von dem schnarrenden Hochmut an ihm, der ihm später nachgesagt worden ist. Mehrere seiner Verordnungen, von denen eine*) weiter unten ihre nähere Erwähnung findet, sind Muster von Milde und Menschenfreundlichkeit. Daß er jeden Neuerungsvorschlag mit einem „das ist vor mir zu hoch" zurückgewiesen,**) ist sicherlich nicht richtig. Nur Knesebecks weitgehenden Armeeorganisationsentwurf beantwortete er mit dieser geschichtlich gewordenen Bemerkung. Er fügte überdies hinzu: „jedoch unterwerfe ich gern meine begränzte Kenntniß erleuchteteren Beurtheilungen". Gewiß war er vollständig in den Traditionen der friderizianischen Zeit befangen, der die glücklichen Jahre seines Lebens angehört hatten, aber der Notwendigkeit, das Heer umzugestalten, verschloß er sich durchaus nicht grundsätzlich. Einem recht umfangreichen Plane Courbières für ein Reservesystem zollte er sogar seinen Beifall: „dagegen ist wohl weiter nichts zu erinnern, als daß zuletzt bei der großen Menge zurückzulassender Beurlaubten man ziemlich ganz Landmiliz in Betracht der Einländer werden wird."***) Als Gouverneur von Berlin stand er im Rufe großer Humanität und war bei den Truppen und der Bevölkerung gleich beliebt. Diese setzte in seine kriegerischen Eigenschaften ein ganz besonderes Vertrauen, das noch bis in die Unglückstage von 1806 hinein fortgedauert hat.†)

Beim Ausmarsche im Dezember 1805 schildert ein Berliner Blatt „das unerschütterliche Jugendfeuer und die Tätigkeit des 80jährigen Helden". Bischof Eylert, der Biograph Friedrich Wilhelms III., der

*) Die Paroleverordnung vom 2. April 1788.

**) Heinrich v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, 6. Aufl., I, S. 153.

***) L'Homme de Courbière, Geschichte der Brandenburgisch-Preußischen Heeresverfassung. Berlin 1852. S. 146.

†) v. Minutoli, Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelms III., S. 31.

den Männern von 1806 im allgemeinen sehr übel mitspielt, läßt Möllendorff Gerechtigkeit widerfahren. Er nennt ihn einen seiner hohen Stellung würdigen Mann, ausgezeichnet durch Einsicht, militärische Kenntnisse und persönliche Tapferkeit.*) Reiche berichtet, daß man ihn für einen tapferen Degen, einen kühnen Reiter und einen großen Taktiker aus der früheren Schule erklärte.**) Eine im Jahre 1785 über den Feldmarschall geschriebene biographische Skizze***) schließt mit den Worten: „Er hat seit dem Jahre 1740 sämtlichen Kriegen beigewohnt und sich die vorzügliche Gnade des Königs erworben, welches sein außerordentliches Avancement beweist. Auch hat er jederzeit in der Armee den Ruhm eines sehr herzhaften und sehr geschickten Offiziers gehabt; wobei ihm zugleich sein redlicher Charakter die Liebe und Achtung aller rechtschaffenen Leute zugezogen. Er hat verschiedene Korps mit Zufriedenheit des Königs und mit glücklichem Erfolge der Unternehmungen kommandiert, unter welchen vorzüglich die mit Herzhaftigkeit und Klugheit ausgeführte Expedition bei Burkersdorf zu rechnen ist." Clausewitz schiebt es der langjährigen Berührung mit dem Hofe zu, daß Möllendorffs ursprünglich derber und kraftvoller Charakter sich allmählich in diplomatischer Farblosigkeit verlor, doch gibt er zu, daß er ein „für das Kriegshandwerk von der Natur sehr wohl ausgerüsteter Mann" gewesen sei, der „in einem Leben voll großer Begebenheiten" viel Ruhm erworben habe würde.

An Kalckreuth werden von vielen Zeitgenossen ausgezeichnete Eigenschaften, wie eine kühne Unternehmungslust, gerühmt. Nach Gentz' Mitteilungen besaß er das Vertrauen der Frondeurs, die ihn für den Mann hielten, der den Staat retten könne. Seine Neigung zu Sarkasmen und zur Satire scheint ihn aus Gewohnheit in einem oppositionellen Fahrwasser gehalten zu haben, vielleicht nur ein Erbteil seines Herrn und Meisters, des Prinzen Heinrich von Preußen, dessen Adjutant er gewesen war. Reiche meint, es sei nicht leicht jemand, der etwas galt, von ihm geschont worden.†) Aber „seine vornehme und hohe Gestalt imponierte den Truppen sehr, und da er ihnen seine Sorgfalt zu erkennen gab, so stand er bei ihnen in

*) Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms III., 3, 1, S. 60.
**) Memoiren, S. 147.
***) Genealogischer militärischer Kalender auf das Jahr 1785.
†) Memoiren, S. 148.

großem Ansehen". Immer soll er sich als ein vornehmer Mann im inneren Gleichgewicht gehalten haben. Bei der Verteidigung von Danzig bewies er, daß es ihm an Fähigkeiten zu bedeutenden kriegerischen Leistungen durchaus nicht fehlte.

Das wundervolle Denkmal, das Clausewitz dem Prinzen Louis Ferdinand, dem „preußischen Alcibiades", durch die Schilderung seiner Persönlichkeit gesetzt hat, ist hinlänglich bekannt.*) „Geboren mit so herrlichen Eigenschaften, in großen Verhältnissen, hätte er notwendig ein großer Feldherr werden müssen, wenn ein langer Krieg ihn dazu erzogen." Völlig übereinstimmend damit urteilt ein Zeitgenosse, der sonst einer ganz anderen geistigen Richtung zugehört. Friedrich v. der Marwitz sagt von dem Prinzen: „Es lag Außerordentliches in ihm, und es wäre etwas Außerordentliches aus ihm geworden, wenn der Krieg nicht durch den Frieden von Basel, wo er erst 23 Jahre alt war, beendet worden wäre."**) Weniger bekannt ist Scharnhorsts Urteil, dem der Prinz bald nach dessen Übertritt in den preußischen Dienst mehrere von ihm verfaßte Aufsätze vorlegte. In nachdrücklichster Weise bekannte er seine Freude darüber, daß das preußische Haus einen Prinzen besitze, der so viel für die Zukunft verspreche und sich schon als Jüngling einen Fonds von Kenntnissen erworben habe, wie sich dessen die erfahrensten Krieger nur selten rühmen könnten.***) Auch General v. Reiche†) gibt nach dem Urteile der Zeitgenossen eine enthusiastische Schilderung „dieses helleuchtenden Meteors am militärischen Sternenhimmel". In der „Minerva" wurde er dem großen Condé an die Seite gestellt und von ihm gesagt, daß dem Wesen nur weniger Menschen die Natur des Heldencharakters so deutlich aufgeprägt gewesen sei als dem seinen. Unstreitig war er ein Mann, wie Preußen nicht viele besessen, ja, wie sie in den Heeren aller Zeiten selten gewesen sind. In den schwierigsten Lagen blieb Louis Ferdinand sich treu. „Eine große Seele ist reich an innerem Trost und setzt in gleichem Maße an innerer Kraft zu, als äußere Schwäche nachgibt; sie kennt keine Verzweiflung und

*) Clausewitz, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe, S. 437 ff. Vgl. auch Bailleu in der Deutschen Rundschau, Bd. 45.

**) Friedrich v. der Marwitz, Nachlaß, I, S. 171.

***) Max Lehmann, Scharnhorst, I, S. 297.

†) Memoiren, S. 151.

scherzt mit dem Leben, wenn in Zeiten der Erbärmlichkeit der Preis desselben sinkt. Er hatte, festen Sinnes, den Würfel über sich geworfen", sagt Nostitz, sein Adjutant, von dem Prinzen mit Bezug auf die Tage kurz vor dessen Tode.*)

Grawert wäre der preußische Lacy gewesen, wenn man ihm diese Wirksamkeit eingeräumt hätte. Ein kalter, berechnender, ruhiger Verstand, eine große Gelassenheit und Ruhe, auch viel Festigkeit waren die ausgezeichneten Eigenschaften seines Geistes.**) Freilich war ihm große Vorsicht und eine Neigung zu starrer Theorie eigen. Darin lagen die einengenden Schranken für seine soldatische Befähigung. Bei Valmy hatte er als Oberst und tatsächlich, obwohl nicht dem Namen nach, auch als Oberquartiermeister gegen den Angriff geraten. Bei Vierzehnheiligen tat er das gleiche. Damit hat er eine große Verantwortung auf sich geladen.

Von Scharnhorst, der anfangs Rüchels, dann des Herzogs von Braunschweig Generalquartiermeister war, ist es überflüssig, die guten militärischen Eigenschaften zu rühmen; denn es war ihm vergönnt, sie noch vor aller Welt kundzutun.

Massenbach hat sich am besten selbst durch seine Enthüllungen als einen Phantasten von sehr zweifelhaftem Charakter gekennzeichnet.

Phull ist schon geschildert worden. In der Meinung der Armee galt er viel; fälschlich setzte man bei ihm auch eine große Stärke des Charakters voraus. Müffling urteilt von ihm,***) er wäre kalt, verschlossen von Natur, immer bitter, sarkastisch und ein großer Egoist, dem Soldatenleben und der Kameradschaft völlig fremd gewesen. Übereinstimmend damit spricht sich die Galerie preußischer Charaktere aus, in der Massenbach seinen glühenden Verteidiger findet.†) An Bildung war er immerhin den Offizieren seiner Zeit weit überlegen.

---

*) Aus Karl v. Nostitz' Leben und Briefwechsel. Dresden und Leipzig 1848. S. 101.

**) Clausewitz, Nachrichten, S. 447.

***) Aus meinem Leben, S. 7.

†) Massenbach wendete sich übrigens trotzdem mit einer öffentlichen Erklärung gegen den Verfasser und zieh ihn des Vertrauensmißbrauchs. Vgl. Minerva 1808, I, S. 430.

Unter den hervorragenden Männern von 1806 ist auch General Lecoq nicht zu vergessen, von dem man viel erwartete, und der einst das meiste dazu tat, Scharnhorst in preußische Dienste zu ziehen. „In den erhaltenen Briefen zeigte er sich als ein einsichtiger und kenntnisreicher Offizier, der Scharnhorsts Geist zu würdigen verstand."*) Niemand ahnte vor der Katastrophe die traurige Berühmtheit, welche er durch die Kapitulation von Hameln erlangen sollte.

Von Geusau, der, seiner Position nach, die Seele der Armeeführung hätte sein können, erzählt Clausewitz: „Er war ein dicker, lebhafter Mann, ein fleißiger, ordentlicher, gewissenhafter Arbeiter, nicht ohne innere Regsamkeit und nach alter Art sehr unterrichtet, aber einer großen leitenden Idee ganz unfähig, von der Masse der Papiere erdrückt, dabei eigensinnig und heftig. Als Chef des Kriegskollegiums war er am tätigsten; er mußte die Armee vier- bis fünfmal mobil und demobil machen, d. h. auf den Kriegsfuß und auf den Friedensfuß setzen, und da gab es etwas zu rechnen, zu revidieren, zu monieren! In diesem Berg von Papieren verschwanden die letzten Geistesspuren des Generalquartiermeisters und eigentlichen Kriegsministers." Eine irgendwie hervortretende Rolle hat er in der Unglückszeit nicht gespielt.

Mustert man die Galerie der während der Tage von Jena an hervorragender Stelle handelnden Personen, so kann man nur die Wahl Phulls und Massenbachs bedingungslos verwerfen. Sie waren in der Tat unheilvolle Männer an unheilvoller Stelle. Auch Zastrow muß man ihnen wohl beizählen, da nur wenige seiner Zeitgenossen sich für ihn erwärmen konnten, von anderen aber, wie von Stein und Clausewitz, sehr ungünstige Urteile über ihn vorliegen. Nach Gentz' Mitteilungen wäre gerade 1806 sein Wirken verderblich gewesen. Wo aber finden sich unter einer großen Zahl von einflußreichen Leuten nicht mehrere, die man ungern an ihrem Platze sieht. Die beste Armee ist davon nicht frei gewesen.

Im übrigen kann man die Verhältnisse als normale für eine Zeit bezeichnen, da kein Genie ersten Ranges an der Spitze steht, kein außergewöhnlicher Vorgang im inneren Staatsleben die Kräfte gelöst und die besten an die Oberfläche gebracht hat. Von den günstigen Urteilen der Zeitgenossen vor der Niederlage ist ein Teil auf Rechnung

*) Max Lehmann, Scharnhorst, I, S. 289.

der Höflichkeit und natürlichen Konvenienzrücksichten sowie auf die phrasenreiche hyperbolische Ausdrucksweise jener Tage zu setzen. Clausewitz hat an den Männern, die in erster Linie standen, die Mängel der Begabung und des Charakters mit Schärfe hervorgehoben.*) Wer wäre ohne solche! Allgemein wird geklagt, daß in der Periode vor Jena die geschmeidigen Charaktere den schroffen vorgezogen wurden; daß weltmännische Gefügigkeit mehr galt, als überzeugte Tüchtigkeit. Zu verkennen ist nicht, daß ein diplomatischer Zug und höfische Geschmeidigkeit der höheren Führung innewohnten, daß eine gewisse Scheu vor scharfen Konflikten, vor rückhaltlosem Geltendmachen der Persönlichkeit und der eigenen Meinung vielfach vorherrschte und die Kräfte lähmte, die Befehle verwässerte, die ganze Atmosphäre aber, in der sich die Tätigkeit des Oberkommandos bewegte, zu einer lauen gemacht hat.

Allein das lag im Geist der Zeit, und ein jeder ist mit der seinigen durch irgend eine Schwachheit verbunden, ohne es selbst zu ahnen. Es wäre ungerecht, ihn losgetrennt von derselben zu beurteilen.

Der lähmende Einfluß, den die Gegnerschaft eines Kriegsgenies, wie es Bonaparte war, immer auf die Gemüter ausübt, kam noch hinzu, um der Welt die preußischen Führer kleiner erscheinen zu lassen, als sie es im Vergleich mit ihren Zeitgenossen wirklich gewesen sind.

Stand auch kein zweiter Cäsar, Alexander oder Friedrich dem korsischen Eroberer gegenüber, so hat doch Friedrich Wilhelm III. recht, wenn er später einmal anerkannte, daß das zertrümmerte Heer „erfahrene Feldherren und geschickte Generalstabsoffiziere“ besessen habe. Wir erkennen darunter sogar einige ganz bevorzugte Soldatennaturen. *An einem absoluten Mangel geeigneter Kräfte lag es also gewiß nicht, daß der Feldzug so unglücklich verlief.*

Wir dürfen nicht vergessen, daß mehrere der bei Jena und Auerstedt Geschlagenen 7 Jahre später als siegreiche Führer auftraten. Blücher, der bei Auerstedt die Kavallerie ohne Glück und Erfolg befehligte, ist der ruhmgekrönte Feldherr der Befreiungskriege. General-

*) Bei den berühmten Charakterschilderungen in seinen „Nachrichten“, 2, S. 132.

stabschef zur Zeit der großen Katastrophe war doch niemand anders als der treffliche Scharnhorst. Der bei Schleiz und dann am Dornberg von Lützerode unterliegende Tauentzien, den Clausewitz so herbe tadelt, ist der Tauentzien von Wittenberg des Jahres 1813, Kleist, der während des unglücklichen Krieges der befugteste Ratgeber des Königs war, der spätere Kleist v. Nollendorf. Würden Rüchel und Grawert, welche beide die Freiheitskriege noch erlebten, während derselben zum Handeln berufen worden sein, sie hätten gewiß eine ehrenvolle Rolle gespielt.

Die landläufigen Begriffe über die Untüchtigkeit der „Federbüsche" aus der Unglückszeit bedürfen jedenfalls der Berichtigung.

Ähnlich steht es, was die obersten Befehlshaber anbelangt, mit der Vorstellung von dem hohen Lebensalter, das allein schon ein Hindernis für einen kräftigen Widerstand gewesen sein soll. Freilich zählte der Herzog von Braunschweig 71 Jahre, aber dafür war er von außergewöhnlicher Rüstigkeit. Unter den übrigen Generalen, die selbständig auf dem Schlachtfelde kommandiert haben, war Hohenlohe 60, Rüchel 52, Eugen von Württemberg 48, Graf Tauentzien 45, Prinz Louis Ferdinand 33 Jahre alt. Kaum jemals wieder dürfte die Armee unter so jungen Feldherren gegen den Feind marschieren. Von den Generalstabschefs hatte Scharnhorst 50 Jahre erreicht, Phull und Massenbach 48. Unter den Divisionskommandeuren oder in ähnlicher Stellung stehenden Generalen, welche die größeren Truppeneinheiten der Armee kommandierten, war Graf Kunheim 74 Jahre alt, Winning, der sich aber immer noch als tüchtig bewährte, 71, Tschammer 68, Arnim 66, Holtzendorff und Plötz 55, Graf Schmettau 64, Larisch 63, Blücher 63, Pelet, Oswald und Natzmer 62, Graf Wartensleben 60, Grawert und Sanitz 59,*) Wobeser 57, Hinrichs 53, Lecoq 52, der Herzog von Weimar 49, der Prinz von Oranien 34. General Graf Kalckreuth, der die Reserve der Haupt-Armee führte, war ein Neunundsechziger; sein hohes Alter hatte als einer der Gründe gegolten, ihm kein selbständiges Kommando zu geben. Es ist schon erwähnt, daß er 1807 bei der Verteidigung von Danzig große Anerkennung erwarb. Geusau, der immer nur „der alte Geusau" genannt wird, war ein Siebziger.

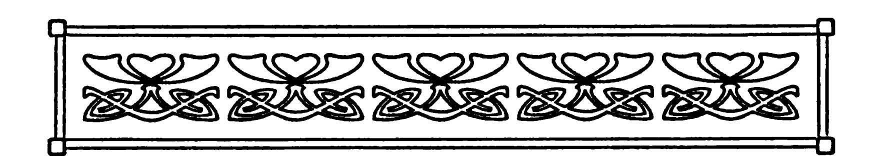
*) Vertrat den 72jährigen, bald erkrankten Generalleutnant v. Prittwitz im Kommando der Reserve-Division der Hohenloheschen Armee.

Das hohe Alter der preußischen Heerführer von 1806 ist wohl deshalb so häufig als Ursache der Niederlage bezeichnet worden, weil ein Vergleich mit der französischen Generalität allerdings einen auffallenden Kontrast ergab. In dieser war Lefebvre mit fast 51 Jahren der Nestor; dann folgten Augereau mit 48 und Bernadotte mit 42 Jahren, der Kaiser, Bessières, Ney, Soult und Lannes waren sämtlich gleich alt, nämlich 37, Marmont und Davout 36, Murat 35. Dagegen mögen sich allerdings die preußischen Generale greisenhaft ausgenommen und der 27jährige Oberst und Generalstabschef Jomini — der beinahe noch den Krieg von 1870 erlebte — vollends Verwunderung erregt haben.

Übrigens war das Altersmißverhältnis in Deutschland nicht unbeachtet geblieben. Schon 1798 hatte Decken in einer sehr bemerkenswerten Abhandlung öffentlich die Frage erörtert: „Sollen wir nur junge Generale haben?"*) Trotz der Revolutionskriege verneinte er dieselbe und kam zu dem Ergebnis, daß im allgemeinen Alter und Erfahrung zur Führung der Armee notwendig seien, und daß ein entgegengesetztes Verhältnis für Deutschland unnatürlich, darum auch nicht vorteilhaft wäre. Nur wo jugendliche Monarchen oder Prinzen der regierenden Häuser an die Spitze treten könnten, hielt er es für anwendbar, weil zahlreiche Schwierigkeiten dann in Fortfall kämen, die sich einem noch jungen Manne aus den Reihen des Heeres unfehlbar entgegenstellen müßten.

*) Militärische Denkwürdigkeiten, II (Neues militärisches Journal, IX), S. 100.





V. Das Offizierkorps von 1806.

Nächst den Führern nahmen nach der Niederlage die öffentlichen Angriffe hauptsächlich das Offizierkorps zum Ziel, und da dieses noch immer mit dem Adel identifiziert wurde, so verstärkten sie sich durch den allgemeinen Sturmlauf gegen dessen Stellung. Von der Unbeholfenheit und Leerheit der älteren, dem Leichtsinn und der Ungezogenheit der jüngeren Offiziere, „die anmaßend, dünkelvoll und prahlerisch wortreich allen Ständen lästig fielen, und als die große Stunde schlug, ihr ganzes Nichts zeigten,"*) ist viel und auch lange nach der Niederlage die Rede gewesen. Die Legendenbildung war sehr tätig. Namentlich der im Offizierkorps herrschende „Übermut" mußte herhalten. Sogar ein Gneisenau, der sich wahrlich nicht leicht einschüchtern ließ, soll es nicht mehr haben ertragen können, mit den aufgeblasenen, prahlerischen Offizieren zusammen zu speisen. Angeblich zog er den Tisch in der Familie seines Gastwirts vor usw. Pertz hat uns diesen Zug erhalten, obgleich in seinem Briefe genau eine Seite vorher Gneisenaus eigene Worte von 1806 abgedruckt sind: „Der Geist der Offiziere ist vortrefflich."**)

Augenzeugen wollen gesehen haben, daß bei Jena und Auerstedt ganze Regimenter von ihren Offizieren verlassen worden seien usw.***) Wir kommen noch gelegentlich auf Ähnliches zurück.

Von dem Offizierkorps muß man zugeben, was hinsichtlich der höchsten Führer nur als bedingt richtig anerkannt werden kann —

*) Pertz im Leben Steins, 1, S. 178.

**) Leben Gneisenaus. Berlin 1864. I, S. 113, 114.

***) Brief über die Schlacht von Jena im „Freymüthigen". 1807. 1. St. Minerva 1807, III, S. 290.

daß es stark überaltert war. Neuere Forschungen gewähren einen guten Überblick über seine Verhältnisse.*)

Zahlreiche höhere Offiziere reichten mit dem Beginn ihrer Laufbahn in den Siebenjährigen Krieg, ja selbst noch in die Zeit vor demselben zurück. Die Erinnerung an diese glorreiche Vergangenheit beherrschte sie und übertrug sich von ihnen auf einen Teil der jüngeren Leute, die zu leidenschaftlichen Anhängern der Überlieferungen jenes Krieges geworden waren. Ihr Dasein im Heere bildete schon allein ein Schwergewicht, das den Neuerungsversuchen entgegenwirkte. Die natürlichen Folgen des vorgerückten Lebensalters kamen hinzu. In damaligen Zeiten bestimmte sich der höhere Offizier das Maß körperlicher Tätigkeit im allgemeinen selbst. Nur zur Zeit der Revuen änderte sich dies. Mit der geistigen Arbeit erging es ähnlich. Die Friedenstätigkeit der meisten Generale schloß mit dem Kommando ihres Regimentes ab. Jahrzehnte hindurch traten dann keine neuen Forderungen an sie heran. Wie einschläfernd dies auf die Dauer wirken mußte, ist erklärlich, zumal als an Stelle der unerbittlichen Strenge eines Friedrich die humane und milde Rücksichtnahme der beiden Nachfolger trat.

Man darf annehmen, daß Generale, Obersten und Stabsoffiziere jener Zeit körperlich und geistig weniger rüstig waren als die gleichaltrigen Offiziere von heute, die durch unausgesetzte Arbeit frisch erhalten werden.

Und nun vergegenwärtige man sich, daß von 244 Männern, welche die Rangliste des Jahres 1806 als Gouverneure, Kommandanten, Regimentschefs, Regimentskommandeure oder an der Spitze der Spezialwaffen aufführt, nicht weniger wie 166 das 60. Lebensjahr schon überschritten hatten. Mehr als die Hälfte von ihnen war über die 65 hinaus, und nur 13 von allen — darunter 5 Prinzen von Geblüt — standen noch unter 50. Clausewitz berechnet, daß 21 Generale, die mit Kleist in Magdeburg kapitulierten, zusammen ein Alter von 1300 Jahren hatten.**)

*) Vornehmlich: Statistische Nachrichten über das preußische Offizierkorps von 1806 und seine Opfer für die Befreiung Deutschlands von Kunhardt v. Schmidt, Generalmajor z. D. 10. Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1901 — eine vortreffliche Schrift, welche auf einer genauen Durcharbeitung der Rangliste von 1806 beruht.

**) Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe, S. 447.

Von den 54 Chefs der Infanterie-Regimenter waren 42 über 60 Jahre alt und 12 hatten die 70 überschritten oder erreicht, von den 59 Kommandeuren waren 28 Sechziger und einer gar ein Siebziger.

Am schlimmsten stand es bei der Kavallerie, also gerade bei der Waffe, bei welcher das persönliche Beispiel am wichtigsten ist und alles von Entschluß, Wagemut und Schnelligkeit abhängt. Die 33 Regimentschefs dieser Waffe hatten ein Durchschnittsalter von fast 64 Jahren, und die 39 Kommandeure standen ihnen darin nur um 5 Jahre nach. 18 von ihnen waren über die 60 hinaus. Das Versagen der zahlreichen und schönen Kavallerie auf den Schlachtfeldern ist danach kein unlösbares Rätsel mehr. Die Führung war altersschwach wie die Führer selbst. Die Geschichte weist fast kein Beispiel auf, daß Männer in so hohen Lebensjahren sich noch einen Weltruf als Reiterführer gründeten. Nur wenige, die einen solchen in der Jugend erwarben, erhielten ihn, wie Zieten und Blücher, bis zum Alter unversehrt. Seydlitz zählte bei Roßbach 36 Jahre. Alexander ritt mit 23 Jahren an der Spitze seiner mazedonischen Reiter bei Issus die Kerntruppen des Darius nieder, Pappenheim und Gustav Adolf fielen am gleichen Tage mit 38 Jahren; Johann v. Werth war bei seinem Zuge gegen Paris erst 35. Zwischen 30 und 40 standen in ihrer Blütezeit die Kavallerieführer Napoleons. Der jüngste große Held dieser Waffe, Stuart, fiel am Ende seiner Ruhmeslaufbahn mit 29 Jahren durch die Revolverkugel eines Yankee, den er verfolgte.

Fast ebenso stand es bei den Spezialwaffen, wo die Wirkung des hohen Lebensalters freilich nicht in gleicher Weise verhängnisvoll wurde. Unter den Chefs der Artillerie-Regimenter war kein einziger unter 65 Jahre alt, ebenso unter den Obersten der Festungsartillerie. Der jüngste Kommandeur der Feldartillerie-Regimenter hatte bereits die 60 überschritten. Bei den Ingenieuren, Mineuren und Pontonieren sah es noch ärger aus. Das Ingenieurkorps hatte zwei Siebziger an seiner Spitze.

Alle vier Festungsgouverneure, die nicht gleichzeitig Inspekteure waren, zählten zu den Siebzigern, und von 24 Kommandanten waren nicht weniger als 7 im gleichen Alter. Es folgten ihnen 6 zwischen 65 und 70 Jahren, dann wieder 7, die zwischen 60 und 65 standen; nur 3 waren jünger. Genug davon; die Wanderung durch diese Altersliste mutet uns an wie ein Gang in einer Mumiensammlung.

Leider stand es weiter unten nicht besser. Von den Führern der Bataillone hatten viele das 60. Lebensjahr erreicht oder gar überschritten; mehr als die Hälfte war über die 55 hinaus. Im Regiment von Winning zählten der Chef, der Kommandeur und die beiden Bataillonsführer zusammen 260 Jahre, während ein 60jähriger Stabsoffizier noch eine Kompagnie befehligte.

Groß war die Zahl der Obersten, Oberstleutnants und Majors bei der Kavallerie, welche noch eine Schwadron führten und doch schon zwischen 50 und 60 Jahren standen. Eine Anzahl von ihnen war noch bei Liegnitz, Torgau und Freiburg vor dem Zuge geritten.

Die 8 rangältesten Stabsoffiziere der Artillerie nächst den Kommandeuren hatten ein Durchschnittsalter von nahe an 62 Jahren, 7 davon reichten mit der Dienstzeit in den Siebenjährigen Krieg zurück. Die Festungsartillerie konnte mit einem Major von 77 Jahren paradieren usw.

Übertriebenes Wohlwollen, zu weitgehende Achtung vor dem Alter und der Erfahrung, vor allen Dingen aber verwerfliche Sparsamkeit hatten es dahin kommen lassen. Der Staat tat damit ein bitteres Unrecht gegen die Geschonten selbst; denn er brachte sie in die Lage, Ehre und Ruf zu verlieren, weil die Kräfte nicht mehr hinreichten, jene in schweren Stunden aus dem Schiffbruch zu retten. Hätte der Feldzug einen ruhigen, normalen Verlauf genommen, wie etwa die Koalitionskriege am Rhein, so würde die Schwäche, die in dem hohen Lebensalter der obersten Schichten des Offizierkorps lag, vielleicht nicht so scharf hervorgetreten sein. Eine Katastrophe aber, wie die von Jena und Auerstedt, mußte sie in der erschreckendsten Weise fühlbar machen; denn die alten Herren, die durch ihr Beispiel den Mut und die Ausdauer der Truppe hätten aufrecht erhalten sollen, brachen mit dieser zusammen und vermehrten nur die allgemeine Entmutigung.

An Tapferkeit hat es den bejahrten Männern nicht gefehlt. Soweit es sich nachweisen läßt, verlor die Armee im Kriege 1806/07 rund 1110 tote und verwundete Offiziere. Bei Jena und Auerstedt blieben mit Einschluß der Sachsen 116, also mehr als doppelt soviel wie bei der zwiefach stärkeren preußischen Armee von Königgrätz, im Verhältnis soviel wie bei Wörth oder Sedan und weniger nur als bei Mars la Tour und St. Privat.*)

*) Kunhardt v. Schmidt, Statistische Nachrichten, S. 448 ff.

Welcher Kern in diesem Offizierkorps steckte, ist daran zu ermessen, daß von den wenig über 7000*) Offizieren, welche die Armee vor Jena zählte, nahezu 4000 die Freiheitskriege mitmachten und Führer dieser Feldzüge waren. Von ihnen fielen während derselben noch 361, so daß, wenn man die Verwundeten nach den gewöhnlichen Prozentsätzen dazurechnet, die Hälfte der aus der alten Armee stammenden Offiziere auf den Schlachtfeldern von 1813, 1814 und 1815 geblutet hat — gewiß eine stattliche Anzahl.

So sei denn schon hier darauf hingewiesen, daß, wer das Offizierkorps von 1806/07 schmäht, sich auch gegen das der Freiheitskriege wendet. In sechs Jahren wird eine so große Zahl von Männern, die schon in reifem Alter stehen, an Eigenschaften des Geistes und Charakters nicht mehr so gänzlich anders, als sie es vorher war.

Ein frisches anregendes Soldatenleben mit dem nötigen Wechsel in Stellung und Pflichten, mit lebendiger, von oben her ermutigter Aufmerksamkeit auf die Erscheinungen in der übrigen militärischen Welt hätte die Last des vorgeschrittenen Lebensalters leichter tragen lassen. Das Kennzeichen im damaligen Offizierdienste aber war die Einförmigkeit. Ein Jahr verstrich wie das andere. Die Gelegenheit zum Lernen, zum Gedankenaustausch und zur weiteren selbständigen Entwicklung in kriegerischer Tüchtigkeit war für die Masse der Offiziere knapp bemessen, so reichlich sie sich auch einer kleinen Schar von Auserwählten darbot.

Die Verbände gemischter Waffen in der Armee fehlten; die immer nur aus ein und derselben Waffe zusammengesetzten Inspektionen bildeten nicht einmal die Grundlage für die höheren Einheiten, die man im Kriege verwenden wollte.**) Die Offiziere sahen also im wesentlichen nur die eigene Waffe und diese auch nicht in der Weise, wie sie auf dem Schlachtfelde auftrat. In der ganzen Monarchie gab es nicht mehr als vier Garnisonen, in denen die Hauptwaffen sämtlich vereinigt waren, nämlich Berlin, Breslau, Warschau und Königsberg, und außerdem drei andere, in denen wenigstens Infanterie und Kavallerie sich berührten. An 118 Orten

*) Die gleiche Zahl weist die Rangliste von 1817 auf.

**) Schon die Verschiedenheit ihrer Stärke legt das klar. Die Inspektionen der Infanterie schwankten zwischen 5 und 21 Bataillonen Feldtruppen, die der Kavallerie zwischen 20 und 75 Eskadrons.

stand die Infanterie, die Kavallerie gar an 196 völlig allein. Ganz kleine Städtchen und Flecken ohne jeden Anteil einer gebildeten Bevölkerung befanden sich darunter, zumal in den ehemals polnischen Gebietsteilen. Nimmt man noch den schlechten Zustand aller Verbindungen, die Kargheit der ganzen Lebensführung, die Geringfügigkeit der Besoldung,*) die Schwierigkeit, einen Urlaub zu erlangen, um sich in der Welt umzutun,**) und das gänzlich stockende Avancement, was den einzelnen für viele Jahre an sein Krähwinkel fesselte, so ist es erklärlich, daß Einseitigkeit und Stumpfheit Boden gewinnen mußten.

Das geistige und gesellschaftliche Leben litt begreiflicherweise sehr unter diesen Verhältnissen, aber nicht minder groß waren die dienstlichen Nachteile, da selbst die höheren Offiziere Jahr aus Jahr ein lediglich kleine Abteilungen derjenigen Waffe vor sich hatten, in der sie selbst groß geworden waren. Nur wenige ausgezeichnete Geister widerstanden dem niederdrückenden Einfluß dieser Umstände, wie ein Gneisenau, ein York und einige andere, die sich schon in der Stille für den künftigen Feldherrnberuf vorzubereiten wußten. Die Aussicht, in eine höhere Führerstelle zu gelangen, winkte ja auch nur sehr wenig Offizieren und bildete bei ihnen den Sporn zu rüstigem Streben. Für die große Mehrzahl schloß die Laufbahn mit der Kompagnie oder Eskadron ab, die allerdings eine materiell sehr auskömmliche Stellung bot. Was darüber hinausging, lag in nebelhafter Ferne und konnte dem Durchschnitt als unerreichbar gelten. So ist es erklärlich, daß die Tätigkeit der Offiziere sich mehr und mehr zum völligen Aufgehen in den Kleinigkeiten des täglichen Dienstes verflachte, und daß die höheren Gesichtspunkte allmählich schwanden.

„Wenn trotz der träumerischen Weltabgeschiedenheit der meisten Garnisonen, von welcher wir uns heute eine richtige Vorstellung zu machen nicht mehr vermögen, das geistige Leben im Heere keineswegs zu völligem Stillstande kam, sondern im jüngeren Teil des Offizierkorps sogar lebhaft pulsierte, so verdient dies gewiß Anerkennung.

*) Dem Sekondleutnant blieben von seinem Gehalt, einschließlich des Services, monatlich höchstens 11 Taler verfügbar.

**) Der Chef durfte den Offizieren seines Regiments in der Provinz ihrer Garnison nur 4, der Generalinspekteur innerhalb der Monarchie 14 Tage Urlaub erteilen — darüber hinaus nur der König.

Durchzudringen vermochten neuere Anschauungen freilich nicht, da man in der äußersten Präzision aller Bewegungen noch immer den Schlüssel zum Siege in der Hand zu halten glaubte."*)

Nicht günstig wirkte die Ungleichartigkeit der Offiziere. Der Ersatz kam aus den Militärbildungs-Anstalten oder erfolgte durch Einstellung junger Edelleute bei der Infanterie, den Kürassieren und Dragonern, bei den übrigen Truppen auch durch Anwärter bürgerlichen Standes.**) Ausländer befanden sich vielfach darunter. Die nationale Angehörigkeit trat an Bedeutung hinter die Zugehörigkeit zum Adel zurück. So mischten sich von Hause aus verschiedene Elemente, und die Trennung wurde mehrfach noch durch die Sonderstellung einzelner Truppenteile erweitert.

Boyen hat drei Gruppen charakterisiert.***) Die Männer der alten Zeit, die noch ganz von der ruhmreichen Vergangenheit lebten und in ihrem Vertrauen auf die Vortrefflichkeit aller Einrichtungen aus den Tagen des großen Königs unerschütterlich blieben, zeichneten sich vielfach durch ihre Charaktereigenschaften und Pflichttreue aus. Aber sie waren meist schon zu alt und verbraucht, um eine neue Zeit zu verstehen und eine lebendige Einwirkung auf den jungen Nachwuchs auszuüben, dessen Streben sie oft nur mit Spott verfolgten.

Übler werden die Offiziere beurteilt, die erst nach den sieben Kriegsjahren eingetreten und in einem langen eintönigen Dienstleben, das fast völlig im Frieden dahinfloß, es endlich zum Kompagnie- oder Eskadronchef gebracht hatten. Die geringen Kriegserfahrungen, die sie hätten machen können, waren im behaglichen Stilleben der Garnison bald vergessen, und die spießbürgerliche Berufsauffassung gewann bei ihnen ganz die Oberhand. Auf die sinnreichste Art in der Verwaltung ihrer Truppe Ersparnisse zu machen und für die alten Tage zu sorgen, galt ihnen als höchste Aufgabe. Der Krieg raubte ihnen die Gelegenheit zum Erwerb; er nahm ihnen die Hälfte des gewohnten Einkommens, und sie zählten umsomehr zu den treuen Anhängern des Friedens, als sich viele von ihnen

*) Kunhardt v. Schmidt, Statistische Nachrichten, S. 435.

**) B. v. Poten, Oberst z. D., Das preußische Heer vor hundert Jahren. 1. Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1900, S. 31 ff.

***) Erinnerungen aus dem Leben des General-Feldmarschalls Hermann v. Boyen, herausgegeben von Fr. Nippold. Leipzig 1889. Bd. I, S. 215.

den Anforderungen des Feldlebens nicht mehr gewachsen fühlten. Als Erbteil der alten kriegslustigen Zeit brachten sie allein die vernachlässigte Jugendbildung und eine völlig einseitige Weltanschauung mit ins Heer.

Am besten kommen in Boyens Schilderung die jüngeren Offiziere fort, denen noch das Streben nach Vervollkommnung innewohnte, wenn auch bei denen, die vom Lande stammten, die Schulbildung viel zu wünschen übrig ließ.

Das Leben des Offiziers jener Tage war bei der Mehrheit recht kümmerlich. Ohne eine Zulage leidlich zu bestehen, war schon damals, wie heute, unmöglich. Vielen aber fehlten die eigenen Mittel gänzlich. Freilich gab es unter ihnen immer einige, die sich bei strengster Sparsamkeit dennoch mit ihrem Solde durchschlugen; aber sie lebten zurückgezogen auf die erbärmlichste Art und gehörten nicht zu den besten Elementen. Die Mehrzahl häufte im Laufe der Jahre eine beträchtliche Schuldenmenge an, welche während der Kompagniechef-Zeit abgetragen werden mußte.

Einen gemeinsamen Mittagstisch der Offiziere gab es noch nicht. Das Leben in der freien Zeit spielte sich hauptsächlich auf den Wachstuben ab*) und galt dem Spiele.

Der ehemalige Brauch, daß die Kompagnie- und Schwadronsoffiziere bei ihrem Chef speisten, bestand nur noch in kleinen Kavalleriegarnisonen. Vielfach übten nach dem Beispiel Möllendorffs in Berlin die höheren Offiziere eine weitgehende, wenn auch einfache Gastfreundschaft. Im übrigen richtete sich jeder so gut ein, wie er konnte. Die reicheren Offizierkorps hielten ihre Tafel in irgend einem Gasthofe. Das Band, das sich jetzt durch das Zusammenleben um ein Offizierkorps schlingt, wie um eine Familie, fehlte damals. Die Verschiedenheit der gesellschaftlichen Stellung und der Vermögenslage wurde fühlbarer, und die Einheit war bei weitem nicht der heutigen gleich.

Das Offizierkorps von 1806 findet einen Verteidiger an Scharnhorst, der sich über dasselbe bei verschiedenen Gelegenheiten ausspricht. Er sagt unter anderm in der Besprechung eines 1810 erschienenen

*) Eine Gewohnheit, die sich in vielen Teilen der Monarchie bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erhalten hat.

Buches: „An militärischem Geist, an Bravour, an gutem Willen fehlte es dem preußischen Offizier nicht — nur niederträchtige Verleumdung kann diese Beschuldigung aussprechen — aber an Geistes Mut, an Zutrauen zu außerordentlichen Hilfsmitteln, an Erfahrung — daran fehlte es.“ Wir wissen bereits, daß er kurz vor dem Kriege das Offizierkorps dem französischen für überlegen hielt. Dabei waren Scharnhorsts Ansichten in diesem Punkte von außerordentlicher Strenge. Er ging schon vor der Katastrophe so weit, daß er ein straffes System von Belohnung und Strafe in der Truppenführung gehandhabt wissen wollte, und verlangte unter anderem nach jeder einigermaßen bedeutenden Affäre die Entfernung mehrerer Führer, die Fehler gemacht hatten. Dies System wollte er bis auf die niederen Grade ausdehnen und so die Verantwortlichkeit, je höher hinauf, desto mehr verschärfen. Ein halbwegs mildes Urteil Scharnhorsts ist deshalb immer schon als mehr anzusehen, wie freigebiges Lob anderer.

Daß die vielgebrauchten Redewendungen von der Unwissenheit der Offiziere jener Zeit, allgemein ausgesprochen, von fragwürdiger Bedeutung sind, unterliegt keinem Zweifel. Man lese nur eine der Schilderungen des preußischen Offizierkorps, welche unbefangen, noch ohne den Eindruck der verlorenen Schlachten und der Kapitulationen, geschrieben worden sind.*) Es zeugt ferner dagegen das rege literarische Leben, auch der verhältnismäßig hohe Standpunkt, den die militärischen Zeitschriften einnahmen, die Zahl ihrer Leser, ihre materielle Blüte. Für die militärischen Unterrichtsanstalten tat man in jener Zeit erstaunlich viel.**) Daneben war die individuelle Tätigkeit eifrig bemüht. In fast allen größeren Garnisonen bestanden Vereine. „Überall, namentlich in Berlin und Potsdam“ — erzählt Reiche***) —, „gab sich in dieser Zeit unter den Offizieren aller Grade ein so reges Streben nach wissenschaftlichen Forschungen in allen Zweigen des kriegerischen Berufes kund, daß eine reiche Ausbeute in dieser Beziehung zu erwarten stand.“

Auch in Privatzirkeln, wie beim Prinzen Louis Ferdinand, fanden Vorlesungen statt. Phull machte dort den Lehrer. Selbst in dem kleinen

*) In v. Schöning, Geschichte des 5. Husaren-Regiments, S. 298, findet sich eine solche, von einem Zeitgenossen niedergeschrieben.

**) Die Darstellung wird weiterhin näher auf die Verhältnisse eingehen.

***) Memoiren, I, S. 118.

Wesel hat es eine „Gesellschaft von Kriegskunstverehrern" gegeben.*) In den meisten Garnisonen wurde für wissenschaftliche Beschäftigung der Offiziere gesorgt, wenngleich mancher Widerwille dabei zu überwinden war, und die entlegenen keinerlei Anregung boten.**)

Billig muß hier in Anschlag gebracht werden, daß die meisten Offiziere dem Heere als Knaben von 12 oder 13 Jahren einverleibt wurden und vielfach vom Lande her nur eine sehr geringe Schulbildung mitbrachten, deren Lücken von Militärgeistlichen oder Kameraden später nur dürftig ausgefüllt werden konnten.

Eine gewisse Äußerlichkeit und Oberflächlichkeit mag dem ganzen Treiben gewiß innegewohnt haben. Die Aufklärungsperiode brachte das mit sich. Immerhin ist der Pharisäerstolz, mit dem spätere Geschlechter auf jenes alte zurückblickten, durchaus nicht berechtigt, und von einer durchgängigen Unbildung und Indolenz im Offizierkorps ist so wenig die Rede gewesen als in irgend einer anderen Periode. Vielmehr kann man sich sehr gut in die Abneigung hineindenken, die in der Armee gegen die „gelehrten Herren" Platz griff, und die auch der König ein wenig geteilt haben soll. Er zog die praktischen Soldaten von schlichtem Verstande vor.***) Ja, die Klage, daß von den Subalternoffizieren beinahe zuviel für die Theorie der Kriegskunst geschähe, daß die Schreibsucht und die kritischen Neigungen zu sehr um sich griffen, ist im Sommer 1806, noch ehe die Armee ins Feld zog, öffentlich laut geworden. Die Leistungen des Offizierkorps und der Führer im Jahre 1813 fußen in wissenschaftlicher Hinsicht auf dem vor dem Kriege Geschaffenen; denn nach demselben, wo die Unterrichtsanstalten sich für geraume Zeit schlossen, die Vereine zerstört wurden, alle Hände praktisch beschäftigt waren, kam es nicht mehr in der Weise wie früher zum gemeinsamen geistigen Austausche.

Auch die Identifizierung des Offizierkorps mit dem Adel bedarf einer Einschränkung. Dies ist schon bald nach dem Kriege geltend gemacht worden, blieb aber ungehört. Die allgemeine Annahme, daß es keinerlei bürgerliche Offiziere im Heere gegeben habe, ist unrichtig. Die militärische Laufbahn stand ihnen, wie erwähnt

*) v. Weltzien, Memoiren des Generals Ludwig v. Reiche, I, S. 118.

**) v. Vechelde, Aus dem Tagebuche des Generals v. Wachholtz. Braunschweig 1840. S. 89.

***) v. Weltzien, Memoiren des Generals Ludwig v. Reiche, I, S. 148.

(S. 130), seit König Friedrich Wilhelms II. Regierung offen. In den Rheinfeldzügen waren schon Gemeine und Unteroffiziere zu Offizieren befördert worden und blieben in dieser Stellung. In den Reihen der Armee standen 1806 im ganzen 661 Offiziere bürgerlichen Namens.*) Wenn kein General darunter war, so erklärt sich dies leicht aus dem Umstande, daß es auch damals Sitte war, höhere verdiente Offiziere bei Gelegenheiten, wo ihnen ein Zeichen königlicher Huld zugedacht war, in den Adelstand zu erheben. Bekanntlich ist es auch Scharnhorst so ergangen. Anträgen auf Verleihung des Adels gegenüber ist man keineswegs karg gewesen, um den Söhnen guter bürgerlicher Familien ein leichteres Fortkommen im Staatsdienste möglich zu machen.**) Friedrich adelte vielfach Leute, namentlich Fremde, die er irgendwo im Staatsdienste anstellte, um ihre Autorität zu erhöhen.

Im übrigen hielt er freilich noch mit Strenge auf die möglichste Fernhaltung des bürgerlichen Elementes von der Armee. Nach dem Siebenjährigen Kriege, der Bürgerliche in größerer Zahl ins Heer geführt hatte, nahm er selbst wiederholt eine Ausscheidung derselben vor, und ihr Zahlenverhältnis zu den Edelleuten gestaltete sich ungünstiger.***) Es darf aber nicht vergessen werden, daß Friedrich im Beginn seiner Regierung in der Jugend des Landadels für sein Heer den besten und allein ausreichenden Offiziersersatz fand, der durch gesellschaftliche Stellung, Erziehung, körperliche Ausbildung in Sport und Jagd die Gewähr gab, brauchbares Material zu liefern. Die Frage mag offen bleiben, ob er anders gehandelt haben würde, wenn er einen Bürgerstand vorgefunden hätte, der schon einiges von der Bedeutung des heutigen besaß.

Nach seinem Tode war das bestehende Verhältnis Tradition geworden, mit der gewaltsam zu brechen, seine Nachfolger bis zur Katastrophe weder den Mut noch auch den zwingenden äußeren Anlaß hatten. Ein Drängen des bürgerlichen Elementes in die Armee hinein war noch nicht zu beobachten. Beide widersetzten sich indessen nicht mehr, wie ihr großer Vorfahr, dem Eindringen des bürgerlichen

*) Darunter 6 Obersten, 8 Oberstleutnants, 29 Majore, 139 Kapitäne und Stabskapitäne, 484 Subalternoffiziere. Nach der „Minerva" betrug die Zahl der bürgerlichen Offiziere 695.

**) Kunhardt v. Schmidt, Statistische Nachrichten, S. 437.

***) v. Poten, Das preußische Heer vor hundert Jahren, S. 34.

Elementes. Adel und Offizierkorps noch immer als dasselbe gelten zu lassen, war nicht mehr so berechtigt wie ehedem. „Die abgeschmackte Behauptung so vieler jetzigen Bücherschreiber, daß das Unglück des Feldzuges von 1806 dem Adel zuzurechnen sei, wird bei denkenden Menschen der Widerlegung nicht bedürfen."*) Dieser Schluß aber erwies sich als irrig. Gerade dem Adel wurde öffentlich alles in die Schuhe geschoben. Schon im nächsten Band derselben Zeitschrift schleuderte ein Schriftsteller seine Pfeile gegen ihn. „Wodurch anders waren wir Deutsche gelähmt und kraftlos, wodurch sind wir geschändet vor den Augen der Welt als dadurch, daß ein vielfach bevorrechteter Adel, der, von blinden Fürsten verzogen, sich jeder Liederlichkeit hingab und an Kultur hinter dem gebildeten Mittelstande um ein Jahrhundert zurückstand, im Besitz der wichtigsten Stellen im Staate war."**) Bald folgte eine Abhandlung über den Erbadel, die denselben als eine politische Mißgeburt bezeichnete.***)

Buchholz leitet die Ursache alles Verderbens aus der Übertragung der Erbuntertänigkeit auf die Armee her. Er hat nicht unrecht, wenn er meint, mit einem höheren Begriff vom Adel hätte man nicht umhin gekonnt, das Heer zu reformieren, und nach der Heeresreform wieder wäre die Fortdauer der Erbuntertänigkeit auf den Gütern unmöglich gewesen. Auch ihm erscheinen Offizierkorps und Adel noch als Einheit, und alles, was sich gegen diesen einwenden ließ, traf jenes mit.†) Daß Coelln nicht schonender verfuhr, ist natürlich;††) doch wollte er einen Dienstadel bestehen lassen.

Die Gründe, die zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts den allgemeinen Sturmlauf gegen die historisch gewordene Stellung des Adels in Staat und Gesellschaft herbeiführten,†††) liegen tief in der gesamten politischen Bewegung der Zeit. Auch deren Philosophie, die auf die ursprünglichen Menschenrechte zurückgriff und

*) Minerva 1807, IV, S. 422 ff.

**) Minerva 1808, I, S. 385.

***) Minerva 1808, II, S. 265 ff.

†) Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreich Preußen bis zum 14. Oktober 1806. Von dem Verfasser des neuen Leviathan. Berlin und Leipzig 1808. S. 209.

††) Vertraute Briefe, I, S. 141.

†††) Vgl. hierüber Clausewitz' treffliche Abhandlung „Umtriebe" bei: Schwartz, Das Leben des Generals Karl v. Clausewitz, II, S. 200 ff.

darum jede Klassenunterscheidung schlechtweg als ein Unrecht ansah, trug vieles bei. Wie weit sie alle Kreise durchdrang, mögen wir daraus entnehmen, daß selbst der Militärschriftsteller in einer von einem altpreußischen Edelmanne herausgegebenen Zeitschrift für den Begriff der „gleichgeborenen Söhne und Töchter der Erde", also für ein ganz demokratisches Prinzip, in die Schranken trat.

Eine längere Friedensperiode hatte auch vergessen lassen, wieviel der Adel dem Lande auf den Schlachtfeldern des Siebenjährigen Krieges, wieviel er auch materiell für die Stärkung der Wehrkraft geleistet. Im Heere wie in der Beamtenwelt, in der er nicht mindere Verdienste erworben, erschienen jetzt, wo ein mächtiger bürgerlicher Stand emporgewachsen war, seine Vorrechte mehr wie billig als bloße Vergünstigungen. Nur durch einen glorreichen Krieg hätte der Adel seine Stellung im Staate für eine Zeitlang wieder zu einer wohlbegründeten machen können. Die Niederlage schien zu bestätigen, was man längst gewußt haben wollte, daß seine ganze Position eine Anomalie sei.

Die Zurückdrängung der Bürgerlichen in gewisse Truppenteile blieb jedenfalls bis 1806 tatsächlich bestehen. Bei den Kürassieren gab es deren noch keinen, bei den Dragonern nur 2, bei der Feldinfanterie einige, und alle übrigen waren in den dritten Musketier-Bataillonen, bei den Jägern, Füsilieren, Husaren, Towarczys,*) vor allem aber bei der Artillerie und den Ingenieuren zusammengedrängt. Deutlich erkennt man den herrschenden Zug, diejenigen Waffen, welche für die eigentlich entscheidenden angesehen wurden, der Führung des Adels vorzubehalten. Es war ihnen sogar noch vorgeschrieben, wie viele Junker adligen Standes ihre Regimenter haben müßten, um sie als Fahnenjunker zu verwenden. Die höheren Führer gingen noch ganz aus der Infanterie und Kavallerie hervor. Bekannt ist, daß Napoleon nach der Schlacht von Jena einen gefangenen preußischen Offiziere befragte, wieviel Ingenieure — auf die er viel hielt — sich unter den hohen Befehlshabern befunden hätten, und daß dieser mit Stolz erwiderte, es sei in der preußischen Armee nicht Sitte, Ingenieuroffizieren hohe Kommandos anzuvertrauen.

---

*) Es ist die Stammtruppe der heutigen Ulanen, hervorgegangen aus den von Friedrich dem Großen in Dienst genommenen Bosniaken. Das Regiment sollte den kleinen polnischen Adel aus den neu erworbenen Provinzen der Armee zuführen.

Bekannt ist auch Napoleons kurze und klassische Antwort darauf: „C'est bien bête."

Ohne Zweifel lag in der Verfassung des Offizierkorps eine Einseitigkeit, die mit dem gesellschaftlichen Zustande der gebildeten Welt und mit dem Geiste der Zeit nicht mehr im Einklange stand. Sie förderte die Abschließung und Verknöcherung im Althergebrachten und bewirkte ein Auseinandergehen der Volkskraft, aber diese Verhältnisse hingen viel weniger von dem Offizierkorps und seinen einzelnen Mitgliedern, als von der Staatsgewalt ab, die darin allein zu bessern vermocht hätte. Das Offizierkorps erntete von der Isolierung und den aus derselben auf beiden Seiten erwachsenden Vorurteilen nur Übles. Der höhere Bürgerstand war in Bildung einem großen Teile des Adels vorausgeeilt, und dieser würde von näherem Verkehr nur gewonnen haben.

Es ist nicht zu bestreiten, daß namentlich das höhere Offizierkorps sich auf den Schlachtfeldern der Oktobertage von 1806 unbeholfen und ratlos gezeigt hat. Die den neuesten Forschungen von Jany*) beigefügten Kriegsberichte geben darüber die bündigsten Aufschlüsse. Herausgerissen aus der Friedensroutine und der gewohnten Schablone der Revuen wußte die Mehrzahl sich nicht zurechtzufinden. Niemand wollte befehlen, niemand eine Verantwortung auf sich nehmen; nur die mechanische Befolgung erteilter „Ordres", und zwar ängstlich nach ihrem Wortlaute, lag innerhalb des Ideenkreises dieser Männer, die wohl pflichttreu und tapfer, aber von einer uns heute nicht mehr begreiflichen Unselbständigkeit waren.

Da lesen wir von dem Gendarmenrittmeister, der vom Kriegskollegium aus Berlin den Befehl erhalten hatte, mit seinem Depot von Schwedt über die Oder zu gehen und die Brücken hinter sich abzubrennen, und der diesen Befehl buchstäblich durchführen wollte, obschon das bei Zehdenick geschlagene Regiment Königin-Dragoner sich gerade der Brücke näherte und sich nur über dieselbe zu retten vermochte. Die Schwierigkeit des Anzündens und der passive Widerstand, den die Bewohner bei dieser Arbeit leisteten, verhinderten allein, daß es in Feindeshand fiel.

---

*) Jany, Hauptmann im Generalstabe, Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres. V. und VI. Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1903 und 1904.

Dem Regiment Württemberg-Husaren, das der Kapitulation von Prenzlau entgangen war, verweigerte man den Durchzug durch die Festung Stettin mit der Äußerung, es gehöre zum Korps des Fürsten Hohenlohe und müsse dessen Schicksal teilen! Erst auf die Erklärung des Regiments, „es würde sich unter den Schutz der Festungskanonen legen und dort sein Geschick abwarten, sich aber nicht ergeben", öffnete man ihm die Tore. Bei Graudenz an der Schiffbrücke angekommen, fragt das Regiment nach diesen Erlebnissen auch erst vorsichtig an, ob es, als Arrieregarde am linken Ufer eingetroffen, die Brücke passieren dürfe, da man des Feindes baldige Ankunft erwarte.

Der Führer des Regiments Gendarmen wagte es bei Boitzenburg nicht, von dem Befehl abzuweichen, der ihm seine Marschquartiere anwies, trotzdem er ganz in der Nähe bei seinem Hauptkorps, dem Hohenloheschen, Gefecht hörte und der Richtung nach dem Feinde wirksam in den Rücken fallen konnte. Schließlich führte er das Regiment mitten in den Feind hinein zur Kapitulation. „Wir marschierten bei der Gewißheit, zwei Divisionen feindlicher Kavallerie vor uns und in unserer rechten und linken Flanke zu haben, mit eben der Ruhe und Sorglosigkeit gleichsam in diesen von feindlichen Truppen gebildeten Sack hinein, wie wir sonst nach Potsdam zum Manöver gingen."

Allgemein ist in den Schlachtberichten die Klage über den Mangel an Befehlen, während der tatenlustige Führer froh ist, wenn ihm nicht zuviel befohlen wird und er nach eigenem Entschluß und nach den Umständen, die alles bedingen, zu handeln vermag. Jedermann schickt nach einer „Ordre", niemand will sie erteilen. „Daß die Befehle zu dem, was geschehen solle, von oben kommen müßten, diente allen zum Vorwande, bis dahin sich ruhig zu verhalten." An das Selbsthandeln wird nicht gedacht. Besonders charakteristisch ist dies Bild für Auerstedt. Lange stand dort das Regiment Gendarmen vorwärts dieses Orts im Geschützfeuer, ohne eine Bestimmung zu erhalten. Einer der Brigadekommandeure, General v. Beeren, gibt sich nach den ersten vergeblichen Angriffen Mühe, „weitere Ordres zu erhalten", statt zur Rettung der zurückflutenden Infanterie mit dem wiedergesammelten Regiment einzuhauen. „Es war eben kein kommandierender General mehr da" — und so zog denn jeder Kommandeur mit seiner Truppe dorthin ab, wohin es ihm gerade passend erschien. „Wo der Herr Generalleutnant v. Blücher zu finden sei, konnte

uns niemand sagen, auch wollte sich keiner der da befindlichen Herren Generale unserer annehmen", erzählt das „Diarium" des Husaren-Regiments Blücher über die Teilnahme des ersten Bataillons an der Schlacht von Auerstedt.*)

Selbst Blücher, als er zu Ende der Schlacht eine Anzahl Eskadrons zusammengebracht und ihnen eröffnet hatte, daß sie den Kampf wiederherzustellen berufen seien, schreitet nicht sofort zur Attacke, und ein Flügeladjutant des Königs hält ihn dann fest. Er suchte sich wenigstens die Genehmigung zum Angriff zu erwirken, die ihm aber versagt wurde. Die zahlreiche und immer noch schöne preußische Kavallerie zog unbekümmert vom Schlachtfelde ab, ohne auch nur noch einen letzten Versuch zu machen, das Schicksal des Tages zu wenden, wozu sie ihrer Zahl nach die Macht wohl besessen hätte.

Wie anders wars unter Seydlitz bei Tagewerben gewesen.

Die Offiziere des Dragoner-Regiments Irwing hatten einen zufällig anwesenden Flügeladjutanten aufgefordert, sie zu kommandieren, da er doch sähe, daß sie schlecht geführt seien. Alle wollten ihm folgen. Im Regimente war also niemand, der es sich zutraute, den versagenden Kommandeur zu stützen, oder sich nötigenfalls an seiner Statt der Leitung zu bemächtigen.

Passives Ausharren, die Dinge gehen lassen, wie sie wollten, nur um nicht durch eigenes Eingreifen eine Verantwortung auf sich zu laden, und völlige innere Ratlosigkeit den Dingen gegenüber, auf die man durch die Friedensübungen nicht vorbereitet war, das lag im Geist des höheren Offizierkorps der Unglückstage. An Mut fehlte es nicht, aber er war unproduktiv geworden durch den Mangel an jeder inneren Triebfeder zum zweckmäßigen und entschlossenen Handeln.

Geradezu typisch für das mittlere Führertum sind die Schicksale des Infanterie-Regiments Tresckow während des Gefechts von Halle am 17. Oktober.**) Das Regiment, bei dem sich der Chef selbst befand, hatte in der Nacht vor diesem Tage am linken Saaleufer bei Schwittersdorf gelegen und sollte zum Reservekorps ins Lager von Halle heranrücken. Ohne irgend einen Versuch, sich über den Stand der Dinge bei diesem Korps zu unterrichten, wird der Marsch ange-

*) Jany, Urkundliche Beiträge und Forschungen, 6. Heft, S. 94. Vgl. auch Militär-Wochenblatt 97 von 1905, Sp. 2282.

**) Jany, Urkundliche Beiträge und Forschungen, 5. Heft, S. 132.

treten und bei der Annäherung an Halle das dort auf dem rechten Saaleufer stattfindende Gefecht hörbar, dann später auch sichtbar. Es läßt sich erkennen, daß das Reservekorps bereits im Rückzuge ist; das Feuergefecht entfernt sich; die Stadt ist schon in Händen des Feindes, dieser sogar gegen das nun völlig isolierte Regiment von dort mit erheblichen Kräften im Vormarsche.

Nun entschließt sich der Chef, den Geldwagen des Regiments sowie seine und des Kommandeurs Chaise zur Bagage zurückzuschicken und ihnen in dem Augenblicke, wo er einer großen feindlichen Überlegenheit entgegengeht, eine Kompagnie beizugeben, die sie denn auch glücklich nach Magdeburg gebracht hat.

Dann läßt General v. Tresckow das Regiment in den Weinbergen vor Halle aufmarschieren, wobei des Geländes halber das II. Bataillon rechts vom I. seinen Platz erhält. Ob die Annahme des Gefechts ratsam sei, ob nicht, was damit bezweckt werden sollte, darüber scheint irgend eine Überlegung gar nicht stattgefunden zu haben, ein bewußter Entschluß gar nicht gefaßt worden zu sein. Man marschierte eben auf, weil dies bei Annäherung an den Feind immer geschah. Der Feind nistete sich vor dem Regiment, dessen Stellung er in Ruhe erkundete, hinter einer Erdmauer und in einem Gehölz ein und bereitete seinen Angriff ungestört vor. Der General, darauf aufmerksam gemacht, ließ das Regiment, obschon das Gefecht drüben völlig erloschen war, ruhig an seinem Platze stehen, „und nun konnte wohl schwerlich jemand aus diesem Benehmen die Absicht des Generals erraten, als auch einsehen, wozu dieser Aufmarsch und Besetzung der Weinberge dienen sollte."*)

Eine Stunde blieb alles so.**) Der Feind war mittlerweile vor der Front des Regiments entwickelt und umfaßte auch dessen rechte Flanke. In der linken hatte dasselbe die Saale. Von seinem Korps war es getrennt, dieses bereits verschwunden. „Hierdurch ward der General genötigt, aktiv zu verfahren, wenn er nicht mit dem Regimente auf der Stelle eingeschlossen werden wollte."

---

*) Jany. Urkundliche Beiträge und Forschungen. 5. Heft, S. 135.

**) Ganz ähnlich sah das Regiment Königin-Dragoner bei Zehdenick zu, wie die feindliche Kavallerie über die Havelbrücke ging und diesseits allmählich aufmarschierte, ohne anzugreifen. Es war ja niemand da, den Angriff zu befehlen; denn der Detachementskommandeur, General v. Schimmelpfennig, war längst verschwunden. Jany, Urkundliche Beiträge und Forschungen, 5. Heft, S. 144, 145.

Er fragte also den Kommandeur, Oberst v. Engelbrecht, was zu tun sei.

„Was der Herr General befehlen werden, werde ich tun", war die klassische Antwort darauf.

Nun endlich ordnete Tresckow den Abzug in Karrees an. Bei diesem Abzuge suchte der Kommandeur des II. Bataillons sich links des I. auf seinen gewöhnlichen Platz zu setzen und brachte die Bewegung in Unordnung, während der Feind jetzt lebhaft nachdrängte. Auch ging Zeit verloren, und das Ende vom Liede war, daß das Regiment an die Saale gedrängt, dort zersprengt und vernichtet wurde.

Solche Gefechtsszenen sind nicht vereinzelt. Wer aber die unbeholfenen Führer deshalb verurteilt, der muß billig in Anschlag bringen, daß sie für ihre Rolle gar nicht vorbereitet waren. Unaufhörlich hatten sie in der großen Masse gesteckt, immer wieder dieselben Bewegungen übend, nach einer immer größeren Präzision strebend, in der alles Heil gesucht wurde. Niemals waren sie aus diesem Banne herausgekommen und hatten sich ewig im eigenen Zirkeltanz drehen müssen, „wie junge Katzen nach dem Schwanz". Mit Strenge waren sie dazu gehalten worden, nur das Befohlene zu tun, und zwar wörtlich zu tun, und so hatten sich der gute Wille, der Eifer und die Strebsamkeit, denen jegliches höhere Ziel fehlte, allmählich ganz in die Treue im Kleinen geflüchtet, die dem Gewissen die scheinbare Beruhigung gewährte, nach besten Kräften seine Schuldigkeit getan zu haben. Wie hätten sie sich den Gegnern, die unter einem großen Feldherrn in drei Weltteilen gefochten hatten, beim ersten Zusammenstoße an Gewandtheit gewachsen zeigen sollen.

Der General, der vor dem Gefecht zuerst die Geldwagen und die Chaisen rettet, der Oberst, der im Beginn eines Kampfes seinen Adjutanten mit den Akten in die vor der Front gelegene Stadt schickt, um den fälligen Rapport anzufertigen,*) oder selbst während des aufregenden Rückzuges die Taler seiner Regimentskasse nachzählt und Tüten zur Verteilung an die Schwadronen machen hilft; der Kommandant, der, trotzdem daß der Feind sich seinem Platze schon nähert, seine Zeit damit zubringt, ihm übergebenes Tuch persönlich zuzuschneiden und an die Handwerker zu verteilen, damit kein Fetzchen verloren gehe; — sie sind Kinder desselben Geistes, einer alle Frische

*) Bei Zehdenick.

ertötenden Pedanterie und einer, jeden gesunden soldatischen Blick umflorenden Kleinigkeitskrämerei. Nicht minder ist's der Major, der in der Schlacht vom Pferde springt, um selbst den Tritt zu markieren, als dieser zu schwanken beginnt.

„Immer das Alte und in alter Weise zu tun, sich in der Pünktlichkeit auszuzeichnen, das war der Geist unserer damaligen Administration, und außerhalb dieses Kreises des Gewohnten war eine völlige Leere."*) Die Schuld aber hatte nicht bei jenen Männern selbst gelegen, und sie verdienen eher Mitleid als Zorn.

Volk und Gesellschaft hatten kein Recht, ihnen alle Verantwortung aufzubürden und sich zu stellen, als ginge die Niederlage sie im Grunde genommen gar nichts an. Beide hatten ihren Anteil daran, und alle militärische Schwerfälligkeit und Pedanterie ist noch übertroffen worden durch eine hohe Verwaltungsbehörde, welche, als die Franzosen schon an der Weichsel standen, doch die Königsberger Kammer aufforderte, die Dominialeinnahmen pünktlich nach Berlin zu schicken.

Es ist wahrlich kein schöner und edler Zug der gebildeten Stände jener Zeit gewesen, daß sie zum größten Teile in pharisäischer Selbstgerechtigkeit alle Schuld auf die Offiziere des Heeres warfen, sich in Vorwürfen und Beschimpfungen nicht genug tun konnten und in einer selbstmörderischen Schadenfreude ergingen.

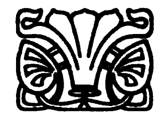
Sogar der Heldentod des Prinzen Louis Ferdinand erfuhr seine Verunglimpfung. Man muß sich vergegenwärtigen, daß die erste militärische Zeitschrift jener Tage, von einem altpreußischen Offizier herausgegeben, die versprengten, erschöpften Offiziere, die, aller Mittel beraubt, nach der Niederlage im Lande umherirrten, um den Anschluß an die Armee wiederzugewinnen, mit einem Spottgedicht begrüßte: „Rückkehr der Helden in bürgerlicher Kleidung und ohne Zopf."

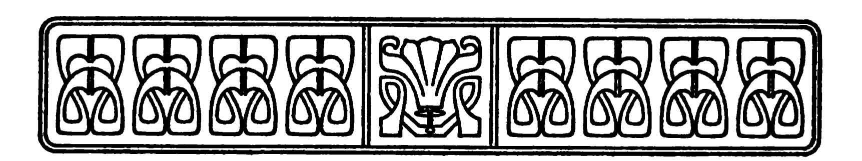
Gott sei's gedankt, daß noch so gut
Die lieben Herren weggekommen. —
Hoch stand die Feder, hoch der Mut!
Nun Feder fort und Glut verglommen!
Heil blieben Haut und Füß' und Kopf:
Denn Hieb und Schuß traf nur den — Zopf.

---

*) Clausewitz, Nachrichten, S. 436.

Das war ungerecht und unklug; denn hätte man den Widerstand gegen den Eroberer entflammen und die gesamte Volkskraft gegen die fremden Eindringlinge in Bewegung setzen wollen, wie es Wortführer des Volkes, die ihrer Sendung würdig waren, nicht unterlassen hätten, so durfte die Autorität derer, die dabei die Führung naturgemäß zu übernehmen hatten, nicht derart in den Staub gezogen werden, wie es durch solche Spottgedichte geschah.





VI. Das Heer von 1806.

1. Nach den Urteilen aus älterer Zeit.

Der Blick wendet sich jetzt zu den allgemeinen Zuständen des Heeres hinüber.

Von der großen Zahl der Schilderungen führen wir nur einige der bekanntesten an.

Sehr eingehend beschäftigt sich Bischof Eylert, der Biograph König Friedrich Wilhelms III., mit dem Heere vor der Unglückszeit.*) Er malt an vielen Stellen in den düstersten Farben den Mangel an Wohlwollen oben, den Mangel an Achtung unten. „Sind beide nicht mehr da, dann ist die innere Auflösung schon eingetreten, und das Äußere ist nur Schminke und Schein. Die Anwendung hiervon macht sich von selbst. So war es, so blieb es, so zog es sich krebsartig fort durch alle Glieder der Königlich preußischen Armee bis zum Jahre 1806."

Weiterhin erscheinen die unaufhörlich geprügelten und gestraften Soldaten, denen jedes Ehrgefühl längst verloren gegangen war, auf der Szene. Die Garnisonen gleichen Gefängnissen. Die Kasernen sind Stätten des Elends. Ganz besonders schlecht kommt Potsdam zur Zeit von Rüchels Regiment fort. „Überall trat das Kasernenartige, dessen innere Armut die äußere reiche Fassade nicht verdecken konnte, entgegen; überall trat Zwang und die damit verbundene Beengung feindselig in den Weg. Dies hatte vorzüglich seinen Grund in der vorherrschenden Gewalt, die das Militär aus-

*) Eylert, Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III., Teil 3, 1, Erster Abschnitt.

übte. Nur prächtig uniformierte Gardisten sah man, und diese sklavisch-devot gegen ihre Offiziere, die überall als Herren, die zu befehlen hatten, auftraten. In ihrem ganzen Wesen lag etwas, was entfernte und abschreckte. Man ging ihnen aus dem Wege und war froh, wenn man mit ihnen nichts zu tun hatte. Potsdam war in seiner Armut ein Soldatenort; und was das sagt, weiß jeder, der in dieser Zeit das Militär gekannt und schweigend von ihm gelitten hat. Es war arg usw."

Der Hochmut der Offiziere und die Mißhandlung der armen Soldaten, die zwischen Verzweiflung, Lust zum Davonlaufen, Furcht vor der Fuchtel und Selbstmordgedanken hin und her schwanken, bilden den Gegenstand für seitenlange Abhandlungen. Die säbelschleifenden Gendarmen vor dem französischen Gesandtschaftspalais, der Oberst, der dabei äußert: „es tut mir leid, daß die tapferen Preußen Säbel und Gewehre mitnehmen; Knüppel reichten hin, um die Hunde-Franzosen aus dem Lande zu jagen", — alle diese Gestalten werden heraufbeschworen. „Der ritterliche Hochsinn war beim langen Frieden zum Hochmut geworden; er war geborgter Schimmer, und nie hatte man weniger wahre Ehre als damals, wo das Wort »Auf Ehre!« am häufigsten im Munde war."

„Hochmut geht dem Falle voran!" Die Niederlage von Jena folgte als gerechte Strafe des Himmels. „Wie der Sturm die zusammengewürfelte Spreu zerstreut, so zerstreute nach allen Winden der behende, jugendliche, tapfere Mut der Franzosen und die Sagazität ihres Anführers die fliehende preußische Armee. Hier war mehr als Augen links, Augen rechts; 24 — 25 —; rechte Schulter vor usw., hier war mehr als Gamaschendienst, und der Exerzierplatz war kein Schlachtfeld."

„Dressierte Sklaven waren es gewesen, die den 14. Oktober 1806 und seine gräßlichen Wirkungen verschuldeten." Kurz und gut: „Der Stock und seine Prügel regierte damals die Welt, wenigstens die nichtadelige, die bürgerliche . . . . ." „Kein honetter Mensch, der sonst noch Aussichten auf sein Fortkommen hatte, mochte den blauen Rock tragen, und der Abscheu davor war so groß, daß man lieber sein Vaterland heimlich verließ und sein Glück in der Fremde suchte. Es war ein Unglück, eine Strafe und Schande, der preußischen Armee zu dienen; die an sich nicht entehrende Armut wurde verdammende Schmach, in welcher man dem verhaßten

Soldatenstande verfiel, von welcher der Wohlhabende durch sein Geld sich loszukaufen wußte."*)

Nicht viel besser lautet Pertz'**) Schilderung im Leben Steins. „Das Heer hatte wenig Kriegserfahrung", heißt es dort, „es war verweichlicht, veraltet, schwerfällig, die Unterordnung erschlafft durch die Nachsicht des Königs."

Klippel, Scharnhorsts erster Biograph, berichtet ähnlich, daß die Armee nach dem Tode Friedrichs des Großen „des Krieges entwöhnt, veraltet, schwerfällig, verweichlicht und trotz der harten Behandlung des gemeinen Soldaten in der Disziplin erschlafft" gewesen sei, aber „immer noch von dem alten Ruhm ihrer Unbesiegbarkeit zehrte und in selbstgenügender Einbildung auch der neuen Zeit und ihren Kampfesmitteln sich vollkommen gewachsen, ja sogar überlegen wähnte. Ohne das geringste Bedenken rühmte sie sich fortwährend, die vortrefflichste und geachtetste zu sein, deren innere Vollkommenheit keine Hauptveränderung erheischte".***)

Droysen im „Leben Yorcks"†) nennt das Gefecht von Altenzaun das erste glückliche „nach unermeßlicher Schande preußischer Waffen". „Jetzt hatte man die Resultate jener Schlaffheit und Aufgeblasenheit, die man solange geduldet; jetzt zeigte sich, was es bedeutet, daß man alten, abgelebten Menschen Regimenter, Divisionen, Armeen anvertraut, daß man, zwischen dem geistlosen Paradedienst und dem geistreichen strategischen Dilettantismus her- und hintaumelnd, vergessen hatte, daß der Soldat vor allem ein Mann sein muß." Doch fügt der Verfasser hinzu, daß man bei der rechten Leitung mit den Truppen alles hätte machen können — ein Urteil, das sich demjenigen Varnhagens v. Ense††) nähert: „Es zeigte sich hier, daß auch die größten Kräfte und besten Gesinnungen, welche unleugbar in der preußischen Kriegsmacht damals wie später vorhanden waren, doch einem Geschick

---

*) Eylert, Charakterzüge, III, 1, S. 11 ff.

**) Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn v. Stein. Berlin 1852. I, S. 178.

***) Klippel, Das Leben des Generals v. Scharnhorst. Leipzig 1869. III.

†) Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck v. Wartenburg. Berlin 1851.

††) Varnhagen v. Ense, Biographische Denkmäler. Leben des Fürsten Blücher von Wahlstatt. Berlin 1845. S. 85.

erliegen können, das ihnen die Bahn ihres freien Wirkens verschlossen hielt."

In Menzels „Zwanzig Jahre preußischer Geschichte"*) ist viel von dem Bekannten über die vorjenaische Zeit enthalten, wenngleich hier im wesentlichen die Schäden berührt sind, die in der Tat bestanden, nämlich die übertriebene Knappheit und der traurige materielle Zustand des Heeres.

Viel übler ergeht es den bei Jena Geschlagenen in Johannes Scherrs „Blücher".**) „Und die preußische Armee? Sie war ein altfritziges Caput mortuum oder auch, wenn man will, die groteske Blüte des Junkertums, Prachtenfaltung seiner Dummheit und Überhebung. Der Soldat, ungeachtet einiger schüchterner Anläufe Friedrich Wilhelms, die Offiziersbrutalität zu mildern, noch ganz auf dem Fuße der guten altpreußischen Zeit behandelt, d. h. wie eine wilde Bestie, welcher nur mittels Fuchtelei, Stockschlägen und Spießruten die nötige Dressur und Disziplin beigebracht werden könne. Verpflegung und Bekleidung elend ...." „Die Exerzierplätze widerhallten von wüsten Flüchen, und die grausame Roheit der Drillmeister machte dieselben zu wahren Folterplätzen für die Rekruten. Wohl hatte sich eine kräftige Tradition von altpreußischer Tapferkeit in dem Heere erhalten, aber trotzdem hieß also genährte, gekleidete und behandelte Truppen gegen napoleonische ins Feld führen, nicht viel anders, als mit Nürnberger Bleisoldaten gegen wirkliche streiten."

Selbst in Häussers auf weit höherer Stufe stehender Deutscher Geschichte***) wird über die Periode von 1806 erzählt, wie der adelig-soldatische Übermut eine wahre Despotie ausübte, „wie kein Stand und keine Bildung, nicht Alter und nicht persönliche Ehrwürdigkeit kaum vor höhnischer Kränkung, geschweige denn vor der Geringschätzung schützte, die gegen alle anderen an den Tag zu legen ein Privilegium des Soldatenrockes war". Über das Kriegsfeuer, das vor der Unglückszeit im Heere herrschte, wird Steffens Wort†) angeführt: „Es war nicht die gesunde Begeisterung, die aus der frischen Fülle des Gemüts hervorquillt; es war der beschränkte Über-

*) Berlin 1849. S. 695 ff.

**) Johannes Scherr, Blücher, seine Zeit und sein Leben. Leipzig 1868. S. 222 ff.

***) Berlin 1862. Bd. II, S. 713.

†) Aus „Was ich erlebte". V, 184.

10*

mut, welcher abgelebten, im langen Frieden verrosteten, ohne höheren kriegerischen Sinn überlieferten militärischen Formen eine zauberische Gewalt zuschrieb." So geht es fort. —

In den militärischen Werken über den Krieg von 1806 ist die Armee nicht viel milder behandelt worden. Den sächsischen Bruchteil derselben hat Montbés Darstellung in mancher Hinsicht in Schutz genommen. Der preußische erfährt in den meisten Dingen eine viel ungünstigere Beleuchtung. „Das ganze System der preußischen Kriegführung paßte in keiner Art mehr auf die neueren Verhältnisse", sagt die „Geschichte des Feldzuges vom Jahre 1806."*) „Die obere Leitung der Militärangelegenheiten war ohne Geist. Mit Ausnahme der Subalternoffiziere war kein Individuum da, das nicht durch den Krieg seine halbe Existenz verlor, ohne hiergegen etwas zu gewinnen. Sogar die Soldaten kamen meist zu alt und geschwächt ins Feld. Der Geist des Heeres war im höchsten Grade unkriegerisch; die Ausrüstung für den Krieg war die der alten Zeit, d. h. überladen ...." „Die Friedensübungen waren völlig unzweckmäßig durch gleichförmige Fortbildung des Veralteten. Dazu kam nun ein ungeheurer Dünkel von dem, was man eigentlich sei, und dieser verhinderte es, sich um das zu kümmern, was außerhalb Preußens vorging."

General v. Höpfner nimmt bei einem Vergleich mit der Armee des Siebenjährigen Krieges bis 1806 eine allgemeine Verschlechterung an.**)

„Es war in der Tat sehr vieles verfallen und morsch geworden." Dann folgt eine Schilderung genau wie die eben angeführte. „Das Material der Armee war bei Festhaltung des alten Etats und bei den sehr gesteigerten Preisen aller Bedürfnisse zum dürftigen und unbrauchbaren herabgesunken. Der Soldat wurde regelmäßig bezahlt und bekleidet, aber der Sold reichte nicht zu, um den Hunger zu stillen, die Bekleidung bedeckte kaum die Blößen und sicherte in keiner Weise gegen die Einwirkung der Witterung ...." „Der Stock regierte in größter Ausdehnung. Jeder Unteroffizier hatte das Recht, den gemeinen Soldaten schon für Unaufmerksamkeiten im Dienst mit dem Stocke zu züchtigen. Geringere Vergehen wurden mit 10 bis 30 Stockschlägen, gröbere, besonders Desertion, mit Gassenlaufen, selbst bis auf Tod und Leben, bestraft, wobei der Prozeß nur kurz war.

*) Darmstadt 1852. S. 26.

**) Der Krieg von 1806 und 1807, I, S. 45 ff.

Der Soldat kannte den Offizier fast nur als Strafenden, den man lediglich zu fürchten habe, oder der das, was der König dem Soldaten gewährte, auf alle Weise zu verkümmern suchte. Die Masse der Offiziere verstand aber auch unter Disziplin nichts als Handhabung des Stockes. Daß der Soldat sich mehr vor dem Stocke als vor der feindlichen Kugel zu fürchten habe, war ein noch aus den schlesischen Kriegen herstammender Sprachgebrauch geblieben."*)

Die treueste und maßvollste Darstellung der Schäden im alten Heerwesen gibt in neuer Zeit Treitschkes Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert.**) Hier ist auf das junge, frische Leben hingewiesen, das sich inmitten der alten perückengezierten Umgebung schon regte. Hier wird gezeigt, daß die Armee namentlich deshalb zugrunde gegangen ist, weil alle ihre Zustände sich durch Halbheit charakterisierten, weil sie von der Katastrophe mitten in einem Gärungsprozeß betroffen wurde. Übergangsstadien, in denen das Alte noch äußerlich herrscht und das Neue sich bereits regt, aber aus dem flüssigen Zustande noch nicht zu festen widerstandsfähigen Körpern kristallisiert ist, sind für jedes Heerwesen die bedenklichsten.

Kaum dürfte man bei der Übereinstimmung der düsteren Schilderungen noch an ihrer Richtigkeit zweifeln. Spürt man aber den Quellen nach, so findet man wieder, daß sie meist auf die nach dem Kriege erschienenen Streitschriften zurückführen. In diesen allerdings nimmt sich die Armee elend genug aus. „Das Militär arrogant, hochmütig, prahlerisch, ohne Kenntnisse, mit Schulden überladen." „Die preußische Armee die Hauptstütze, der Schlußstein des künstlichen Baues, seit 40 Jahren im Frieden; an eine alte verbrauchte Form gewöhnt, glänzt sie nur noch als ein Luftgebilde am Firmament. Sie ist auf den Korporalstock, auf eine dauerhafte Leibeskonstitution ihrer Generale und auf ein Phantom (den Rittersinn) gegründet, der schon lange nicht mehr vorhanden ist." So wissen die „Vertrauten Briefe" zu erzählen, die auch über den unkriegerischen Sinn des Heeres dasselbe sagen, was wir in den späteren Darstellungen wieder-

*) Lettow schränkt die ungünstige Beurteilung der Armee von 1806 schon darauf ein, daß sie seit dem Siebenjährigen Kriege nicht besser geworden wäre, und daß Stillstand mit dem Rückschritt gleichbedeutend sei.

**) 6. Auflage, Bd. I, S. 152 ff.

finden. Sie vergleichen die preußische Armee mit dem Heere Hannibals in Capua. „Von ihr erwarte man nichts! Sie hat von außen viel Schimmer, blendendes, lackiertes Wesen; dahinter ist wurmstichiges Holz.“*)

„Ich habe Dir irgendwo in meinen vorigen Briefen bemerkbar gemacht, daß die preußische Armee schon 1778 nicht mehr die von 1758 war; daß sie in Südpreußen und bei verschiedenen Gelegenheiten am Rhein 1792 und 1795 zeigte, daß sie ihrer Auflösung entgegengehe,“ heißt es in einem angeblich aus Weimar, den 15. Oktober 1806, geschriebenen Briefe. Dann wird das Heer mit dem römischen aus der Zeit des Verfalls unter Kaiser Severus verglichen, wie sie Gibbon schildert. Auch die „Studentenstreiche der königlichen Haustruppen“, die häufigen Exzesse der Offiziere, ihr Übermut gegen andere Stände, ihr unerhörter Müßiggang, ihr Mangel an allen Kenntnissen, ihre Lasterhaftigkeit, Spielsucht, ihre Schulden werden reichlich aufgetischt. „Es war wirklich so weit gekommen, daß das Militär selbst begriff, es sei eine unnütze Bürde für den Staat, es müsse einmal wieder zeigen, weshalb es vorhanden sei.“ Die Gemeinen, welche sonst als die beklagenswerten Opfer der allgemeinen Prügelwut geschildert werden, waren, den Coellnschen Briefen zufolge, gerade durch „erschlaffte Subordination, durch vernachlässigte Übung und durch das ihnen ohne Einschränkung nachgegebene Heiraten“ herabgekommen und unbrauchbar geworden. Die „Feuerbrände“ wiederholen in Skizzen und Anekdoten, was in den „Vertrauten Briefen“ gesagt ist.

In Buchholz' „Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreiche Preußen bis zum 14. Oktober des Jahres 1806“, das zwei Jahre nach der Niederlage in Berlin erschien und großes Aufsehen erregte, finden wir beinahe dieselben Worte, die in der Darstellung Höpfners stehen: „der Sold, den die Soldaten erhielten, war allzu unbedeutend, als daß er ihnen in dem Lichte einer Entschädigung für ihre aufgeopferte Freiheit hätte erscheinen können. Um leben zu können, mußten sie mit Anstrengung arbeiten, und wenn sie das Nötige erarbeiteten, wie konnten sie das Metier des Soldaten lieben?“ Auch die Schilderungen Eylerts, Pertz', Klippels, Scherrs usw. vom Übermut, der Unbildung, dem Dünkel, der Strenge der Offiziere finden sich schon bei Buchholz vor, sowie das von der Sklaverei des

*) Vertraute Briefe, I, S. 113.

gemeinen Mannes Berichtete. „Ich sage nichts von den Exzessen, welche beinahe täglich von den Gemeinen begangen wurden, und von den harten Strafen, die darauf folgten." „Der Geist der Kompagniechefs verderbte vollends alles Gute. In Wahrheit, diese Herren sahen in ihrem Verhältnis zur Kompagnie nichts weiter als das Verhältnis eines Eigentümers zu seiner Plantage: sie sahen die sogenannten Gemeinen als ihre Sklaven an. Was sie diesen entziehen konnten, machte ihren Vorteil aus, und eben deswegen »knapseten« sie von allem, was der Staat zum Unterhalte dieser Gemeinen gab, soviel sie nur immer konnten, ab. Dafür wurden auch manche Chefs von ihren Kompagnien als »Todfeinde gehaßt«."

Kurz und gut — Buchholz meint, aus seiner Schilderung werde man klar erkennen, daß das preußische Heer jener Zeit nimmermehr einen hohen Grad von innerer Stärke hätte besitzen können, ja, man müsse sich eigentlich wundern, wie ein solches System von Ungerechtigkeit überhaupt solange noch vorgehalten habe. Wie sollte denn auch da auf innere Stärke zu rechnen sein, wo der Stock die Quelle der Energie für die Gemeinen und die Achtung für das Phantom der feudalistischen Ehre das Entwicklungsprinzip für den Offizier gewesen sei.

Auch Militärs, wie Julius v. Voß*) und selbst Archenholz,**) setzten ähnliche Schilderungen in Umlauf. Dann folgten als weitere Belege die Memoiren, Denkwürdigkeiten, Erinnerungen, Tagebücher, Aufzeichnungen, Briefe aus der Kriegszeit***) und lieferten die Ausstattung der bei Jena untergegangenen Armee mit all den lächerlichen Zutaten, die in Anekdoten volkstümlich geworden sind. Willibald Alexis hat sie im Jahre 1852 für seinen Roman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" sehr geschickt verwertet. Vor ihm schmiedete schon Julius v. Voß romantische Erzählungen desselben Stoffs.†)

*) Julius v. Voß, Was war nach der Schlacht von Jena zur Rettung des preußischen Staates zu tun? Berlin 1807.

**) In der „Minerva".

***) Namentlich enthält: Graf Henckel v. Donnersmarck, Erinnerungen aus meinem Leben, Zerbst 1846, S. 379 bis 395, eine reiche Sammlung von Anekdoten über die Armee von 1806.

†) Geschichte eines bei Jena gefangenen preußischen Offiziers, mit einem Gemälde von Berlin im Winter 1806 und 1807. Berlin 1807. — Begebenheiten einer Marketenderin, mit ihren kritischen Ansichten der Feldzüge 1806 und 1807. Berlin 1808 (vgl. Minerva 1807, Bd. III, S. 186 und Bd. IV, S. 556).

So hat sich die bekannte Vorstellung von dem veralteten, langsamen, schwerfälligen und überladenen Heere, dem unabsehbaren Troß, den bezopften, niedergedrückten Soldaten mit ihren ungebundenen, verwahrlosten, unwissenden Offizieren, die nicht einmal eine Karte zu lesen vermochten, und den ratlosen, altersschwachen Generalen gebildet. Wunderdinge kommen zum Vorschein.

„Unwiderleglich hat der 14. Oktober bewiesen, wie unüberwindlich Armeen sind, wo man keine anderen Verdienste kennt als Talent und Tapferkeit, und wie es mit jenen steht, wo Kabale, Konnexionen und besonders der lächerliche Erbadel alle wahren Verdienste verdrängen und anmaßend die Stellen einzunehmen wagen, die nur dem Mut und dem Talente gebühren."*)

Das Verpflegungswesen bildete den Stoff für ein Pamphlet in Coellns „Feuerbränden".**) Am meisten hat aber der altmodische Aufzug des Heeres herhalten müssen. Da hörte man von den Küchenwagen, die Blücher umstürzen ließ, von dem märchenhaften Gepäck, das die Offiziere ins Feld mitnahmen, von ihren Papageien, Feldbetten, Bettstellen, Sofas, ja selbst dem „historischen" Klavier, welches ein Leutnant vom Regiment Möllendorf auf dem Handpferde bei sich führte, von den „Puten der Exzellenz", von den prinzlichen Karossen, die sich an der Spitze der Armee befanden, als man gegen den Feind rückte usw. Während übermütige Offiziere angeblich schon in Sachsen und Thüringen fragten, wo es nach Paris ginge, wissen Hunderte von Scherzen über die Konfusionen zu berichten, welche sich die Führung und insbesondere der Generalstab zuschulden kommen ließen. Jedermann wollte zahllose Hin- und Hermärsche gemacht, kein Quartier, keine Verpflegung, keinerlei verständige Befehle erhalten haben. Die lächerlichsten Irrtümer sollten passiert sein. Ein Divisionsgeneral hatte sich beim Marsche aus Versehen hinter seine Bagage manövriert und erblickte sie, wie er gegen den Feind einschwenkte, plötzlich vor der Front. Ein anderer hoher Offizier besorgte auf dem Rückzuge von Stettin nach Graudenz, die Franzosen von der Seeseite her erscheinen zu sehen. Das unbedeckte Hauptquartier des Königs in Blankenhayn, in welches die alte Oberhofmeisterin v. Voß als Heeresspitze eingerückt sein soll, gab viel Stoff zu Glossen. Von einem Regimentskommandeur der Kavallerie erfährt man, daß er

*) Briefe über die Schlacht von Jena im „Freymüthigen" von 1807, 1. Stück (Minerva 1807, III, S. 290).

**) Neue Feuerbrände. Zehntes Heft. Amsterdam und Coelln 1808. S. 125 ff.

allein in Graudenz angekommen sei und sich entschuldigt habe, sein Pferd wäre zu starken Schritt gegangen. Neben diesen Hartschrittgeher wird ein anderer gestellt, der auch allein blieb, weil sein Regiment sich in Detachements auflöste und er sich nicht hatte entschließen können, mit welchem davon er selbst marschieren müsse. Meisterstücke von Pedanterie kommen zur Sprache. Noch am Tage des Gefechts von Saalfeld, als es kaum mehr Futter gab, erinnerte ein Befehl daran, „die Heurollen egaler zu spinnen". Auf dem Schlachtfelde von Auerstedt soll noch ein Feldjäger herumgeritten sein, um einem General seinen Abschied und den Schwarzen Adlerorden zu überbringen; während der Flucht nach Preußen beförderte das Militärkabinett Heiratsbewilligungen.

Die Unterschätzung des Gegners durch die preußischen Generale erfuhr eine Fülle von Illustrationen. Meist sind sie Rüchel, dem Repräsentanten des alten Preußentums, zugeschrieben worden, der behauptet haben soll, daß Generale wie Bonaparte Seiner Majestät Armee mehrere aufweisen könne.*) Wer den Feldzug erlebt hatte, vermochte irgend eine andere Ungeheuerlichkeit mitzuteilen. Wer hinterdrein in wenig Jahren eine ganz neue Armee erstehen sah, der wußte der dahingegangenen Zopfzeit nicht minder irgend etwas Abenteuerliches oder Lächerliches anzuhängen. Da wurde dem heranwachsenden Geschlechte von den alten steifen Herren mit den Puderperücken erzählt, die nur zu feierlichen Gelegenheiten den Sorgenstuhl verließen, hinter denen Ordonnanzen mit Schemel oder Trittleitern herritten, um ihnen vom Pferde zu helfen, die ihre Gemüsegärten und Federviehzuchten vor den Toren mehr achteten als ihre Festungen. Von den laxen Lebensanschauungen vieler hoher und niederer Offiziere und ihren oft sehr zweifelhaften Finanzoperationen und Geldangelegenheiten hat sich gleichfalls eine breite Tradition erhalten. Zuverlässige Angaben und Märchen mischen sich augenscheinlich bunt durcheinander und erschweren der Nachwelt das sichere Urteil.

Es kamen auch die Äußerungen angesehener Männer hinzu, die für die Umwandlung der Armee nach der Niederlage, für die Beseitigung ihrer Schäden auftraten, und die natürlich dem alten System nicht sehr günstig gesinnt sein konnten. Es sei nur an Gneise-

*) v. Weltzien, Memoiren des Generals Ludwig v. Reiche. Leipzig 1857, S. 140.

naus bekannte „Denkschrift über den Krieg 1806" erinnert.*) „Die Unfähigkeit des Herzogs von Braunschweig, einen soliden Feldzugsplan zu entwerfen, die seinem Alter so gewöhnliche Unentschlossenheit, sein Feldherrnunglück, das Mißtrauen der Armee in ihn, die Uneinigkeit der Koryphäen des Generalstabes, die Neutralisierung einiger der fähigsten Mitglieder desselben, unsere des Krieges entwöhnte Armee, der beinahe in allen Zweigen sichtbare Mangel an Vorbereitung zu demselben, die in denen seitherigen Friedensjahren zur Tagesordnung gewordene Beschäftigung mit nichtswürdigen Kleinigkeiten der Elementartaktik, für die Schaulustigkeit des Publikums erfunden, unser Rekrutierungswesen mit allen seinen Exemtionen, das nur einen Teil der Nation zu den Waffen verpflichtete, dessen Dienstzeit über die Gebühr verlängerte, der folglich mit Widerwillen diente und nur noch durch Disziplin zusammengehalten wurde; unser Populationssystem, das dem Soldaten erlaubte, sich mit einer Familie zu belasten, deren Ernährung, wenn ihn der Krieg von seinem Herd abrief, meist der Wohltätigkeit des Publikums überlassen blieb, und deren Schicksal oft dem bekümmerten Vater das Ende des Krieges wünschenswert machte, das Beurlaubungswesen, das den darauf mit seinen Einkünften angewiesenen Kompagniechef verleitete, den noch wenig disziplinierten Rekruten in seine Heimat zu entlassen; die schlechte Verfassung unserer Regimentsartillerie, die niemals der zahlreichen reitenden Artillerie der Franzosen sich entgegenstellen konnte, die schlechte Beschaffenheit unserer Waffen, die Untauglichkeit der meisten unserer Generale, und, um alles zu umfassen, unser Eigendünkel, der uns nicht mit der Zeit fortschreiten ließ, preßten dem Patrioten stille Seufzer aus, und nur in den Geist der meisten unserer Offiziere ließen sich noch Hoffnungen setzen. Überdies ahmte man von denen französischen Einrichtungen gerade diejenigen nach, die man hätte vermeiden sollen, nämlich die Armeeeinteilung in Divisionen, ohne zu bedenken, daß man nicht fähige Generale genug hatte, diese Divisionen zu befehligen, und anstatt, wie die Franzosen, denen Divisionen nur wenig Kavallerie beizugeben, diese hingegen in großen Massen zusammenzuhalten, um damit irgendwo einen entscheidenden Schlag auszuführen, zerstückelte man auch selbige, so daß sie nachher nirgends eine kräftige Wirkung tun konnten. Unter diesen Auspizien

*) Pertz, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt v. Gneisenau. Berlin 1864. S. 121.

begann der Krieg, wozu der Plan den übrigen Vorbereitungen entsprach."

Mehr war nicht nötig, um endgültig die Armee von Jena als ein halb fabelhaftes, gravitätisches Spukwesen aus einer längst vergessenen Zeit erscheinen zu lassen, das, eine Anomalie inmitten ihrer Umgebung, dem Grabe entstiegen zu sein schien und bei der Berührung mit frischem und kraftvollem Leben in nichts zerfallen mußte. Erschien doch den Zeitgenossen, welche die große Katastrophe erlebten, der ganze preußische Kriegsruhm wie ein Nebelgebilde, an dessen Realität man nur vorübergehend habe glauben können, als ein großer Meister es mit seinem Zauberstabe vor der erstaunten Welt heraufbeschwor. So morsch und schattenhaft leer schilderte man jetzt das Innere des eben zusammengebrochenen Prachtbaues, daß man niemals mehr auf ein Wiedererstehen rechnen dürfe. Preußens kriegerische Größe war in den Augen der Mitlebenden für immer verloren,*) weil vom alten Heerwesen nichts Brauchbares übrig geblieben zu sein schien, an das sich Neues anknüpfen ließ. Die Armee war ja nicht nur geschlagen, sie war verschwunden, und wo sollte, so meinte man, das zur Unbedeutendheit verkleinerte, völlig erschöpfte Land die Mittel hernehmen, ein neues Heer aufzustellen. Nur wenige Männer dachten in der Stille daran; die Weisheit der Klugen hielt es für wissentlichen Selbstbetrug, darauf zu hoffen.

Gerade aus dieser Stimmung heraus erklärt sich der allgemeine Zorn über die Katastrophe, über die Männer, den Stand, die Organisation, die sie verschuldet haben sollten. Vor kurzem noch hatte das Gebäude scheinbar unerschütterlich dagestanden; jetzt bildete es nicht einmal einen ansehnlichen Trümmerhaufen. Die älteren Leute hatten den großen König noch gekannt und sein Heer gesehen, das erste der Welt, das unbezweifelt stärkste und beste, soweit es geordnete Heere gab. Um so greller nahm sich der Wechsel aus, um so strafbarer die Katastrophe.**)

In den „Geisterstimmen", die Friedrich des Großen Erwachen im Jahre 1807 schildern,***) hat der Genius, der den auferstan-

*) Minerva 1807, I, S. 170 ff.

**) Nur wenige Schriftsteller aus der Unglückszeit verlegen, wie Coelln in den „Vertrauten Briefen", den Beginn des allgemeinen Rückganges der preußischen Armeeverfassung in die letzten Regierungsjahre Friedrichs des Großen.

***) Minerva 1807, II, S. 544 u. a. v. a. O.

denen König von dem Vorgefallenen unterrichtet, Mühe, ihn verstehen zu lassen, daß dergleichen so schnell auf den Abschluß seiner Regierung gefolgt sei.

Umsonst erhoben sich einzelne Kritiker und mahnten zu ruhigerer Auffassung. Sie wiesen darauf hin, daß jenen Schriftstellern, die jetzt im preußischen Staate und Heere nichts als Verrottung und Elend erblicken wollten, eben derselbe Staat, dasselbe Heer als Muster von allen gegolten habe, daß ihnen der bloße preußische Name eine vollwichtige Legitimation zum Anspruch auf Lob, Erhebung und Musterhaftigkeit gewesen sei.*) Dergleichen wurde überhört. Ein Vergleich von Mitteilungen der Presse aus der Zeit vor und nach den Schlachten ergibt den sonderbarsten Widerspruch,**) in den sich viele Zeitgenossen verwickelten. Dieser Widerspruch liegt überhaupt in der Verherrlichung des friderizianischen Zeitalters und der Schmähung der Jenenser Periode.

Wenn man nach der Niederlage allgemein so schwarz schilderte, regt sich unwillkürlich der Wunsch, zuzusehen, wie es kurz vorher darum stand. Im Jahre 1805 wurde die Armee mobil und rückte an die Grenze; 1806 dauerten die Vorbereitungen für den Krieg vom Monat August bis in den Anfang Oktober hinein. Es müssen sich Stimmen über den Zustand der Truppen haben vernehmen lassen. Unwillkürlich greift man, die heutigen Verhältnisse vor Augen, zur Presse jener Zeit. Sie ist freilich äußerst arm an interessanten Mitteilungen. Das Pfahlbürgertum stand trotz aller kosmopolitischen Verschwommenheit in vollster Blüte. Fürst Hatzfeld hat ihm in seinem bekannten Erlaß an die Berliner vom 19. Oktober 1806 ein unvergängliches Denkmal gesetzt. „Unsere Aussichten müssen sich nicht über dasjenige entfernen, was in unseren Mauern vorgeht!" Daher sucht man vergeblich nach etwas, was den Leitartikeln unserer großen Tagesblätter ähnlich sieht. Betrachtungen über die politische oder militärische Lage der verschiedenen Staaten, ihre Machtmittel, den Zustand ihrer

*) Achtzehn Ursachen der von einigen Zeitschriftstellern seit einiger Zeit angenommenen Stimmung gegen die preußische Staatsverfassung und Verwaltung. Minerva 1807, IV, S. 493 ff.

**) Man vergleiche z. B. den „Freymüthigen" von 1805, 1806 und 1807.

Heere, ihre militärische Organisation fehlen vollständig. Das öffentliche Interesse drehte sich in hervorragender Weise um das Theater. Auch der Literatur ist ein stattlicher Raum gewidmet. Der politische Teil der öffentlichen Blätter ist streng erzählend. Im Vordergrunde stehen dabei nicht die Angelegenheiten des Kontinents, geschweige denn des eigenen Vaterlandes, sondern der See- und Kolonialkrieg zwischen Frankreich-Spanien und England. Die Schicksale der einzelnen Geschwader, die Heldentaten der Kaper, die unbedeutenden Kämpfe in den Kolonien füllen viele Seiten. Nachrichten aus dem englischen Parlament, ebenso die Vorgänge im gesetzgebenden Körper zu Paris, dessen widerlich servile Adressen an Napoleon treulich wiedergegeben werden, spielen die zweite Rolle. Manchmal kommt dann noch eine Neuigkeit dazwischen, die in den kleinlich beschränkten Verhältnissen der Zeit als etwas höchst Ergötzliches ihren Eindruck nicht verfehlt haben mag. So erzählen die „Berlinischen Nachrichten" am 30. August 1806, als die Wolken des Gewitters schon am Horizont aufstiegen, daß ein junger Engländer in Margate auf einer Kuh geritten sei, und ein andermal, daß der Erzbischof von Palermo gegen die Anwesenheit der Bergschotten protestiert habe, weil „dem sizilianischen Frauenzimmer" ihre Tracht so sonderlich gefiele.

Das Leben des eigenen Staats ist kaum hin und wieder mit einer Zeile berührt. Am 4. September 1806 brachte dasselbe Blatt die erste Nachricht, welche die Möglichkeit neuer politischer Verwicklungen wenigstens ahnen ließ. Aus Cannstatt vom 24. August war ihm nämlich die höchst verdächtige Nachricht geschrieben worden, daß die Pferde „Seiner Durchlaucht des Fürsten Alexander Berthier", die kürzlich, von München kommend, jene Stadt passierten, Kontreordre erhalten hätten. „Das verbreitete Gerücht von einer unbestimmten Verlängerung des Aufenthalts der französischen Armee in Deutschland scheint hierdurch einiges Gewicht zu bekommen", fügt die Redaktion hinzu.

Augenscheinlich war die vaterländische Presse noch keine Großmacht. Inwieweit die Zensur daran schuld ist, bleibe dahingestellt.

Einzelne Meinungsäußerungen über den Zustand der Truppen lassen sich in den Tagesblättern immerhin entdecken. Am meisten davon enthält der „Freymüthige". Die Revuen glichen großen öffentlichen Festlichkeiten. So ist denn auch über sie ziemlich regelmäßig

berichtet. Zur Revue bei Magdeburg*) im Mai 1805 war Marschall Bernadotte geladen, kam aber nicht, sondern ließ sich durch Krankheit entschuldigen. Der Herzog von Braunschweig kommandierte selbst, und die Zeitungen melden: „Die diesjährige Revue ist überaus glänzend gewesen." Die zehntägigen Exerzitien und Manöver hatten den König sehr zufriedengestellt. Das gleiche wird aus Fürth über die großen Manöver der fränkischen Regimenter gesagt. Hardenberg, Lucchesini, Hohenlohe, Knobelsdorff waren in der Begleitung des Königs anwesend. Tauentzien führte mit den Truppen eine Gefechtsübung nach unterlegter Idee aus, wobei zwei Abteilungen gegeneinander fochten. Es folgten Ordensauszeichnungen und Beförderungen.

Im Herbst sammelten sich die mobilen Truppen gegen Frankreich in größerer Zahl als ein Jahr darauf vor dem Entscheidungskampfe. Drei Armeen bildeten sich in Niedersachsen, in Westfalen, in Thüringen, drei Reservearmeen bei Berlin, bei Küstrin und in der Lausitz, außerdem ein besonderes Observationskorps bei Glatz. Ganz Norddeutschland war mit Truppen belegt, und nach der Stille von zehn Friedensjahren erregte dieser Umstand doppeltes Interesse. Die Teilnahme für die Armee wurde durch die allgemein verbreitete Auffassung erhöht, daß Preußen diesmal das Schwert nur ziehen werde, um Frieden zu stiften. Ein schwunghafter Nachruf sagte der abrückenden Armee in der Spenerschen Zeitung Lebewohl:

Noch schützt im Erben seines Throns
Uns, Brennen, Friedrichs Geist!

Kaiser Alexander war in Potsdam gewesen, wo in der Nacht vor seiner Abreise die geschichtlich gewordene Szene am Sarge des großen Königs stattgefunden hatte. Die Marken verlassend,**) tat er am 5. November — vier Wochen vor der Schlacht von Austerlitz — in Treuenbrietzen zum Steuerrat Ribbach die Äußerung, „man könne nichts Schöneres sehen als die preußischen Truppen". Überall hatte er sich ähnlich ausgesprochen, und die Nachricht wurde eifrig in den Zeitungen verbreitet. Einstimmig ist das Lob über die Verfassung der Armee. Der Ausmarsch der Berliner Garnison gestaltete sich zu

*) Die Potsdamer Revue fiel 1805 aus.

**) Er ging über Weimar und Prag nach Olmütz zu seiner Armee.

einer patriotischen Feier, an der sich der Hof und alle Notabilitäten beteiligten. Der alte Möllendorff führte persönlich sein Regiment beim Könige vorbei. Der „Freymüthige" entwirft eine enthusiastische Beschreibung davon, die in andere Zeitungen überging.*) „Es war ein sehr imponierender Anblick, diese Masse mutiger, geübter, zum Streit gerüsteter Krieger, die zum Kern der ersten Armee der Welt gehören, auf dem Wilhelmsplatz neben den Statuen der Feldherren, die einst an der Spitze eben dieser Heldenscharen die Unsterblichkeit erkämpften, versammelt oder vorüberziehen zu sehen. Jede weiche Rührung schweige. Auch der unkriegerischste Bürger zeige durch patriotische Entschlossenheit und Fassung, daß er die Ehre hat, dem Staate anzugehören, der dieses Heldenheer besitzt. Jede Nachricht von Kämpfen, die es bestand, wird uns zu einem Siegesfeste rufen!"

Als ein glückliches Omen wurde es angesehen, daß einst auch der große Friedrich seinen ersten Kriegszug im Dezember begonnen, und daß die letzten Regimenter im Jahre 1805 Berlin gerade am 5. des Monats, am Gedenktage von Leuthen, verließen.

Bald kam freilich die Nachricht von Austerlitz, und am 25. Dezember langte Haugwitz mit dem Schönbrunner Vertrage an. Die öffentliche Meinung, die den Kern desselben nicht kannte, hielt aber vorerst noch den naiven Glauben fest, das Erscheinen der preußischen Armee an den Grenzen habe Napoleon zum Frieden genötigt:

Ein Schreckensjahr für mächt'ge Nachbarstaaten
Steht nun durchstrichen in des Schicksals Buch!
Im Sarkophag der Zeit deckt seine Taten
Ein blut'ges Leichentuch!

Den Todesgöttern dampften Opferherde,
Und Menschenopfer waren ihr Tribut!
Ergrimmte Völker färbten Meer und Erde
Mit anderer Völker Blut.

Doch Preußens Schutzgeist, mit Minervens Schilde,
Mit Mavors Schwert in kampfgeübter Hand,
Trat schirmend vor — und schied vom Schlachtgefilde
Sein schutzbefohlenes Land.

usw.**)

*) Hamburger Korrespondent vom 10. Dezember 1805.

**) Berlinische Nachrichten (Haude & Spener) vom 2. Januar 1806.

Im Jahre 1806 sprechen die Mitteilungen der Presse sich nicht weniger günstig über das Heer aus. „Die Königlich Preußische Armee im Hannovrischen", läßt sich der Hamburger Korrespondent aus Göttingen schreiben, „eilt mit Schnelligkeit ihrer Bestimmung zu. Die Liebe zu ihrem Könige scheint in diesem Moment bis zur Begeisterung zu gehen. Das herrliche, in der Kriegsgeschichte so sehr berühmte Husaren-Regiment von Köhler passierte unsere Gegend. Mannschaft und Pferde waren vortrefflich". Auch aus Dresden wird von den schnellen Märschen der Preußen berichtet, die mitunter Tagemärsche von sechs Meilen machten, keine Rasttage hielten und dabei alles mit großer Stille betrieben. Einem Leipziger Blatte*) wird in denselben Tagen von Berlin aus mitgeteilt: „Wir sind hier alle jetzt frohen Mutes, und ich kann Ihnen nicht genug von der auffallend schönen Stimmung der Soldaten sowohl als auch des Bürgers und selbst der Frauen und Kinder sagen. Es scheint, als wenn ein elektrischer Funke alle getroffen hat, und in den Provinzen, hauptsächlich in Pommern, scheint der alte Geist aus Friedrichs Zeit wieder aufgeflammt zu sein." Dann wird noch geschildert, wie gefährlich es gegenwärtig sei, diese Stimmung nicht zu teilen, und daß mancher seinen Kleinmut schon mit blutigem Kopfe oder blauem Rücken gebüßt habe. Beim Ausmarsche des Regiments Gendarmes liefen ein paar junge Leute schon deshalb Gefahr, mißhandelt zu werden, weil der eine zum andern geäußert, die Pferde des Regiments seien schlechter als diejenigen einer fremden Artillerie. Täglich erneuern sich die Berichte von dem herrschenden Kriegsfeuer und dem unbegrenzten Vertrauen auf das Heer. Es lief die Kunde durch die Zeitungen, daß die Hallenser Studenten sich verabredet, freiwillig unter die Husaren zu gehen, daß der Saalkreis 400 Jäger stellen wolle, und daß der König diese Hilfe angenommen habe.

Der „Freymüthige" brachte wieder die Schilderung der Truppendurchzüge. Er nennt sie „eines der schönsten Schauspiele — doppelt anziehend und erhebend für den Patriotismus durch die stolze Zuversicht, die es ihm geben muß". Das Dragoner-Regiment der Königin, das alte Regiment Bayreuth, wird besonders gelobt: „Lauter ausgesuchte kraftvolle Männer, vortrefflich beritten, voll Feuer, Ent-

*) Vgl. im Hamburger Korrespondent vom 24. September den Abdruck aus der „Zeitung für die elegante Welt" vom 16.

schlossenheit und Kriegsgewandtheit." Auch von den Grenadier-Bataillonen wird das Beste gesagt. „Die kriegerische Haltung, der Mut und die Kampflust aller preußischen Truppen ist unübertrefflich." Die Posener Zeitung meldet sogar aus Südpreußen allgemeinen Enthusiasmus für den Krieg, und in Hessen lebte man, einer Nachricht aus Hanau zufolge, „in einem Zustande beständiger Hoffnung". Aus dem ganzen Lande wird Begeisterung signalisiert. Das geht bis in die Gefechtstage des Oktober hinein so fort. Als der Losbruch unmittelbar bevorstand, erwog die Hanauer Zeitung*) die Aussichten und kam zu dem Schluß, daß man sich auf einen Kampf ohnegleichen gefaßt machen müsse. „Die Streitmassen, die sich einander gegenüber drängen, sind ungewöhnlich groß, und der Mut der beiden Heere steht im fürchterlichsten Gleichgewichte. Jenes der Franzosen, angeführt von dem Geiste des großen Mannes, unter dem es in so vielen Feldzügen siegreich auftrat, wälzt sich wie ein ausgetretener Strom nach dem Kampfplatz hin, und jenseits steht das Heer der Preußen, dieses hochherzigen, tapferen Volks, das unter seinem großen Friedrich die Geschichte des Siebenjährigen Krieges mit Taten bezeichnete, die an Wunder grenzten. Alle Zeitschriften sind voll von dem Mute, mit welchem es nach dem Felde der Ehre eilt."

Noch am Tage der Unglücksschlacht finden wir Notizen über das außerordentliche Vertrauen der Truppen auf die Führung, ihre Stimmung, „die nie mutiger gewesen", und über die vorzügliche Verfassung des Heeres. Aus Erfurt wird von den Truppendurchzügen unter dem 7. Oktober berichtet: „Die Schönheit und Ordnung, welche man bei diesen Truppen bemerkt, erregen allgemeine Bewunderung, und der ausgezeichnete kriegerische Geist, welcher in allen Korps mit einer gleichen Stimmung angetroffen wird, macht einen imposanten, feierlichen Eindruck auf jedes Gemüt." Die Grenadiere und die reitende Artillerie werden besonders günstig geschildert. Die beiden Batterien Neander und Heidenreich, die der Korrespondent gesehen, waren, seiner Angabe nach, neu montiert, die Mannschaft von auserlesener Schönheit, die Pferde in vortrefflichem Zustande. „Vor dem 10. Oktober glaubten wir hier in Jena nicht an die Möglichkeit, daß eine preußische Armee wie diese je geschlagen werden könne." ... „Schöner war nie eine Armee," schreibt ein Zeitgenosse der Unglückstage.**)

*) Vom 8. Oktober 1806.

**) Neue Feuerbrände, Heft I, S. 6.

Ein anderer stellt die Armee von Jena über diejenige des großen Königs. „Und hat nicht gerade die Schlacht von Jena und Auerstedt gelehrt, daß Friedrich II. nicht durch seine Scharen — die waren dort zahlreicher und besser exerziert, als zu seiner Zeit —, sondern durch seinen Geist die Taten vollbracht, mit welchen er ewig in der Geschichte glänzen wird."*) Daß die Feindseligkeiten begonnen hatten, war am 14. Oktober in Berlin bekannt. „Jeder preußische Patriot sieht den ferneren Ereignissen mit der Zuversicht entgegen, zu welcher ihn die allgemeine Stimmung, sein eigenes Gefühl und die Tapferkeit der Armee berechtigen." Ja selbst vom Gefechtsfelde von Saalfeld wird noch in der Presse berichtet, daß Preußen und Sachsen wie die Löwen gefochten.

Gewiß ist der Wert dieser Äußerungen nur ein bedingter; er ist geringer als derjenige gelegentlicher Äußerungen unserer heutigen Tagesblätter. Aber ein mittelbares Ergebnis ist doch daraus zu ziehen, nämlich, daß die Befürchtung, die Armee werde den auf sie gesetzten Erwartungen nicht entsprechen, jedenfalls keine in weiteren Kreisen verbreitete war. Es würde sonst die Besorgnis um das Geschick des Vaterlandes wenigstens in bescheidenen Andeutungen laut geworden sein. Die stürmische Begeisterung, welche sich in Preußen, vor allem in Berlin, kundgab, kann um so eher als Zeichen des ungestörten Vertrauens auf die Tüchtigkeit der Armee gelten, als bekanntlich eine zahlreiche, weitverbreitete Friedenspartei vorhanden gewesen war, die dem Kriege bis dahin mit aller Macht widerstrebt hatte.

Die Demonstrationen im Theater hatten schon im Jahre 1805 ihren Anfang genommen. Am 16. Oktober war Wallensteins Lager aufgeführt worden. Alle Offiziere, Wachtmeister und Quartiermeister sowie zwölf Mann von jeder Kompagnie des Regiments Gendarmes, auch viele Offiziere und Leute von der Infanterie waren anwesend, sämtliche Räume gefüllt. Am Ende der Aufführung trat der Schauspieler Kaselitz vor und verteilte ein gedrucktes Gedicht „Lob des Krieges" vom Major v. dem Knesebeck, das unter rauschendem Beifall abgesungen wurde, und dem alsdann „Heil Dir im Siegerkranz" und ein donnerndes Hoch auf den König folgte. Dieselben Szenen wieder-

*) Einige Briefe, geschrieben vor und nach der Schlacht von Jena und Auerstedt 1807. S. 30.

holten sich nur noch stürmischer im September und Oktober 1806. Kriegslieder und die Nationalhymne begleiteten die Aufführungen, bei denen Wallensteins Lager und die Jungfrau von Orleans einmal über das andere abwechselten. In der Jungfrau war es namentlich die Strophe:

> Für seinen König muß das Volk sich opfern,
> Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.
> Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
> Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre!

die stets ein langes enthusiastisches Beifallsklatschen erregte.

Auch bei diesen Demonstrationen hat sich kein öffentlicher Widerspruch vernehmen lassen. Es scheint vielmehr, daß, bis auf wenige Kassandragemüter, die ihr Herzeleid in stiller Ergebenheit trugen, sich alles in dem Strudel von Vertrauen und Siegeszuversicht fortreißen ließ.

Da aber regt sich mit Recht die Frage, ob eine solche allgemeine Strömung möglich sein konnte, wenn die Schäden des Heerwesens so offenkundige, so grobe und aller Welt bekannte gewesen wären, als die späteren Schilderungen wissen wollten. Im Gegenteil, man gelangt schon hier zu der Annahme, daß die Armee wenigstens äußerlich noch ebenso glänzend erschien, als je eine friderizianische Armee erschienen sein mag.

Auch Leute, die das Heer aus dem dienstlichen Umgange kannten, urteilten so.

In den Regiments- und Truppengeschichten jener Zeit spiegelt sich bis zum Jahre 1806 hin fast durchweg noch die Zufriedenheit mit dem bestehenden Zustande wieder.*) Knesebeck, der sich vor dem Unglück in hervorragender Weise für Armeereformen betätigt hat, läßt dennoch in seinen Denkschriften**) erkennen, daß er trotz einzelner Bedenken hinsichtlich der politischen, geographischen und materiellen Lage des Staates dessen Streitkräfte denen Frankreichs für gewachsen, qualitativ sogar für überlegen hielt. Wenn Möllendorff, überzeugt, daß der preußische Dienst von jeher der vollkommenste gewesen, daß Preußen durch die Furcht vor seinen Waffen der Schrecken

*) Vgl. z. B. v. Schöning, Geschichte des Königlich preußischen 5. Husaren-Regiments, mit besonderer Rücksicht auf Gebhard Lebrecht v. Blücher. Berlin 1843 u. a. m.

**) Kriegsarchiv D. I, 36.

seiner Feinde sei,*) dies Bekenntnis bis zum Schlachtfelde von Auerstedt getreulich festhielt, wo er mit Schwerins Worten: „Frische Fische, gute Fische!" die ersten Bataillone zum Angriff fortriß, so mag dies durch sein hohes Alter, seine friderizianischen Erinnerungen leicht erklärt werden. Auch ist nicht viel Gewicht darauf zu legen, daß die Immediat-Militär-Organisationskommission, in der Möllendorff, Geusau, Manstein, Guionneau saßen, noch am 13. August 1803 die Armee für „die siegreiche, allen Nationen zum Muster dienende,"**) erklärte; denn sie war den Neuerungen zwar nicht grundsätzlich abhold, aber doch auch nicht gerade gewogen. Sie scheute die großen Veränderungen, und es war ersichtlich ihr geheimer Wunsch, herauszufinden, daß im ganzen genommen, alles zum besten stände.

Männern wie Blücher und Rüchel wird man es hingegen nicht absprechen könen, daß sie erfahrene Soldaten gewesen sind, und daß über ihr Urteil nicht ohne weiteres als über ein Vorurteil hinweggegangen werden darf. Ihre unbedingte Zuversicht kurz vor dem Kriege ist uns der Beweis dafür, wieviel sie vom Werte der preußischen Truppe noch im Jahre 1806 gehalten haben. Beide kannten die Zeiten des großen Königs, und man ist nicht berechtigt, anzunehmen, daß sie für den „Verfall", wenn er so reißend stattgefunden hätte, blind gewesen sein würden.

Nun ist es ja aber bekannt, daß Blücher noch im Sommer 1806 hoffte, allen Franzosen diesseits des Rheins ihr Grab zu bereiten — „und die hinüberkommenden bringen angenehme Nachricht wie von Roßbach." Selbst in den mehr pessimistisch gefärbten Äußerungen, die dem lebhaften Manne gelegentlich entfuhren, hielt er doch fest an dem Glauben: „Die Armee ist gut" und „hoffen wir alles von der ausdauernden Tapferkeit der Leute und dem Mute und der Besonnenheit ihrer Führer."***) Dem Könige berichtete er: „Beginnen die Franzosen die Feindseligkeiten, dann weiß ich, was ich Ew. Königl. Majestät Allerhöchstem Dienst, der Ehre der Truppen und meiner eigenen schuldig bin. Die Truppen, so ich kommandiere, sind voller Mut, wie ich selbst Euer Königl. Majestät mit Leib und Seele er-

*) Paroleverordnung vom 2. April 1788. Neues militärisches Journal, III, S. 200, 201.

**) Courbière, Brandenburgisch-Preußische Heeresverfassung. Berlin 1852. S. 141.

***) Wigger, Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt. Schwerin 1878. S. 317. Vgl. auch Blasendorf, Blücher. Berlin 1887. S. 73.

geben." Der Nachricht vom Heranrücken der Franzosen fügt er hinzu, „ich fürchte ihre Ankunft nicht."*) Er hielt die preußische Armee noch immer für „die unbesiegbare" und sprach dies ohne Bedenken aus.**) Wer hätte ferner nicht seine Freude an Rüchels frischen Worten, die dem befreundeten Blücher galten und eben jenen Tagen angehörten: „Sei's wie ihm sei, das Heer ist brav, unsere Offiziere die besten auf der Welt, und, ohne uns zu rühmen, wir beide sind auch nicht ganz schlecht. Wir schlagen uns mit allen, denen wir gewachsen sind, und weichen nur der Unmöglichkeit."***) So spricht nur ein General, der wirklich im tiefsten Innern überzeugt ist, eine tüchtige Truppe hinter sich zu haben. Umsomehr ist dies zu beachten, als die Schwäche der preußischen Politik von Rüchel völlig durchschaut wurde und sie ihn mit banger Sorge erfüllte.

Wenden wir uns noch anderen Zeugen zu.

Clausewitz' Briefe aus den Tagen vor der Schlacht von Jena sind uns erhalten.†) Freilich waren sie an seine Braut, Gräfin Marie Brühl, gerichtet. Aber sie sind darum nicht minder rückhaltlos und wahr geschrieben. Der starken und großen Seele dieser ausgezeichneten Frau vertraute Clausewitz seine innersten Empfindungen an. Er scheute sich nicht, ihr auch von dem sicher und nahe bevorstehenden Entscheidungskampfe ganz unverhohlen zu schreiben. Die Annahme, daß er ihr absichtlich seine wahre Ansicht der Dinge verborgen habe, ist ausgeschlossen. Alle Briefe atmen Freudigkeit, Zuversicht, Lust am Kriege.

„Möchten wir bald den sicheren Schutz des Daches verlassen, der Unvernunft des wilden Elementes trotzen und durch den Schrecken unserer Waffen die Schrecken der Natur vergessen machen!"

Diese Äußerung setzt die gegründete Überzeugung voraus, daß das Heer in seiner ganzen Verfassung brauchbar wäre.

Wie hätte sich ein Clausewitz anders der Entscheidung entgegengesehnt. „Wenn ich aus allen den Betrachtungen, die ich anzustellen veranlaßt bin, ein Resultat ziehe, so bleibt mir immer noch die

*) Scherr, Blücher, seine Zeit und sein Leben. Leipzig 1863. II, S. 227.

**) Treitschke. 1. Auflage, I, S. 158.

***) Varnhagen v. Ense, Leben des Fürsten Blücher von Wahlstatt. Berlin 1845. S. 77.

†) Schwartz, Leben des Generals Karl v. Clausewitz. Berlin 1878, S. 212 bis 226.

Wahrscheinlichkeit, daß in der nächsten großen Schlacht wir die Sieger sein werden", fügte er hinzu, und selbst das Gefecht von Saalfeld erschütterte seinen Glauben nicht. In einem Schreiben vom 11. Oktober 1806, das, obschon nicht ausdrücklich für die Öffentlichkeit bestimmt, doch dieser übergeben wurde, versichert er: „Die Truppen haben zum Teil wie Löwen gefochten, und dies ganze Gefecht, obgleich dies Korps vom Feinde gänzlich besiegt worden, gereicht doch so wenig zur Schande unserer Truppen, daß wir vielmehr Ehre damit einlegen."*)

Eine Denkschrift, in der er am Tage darauf die Notwendigkeit nachwies, den die Armee umgehenden Feind kühn über die Saale hinweg anzugreifen, ist ein redender Beweis dafür, wieviel er in jenem Zeitpunkte noch glaubte, mit den Truppen unternehmen zu können.**) „Übermorgen oder in zwei bis drei Tagen wird es zur großen Schlacht kommen, der die ganze Armee mit Verlangen entgegensieht. Ich selbst freue mich auf diesen Tag, wie ich mich auf meinen Hochzeitstag freuen würde, wenn er mich so glücklich machte, segnend jener Hand verbunden zu werden, von der ich den Ring trage."

„Ich hoffe auf den Sieg."***)

Scharnhorsts Briefe von 1805 und aus dem Feldzuge von 1806 bis zum 2. Oktober hin bekunden mehrfach ein ähnliches Vertrauen auf die Truppen: „Welch' einen Ruhm könnte sich jetzt die preußische Armee erwerben, wenn sie die Franzosen über den Rhein zurückjagte", schrieb er im November 1805 an Knesebeck.†) 1806 verlangte er die Führung in dem gegen Frankreich zu bildenden Bunde für Preußen „wegen der Vorzüge seiner Armee".††) Bei einem Vergleich der preußischen Armee mit der französischen, den Scharnhorst im Frühjahr 1806 anstellte, räumte er den Preußen ein, daß sie Vorzüge in der Bewegung der großen Massen besäßen, daß ihre Disziplin fester und zuverlässiger sei, daß ihre Offiziere ein höheres Ehrgefühl beseele, und daß sie ihren Gegnern auch in der Bravour überlegen

*) Hamburger Korrespondent vom 21. Oktober 1806, dem das Schreiben aus Berlin unter dem 18. Oktober zugegangen war.

**) Schwartz, Leben des Generals Karl v. Clausewitz, I, S. 45 bis 48.

***) Ebenda. S. 226.

†) Kriegsarchiv D. II, 72, 6.

††) Scharnhorst an Hohenlohe. Kriegsarchiv D. II, 50.

wären.*) Erst am 2. Oktober 1806 findet sich in einem Briefe an seine Tochter Julie die Äußerung vor: „Die Unbesorgtheit, die andere haben, die Ruhe, die Zuversicht, mit der sie in die Zukunft hineinsehen, ist mir versagt, obgleich ich unsere Lage nicht übler finde, als ich sie immer mir vorstellte."**) Das bezog sich indes mehr auf die Leitung der Dinge im großen als auf den Zustand der Truppen.

Zahlreiche Aufzeichnungen aus den entscheidenden Tagen bestätigen dasselbe. Rauch berichtet,***) daß die Truppen der Hauptarmee, die zu Anfang Oktober beim Durchmarsche durch Naumburg und Erfurt vom Könige besichtigt wurden, trotz des heftigen Regens, der die Wege bereits sehr verdorben hatte, sich noch im vortrefflichsten Zustande befanden.†) Ganz ebenso wird über den Anblick der Reserve-Divisionen bei Erfurt am 10. Oktober geurteilt.††) Er war ein so vorzüglicher, als ob die Truppen eben aus den Garnisonen zur Übung ausgerückt seien. Höpfner hat diese Angaben in seine Darstellung aufgenommen: „Offizieren und Gemeinen sah man die Freudigkeit an, die sie beseelte, sich bald mit dem Feinde messen zu können." Mit der trostlosen Schilderung der inneren Verhältnisse des Heeres, die derselbe Schriftsteller als Einleitung zu seinem Werke gegeben,†††) sind diese Urteile nicht leicht in Einklang zu bringen. Das über den Vorgang vom 10. Oktober Gesagte bestätigt auch Gentz durch folgende, auf diesen Tag bezügliche Notiz: „Ich gestehe, daß ich, beim Anblick dieser Truppen, welche so schön, so frisch aussahen, als ob sie zum ersten Male ihre Quartiere verließen, beim Anblick dieser vom Enthusiasmus erfüllten Offiziere, dieser Mannschaften von prächtiger Haltung, der Pferde von größter Schönheit, trotz alledem, was ich schon wußte und was mich zittern machte, mich einen Augenblick lang dem trügerischen Zauber der Hoffnung hingab."*†) Ein Unglücksprophet jener Tage ward also durch die Er-

*) Kriegsarchiv. Denkschrift Scharnhorsts über Verstärkung der Armee und Aufstellung einer Nationalmiliz. Siehe Anhang.

**) Klippel, Das Leben des Generals v. Scharnhorst, III, S. 185.

***) Kriegsarchiv E. I, 80a.

†) Vgl. auch Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807. Berlin 1850. I, S. 182.

††) Ebenda. S. 294.

†††) Ebenda. S. 45 bis 91.

*†) Mémoires et lettres inédits du Chevalier de Gentz. Stuttgart 1841. S. 310. Auf Gentz' Äußerungen über die Armee in dem bekannten Sendschreiben an König Friedrich Wilhelm III. geht die Darstellung später noch ein.

scheinung der angeblich unaufhörlich geprügelten Soldateska, „deren Kleidung nicht hinreichte, die Blöße zu decken, deren Nahrung nicht genügend war, den Hunger zu stillen," noch so sehr gehoben, daß er wieder zu hoffen begann. Sicherlich liegt der Schluß nahe, daß eben die Übelstände nicht so große und augenfällige gewesen sein können.

Noch günstiger spricht Gentz sich in einem aus Teplitz am 22. Oktober 1806 an den Fürsten Lobkowitz geschriebenen Briefe aus. Er lobt hier sogar die politischen Dispositionen des preußischen Hauptquartiers. „Dies von der einen Seite, von der anderen die vortreffliche Verfassung der Armee, der große Geist, der sie belebte, die Vereinigung so vieler geschickten, entschlossenen, in jeder Rücksicht achtungswerten Generale und Offiziere, die Festigkeit des Königs, der bewunderungswürdige Mut der Königin, die Tätigkeit und der Enthusiasmus so vieler Provinzen, die echt militärische Physiognomie der ganzen Szene — hier waren Umstände genug, die auch dem Furchtsamsten das Herz erhoben hätten." So fährt er fort. Dann erwähnt er seine Besorgnisse, die hauptsächlich dem Operationsplane und der Wahl des Oberfeldherrn galten: „Wenn ich nachher aber wieder meine Augen auf die Armee richtete", heißt es weiter, „wenn ich mich mit so vielen mutvollen, klugen und vortrefflich denkenden Offizieren unterhielt, wenn ich die Minister, die Königin sprechen hörte, wenn ich sah, wie in dem zum Unglück nun einmal angenommenen Defensivplan wenigstens alles so gut geordnet schien, und wie fest entschlossen man war, so schnell als möglich zur Offensive überzugehen — so erschien mir das Ganze wieder im tröstlichen Lichte." Von dem bald folgenden Linksabmarsch der Armee wird erzählt: „Dieser Befehl wurde mit größter Promptheit vollzogen; den 8. und 9. Oktober war ein immerwährender Truppenmarsch durch Erfurt; am 10. ging das Zentrum und die Reserve des Zentrums, sowie der König, die Königin und das Hauptquartier von Erfurt ab, alles in der Direktion nach der Saale zu. An eben diesem Tage sah ich alle Haupt-Regimenter der Armee, die Garden, die Gardes du Corps, die Gendarmen, das Regiment des Königs usw. in prachtvoller Ordnung und so frisch, als wenn sie eben vom Paradeplatze kämen, durch Erfurt paradieren."

Auch Hüser äußert über denselben Vorbeimarsch vor König und Königin: „Es war ein schöner stattlicher Anblick, den die alte preußische Armee darbot."*) Am 13. Oktober noch bekundeten die Truppen bei Kapellendorf, als Hohenlohe in ihr Lager kam, und später, als er sie zu dem geplanten, aber leider wieder aufgegebenen Angriffe vorführte, die beste Haltung. Auf den Ruf: „Freiwillige vor!" trat jubelnd des Fürsten ganzes Regiment aus der Linie heraus.**) Augenzeugen nennen jene Stunde eine Stunde der schönsten Hoffnungen, wo sich ihnen dargestellt, was eine preußische Armee sein könne, wenn sie gut geführt und gut behandelt würde.***) Unter anderen bestätigt auch Marwitz, daß noch an diesem Tage „ein unverkennbar guter Geist hervortrat."†)

Nur wo Anstrengungen und Mangel die physischen Kräfte erschöpft, Verwirrung oder Unglück den Mut der Truppen erschüttert hatte, da bekundeten sich die Wirkungen. So erzeugte der Hunger und die Kälte Unordnungen im Lager von Weimar, wenigstens Unordnungen nach damaligem Begriffe; denn die Leute entfernten sich, um nach Lebensmitteln zu suchen und Holz zu fällen. Ein sehr scharfer Parolebefehl am 12. Oktober, der mit den Worten beginnt: „Da leider die ganze Disziplin aus den Regimentern heraus ist und förmlich geplündert worden", war die Folge. Auch ist an den falschen Alarm bei Jena am 11. Oktober zu erinnern. Aber gerade die hier beteiligten Truppen hatten auch durch Not und unaufhörliche Hin- und Hermärsche unsäglich gelitten. Sie standen am meisten unter dem Eindruck der Gefechte von Schleiz und Saalfeld. An dieser einen Stelle mag wohl Platz greifen, was ein Zeitgenosse aus Jena erzählt, nämlich, daß die durchziehenden Truppen den Eindruck gemacht hätten, als ob sie sich aus den Händen des Feindes „schleichen" wollten.††) Diese Augenblicke der Schwäche sind indes vor dem großen Unglück die einzigen gewesen. Am 13. war die Stimmung wiederhergestellt, und noch auf dem Anmarsche zur Schlacht von Auerstedt zeigten die Truppen sich in bester Verfassung. Blücher hatte an „ihrer durchaus

---

*) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals der Infanterie v. Hüser. Berlin 1877. S. 52, 53.

**) Höpfner, I, S. 340.

***) Ebenda. S. 337, 338.

†) v. der Marwitz, Nachlaß. Berlin 1852. II, S. 22.

††) Dr. Klopfleisch, Die Schlacht bei Jena. Jena 1862. S. 22.

guten Stimmung" seine Freude.*) Mit bestem Willen gingen sie dann ins Gefecht, und ein einstimmiges, unaufgefordertes Lebehoch begrüßte den König, als sie ihn erblickten.**)

Viele Angaben der unteren Führer und Offiziere stimmen mit diesen günstigen Urteilen überein. Aus dem Feldzuge des L'Estocqschen Korps hat ein „Ungenannter", dem Anscheine nach ein Kavallerieoffizier dieses Heeresteils, eine Sammlung von braven Waffentaten kleinerer Abteilungen veranstaltet.***) Sie ist mit wenig Geschick bearbeitet, für den Gang der Ereignisse im großen ohne Wert, erzählt aber manchen hübschen Zug, der die inneren Verhältnisse der Truppe in vorteilhaftem Lichte erscheinen läßt.

Auch von den in die Öffentlichkeit gelangten Aufzeichnungen haben nach dem Kriege gar manche den alten Truppen Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Müffling war trotz der Niederlage der Meinung, daß die Armee von Jena in der Taktik von keiner übertroffen gewesen, daß sie erfahrene und berühmte Generale an der Spitze, eine außerordentliche Menge gebildeter Offiziere in ihren Reihen gesehen, und daß der gemeine Mann mit Enthusiasmus in den Krieg gegangen wäre. Er sagt, daß der lange Frieden die Truppen verschönert, sie geschickter, menschlicher, geselliger, als Bürger dem Staate brauchbarer gemacht habe, daß die Offiziere in den Wissenschaften vorgeschritten seien, daß der Krieg sich vor ihren Augen ausgebreitet habe wie ein Spiel, dessen Ende bloß dem Kalkül unterworfen war. „In der Subordination scheint eine solche Armee alle andern zu übertreffen; denn die großen Prüfungen fallen weg. Die Sitten des bürgerlichen Lebens sind die der Armee. Das Alter wird geehrt; dem Alter und der Erfahrung wird getraut."†)

---

*) Soldatenfreund, 49. Jahrgang, 4. Heft, Oktober 1881, S. 221.

**) Nachrichten und Betrachtungen über die Taten und Schicksale der Reiterei 1740 bis 1813. Berlin 1861. S. 216.

***) Kriegsarchiv. Scharnhorsts Nachlaß. Darstellung von tapferen, bis dahin noch unbekannten Charakterzügen im Korps des Generalleutnants v. l'Estocq Exzellenz im Laufe der Kampagne 1806 und 1807.

†) C. v. W. (Müffling), Operationsplan der preußisch-sächsischen Armee im Jahre 1806, S. VI, VII.

Rühle v. Lilienstern*) spricht sich, wenn auch nicht in so lebhafter Schilderung der Vorzüge, doch vielfach günstig aus. Glänzendes Lob spendet die „Kritik des Feldzuges von 1806" den preußischen Truppen, die im Stiche gelassen vom Glück, übel beraten in der höchsten Führung, allein von ihrem Mute unterstützt, gegen unüberwindliche Hindernisse und doppelte und dreifache Übermacht mit einer Bravour und Ausdauer fochten, die dem Feinde mehr denn einmal den Sieg zu entreißen drohte. Nur der natürliche kriegerische Geist des preußischen Volkes, der Einfluß der Taten Friedrichs des Großen hielt diese Bravour aufrecht; jedes andere Motiv, das sonst den Soldaten zu großen Leistungen fortreißt, war ihnen entzogen, „und in dieser Hinsicht verdienen sie die Achtung der Nachwelt in einem noch höheren Grade als jene tapferen Gallier, die allein der besseren Kriegskunst der Römer unterlagen, denen sie jedoch an Zahl beständig überlegen waren." Insbesondere widerfährt der Infanterie der Division Grawert Anerkennung für das Gefecht von Vierzehnheiligen. Schon hatte das mörderische Gewehr- und Kartätschfeuer die Hälfte der dünnen Linie dahingerafft, und noch dachte kein Mann dieser tapferen Infanterie an den Rückzug, noch war kein Fuß breit Landes verloren. „Da das eingenommene Terrain auf keinem Punkte entblößt werden durfte, konnte man wegen Mangels an Truppen die Lücken der Gefallenen nicht schließen. Daher befand sich jeder Soldat noch auf demselben Platz, den er beim Anfang des Treffens einnahm, und öfters standen einzelne Männer, die rechts und links auf Sektionsweite nur Getötete und Verwundete neben sich sahen, und fuhren unbekümmert fort zu feuern, bis auch sie die tödliche Kugel traf." Die Infanterie verschoß dort viermal, die Artillerie zweimal ihre gewöhnliche Munition, und der entscheidende Stoß der Franzosen traf schließlich nicht mehr eine Aufstellung, sondern nur noch das Skelett einer solchen.

Die leichte Infanterie zeigte sich den Feinden gewachsen. Die mit Büchsen bewaffneten Schützen waren den französischen Tirailleuren überlegen, wie dies im Gefecht von Winzerle hervortrat.**)

---

*) In seinem Werke: Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge der während der Monate September und Oktober 1806 unter dem Kommando des Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen gestandenen Königlich preußischen und Kurfürstlich sächsischen Truppen. Von R. v. L. Tübingen 1807. S. 22.

**) Höpfner, I, S. 322.

Von der Kavallerie sagt Höpfner, daß man annehmen dürfe, es habe in ihr der Geist des großen Königs gelebt, ihre Bewegungen seien noch immer schneller und entschlossener gewesen als die der anderen Armeen. Ein Augenzeuge aus der Doppelschlacht urteilt, daß sich die preußische und die sächsische Kavallerie bei der Eröffnung des Feldzuges im trefflichsten Zustande befunden hätten. „Schön und kraftvoll die Leute und Pferde, zweckmäßig und gut ihre Ausrüstung, vollkommen ihre Geschicklichkeit im Reiten und Gebrauche ihrer Waffen, mutvoll und entschlossen zum Kampfe das Offizierkorps. Rasch und gut angeführt, konnte und mußte diese Kavallerie Wunder der Tapferkeit tun. Sie war überdies der französischen vielleicht der Zahl, gewiß aber der Beschaffenheit nach sehr überlegen, welches selbst von dem Feinde nicht geleugnet, vielmehr dadurch zugestanden ist, daß bei der französischen Reiterei große Vorsicht, Schutz durch Umhängung der gerollten Mäntel, Umwindung der Handgelenke mit Tüchern und dergleichen angeordnet worden ist."*) Freilich soll das Pferdematerial im Jahre 1806 infolge der Ereignisse von 1805 etwas schlechter als gewöhnlich gewesen sein, doch konnte dieser geringfügige Umstand gewiß nicht viel entscheiden. Ledebur, der denselben zur Sprache bringt, fügt ausdrücklich hinzu, das sei in früheren Kriegen nicht anders gewesen und habe dennoch die Regimenter nicht verhindert, sich Ehre und Auszeichnung zu erwerben.**) Namentlich die Karabiniers und Unteroffiziere der damaligen Armee werden als „wahre Musterbilder von Soldaten" geschildert.***)

In der Tagesliteratur und den Zeitschriften nach der Niederlage hat es keineswegs vollständig an Verteidigern gefehlt. Die Tapferkeit und Ausdauer der Truppen in der Schlacht wird an ihren Verlusten, der Länge der Zeit nachgewiesen, die sie im feindlichen Feuer ausharrten, ohne zu weichen.†) Der Hingebung und Opferwilligkeit ihrer Offiziere wird manches ehrende Wort gewidmet. Es würde ermüden, diese hier und dort zerstreuten Bemerkungen zu sammeln und sie alle den Schmähungen entgegenzuhalten.

---

*) Die wahrscheinlichen Hauptursachen der Unglücksfälle bei den deutschen Waffen im Jahre 1806. Aus den Bemerkungen eines Augenzeugen. Jena 1807. S. 31.

**) Erlebnisse aus den Kriegsjahren 1806 und 1807. Berlin 1855. S. 14.

***) v. Schöning, Geschichte des Königlich Preußischen 5. Husaren-Regiments. Berlin 1843. S. 353.

†) Vgl. z. B. Minerva 1807, I, S. 201.

Doch sollen noch einige der später aufgetretenen Entlastungszeugen, die durch ihren Charakter und ihre Stellung besondere Achtung verdienen, vorgeführt werden.

Minutoli, ein klarer und maßvoller Mann, der die untergegangene Armee gründlich kannte, ist trotz des Unglücks der Meinung geblieben, daß jene, „ungeachtet einer dem Geiste des neuen Kriegssystems nicht angemessenen Organisation, doch kaum ihresgleichen hatte und überall da, wo sie gut geleitet war, sich tapfer schlug, Mut und Kraft entwickelte".*) Der General berichtet zugleich eine ähnliche Äußerung König Friedrich Wilhelms III.**)

Marwitz stellt dem Geiste der Armee, namentlich im Gegensatze zur Verderbnis der Zeit und der in den höheren Regionen des Staatslebens herrschenden Korruption, das beste Zeugnis aus. „Ich hatte Gelegenheit, viele Offiziere von verschiedenen Regimentern zu sprechen" — so verzeichnet er nach der ersten Mobilmachung gegen Frankreich von 1805 — „und ich fand bei allen eine staunenswert richtige Ansicht der Dinge, einen hohen Patriotismus, ein warmes und tiefes Gefühl der uns angetanen Schmach und ein brennendes Verlangen, sich mit den Franzosen zu messen, unbegrenztes Vertrauen auf erprobte Heerführer, und überall ward mir bestätigt, was ich selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, daß derselbe gute Geist unter dem gemeinen Mann geherrscht habe."***)

Am vorteilhaftesten über die Masse der Armee urteilt General Reiche,†) und es verdient sein Wort deshalb besondere Aufmerksamkeit, weil er alle einzelnen Schäden und Übelstände, die freilich nur zum Teil Folge von Verschuldungen waren, mit großer Gewissenhaftigkeit daneben aufzählt. Auch er versichert, ähnlich wie Marwitz, daß die Armee vom besten Geiste beseelt, daß sie diszipliniert gewesen und daß das Band der Zucht und Ordnung unmittelbar vor dem Kriege nirgends vermißt worden sei. Er betont besonders, daß sie ihren König geliebt, verehrt und ihm diese Anhänglichkeit bei jeder Gelegenheit ausgedrückt habe. „Von dieser Armee ließ sich alles erwarten!" Auch fügt er hinzu, daß bei den Offi-

*) Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelms III. Berlin, Posen und Bromberg 1843. S. 31.

**) Ebenda. S. 29.

***) v. der Marwitz, Nachlaß, I, S. 154, 155.

†) v. Weltzien, Memoiren des Generals Ludwig v. Reiche, I, S. 144.

zieren, vom Hauptmann abwärts, große Kriegslust geherrscht hätte, daß sie im allgemeinen den Anforderungen ihres Standes entsprachen. „An ihrer Tapferkeit, und daß sie ihren Untergebenen in der Gefahr mit dem besten Beispiele vorangehen würden, ließ sich nicht zweifeln."

Wir wenden uns nun den Zeugnissen zu, die vor der nach dem Kriege eingesetzten Immediat-Untersuchungskommission abgelegt worden sind, und die sich meist gleichlautend auch in den Gefechtsberichten der Führer und Truppenteile vorfinden. Ihre Zahl ist natürlich eine sehr große, und es fehlt nicht an Widersprüchen. Je nach den persönlichen Erlebnissen der einzelnen Augenzeugen ist auch das Urteil ausgefallen. Wo ein solches aber auf die Allgemeinheit der Armee Bezug nimmt, ist es fast immer günstig.

Hier seien die Aussagen Tauentziens, Grawerts und des Fürsten Hohenlohe angeführt. Alle drei waren an dem Unglück von Jena hervorragend beteiligt. Eine Ursache, den Truppen mehr Lob zu spenden, als sie es verdienten, lag für keinen dieser Männer vor. Im Gegenteil mußte es ihnen klar sein, daß dieses jedesmal eine indirekte Anklage gegen die Führung enthielt.

Tauentzien hatte vom Gefechtsfelde von Schleiz gemeldet: „Die Bravour und der Wille der Truppen ist unglaublich. Die Franzosen scheinen den Unterschied vom vorigen Jahre zu merken; denn sie hüten sich, etwas Dreistes zu unternehmen." In seinem Berichte*) lobt er auch das Verhalten seiner Truppen bei dem nächtlichen Abmarsche von Hof zum 8. Oktober. Alle seine Anordnungen wurden pünktlich befolgt, kein Mann fehlte. Wiederholt ist die Anerkennung an mehreren Stellen in der Erzählung des Gefechts vom 9. Oktober ausgesprochen. „Das preußisch-sächsische kleine kombinierte Korps schlug sich mit außerordentlicher Bravour und richtete das rote französische Husaren-Regiment fast gänzlich zugrunde", heißt es da. „Ich kann denen Truppen nicht anders als das größte Lob beimessen", steht in einem bald nachfolgenden Satze. — „Alle Truppen fochten mit einer unbeschreiblichen Bravour und Ausdauer", ist mit Bezug auf das Gefecht von Closewitz und Lützeroda gesagt. Tauentzien spricht von der großen

*) Kriegsarchiv E. I, 72.

Ruhe und Ordnung mit besonderer Achtung. „Das brave Regiment von Zweiffel und das Grenadier-Bataillon Herwarth taten Wunder." Über den Tag von Jena im allgemeinen faßt der General seine Ansicht dahin zusammen, daß die Truppen größtenteils die tätigsten Beweise der unerschütterlichsten Bravour gegeben.

Ähnlich Grawert.*) Auch er zollt der Ordnung und „Präzision" seiner Bataillone und Batterien, der Tapferkeit seiner Brigadiers und Kommandeure eine unbedingte Anerkennung. Er behauptet, daß seine Kolonne auch während des Rückzuges in guter Haltung geblieben sei, und will sie „vom Schlachtfelde an über die Ilm und weiterhin in solcher Ordnung und Streitfähigkeit gesehen haben, daß der Feind es gar nicht gewagt, sie anzutasten."

Hohenlohe berichtet,**) daß im Beginne des Feldzuges der Mut, mit dem Tauentziens Truppen, sowohl Sachsen als Preußen, gefochten, zu den schönsten Hoffnungen berechtigt habe. In der Schilderung seines Vorrückens gegen Vierzehnheiligen sagt er dann: „Wir waren schneller formiert als der Feind, alle Truppen waren vom besten Geist beseelt, und es gewährt mir noch heute eine befriedigende Rückerinnerung, daß alle mich mit lautem Jubel begrüßten und den Wunsch, sich mit dem Feinde zu messen, nicht unterdrücken konnten." Erst als die Übermacht der Franzosen erdrückend geworden, „verließ unsere Infanterie auf einmal jene Kaltblütigkeit, mit der sie solange, von Toten und Blessierten umringt, gefochten hatte". Eine zweite, der Untersuchungskommission unter dem 30. März 1808 aus Öhringen überreichte Denkschrift***) ehrt die Gesinnungsweise des Führers ebenso, wie sie zugunsten seiner Offiziere und Soldaten ausfällt. „Zur Steuer der reinsten Wahrheit" bezeugt Hohenlohe der Armee im großen ganzen, daß sie bei allen Gelegenheiten vom glücklichsten Geiste beseelt gewesen sei, daß wahrlich ihr Mut, ihre Ausdauer und ihre Beharrlichkeit wohl verdient hätten, mit besserem Erfolge gekrönt zu werden. Der Fürst gibt freilich zu, daß die unglückliche Doppelschlacht die Stimmung der Truppe so niedergedrückt habe, daß diese nicht mehr mit altem Maße zu messen gewesen sei. Indessen behauptet er, daß sie unter den widrigen Um-

*) Kriegsarchiv E. I, 72.

**) Ebenda.

***) Ebenda.

ständen, den beispiellosen Strapazen und Entbehrungen des Rückzuges immer noch mehr geleistet hätte, als irgend eine fremde Armee an ihrer Stelle getan haben würde. Er schreibt es der physischen Erschöpfung zu, daß am Ende der Geist nicht mehr der alte kriegerische war.

Der Infanterie ist die erste Stelle eingeräumt. „Sie hat einen Mut, eine Kaltblütigkeit bewiesen, die vielleicht ihresgleichen nicht auffinden wird." Etwas weniger rückhaltlos ist die der Kavallerie gezollte Anerkennung. An ihr wird die Initiative der einzelnen Offiziere vermißt. Die Artillerie erklärt Hohenlohe für die beste, die er kenne.

Den Urteilen heimischer Zeitgenossen sind die fremden Beobachter gegenüberzustellen, welche unsere Aufmerksamkeit umsomehr verdienen, als bei ihnen die Wirkung patriotischer Befangenheit in Fortfall kommt.

Wir können dabei in frühe Zeit zurückgreifen; denn Friedrichs Armee ist schon zu seinen Lebzeiten als das Vorbild Europas ein Gegenstand sorgsamen Studiums für andere Nationen gewesen. Bei des Königs Hinneigung zu französischem Wesen ist es erklärlich, daß dabei vorzugsweise Franzosen auf der Bühne erscheinen.

1772 schrieb Guibert seinen „Allgemeinen Versuch einer Taktik".*) Er beginnt mit einer Übersicht über die Heereszustände der verschiedenen Völker und wendet sich in ausführlicher Weise unserem Vaterlande zu. Seit dem Siebenjährigen Kriege waren nicht zehn Jahre verflossen, und der preußische Ruhm erfüllte die Welt noch mit frischem Glanze. Dennoch äußerte der Verfasser: „Selbst in diesem Staate, den wir den Militärstaat nennen, weil sein König ein geschickter Krieger ist, in diesem Staate, der sich durch die Waffen vergrößert hat, der sich nicht schmeicheln darf, seine Eroberungen anders als durch die Waffen zu behaupten, sind die Truppen nicht kräftiger konstituiert wie überall. Sie sind keine Staatsangehörigen; sie sind mehr als in einem anderen Lande eine Versammlung von Söldnern, Vagabunden, Fremden, welche die Unbeständigkeit und die Not unter

*) Guibert, Essai général de tactique. Londres MDCCLXXII. Discours préliminaire. S. C I und C II.

die Fahnen treibt, und welche nur die Disziplin dort zurückhält.*) Diese Disziplin, fest und wachsam in einigen Punkten, ist schlaff und verwerflich in vielen anderen. Sie ist im Vergleich mit der der Römer nur eine Verkettung formeller Dinge, von halben Maßregeln, von Korrektiven fehlerhafter Zustände. Diese schlecht beschaffenen Truppen haben glückliche Kriege geführt, aber sie verdanken ihre Erfolge der Unwissenheit der Feinde, der Geschicklichkeit ihres Königs und einer Wissenschaft ganz neuer Bewegungen, deren Schöpfer er war.

„Wenn nach dem Tode dieses Fürsten, dessen Genie allein das unvollkommene Gebäude seiner Heeresverfassung aufrechterhält, ein schwacher König ohne Talente kommen sollte, so wird man diese vergängliche Macht in die Sphäre zurücksinken sehen, welche ihre wirklichen Mittel ihr anweisen, und vielleicht wird sie dann einige Jahre des Ruhmes teuer bezahlen."**)

Aus jener Zeit ist auch das Urteil Choiseuls***) bekannt geworden,†) der, ein glühender Bewunderer Friedrichs, als Kriegsminister von Frankreich sein Nachahmer war. Auf einer Reise nach Deutschland hatte er sein großes Vorbild kennen gelernt.

Er lobt die Einfachheit und Nützlichkeit der preußischen Exerzitien, die Zweckmäßigkeit der Instruktion, die Kriegsmäßigkeit der Übungen, das Einheitliche in der Ausbildung der Mannschaften. „Alle preußischen Regimenter werden mit der äußersten Gleichmäßigkeit exerziert; man würde darin nicht den geringsten Unterschied finden. Einige davon manövrieren, einzeln genommen, mit mehr Grazie und Schnelligkeit, was allein von ihrem Chef abhängt. Aber dieselben

*) Hiergegen muß bemerkt werden, daß der stärkere Teil des Heeres aus kantonpflichtigen Landeskindern bestand. In den letzten Jahren des Siebenjährigen Krieges hatten dieselben drei Viertel der Armee ausgemacht. Selbst unter den dienstlich als Ausländer bezeichneten Soldaten befanden sich viele Landeskinder.

**) Guibert war trotzdem einer der ersten Lobredner Friedrichs, nach dessen Tode er eine Eloge auf den großen König schrieb.

***) Etienne François Duc de Choiseul-Amboise, geboren 1719, gest. 1785, Kriegsminister von 1761 bis 1770. Es ist der bekannte Günstling der Marquise de Pompadour, Minister des Auswärtigen und von 1761 bis 1770 auch Kriegsminister.

†) L'armée française vom 27. März 1879.

Regimenter, vom Standpunkt der Verwendbarkeit im großen betrachtet, also in einer Linie oder in einem Armeekorps, und dem allgemeinen Manöver untergeordnet, haben keinen Vorteil vor denjenigen, welche sich auf das notwendige Maß von Präzision beschränken."

Die Schnelligkeit, mit der die Truppen im Lager bereit sein mußten, erregte des Herzogs Bewunderung, ebenso die unfehlbare Verständigung zwischen den Führern, die Sicherheit, mit welcher das ganze Heer auftrat und sich bewegte.

Dann aber wendet auch er sich den Unvollkommenheiten in der Artillerie und im Ingenieurkorps, der ungeschickten Einteilung der Bataillone zu 5 Kompagnien und 8 Pelotons sowie der Kärglichkeit in Besoldung und Ernährung zu, welche den Soldaten oft zwinge, die niedrigste Arbeit zu suchen oder gar zu betteln. Er findet die für die Kranken, Verwundeten, Gebrechlichen und Invaliden getroffene Fürsorge nicht ausreichend, das Invalidenhaus unzulänglich. Er tadelt die übergroße Strenge gegen Mannschaft und Offiziere und auch das geringe Maß der ihnen gelassenen persönlichen Freiheit. Auch will er bemerkt haben, daß der König sich bei den Manövern oft von derjenigen Einfachheit entferne, welche er sonst bei der Ausbildung grundsätzlich obwalten ließe.

„Diese verschiedenen Schäden — schließt seine Schrift — nämlich: eine verwerfliche Disziplin, welche man nur mit der äußersten Härte aufrechterhalten kann, die aber durch die Vereinigung einer Menge von Fremden und von Widerwilligen, allein durch die Furcht zusammengehaltenen Leuten notwendig gemacht wird, Mangel an Verpflichtungen gegen diese Fremden, an Verbindlichkeiten, welche man ihnen gegenüber eingegangen, die Gewißheit, daß sie zeitlebens Soldat sein werden, ohne auch nur zum Grade eines Unteroffiziers aufzusteigen, die Perspektive einer elenden Sklaverei*) — das sind die Mittel, welche die Grundlage dieses Heerwesens bilden und die dessen inneren Halt wenig dauerhaft machen, wenn einmal die fortwährende Aufmerksamkeit des Meisters nicht mehr da ist, um die Prinzipien, auf denen es beruht, mit ebensoviel Genauigkeit als Härte aufrechtzuerhalten."

---

*) Auch der Herzog von Choiseul übersieht hier das Verhältnis, in dem der zahlreiche Bestand an Einländern diente.

Auch Mirabeaus bekanntes Werk über die preußische Monarchie,*) welches kurz nach dem Tode Friedrichs erschien und seinen Ursprung in des Verfassers Sendung an den preußischen Hof von 1786 fand, muß hier genannt werden. Trotzdem die Beurteilung im allgemeinen eine günstige ist, sind mancherlei Schwächen der preußischen Heeresverfassung hervorgehoben, so die Schattenseiten der Ausländerwerbung, welche die große Strenge und die lästigen Vorkehrungen gegen die Fahnenflucht notwendig machte, ferner die Knappheit des Soldes, die Kargheit der Invalidenversorgung und ähnliches.**)

Mauvillon, der Mitarbeiter Mirabeaus, entschuldigt das System der Härte. Freilich, sagt er, gehorche der preußische Soldat dem Zwange;***) sein eigenes Interesse sei bei den Erfolgen des Heeres nicht im Spiele. Aber darum diene er doch treu, tapfer und gut.

Die Ursache hierfür sucht er in der Natur des menschlichen Herzens, das sich stets in die Notwendigkeit schicke. Er verweist zum Vergleich auf das Schicksal der Mädchen, die von den Eltern gegen ihre Neigung verheiratet, aber dennoch oft treffliche Hausfrauen werden. So erginge es auch den preußischen Soldaten; sie hingen mit Liebe der Fahne an, zu der man sie gewaltsam geführt habe.

Interessant ist noch der Reisebericht eines französischen Offiziers, der nach dem Siebenjährigen Kriege in Deutschland war und dort die Schlachtfelder besuchte.†) Der König empfing ihn in Potsdam sehr freundlich und nahm ihn zu den Revuen mit. Er war erstaunt über die Schönheit des Menschenschlages, die Manöver und die Haltung des Regiments Garde. Die übrigen Truppen fand er „assez ordinaires", aber die Alignementsmärsche von zwei Treffen Infanterie von 18 bis 24 Bataillonen zu je 800 Mann, im Feuer ausgeführt, er-

*) Sur la monarchie Prussienne sous Frédéric le Grand. Paris 1787. Der militärische Teil des Buches beruht auf den Sammlungen des Majors Mauvillon, der damals in braunschweigischen Diensten stand, und, schriftstellerisch vielfach tätig, mit Mirabeau befreundet wurde.

**) Zu derselben Klasse von Schriften gehört auch das Mémoire sur l'armée prussienne, fait en 1788, dessen Behrenhorst in den „Betrachtungen über die Kriegskunst" erwähnt. (Teil 2, S. 337, 2. Aufl., Leipzig 1798.) Auch diese Schrift hebt die Schwäche des alten preußischen Heerwesens klar und deutlich hervor.

***) Nach Blankenburgs Übersetzung: „Schilderung des preußischen Kriegsheeres unter Friedrich II." Aus dem Mirabeau-Mauvillonschen Werke von der preußischen Monarchie besonders abgedruckt. Leipzig 1795, S. 85.

†) Kriegsarchiv E. II. 32.

füllten ihn mit Bewunderung. 23 Eskadrons sah er 1500 Schritt galoppieren und dann ohne jede Unordnung mit guter Richtung Halt machen. Auch die Bekleidung fand er zweckmäßig und nicht knapp, wie man in Frankreich glaube. Dann führt er weiter aus, der König tue schlechterdings alles selbst; seine Minister hätten wenig zu bedeuten; ihnen sowohl als den Generalen mangele es an Selbständigkeit und Geist. So scheine der König, der wenig Wert auf ihre Heranbildung lege, den Staat dem Rande eines Abgrundes für denjenigen Augenblick zuzuführen, in dem er einmal nicht mehr sein werde.*)

Mit Mirabeau zur selben Zeit befand sich eine Gesellschaft französischer Offiziere in Preußen, welche ebenfalls des großen Königs Heerwesen studieren wollte. Der bekannte Custine, nachmals General der Republik, war darunter. Auch über diese interessante Mission ist ein Bericht vorhanden, dessen Urschrift fast ein Jahrhundert unbeachtet unter Bücherstaub gelegen hat. Im Jahre 1881 wurde er aus der Bibliothek zu Vesoul ans Licht gezogen. Er rührt her von Hippolyte Jean René d'Emskerque de Toulongeon, der im Jahre 1786 Maréchal de Camp im Dienste des Königs von Frankreich war.**)

---

*) Den Prinzen Heinrich bezeichnet der Verfasser als den einzigen Mann, der den König vielleicht ersetzen könne; doch habe er augenblicklich kein Ansehen bei Hofe.

**) Toulongeon starb als Generalleutnant im Jahre 1801 in der Verbannung zu Wien. Seine Arbeit teilt sich in einen Reisebericht und in Notizen über die preußische Armee, woran ein Vergleich mit französischen Verhältnissen geknüpft ist. Er war über Speyer, Frankfurt, Gotha, Dresden am 14. April 1786 nach Berlin gekommen, nachdem er zuvor die Umgebung von Dresden und das Lager von Pirna besichtigt hatte. In Mittenwalde sah er die ersten preußischen Truppen: „J'eus un vray plaisir, en trouvant à Mittelwald le premier corps de ces fameuses troupes prussiennes, que je venois chercher de si loin. La moitié des soldats de ce régiment sont de véritables chasseurs »gelernet«, armés de carabines rayés à double détente. L'autre moitié ne sont que des soldats armés des mêmes fusils et bayonnettes que le reste de l'armée, mais qu'on instruit avec plus de soin dans l'art de tirer." Die Berichte vom preußischen Hofe und seinen öffentlichen Geheimnissen müssen hier übergangen werden, so eigentümlichen Reiz sie im Munde des Fremden gewinnen. Manche wichtige Beobachtung wird verzeichnet. So bleibt der steigende Luxus in den höheren Armeekreisen nicht unbemerkt, ebensowenig die beginnende Isolierung und Verschiedenheit im Offizierkorps. Das Wohlleben der Begüterten unter den Generalen und Offizieren sticht lebhaft gegen die Einfachheit und Kärglichkeit unter den Subalternen ab. Diese herrscht auch am Hofe, namentlich an dem der Königin. Die Aristokratie

Toulongeon bildet zu den übrigen fremden Beobachtern insofern einen Gegensatz, als er die preußische Heeresverfassung unbedingt anerkennt. Er empfiehlt sie, zumal das Beurlaubungssystem, zur Nachahmung in Frankreich.*) Mit der ausländischen Werbung ist er einverstanden.**) Das Entreprisevefahren und ganz insbesondere die Stellung der Kapitäns heißt er gut. In dieser Hinsicht steht er auf Rüchels Standpunkt, der gerade an der Lage dieser Offiziersklasse nicht rücken und rühren lassen wollte. Toulongeon berechnet die Kompagnie auf 8000, die Eskadron auf 10 000 Livres***) Einkommen. Dadurch, sagt er, sei den sehr kärglich bezahlten Subalternen eine Aussicht geboten, welche ihren Diensteifer ansporne. Der Kapitän ist ein gemachter Mann, und diese Stellung kann jeder Offizier durch Fleiß und Tüchtigkeit erwerben. Die Überzeugung davon fesselt die Subalternen umsomehr an das Wohl und Wehe der Kompagnie, als der Kompagniechef verbunden ist, für sie zu sorgen. Meistens erleichtert er, wenn es gut geht, ihre harte Lage durch Zuschüsse.

„La baze fondamentale sur laquelle repose le grand édifice de la puissance militaire en Prusse, c'est l'exemple mesme du maître et celui des chefs; la subordination de ceux-cy et graduel-

---

übertraf denselben bei weitem. „Nous sommes bien dans l'erreur sur la frugalité et l'extrême simplicité que nous supposons aux généraux prussiens. Rien n'est à cet égard prescrit, ny mesme d'un usage reçu. Chacun vist selon son goust et sa fortune." Möllendorff besonders hält großartig offenes Haus und offene Tafel. In den sechs Wochen, welche der Marquis in Berlin zubrachte, hätte er täglich ein großes Mittagsmahl und ein sehr üppiges Abendessen mitmachen können, würde er nicht öfter abgesagt haben, um Kopf und Magen auszuruhen. Er bewundert die ganze Lebensweise. Den Vormittag über ist jedermann völlig vom Staatsdienste in Anspruch genommen; aber abends werden Stiefeln und Gamaschen fortgeworfen. Man läßt sich „à outrance" frisieren, legt seidene Strümpfe, Manschetten und lange Spitzen-Jabots an und ergießt sich, den Hut unter dem Arm, in die Gesellschaft. „C'est une métamorphose vraiment singulière." Wenn sie in Frankreich vorgenommen würde, möchte sie bald keine Grenze mehr haben, meint der Marquis, die Soireen ließen sehr schnell die Sorgen des nächsten Morgens vergessen. „En Prusse chaque chose a son temps et il est également bien rempli."

*) Die Nachahmung des preußischen Heerwesens war übrigens auch durch das Ministerium St. Germain 10 Jahre früher schon ernsthaft versucht worden.

**) Dies erklärt sich um so eher, als auch die französische Armee, wenn man die Schweizer Regimenter einrechnet, eine große Zahl Ausländer enthielt.

***) Etwa gleich einem Franken oder 80 Pfennigen heutiger Währung.

lement de tout le reste constituant l'armée, j'avance que la force est dans les capitaines."*)

Die Infanterie erklärt der Marquis für „superbe", die Kavallerie sehr gut; nur die Artillerie bemängelt er, da der König zu sparsam wäre, um ihr genug Pulver für die Schießübungen zu bewilligen. Wuchs, Aussehen, Gesundheitszustand der Leute, die Ordnung und Ruhe bei den großen Truppenzusammenziehungen — kurz alles findet er zum besten bestellt.**) Auch berichtet er von der Revue bei Magdeburg, welche er Kompagnie für Kompagnie mitgemacht, daß die Zahl der Deserteure verschwindend gering gewesen sei. Er erzählt von der trefflichen Ausführung der Manöver und ist erstaunt über die den Leuten zugemuteten Anstrengungen, denen dieselben bei der kärglichen Ernährung erliegen müssen, wenn die Kommandeure nicht manches aus ihrer Tasche gäben.

Aber auch Toulongeon endet mit dem Schlusse, den schon Guibert macht. Wenn die äußeren Einrichtungen Preußens in Frankreich eingeführt sein werden, muß die Infanterie der Franzosen besser werden als diejenige der Preußen „elle sera nationale, la leur ne le sera pas".

Dem Bericht des Marquis haben die Herausgeber eine andere Denkschrift über die preußische Armee beigefügt, welche aus derselben Zeit herrührt.***) Sie fand sich im Nachlasse des Generals Hüllin vor, der zu den Vertrauensmännern Napoleons I. gehörte, dem Kriegsgerichte über Enghien präsidierte, 1805 Gouverneur von Wien, 1806 bis 1808 von Berlin, 1812 und 1815 von Paris war. Vielleicht diente sie dem Kaiser und seinen Marschällen während des preußischen Krieges zur Orientierung, denn die Jahreszahl 1807 ist darauf verzeichnet. Sie bringt alle Übelstände und Schwächen zur Sprache. Das durch die Kompagniewirtschaft einreißende Unwesen der Beurlaubung für Geld, die oft vorkommende Benachteiligung des gemeinen Mannes, die allzu knappe Bezahlung, Verpflegung und Versorgung, der schlechte Zustand der Kasernen und Lazarette, der Mangel an Invaliden-

*) Jules Finot et Roger Galmiche-Bouvier, Une mission militaire en Prusse en 1786. Paris 1881. S. 166.

**) Mit Ausnahme der zu karg bemessenen Invalidenversorgung.

***) Sie spricht ausschließlich von der Armee Friedrichs, ist aber vollendet worden, als der König schon tot war; sie fällt also voraussichtlich in den Beginn der Regierung Friedrich Wilhelms II.

versorgung, das oft zu harte Strafverfahren sind als Mißstände gerügt. Die Ausländerwerbung ist aus den bekannten Gründen getadelt. Kurz, man glaubt eine der nach der Katastrophe von Jena entstandenen Schriften zu lesen; nur hält sich der Verfasser strenger an das Sachliche und erkennt auch die großen Vorzüge der friderizianischen Heeresverfassung freimütig an, was die Tadler im eigenen Vaterlande späterhin nicht über sich gewannen. Namentlich die Infanterie wird als vorzügliche Truppe gerühmt. Mit sehr richtiger Beobachtungsgabe ist am Schluß nachgewiesen, daß Preußen nur durch die so eigentümliche Zusammensetzung ein Heer habe schaffen können, dessen Größe weit über die natürlichen Kräfte des Landes hinausgehe. Auch erkennt der Berichterstatter, daß Preußen durch Ordnung, Sparsamkeit und Disziplin eine wirkliche Kraft besitze, welche seinen inneren Hilfsquellen noch fehle.*)

Die Mobilmachungsvorbereitungen, die Leichtigkeit in der Versammlung der Truppen zu jedem beliebigen Zeitpunkte werden hervorgehoben.

An Objektivität sind diese fremden Urteile den einheimischen ohne Zweifel überlegen, aber trotz der Einschränkungen in der Anerkennung für das System der preußischen Wehrverfassung, die namentlich Guiberts merkwürdige Betrachtung enthält, sprechen sie sich doch über die im Heere herrschenden Zustände im allgemeinen günstig aus.**) Ähnliche Urteile setzen sich bis in die Zeit der Kata-

---

*) In dem Bulletin de la réunion des officiers 1879 bis 1880 ist nach einem Manuskript der Bibliothek von Dijon gleichfalls der Bericht eines der mit Marquis de Toulongeon in Berlin anwesenden Offiziere über die Manöver von 1786 veröffentlicht worden.

**) Einige der im Auslande gegen die Armee Friedrichs erhobenen Anklagen, wie die vom Oberst v. Höpfner angeführte Schrift „Die Preußen vor Europas Richterstuhle" (Köln im November 1789), verdienen wenig Beachtung, denn sie sind vom Hasse oder der Furcht diktiert. „In der Tat stellt diese Miliz (die Kavallerie ausgenommen) ein Bild der entsetzlichsten Dürftigkeit dar," so beschreibt jenes Pamphlet die preußische Armee von 1787. „Die mageren, hageren Soldaten, mit Schultern, welche sich unter den Stockschlägen krümmen, sehen eher enrollierten Galeerensklaven als Kriegsleuten ähnlich. Man hat ihre Kleidung hierzulande mit der Kleidung der Affen verglichen, welche die Bärenführer auf den Straßen tanzen lassen: eine Vergleichung, die freilich nichts weniger als edel ist, die aber doch den angemessensten Begriff darbietet, wie diese Infanterie gehalten wird. Vermutlich hatte man dabei, daß man dieselbe nach Holland schickte, die gute Absicht,

strophe hinein noch fort. Die „Revue philosophique, litéraire et politique“ von 1806*) berichtet beispielsweise:

„Nie ist ein Krieg reißender geführt worden. In weniger als einem Monat wird Preußens Schicksal entschieden sein. Indessen haben sich die preußischen Truppen keineswegs schlecht geschlagen. An der Zahl der getöteten Offiziere, den zwei Wunden, die der König erhalten, an der Menge der Soldaten, die umgekommen sind, sieht man wohl, daß sie das Äußerste getan haben, um der unvergleichlichen »valeur« der Franzosen zu widerstehen.“

Marschall Davout, dessen Lebensabriß 1879/80 durch seine Tochter veröffentlicht worden ist, schildert die Schlacht von Auerstedt als eine sehr ernste und blutige. Seine Auslassungen sind fern von jeder Übertreibung bezüglich der eigenen Leistungen und derer seiner Truppen; sie erzählen die Dinge in schlichter Weise so, wie sie sich seinem Auge darstellten. Er versichert, daß der Sieg ihm sehr lebhaft streitig gemacht worden sei, daß der Kampf lange und blutig gewesen, und daß erst, nachdem dieser von 7 Uhr früh bis 4 Uhr nachmittags gedauert, der Vorteil sich entschieden auf seine Seite geneigt habe. Er schätzt danach die preußische Armee, die ihm gegenüberstand, auf 80 000 Mann und spricht von dem unerhofften Erfolge, den ihm die Tapferkeit der Soldaten und das Glück zugewendet, das seines Kaisers Waffen begleite. Nun ist es bekannt, daß nur drei Divisionen der preußischen Haupt-Armee bei Hassenhausen wirklich ins Gefecht geführt wurden. Diese 30 000 Mann, denen Davout eine etwa

---

daß sie sich mit der Beute dieser Provinz bereichern und sich ihres Schadens wegen der gezwungenen Hungerdiät, welche ihr der höchst bettelhafte tägliche Sold von sechs Liards unserer Münze zum Unterhalte für jeden einzelnen Mann, der nicht die Schärpe oder wenigstens den Stock trägt, zum Gesetze macht, so gut als möglich erholen sollte.“

Der Ton der Schilderung verrät deutlich, daß sich der Ingrimm der 1787 niedergeworfenen holländischen Patrioten, d. h. der französischen antioranischen Partei, in dieser wertlosen Schmähschrift Luft machte.

Der Herzog von Braunschweig berichtete an den König, daß die Truppen im ganzen bei jeder Gelegenheit Unverdrossenheit und Tapferkeit in ausnehmendem Grade bewiesen hätten. Ökonomie, Feld-Kriegskommissariat und Lazaretteinrichtungen seien sehr gut gewesen; dagegen habe er bei den Soldaten nicht immer die nötige Genügsamkeit und Zucht, bei den Offizieren zu viel Toleranz gegen Ausschreitungen wahrgenommen.

*) Band VI, S. 356.

gleiche Truppenzahl entgegenstellen konnte, ließen ihn an dreifache Übermacht glauben, sicherlich ein Zeichen für ihre Tapferkeit. Auch Kapitän Barby, einer der Adjutanten Davouts, rühmte später Scharnhorst gegenüber sehr den Widerstand, den die Sieger bei Auerstedt gefunden.

Ähnliches ist vom Kaiser selbst bekannt, welcher der Angabe des bei Jena gefangenen sächsischen Majors v. Funk,*) daß auf verbündeter Seite nur etwa 45 000 Mann gefochten, keinen Glauben schenkte, sondern bei der Behauptung blieb, er habe wenigstens 100 000 Mann vor sich gehabt.**) Auch diese Täuschung läßt ebenso deutlich wie die französischen Verluste auf ein tapferes Verhalten von Preußen und Sachsen schließen. Nach französischen Quellen soll der Gesamtverlust in der Doppelschlacht 11 000 Tote und Verwundete betragen haben.***) Da jedoch auf das eine Korps Davout bei Auerstedt allein 270 Offiziere, 7000 Mann Einbuße entfallen, so dürfte jene Ziffer unzweifelhaft zu niedrig gegriffen sein. Immerhin ist dieselbe aber noch höher als diejenige, mit der die preußischen Heere die Zertrümmerung der gleichstarken österreichischen Armee bei Königgrätz bezahlten.

Es dürfte überflüssig sein, weitere Meinungsäußerungen über die Heereszustände von 1806 aufzusuchen. Schon läßt sich erkennen, daß Tadel und Lob sich etwa mit gleichem Werte gegenüberstehen, und daß die abfälligen Beurteilungen nur populärer geworden sind. Es ist dies leicht zu erklären. Abgesehen von der Katastrophe haben noch drei wesentliche Umstände dazu beigetragen, der Geschichte ein unvorteilhaftes Bild der alten Armee zu überliefern. Es sind dies außer der bürgerlichen Opposition gegen den bevormundenden Absolutismus und den Adel der Wunsch, das nach der Katastrophe beginnende Reformwerk zu verherrlichen und der plötzliche Wechsel der an der Spitze des Heeres stehenden Altersklassen von höheren Offizieren.

Es ist natürlich, daß das Reorganisationswerk zahlreiche Angriffe zu bestehen hatte, und seine Verteidigung erforderte unwillkürlich eine

*) Späteren Generalleutnants.

**) Montbé, I, S. 123.

***) Longuet, Analyse des Campagnes de 1806 et 1807. Metz und Paris 1840. S. 29.

Herabsetzung des Vergangenen. Selbst Scharnhorst und Gneisenau sahen sich genötigt, dem alten Systeme lebhafte Vorwürfe zu machen,*) um das neue zu rechtfertigen. Demselben Zuge folgten die Biographen König Friedrich Wilhelms III. Zwar versichert uns Bischof Eylert ausdrücklich, daß er nicht übertrieben habe,**) aber gerade das macht uns stutzig.

Zugleich verschwanden die alten Generale und Stabsoffiziere von 1806 plötzlich, da ohnehin eine bedeutende Verringerung des Heeres eintreten mußte. Selbst diejenigen Männer, welche 1813 noch in rüstigem Lebensalter standen, aber 1806 schon eine Rolle gespielt hatten, wie Rüchel, traten ab. Während der Befreiungskriege gelangten vielfach sehr junge Leute in hohe Stellungen. Gneisenau, der 1806 als Füsilierkapitän ins Feld gezogen, stand 1813 als General und Stabschef neben Blücher an der Spitze des Heeres. Die Subalternoffiziere aus der Unglückszeit führten im Befreiungskriege Bataillone und Regimenter. Das schöne Vorrecht der Jugend ist es immer gewesen, frei zu denken und über den Stillstand der Zeiten ebenso zu klagen, wie das Alter über deren Hast und Verderbnis. Wie konnte es anders sein, als daß die jungen Leute im Stolze auf ihre frischen Lorbeeren den alten Herren, von denen sie ehemals zurückgehalten worden waren, gar manches anhängten, das ihnen nicht in vollem Maße zukommt.

Wenn man bedenkt, daß alle diese Umstände eine gerechte Beurteilung beeinträchtigen, so werden wir uns mehr und mehr einer milderen Auffassung der Heereszustände von 1806 zuneigen müssen. Jedenfalls darf schon nach dieser Betrachtung angenommen werden, daß die Armee von Jena in ihrer Masse, keineswegs des inneren Vermögens zu großen Leistungen entbehrte. Wo von diesen alten Truppen nur mit festem Willen Bedeutendes verlangt wurde, da entsprachen sie der Forderung. Die Riesenmärsche der hungernden Soldaten auf dem Rückzuge über und um den Harz herum, ihr Widerstand bei Blüchers Ausweichen nach Lübeck, der gesamte preußische Feldzug von 1807 beweisen dies. Nicht erst Großgörschen und

*) Vgl. Klippel, Leben Scharnhorsts, III, S. 494 ff. und Kriegsarchiv F. I. Gneisenaus Bericht vom 5. Juni 1809.

**) Eylert, Charakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelms III., III, 1, S. 177.

Bautzen wuschen die Schmach von den preußischen Waffen, sondern vorher schon Lübeck, Wackern, Preußisch-Eylau, Heilsberg, Kolberg und Danzig. Diese Kämpfe haben die alte Armee rehabilitiert, soweit die Opfer es nicht vermochten, die sie auf den thüringischen Schlachtfeldern dem Vaterlande dargebracht. Man hat auch auf diese zu wenig Gewicht gelegt, sonst hätte man eine Armee nimmermehr geschmäht, die an einem einzigen Tage, an dem sie nur etwa 90 000 Mann wirklich ins Gefecht führte,*) 18 Generale und mutmaßlich gegen 700 Offiziere**) tot oder verwundet vor dem Feinde verlor. „Immer mag die preußische Armee gegen den in einem vierzehnjährigen Kriege gebildeteren und erfahreneren Feind Fehler mancher Art begangen haben; immer mögen die Zeitgenossen ihr Vorwürfe in mancher Hinsicht machen. Ihr vergossenes Blut und hoffentlich die Zukunft wird sie den Nachkommen versöhnen." So schloß Scharnhorst sein Urteil ab.

2. Beurteilung vom Standpunkte der heutigen Forschung aus.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt das Charakterbild der alten Armee in der Geschichte, und die Frage regt sich, wo die Wahrheit gelegen habe. Ein kurzer Rückblick auf ihre Verfassung, wie sie sich seit Friedrichs Tode bis zur Katastrophe entwickelt hatte, wird die beste Unterlage für ein unbefangenes Urteil geben. Neuere Forschungen haben sich gerade um die letzte Jahrhundertwende viel mit den Heereszuständen aus jener Zeit beschäftigt,***) und wir

*) Der größere Teil der Reserve-Divisionen bei Auerstedt kam nicht zum Schuß.

**) Einschließlich der Sachsen bei Jena. Von den Generalen blieben tot oder starben an den am 14. Oktober erhaltenen Wunden: Herzog von Braunschweig, Graf Schmettau, v. Quitzow und v. Greifenberg. Außerdem war bekanntlich bei Saalfeld am 10. Oktober Prinz Louis Ferdinand gefallen. (Vgl. Kunhardt v. Schmidt, Statistische Nachrichten, S. 449.)

***) Jany, Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des alten preußischen Heeres. Berlin. E. S. Mittler & Sohn. — v. Poten, Das preußische Heer vor hundert Jahren. Erstes Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1900. Berlin. E. S. Mittler & Sohn. — Kunhardt v. Schmidt, Statistische Nachrichten über das preußische Offizierkorps von 1806 und seine Opfer für die Befreiung Deutschlands. Zehntes Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1901. Berlin. E. S. Mittler & Sohn. Vgl. auch Scherbening, Reorganisation der Armee, I.

fassen schon hier deren Ergebnis zusammen, obwohl damit dem erst später zu schildernden Entwicklungsgange vorgegriffen wird.

Größere Truppenverbände, aus verschiedenen Waffen bestehend, besaß die alte preußische Armee nicht. Infanterie und Kavallerie wurden in Generalinspektionen von verschiedener Stärke eingeteilt, deren Abgrenzung sich nach räumlichen Verhältnissen des Landes richtete. Die Hilfswaffen waren einzelnen Inspektionen, in deren Bereich sie standen, beigegeben. Die Artillerie besaß ihre eigene Generalinspektion.

Die Generalinspekteure wurden nicht nach der Dienstaltersliste, sondern nach Verdienst und Talent gewählt. Das war vortrefflich. Leider aber blieben sie nur Exerziermeister der eigenen Waffe, erschöpften sich in ewiger Übung der reglementarischen Evolutionen und hatten oft kaum glaubliche Vorstellungen von der Verwendung der anderen Waffen oder gar von deren Zusammenwirken.

Es gab im ganzen schon 59 Infanterie-Regimenter mit 118 Musketier-*) und 28 Grenadier-Bataillonen.**) Ein 3. Musketier-Bataillon in jedem Regiment sollte zu Besatzungszwecken dienen.

Hierzu kam die leichte Infanterie, nämlich 8 Füsilier-Brigaden sowie das Feldjäger-Regiment, alle von je 3 Bataillonen, also 27 leichte Bataillone***) im ganzen.

Die Infanterie zählte alles in allem nach der Sollstärke nahe an 190 000 Streitbare ohne Offiziere.

Die Kavallerie hatte 13 Kürassier-Regimenter zu 5 Eskadrons, 14 Dragoner-Regimenter, von denen 12 dieselbe Stärke, 2 aber die doppelte hatten†) und wieder in 2 Bataillone zerfielen.

Kürassiere und Dragoner bildeten die Schlachtenkavallerie, Husaren und Towarczys die leichte für den Aufklärungs- und Sicherheitsdienst. Die Husaren waren 10 Regimenter zu je 2 Bataillonen und ein selbständiges Bataillon von 5 Eskadrons stark, die Towarczys 1 Regiment von 10 und ein Bataillon von 5 Eskadrons. Seit die Kürassiere den Küraß und die Dragoner die Bajonettflinte verloren

*) Jedes Musketier-Bataillon hatte 5 Kompagnien, das Regiment außerdem 2 Grenadier-Kompagnien von ausgewählten Leuten, welche mit 2 Grenadier-Kompagnien eines anderen Regimentes zu einem Bataillon zusammengestellt wurden.

**) Jedes aber nur zu 4 Kompagnien.

***) Wir folgen hier vornehmlich Poten: Das preußische Heer vor hundert Jahren. Berlin. E. S. Mittler & Sohn. 1900.

†) Anspach-Baireuth (1806 Königin) und Auer.

hatten, kamen beide sich sehr nahe; doch waren die Dragoner leichter beritten.

Ohne ihre Offiziere zählte die preußische Kavallerie im Felde gegen 40 000 Mann, war also von einer für jene Zeit höchst ansehnlichen Stärke.

Die Artillerie war noch in primitiver Verfassung; Feld- und Garnisonartillerie unter der Generalinspektion vereinigt. Die erstere zählte 4 Feldartillerie- und 1 reitendes Artillerie-Regiment, sämtlich zu je 10 Kompagnien. Außerdem waren 15 Kompagnien und 4 Kommandos Garnisonartillerie vorhanden.

Das schwache Pontonierkorps von 2 Kompagnien und einem Kommando war der Artillerie angegliedert, ebenso wie die Zeugoffiziere und die Zeugbedienten in den Arsenalen. Die Feldartillerie zählte etwa 10 000, die Garnisonartillerie 2000 Mann.

Das Ingenieurkorps bildete 3 Brigaden für die preußischen und pommerschen, die märkischen und linkselbischen sowie die schlesischen Festungen mit 65 Ingenieuroffizieren und 12 Ingenieurgeographen.

Das Mineurkorps von 4 Kompagnien war wunderlicherweise der Oberschlesischen Infanterie-Inspektion einverleibt.

Das Pontonierkorps besaß je einen Pontontrain für Elbe, Oder und Weichsel nebst acht kleinen Brückenkolonnen, welche die sogenannten Modderbrücken mit sich führten.

Generaladjutanten, Flügeladjutanten und Generalquartiermeisterstab, d. h. der Generalstab der Armee, gehörten zu den Offizieren der königlichen Suite. Besondere Gruppen einzeln verwendeter oder der Armee noch irgendwie angehöriger Offiziere bildeten die „Offiziere von der Armee". Dazu kamen noch die zahlreichen Gouverneure und Kommandanten. Ein „Jägerkorps zu Pferde" von 175 Mann unterstand dem ersten Generaladjutanten.

An die Spitze der Armeeverwaltung, Verfassung und Ausbildung waren das Ober-Kriegs-Kollegium und das Militär-Departement des Generaldirektoriums gestellt.

Die Infanterie.

Wir wissen, daß das Wesen von König Friedrichs Infanterietaktik im Massenschnellfeuer und der Geschwindigkeit in den Bewegungen großer Truppenkörper gelegen hatte.*)

*) Siehe S. 22 ff.

Der Ausbildung des einzelnen Mannes maß er nur insofern einen Wert zu, als dieser dadurch zum Gliede in der großen Exerziermaschine geeigneter gemacht wurde. An einer Entwicklung der Persönlichkeiten lag ihm nicht viel, wenn er sich auch freute, gelegentlich starken und scharf ausgeprägten Charakteren zu begegnen. Er dachte und handelte noch für alle; die Masse hatte zu gehorchen. Seine Geringschätzung für diese wuchs mit den Jahren, die ihn härter und bitterer stimmten. Er hatte darin das Schicksal der meisten großen Heerführer.

Mit den furchtbaren Verlusten des Siebenjährigen Krieges war der Ersatz an Offizieren und Mannschaften auf natürliche Weise schlechter geworden. Um so straffer wurde die Disziplin angezogen, deren wesentlichstes Mittel die Exerzierausbildung war. Sie wurde immer peinlicher, aber auch künstlicher. Das an sich so lobenswerte Streben nach immer höherer Vervollkommnung und der Wetteifer der einzelnen Truppenteile führte weiter auf diesem Abwege. Die Anspannung wurde immer größer. Der gemeine Mann sollte „seine Offiziere mehr fürchten als die Gefahren, denen er ausgesetzt wird.... Der gute Wille wird in solchen Gefahren nichts auf den gemeinen Mann vermögen, dies muß die Furcht tun."*)

Dazu kam, daß der König nach dem Kriege der Truppe ferner als während desselben stand und sich ihr bis zu einem gewissen Grade entfremdete, so daß von dem alten traulichen Verhältnis von Roßbach nicht viel mehr übrig blieb. Seine Strenge artete schließlich in kaum noch erträglichen Druck aus. Sie traf zunächst die Kommandeure und Offiziere, aber sie pflanzte sich durch die oberen auf die unteren Schichten des Heeres fort. Der König verbreitete förmlichen Schrecken, wenn er bei den Truppen in der Provinz erschien. „Eine Revue zu Friedrichs Zeiten war ein für das ganze Land beinahe wichtiger Augenblick, das Schicksal ganzer Familien hing oft davon ab; die äußersten Wünsche stiegen von Frauen, Müttern, Kindern und Freunden in diesen drei fürchterlichen Tagen mit Inbrunst zum Himmel, daß ihre Männer, Väter, Söhne und Freunde nicht, wie es

*) Aus dem militärischen Testament Friedrich des Großen von 1768. v. Taysen, Militärische Schriften Friedrichs des Großen, S. 205. Die Kavallerie-Instruktion von 1763 sagt: „Überhaupt muß der gemeine Mann vor dem Offizier mehr Furcht als vor dem Feinde haben." Vgl. S. 149.

nur zu oft der Fall war, während denselben unglücklich werden möchten."*)

Ein solches Prinzip mechanischer Strenge ist nur wirksam, solange eine große Kraft an der Spitze steht; nichts ist schwieriger als ein Nachlassen und Mildern bei einmal so gewordenen Zuständen. Nimmt man nun dazu, daß des Königs belehrender und erziehender Einfluß auf die Führer mit seinem Tode schwand, und daß am Ende nur die aufs höchste hinaufgeschraubte technische Kunst der Truppenbewegung blieb, so werden die Erscheinungen von 1806 schon verständlicher, und die erschreckende Unselbständigkeit des einzelnen nimmt nicht mehr Wunder.

Die Veränderungen in der Fechtweise, wie die neueren Kriege sie gezeitigt hatten, sind in Preußen nicht so unbeachtet geblieben, als man es insgemein angenommen hat. Die Wirkung des zerstreuten Gefechts erkannten Friedrichs Truppen schon im Siebenjährigen Kriege an den Panduren und Kroaten Maria Theresias. Der große König entwickelte auch bereits in seinen späteren Lehrschriften für den Fall eines Angriffs auf feste Stellungen des Feindes den Gedanken der Einleitung des Angriffs durch ein ausgiebiges Schützengefecht. König Friedrich Wilhelm II. schuf in den Füsilier-Brigaden die immerhin schon ziemlich starke leichte Infanterie, deren Domäne das zerstreute Gefecht sein sollte. König Friedrich Wilhelms III. Neigungen nahmen freilich wieder mehr die Richtung auf Steigerung der Exerzierkunst, auf den Exerzierplatz, die Parade, die Uniform und das gute Aussehen der Truppe. „Egalité ist die erste Schönheit des Militärs", sagt seine „Instruktion für die gesamte Königlich preußische Infanterie" vom 15. März 1798.

Friedrich Wilhelm III. hatte in seiner Jugend noch unter der Härte des großen Königs gelitten und gedachte selbst in späten Lebensjahren mit einer gewissen Bitterkeit seiner Erinnerungen von damals. Aber er war keineswegs blind für die soldatische Größe seines Oheims, und seine ganze Natur drängte ihn dazu, Friedrich in militärischer Hinsicht zum Vorbilde zu nehmen. Daß dies zunächst auf ein Nachstreben in Äußerlichkeiten hinauslief, lag dem rationalistischen Zeitalter am nächsten. Das Lineal regierte überall, und so hielt man auch bei den

*) Briefe eines alten preußischen Offiziers (v. Kaltenborn), verschiedene Charakterzüge Friedrich des Einzigen betreffend, Hohenzollern 1790, S. 18. Vgl. auch Koser, Friedrich der Große. Berlin 1903. II, 2, S. 507 ff.

Schützen auf gute Richtung; indessen nahm sich der König doch ihres Dienstes an, der in der Armee im allgemeinen noch immer in geringem Ansehen stand*) und für eine Verführung zu Indisziplin und Unordnung angesehen wurde. Die Erinnerung an Friedrichs Freibataillone, in denen sich alles mögliche „execrable Geschmeiß“ zusammenfand, und an die französischen Aufgebote der Rheinfeldzüge bestärkte das Vorurteil.

König Friedrich Wilhelm II. hatte schon angeordnet, daß jede Kompagnie 10 Mann auf genaues Schießen einzuüben hätte. Wer Unteroffizier werden wollte, mußte sogar für einige Jahre diesen „Schützen“ angehört haben. 1806 war ihre Vermehrung beabsichtigt, aber sie kam im allgemeinen nicht mehr zustande. Nur bei der Garde wurden in allen Kompagnien noch 10 Reserveschützen eingeführt. Einzelne Truppenteile gingen indessen auf eigene Faust darin weiter, indem sie die besseren „Schützengewehre“ der Unteroffiziere, welche für gewöhnlich nicht mitfeuerten, an geeignete Mannschaften zur Einübung gaben. Dadurch kam die Zahl der Schützen in der Kompagnie der Füsilier-Bataillone**) auf 22. Ein Offizier im Regiment leitete die Ausbildung, bei welcher 35 Kugeln nach einer 3 Fuß breiten, 7 Fuß hohen Scheibe bis auf 300 Schritt Entfernung verschossen wurden. Das war nicht viel, dennoch sprechen die Gefechtsberichte aus dem Unglücksjahr von einer Überlegenheit der preußischen Schützen über die französischen Tirailleurs und beklagen deren geringe Zahl. Fechten sollten die Schützen wie die Fußjäger, d. h. beim Angriff auf eine feindliche Stellung etwa 100 Schritt vor der Front sein und den Feind in Verwirrung bringen, „ehe die Bataillons herankommen“. Sie hatten auch Panduren, Jäger oder Schützen davon abzuhalten, in diese hineinzuschießen. Dann aber sollten sie die Front frei machen und die Flankendeckung übernehmen. Bei der Verteidigung einer Stellung war ihr Platz gleichfalls vor der Front, um

*) Diese Geringschätzung hat sich bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts erhalten, wo man, im Osten der Monarchie wenigstens, die Füsiliere spottweise noch die „Kaddikspringer“ oder „Kaddikhopser“ nannte. Zu Exerzierplätzen dienten dort die damals sehr ausgedehnten „Palwen“, ein unbestellt daliegendes Ödland, auf welchem meist wilder Wacholder (Kaddik) wucherte, über den die Füsiliere beim Tiraillieren hinwegspringen mußten, was dem Musketier als des echten Soldaten unwürdig erschien.

**) Sie hatten wie die Grenadiere nur 4 Kompagnien.

den Feind aufzuhalten, ihm Verluste zuzufügen und ihn in Verwirrung zu bringen, „ehe er zur würklichen Attaque kommt".

Das macht einen ganz modernen Eindruck, war aber doch weiter nichts als die Ausführung von des großen Friedrichs Absicht, „künftig" die Angriffe auf einen „Posten", d. h. eine feste Stellung, durch eine Schwarmattacke seiner Freibataillone einzuleiten, um die Verluste zu verringern. Von einer Mitwirkung zur Entscheidung in der Schlacht, die nach wie vor in der Ebene gedacht wurde, war noch nicht die Rede. Immer ist bei der Schützenentwicklung der Sonderfall eines Angriffs in schwierigem Gelände angenommen. Den Füsilier-Bataillonen, deren eigentliches Geschäft dieser Angriff war, sollten durch die Schützenverwendung Entsendungen abgenommen und zugleich die anderen Bataillone etwas selbständiger gemacht werden. Wie die Einrichtung gemeint war, zeigt sich auch durch die Beimischung der Absicht, in den Schützen den Unteroffiziierersatz heranzuziehen. Man wird sie daher eher mit der heutigen Ausbildung der Patrouillenführer oder Jagdkommandos in Parallele stellen können wie mit derjenigen unserer Schützen.

Diese Auffassung blieb bis Jena und Auerstedt bestehen und verhinderte eine zweckmäßige Verbindung zwischen der geschlossenen Ordnung und dem zerstreuten Gefecht.*)

Bei den Füsilier-Bataillonen war der Angriff „en débandade", besonders in Wäldern und coupierten Gegenden, schon reglementarisch als eine berechtigte Form zugelassen, und 1798 wies der König sie gar darauf hin, „daß der regulaire Felddienst durch allerhand Ideen und der gegebenen Supposition zufolge sich nach den Umständen »pliiren« und folglich das eigentliche Manoeuvre nach dem Terrain ihr Hauptstudium bleiben muß."**) Sie haben sich auch in den Revolutionskriegen und 1806 den Gegnern im einzelnen durchaus gewachsen gezeigt. Mehr als sie hatten diese für ihre Ausbildung auch nicht getan. Vielleicht war es mehr als bloße Höflichkeit, daß General Moreau die preußischen Füsilier-Bataillone um 1801 in einer Unterredung mit Lucchesini als die besten leichten

*) Bei Auerstedt wurden die Schützen der Division Schmettau sogleich vorgezogen und als Seitenpatrouillen usw. entsendet, so daß sie ihre Truppenteile während der Schlacht nicht wiedersahen. Auch zur Besetzung von Örtlichkeiten, sogar als Geschützbedeckung, verwendete man sie.

**) Jany, Urkundliche Beiträge, V, S. 88.

Truppen der Welt bezeichnete. Es blieb aber die unglückliche Idee der Sonderverwendung wie bei den Schützen der anderen Infanterie bestehen, hinderte nicht nur die enge Verbindung mit der schweren Infanterie im Kampfe, sondern förderte auch noch dazu ihre Zersplitterung zu allerlei nichts entscheidenden Nebenzwecken. So kam es, daß die Hauptarmee bei Auerstedt von den 24 bestehenden Füsilier-Bataillonen überhaupt nur drei bei sich hatte, die sich noch dazu nebst dem vorzüglichen Weimarischen Scharfschützen-Bataillon am Ende der Armee befanden. Beim Angriff auf Hassenhausen hätten selbst diese vier Bataillone viel leisten können, wenn sie vorn gewesen wären.

Da in der Armee die dreigliedrige Salve, bei welcher das vorderste Glied aufs Knie niederfiel, schon in Fortfall gekommen war,*) so lag der Gedanke nahe, dem dritten Gliede eine andere Verwendung zu geben. Der König befahl 1802 die Bildung eines zweiten Treffens aus dem dritten Gliede, um der Aufstellung der Infanterie etwas mehr Tiefe zu geben, und Hohenlohe ordnete gar für seine Inspektion in besonderen Fällen den Gebrauch des dritten Gliedes zum Tiraillieren an,**) wie es in der österreichischen Armee schon üblich war. Allein die gute Idee brach sich gegenüber dem noch allgemein verbreiteten Widerwillen gegen das „Unwesen" des Kampfes „en débandade" nicht Bahn. „Die Masse der Infanterie machte auf halbem Wege Halt. Die Garde bekam die doppelte Schützenzahl. Im übrigen blieb alles beim alten, obwohl die politischen Verhältnisse sich immer schlimmer verwickelten."***)

Die Stellung, welche das zerstreute Gefecht im Betriebe der preußischen Armee von 1806 einnahm, wird man völlig richtig erst dann beurteilen können, wenn man einen Blick auch auf die übrige Ausbildung und ihre allgemeinen Verhältnisse wirft.

Die Grundlage war natürlich die Leistungsfähigkeit der Gewehre, welche Clausewitz als die schlechtesten in Europa bezeichnet hat. Die hohen Verluste der Franzosen bei Jena und Auerstedt sprechen indessen gegen diese sehr abfällige Beurteilung. Der zylindrische Ladestock†) und das trichterförmige Zündloch, welches das Pulver auf die

*) Durch Kabinettsordre vom 5. Oktober 1805 endgültig beseitigt.

**) Ähnliches ist wohl auch in anderen Teilen der Armee versucht worden.

***) Jany, Urkundliche Beiträge und Forschungen, 5. Heft, S. 91.

†) Derselbe erübrigte das Umkehren, mit dem dicken Ende nach unten, beim Laden und wieder zurück beim an den Ort Stecken.

Pfanne fließen ließ und das Aufschütten unnötig machte, waren zwei Vorzüge des preußischen Gewehrs. An Treffsicherheit stand es dem französischen nach, aber darauf legte man auch geringeren Wert als auf die Schnelligkeit des Massenfeuers. Verderblich war die der schönen Trageweise zuliebe eingeführte ganz steile Schäftung, die das Zielen ungemein erschwerte. Das Zielen war aber auch geradezu verboten; nur guter Anschlag galt. Das Gewehr gab auf 200 bis 300 Schritt den wirksamsten Schuß; gewohnheitsmäßig wurde aber das Feuer in der Schlacht schon auf weit größere Entfernung begonnen.

Die Füsiliere hatten ein kürzeres, glattes, die Schützen, Jäger und ein Teil der Unteroffiziere ein gezogenes Gewehr.

Die Neubewaffnung mit einem leichteren Gewehr von kleinerem Kaliber war 1806 im Gange, schritt aber bei den engherzigen Sparsamkeitsrücksichten so langsam fort, daß sie, als der Krieg ausbrach, erst bei sieben Bataillonen durchgeführt war.

In der Schnelligkeit des Feuers scheint die preußische Infanterie die Franzosen erheblich übertroffen zu haben, aber die Übertreibung darin, die den Zweck, das Treffen, ganz aus dem Auge verlor, führte es herbei, daß die meisten Leute beim Abdrücken schon wieder den Kolben herunterrissen, und der Schuß in die Luft ging. Auch der starke Rückstoß wirkte dabei mit, und so mußte unausgesetzt auf Niedrighalten hingearbeitet werden, was zu dem Befehl führte, dem Gegner auf die Schuhschnallen zu zielen, und schließlich in die Lächerlichkeit ausgelaufen zu sein scheint, daß alle drei Glieder 8 bis 10 Schritt vor sich auf den Boden anschlagen sollten.

Der preußische Infanterist trug damals 60 Patronen bei sich, 10 mehr als der französische. Ein zweiter, gleich großer Vorrat wurde nachgeführt. Die Munitionsversorgung war also — mit dem Maßstabe der Zeit gemessen — eine reichliche.

Bespannung und Knechte der Patronenwagen wurden aber erst bei der Mobilmachung ausgehoben, erfuhren wenig Fürsorge und Aufsicht, waren unzuverlässig in Gefahr und ließen ihre Fahrzeuge leicht im Stich. Die Verteilung der Patronen gestaltete sich bei einer geschlossen nahe am Feinde im Feuer stehenden Truppe natürlich sehr schwer, und das uns heute kaum begreifliche Ablösen der vorderen Linie zum Munitionsersatz war nicht nur bei der preußischen, sondern auch bei der französischen Infanterie im Gebrauch. Napoleon hat sich

für zweistündliche Ablösung der Tirailleurs auch aus Rücksicht auf ihre Ermüdung ausgesprochen.

Auf Einzelwirkung des Schusses war, abgesehen von Jägern und Schützen, nicht mit Sicherheit zu rechnen, und das kommandierte Salvenfeuer blieb bis 1805 das maßgebende. Daß die glatten Salven sich nicht bis zuletzt erhalten ließen, liegt eben zu sehr in der Natur der Sache, um nicht am Ende das „Bataillenfeuer", das willkürliche Einzelfeuer, für selbstverständlich zu halten. Berenhorst gibt davon eine anschauliche Schilderung, die uns zugleich in das Treiben der Schlacht aus jener Zeit einführt. „Man fing an, mit Pelotons zu schießen, zwei, drei feuerten ordentlich; dann folgte ein allgemeines Losbrennen und das gewöhnliche rollende Feuer, wo jeder, der geladen hat, abdrückt, Rotten und Glieder sich mischen, die vordersten gar nicht dazu gelangen, sich aufs Knie niederzulassen, wenn sie auch wollten, und die Offiziere von unten an bis zu den Generalen hinauf mit der Masse nichts mehr anfangen können, sondern erwarten müssen, ob sie sich endlich vorwärts oder rückwärts in Bewegung setzen werde."*)

Auch bei den Franzosen hatte es zur Zeit ihrer Kolonnentaktik nicht viel anders ausgesehen. Wenn die vorderen Treffen, was sie nicht anders konnten, im wirksamen Feuer sich zur Linie entwickelten und, aus wenig geübten Mannschaften bestehend, wie zur Revolutionszeit, in Unordnung gerieten, so entstand von selbst ein dichter feuernder und schreiender Schwarm, der zum Angriff vorwärts drängte.

An die Stelle des Pelotonfeuers traten die Bataillonssalven,**) die in einer großen Linie ähnlich abgegeben wurden wie ehedem die Pelotonsalven im Bataillon.

Daneben wurde das früher streng verpönte und durch die Mittel der Disziplin bekämpfte Bataillenfeuer dienstlich eingeführt und geregelt.***)

Beides war ganz zweckmäßig und rein äußerlich genommen, mag der Unterschied in der Technik des Feuergefechts der einzelnen Truppe zwischen Preußen und Franzosen gar nicht so groß erschienen sein, wie man es heute annimmt, umsomehr, als Napoleon aus Gründen der Disziplin die Auflösung eingeschränkt und nicht vermehrt hat. Der

*) Betrachtungen über die Kriegskunst, I, 255.

**) Siehe S. 25.

***) Durch dieselbe Kabinettsordre vom 5. Oktober 1805, durch welche die dreigliedrige Salve abgeschafft worden war.

wesentliche Unterschied lag erst in dem Gebrauch des zerstreuten Gefechts: bei den Franzosen zur Vorbereitung und Unterstützung der Entscheidung, bei den Preußen zu Sonder- und Nebenzwecken.

Sodann aber ist es noch in Verbindung mit der Art und Weise zu betrachten, wie die Truppen zum wirksamen Feuer an den Feind herangebracht werden sollten, d. h. mit den Gefechtsentwicklungen.

Man nannte damals das Einschwenken aus geöffneten Kolonnen nach rechts oder links zur Front den „Aufmarsch“ und den Aufmarsch, wie wir ihn heute verstehen, in der Marschrichtung nach vorn „Deploiement“. Später nahm dieses, sobald es auf schrägen Linien und nicht mehr rechtwinklig geschah, den Sondernamen „Aufmarsch en éventail“ an, weil die Truppen während der Bewegung gleichsam die Figur des sich aufklappenden Fächers annahmen.

Wie kunstlos und einförmig der Aufmarsch zu Beginn des 18. Jahrhunderts, noch bis auf Friedrich, für gewöhnlich gewesen war, ist bekannt.*) Er dauerte lange und war umständlich. War aber endlich alles vollbracht, stand die lange Linie fest, so blieb nichts übrig, als sie nun vorwärts an den Feind zu schieben und dem Schicksal seinen Lauf zu lassen.

Früh kam man aber schon dazu, bei einer größeren Masse, die an einer Enge hätte abbrechen müssen, oder die zu einem Ruhehalte aufschließen sollte, die kleineren Unterabteilungen, z. B. die Bataillone, nach unserer Art in sich aufmarschieren zu lassen. Daraus folgte die Notwendigkeit, sich, wenn der Feind erschien, durch „Deployieren“, d. h. durch rechts oder links Hinausmarschieren und Einrücken in die Front, sobald Platz gewonnen war, zur Linie zu entfalten. Das wurde nun in allen möglichen Abstufungen geübt und bildete bald ein Paradestück der Exerzierkunst.

Im Kriege aber kamen diese großen und viel geübten „Deploiements“ nur sehr selten zur Anwendung. Man verfiel darauf, in einer ganz modernen Art die Bataillonsspitzen aus den tiefen Kolonnen nach seitwärts herauszuziehen und die Bataillone sich dann für sich zur Linie entwickeln zu lassen. Diese Art blieb, noch etwas vereinfacht

*) Siehe S. 16. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß der Gliederabstand zu groß war (4 Schritt), um einen Zug einheitlich schwenken zu lassen; die Glieder schwenkten nach und nach für sich, wenn sie auf dem Schwenkungspunkt angekommen waren.

und verbessert, bis Jena eine beliebte Form für die Entwicklung. Das sofortige Hinausschieben entzog der Artillerie die tiefen Ziele, und darauf kam es an.

In älterer Zeit waren aber alle Entwicklungen im wahren Sinne des Wortes einseitig, da ein und dieselbe Kolonne sich immer nur nach rechts oder nach links entfalten konnte, je nachdem sie links oder rechts abmarschiert war.

Erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts kam das „Deployieren aus der Mitte" auf, ein neues Manöver, wobei die mittelste Staffel in der Kolonne geradeaus blieb, die vor ihr stehenden rechts, die hinter ihr stehenden links im Reihenmarsch heraus und dann in die Front einrückten, sobald sie in die Höhe ihres richtigen Platzes gekommen waren.*) Später deployierten sogar mehrere nebeneinander vorgehende Kolonnen gleichzeitig in derselben Art, und waren sie tief, d. h. aus vielen Bataillonen zusammengesetzt, so bildeten sie dabei gleich ein zweites Treffen. 20 und mehr Bataillone entwickelten sich in dieser Art mit größter Schnelligkeit zur Front, und das Manöver war die Bewunderung des Auslandes. Indessen mußte dabei doch alles zum Gelingen ganz genau stimmen, und es durfte kein Irrtum vorfallen. Im Felde machte man also nur ausnahmsweise Gebrauch davon und ließ die Kolonnen meist jede nur nach einer Seite aufmarschieren.

Geradezu erstaunlich sind diese technischen Leistungen, wenn man bedenkt, daß die Dienstzeit des größeren Teils der Infanterie eine ganz geringe war. Die im Lande Ausgehobenen, die Kantonisten, dienten zwar im allgemeinen 20 Jahre,**) brachten aber nur das erste Jahr bei der Fahne zu,***) und auch dieses wurde oft noch erheblich gekürzt, selbst bis auf 3 Monate. Zugleich zog man sie im höchsten Falle noch von 2 zu 2 Jahren zur Exerzierzeit ein, so daß der Infanterist alles in allem auf 1¾ Jahre wirkliche Dienstzeit kam, etwa wie heute die als Einjährig-Freiwillige Eintretenden.

---

*) Dabei wurde an der normalen Ordnung festgehalten, so daß die vorderste Staffel (Division) bei der rechts abmarschierten Kolonne auch in der Front bis auf den rechten Flügel rückte.

**) d. h. 20 Jahre vorwurfsfreier Dienstzeit galten als vornehmlicher Entlassungsgrund.

***) Das sogenannte Rekrutenjahr. Bei den Berliner und Potsdamer Truppenteilen blieben im Jahre 1805 die Rekruten vom 1. März bis zum Ende der Herbstmanöver, also etwa 7 Monate, im Dienst. Jany, Urkundliche Beiträge, IX, S. 39.

Seit dem Siebenjährigen Kriege wurde es Brauch, die Bataillone in der aufgeschlossenen Zugkolonne mit Zwischenräumen nebeneinander so in die gewünschte Frontlinie einrücken zu lassen, daß sie aus den Zügen noch in die Divisionen aufmarschieren konnten. Dann zogen sie sich hinter der Frontlinie auseinander und rückten, sobald sie Platz zum Deployieren hatten, in diese ein.

Der Sinn und Zweck aller dieser Manöver war es, die richtige Front zu gewinnen, mit der man auf des Feindes Schwäche treffen wollte, wie Friedrich bei Roßbach auf die französischen Kolonnenspitzen. Wurde die Front verworfen und kam sie in eine falsche Richtung, so lief das ganze Manöver die Gefahr des Mißlingens.

„Merkwürdig ist es nun, daß der Gedanke in Preußen gar nicht Boden gefaßt hat, größere Massen in den nebeneinander gesetzten Bataillonskolonnen auch zu b e w e g e n."*) Alle Änderungen in Front und Marschrichtung hätten sich auf diese Art einfacher vollziehen, Schwierigkeiten des Bodens leichter überwinden lassen, als mit den langen, starren, schon entwickelten Linien. Die Geländebenutzung war damit angebahnt, verdeckte Aufstellungen wurden möglich und die Fessel gesprengt, welche die Armee an die freie Ebene kettete. Endlich wäre es möglich geworden, durch Zusammenschieben der Kolonnen, Massen auf einen Punkt zu bringen. Freilich hätte man es dann jedem Bataillonsführer überlassen müssen, vor dem Stoße auf den Feind selbst die richtige Front zu finden — und daran scheint der Fortschritt gescheitert zu sein. Man hielt dies für unmöglich oder traute es ihnen nicht zu.

Stattdessen wurden wieder und immer wieder mit unendlicher Mühe, mit einem bejammernswerten Aufwande kleinlichen Scharfsinns die schwierigen Frontmärsche langer Infanterielinien geübt, die natürlich nur in der Ebene, und zwar am besten in der freien Ebene, glückten. So ist Clausewitz' Wort von dem preußischen Instinkt, der die Ebene gesucht habe, zu verstehen.

Den wichtigen Schritt nun taten die Franzosen 1791, wo den Befehlshabern freigestellt wurde, wenn sie die Bataillonsmassen auseinandergezogen hatten, e i n e davon zu bestimmen, die in der Bewegung allen anderen zur Richtung dienen sollte, und dann wurde vorwärts gegangen. Hatten sie nun genug Raum zwischen sich, so

*) Jany, Urkundliche Beiträge, 5. Heft. S. 73.

konnten sie sich auch dort, wo sie auf den Feind stießen, sofort ohne Schwierigkeit entwickeln und zum Feuergefecht übergehen.

Ging die Infanterie mit solchen Bataillonsmassen in zwei Treffen hintereinander vor, so brauchte zunächst nur das erste zu deployieren; das nachfolgende zweite konnte noch in Kolonnen bleiben und folgte, wenn jenes sich aufzulösen begann,*) geschlossen unter Trommelschlag. Das ist das Bild der französischen Angriffe, aus der Zeit der ersten Republik. Auch bei Jena und Auerstedt sind noch die vorderen Bataillone im Feuer meist zur Linie übergegangen, und nur dort, wo die voraufgeeilten Tirailleurs die feindlichen Linien hinreichend erschüttert hatten, um sie gleichsam sturmreif zu machen, erfolgte der Stoß ohne weiteres mit den Kolonnen.

Trotzdem in dieser französischen Art zu fechten eine ganz andere Beweglichkeit ermöglicht war als in der preußischen, so lag in dem Unterschied der Form doch nicht das endgültig Entscheidende. Selbst in der größeren oder geringeren Entwicklung des Schützengefechts ist es nicht zu suchen, denn selbständig entscheidend konnte das Schützengefecht mit dem alten Steinschloßgewehr nicht werden. Es brauchte ja — wie bei Hagelsberg — nur Regenwetter einzutreten, um dem ein Ende zu machen.

„Hauptsache war vielmehr die Zerbrechung des starren, lineartaktischen Rahmens, die Befreiung der oberen wie der niederen Verbände, selbst des einzelnen Tirailleurs in der Schützenkette von der Gebundenheit an die Bewegungen der Nebenabteilungen."**)

Die französische Fechtweise „rief alle geistigen Kräfte auf, zu leben und zu wirken". Der Unterführer, an der Spitze seiner Abteilung, mußte seinen Weg, den Augenblick zur Entwicklung, zum Eintritt in den Kampf *selbst* wählen, an sein *Urteil* und seinen Entschluß wurde appelliert, und diese stärkten sich im Gebrauch. Auf preußischer Seite hatte er meist nur einem Höheren das Kommandowort abzunehmen und auf Distanz, Richtung und Tritt zu achten. Sein selbständiges Urteil galt der Zeit von Jena für überflüssig und sein Eingreifen, als die mögliche Quelle von Konfusionen, für gefährlich.

Darin lag wohl, das fühlt man deutlich heraus, der wichtigste Unterschied, der im Felde über Sieg und Niederlage entscheiden mußte.

*) Siehe S. 66 unten.

**) Jany, Urkundliche Beiträge, V, S. 77.

Die Kavallerie.

„Achtzig preußische Schwadronen zogen bei Auerstedt von der Wahlstatt ab und überließen die zusammengeschossenen Trümmer ihrer Infanterie, ihre im Kampfe bewegungsunfähig gewordene Artillerie den neun Chasseureskadrons, über die Marschall Davout überhaupt nur verfügte."*) Die Tatsache erscheint, zumal wenn man sie mit den Vorgängen von Roßbach vergleicht, so ungeheuerlich, daß man sie nicht mit dem Schwinden des friderizianischen Geistes, mit dem Mangel an gottbegnadeten Führern, ja überhaupt nicht mit einzelnen Ursachen erklären kann, mögen sie auch noch so wichtig sein. Die neue Fechtweise der französischen Infanterie erschwerte der Kavallerie das Eingreifen, aber dennoch hätte sie mehr leisten müssen. Es entscheidet bei ihr das Beispiel des einzelnen Führers mehr als bei den anderen Waffen, und an tapferen, entschlossenen Männern kann es den preußischen Regimentern nicht völlig gefehlt haben. Verfassung und Leben der Kavallerie müssen in der Friedenszeit vor dem unglücklichen Kriege besonders verhängnisvoll gewesen sein. Kein Zweifel, ein Rückgang in der Waffe hatte stattgefunden, und er mußte stattfinden, weil der Dienst im Felde sich bei der bestehenden Verfassung nicht vorbereiten ließ. „Die Hälfte der preußischen Kavallerie saß 10½ Monate im Jahre nicht auf dem Pferde!"**)

Der Dienst beruhte mehr auf altem Brauch als auf Befolgung zeitgemäßer Vorschriften, wie sie unter Friedrich Wilhelm II. erschienen. Er wurde auch in den Inspektionen recht verschiedenartig betrieben. Aber diese Freiheit oder Willkür bezog sich zumeist auf Formenwesen und war nicht geeignet, der Erstarrung im Hergebrachten und der Abirrung vom Zweck- und Kriegsmäßigen vorzubeugen.

Ausländer und Einländer, d. h. geworbene und ausgehobene Mannschaft, setzten auch die Kavallerie zusammen. Das Zahlenverhältnis war seit den Zeiten des großen Königs zugunsten der Einländer verschoben worden.***) Mit den Ausländern wurde die

*) Jany, Urkundliche Beiträge, 6. Heft, Der preußische Kavalleriedienst vor 1806, S. 1.

**) Ebenda, S. 4.

***) Bei den Kürassieren und Dragoner-Eskadrons standen 66 Ausländer, 96 Einländer, bei den Husaren 75 Ausländer, 75 Einländer.

Kapitulation auf 12 Jahre abgeschlossen, aber meist erneuert, und so wimmelte es bei der Truppe von weit überalterten Leuten. Dazu kam, daß aus Sparsamkeitsrücksichten längst anerkannte Invaliden nicht entlassen wurden, um sie versorgen zu müssen. 1806 hatte das Kürassier-Regiment Beeren noch 109 nicht versorgte Invaliden in Reih und Glied, und bei anderen Regimentern stand es nicht besser.

Der alte geworbene Stamm hatte für die Kavallerie sein Gutes; er zeitigte erfahrene Reiter und Reitlehrer, übte auch einen wohltätigen Einfluß auf Korpsgeist und inneren Zusammenhang der Truppe; denn die Ausländer entstammten meist besseren Elementen als bei der Infanterie. Freiwillig liefen viele, durch den Reiterdienst angezogen, den Werbern zu. Traditionell hatte sich mildere Behandlung bei der Kavallerie herausgebildet. Seit Seydlitz' Zeiten waren die Stockschläge fast gänzlich verschwunden. In den kleinen Landstädtchen, in denen die Reiterschwadronen standen, lebte sich's besser als hinter den Festungstoren, hinter denen sich der Dienst des Infanteristen abspann, dessen tägliches Dasein sich während des größten Teils vom Jahre zwischen Wachtstube und Spinnstuhl bewegte.

Aber für den Krieg waren 50- und 60jährige Soldaten und noch ältere Unteroffiziere doch nur brauchbar, sobald nichts Außergewöhnliches eintrat und sie nicht auf ungewohnte Verhältnisse stießen.

Die Einländer wurden alljährlich am 1. November nach Bedarf eingestellt und sollten als Rekruten eine Lehrzeit von 2 Jahren durchmachen; doch diese Lehrzeit war schon vor 1806 aus leidiger Sparsamkeit auf 1 Jahr zusammengeschrumpft. Zu den Frühjahrsexerzitien traten sie dann noch ein Jahr um das andere auf 6 Wochen in den Dienst zurück.

War die Exerzierzeit vorüber, so begannen die Beurlaubungen. Sowohl die Königsurlauber, deren Unterhaltung von der Staatskasse erspart wurde, als auch die Freiwächter, deren Sold dem Eskadronchef für seine Wirtschaft zufiel, verschwanden. Zahlreiche Kommandierungen gingen ohnehin ab, und es blieb nur ein kleiner Stamm zurück. Wie sich die Infanterie in dieser Dienstperiode in Wachkommandos auflöste, zerfloß die Kavallerie in Pferdepflegertrupps. Die Futterstunde mußte wegen der Beipferde innegehalten und der Dienst außerhalb des Stalles auf wenige Stunden eingeschränkt werden.

So lebten die Regimenter jahraus, jahrein. Zur Exerzierzeit im Frühling wurden sie aus ihren kleinen Standorten irgendwo zusammengezogen, passierten die Revue, machten auch Schulmanöver gemischter Waffen durch, und dann trat Ruhe ein. Urlauber und Freiwächter gingen nach Hause, die Pferde auf Grasung. Dienst war im Sommer nur wenig. Im Herbst sollte, in Abwesenheit der Urlauber, etwas für den Felddienst geschehen, und man zog die Regimenter auf 14 Tage in Kantonnements zusammen. Bei den großen Garnisonen fanden wohl auch erweiterte Manöver im Gelände statt und die Freiwächter nahmen daran teil. Es folgte der Winter, welcher der Ausbildung von einigen Rekruten und der Schonung der Pferde gewidmet war. Jene aber hatten zunächst Fußdienst und kamen erst zwei Monate vor der Exerzierperiode in den Sattel.*)

Der Beurlaubte bestieg im Jahre sein Pferd überhaupt nur etwa 25mal; die Freiwächter, welche einträgliche Gewerbe betrieben, noch weniger.

„Die Notwendigkeit engte auch den tüchtigen Offizier in diesen Schlendrian ein; der junge Offizier wuchs darin auf und wurde durch das ewige Einerlei des Stallvisitierens und Reitbahndienstes abgestumpft."

Die Vorbereitung für das Feldleben trat ganz in den Hintergrund, namentlich wurde den jüngeren Offizieren gar keine Gelegenheit gegeben, sich im Aufklärungsdienst und in Erkundungen auszubilden. „Der Krieg und dessen Erlernung scheinen gar nicht mehr unser Zweck zu sein, wir existieren nur für die wenigen Tage, wo uns der König und der Inspekteur sieht; außerdem haben wir gar keinen soliden Zweck und Beschäftigung als das Studium auf Hutstutz, Schnitt der Mantelsäcke und Fütterung recht dicker Pferde", so schrieb damals ein Kürassieroffizier in einer überaus herben Kritik, die aber von einem so ernsten und maßvollen Manne wie Graf Goetzen in der militärischen Gesellschaft eine sehr anerkennende Beurteilung erfuhr.

Wer bei der Revue ein neues Kollett trug, einen schönen Engländer ritt, seine Kommandos ruhig abgab, galt für einen tüchtigen Offizier, klagt der Kritiker und erklärt am Ende, daß alles, was geschähe, nur für das Amphitheater da sei.

*) Eine sehr anschauliche Schilderung der ganz mangelhaften Einzelausbildung der Reiter gibt die Denkschrift des Oberstleutnants Grafen Goetzen vom Jahre 1808, auszugsweise bei Jany, Urkundliche Beiträge, 6. Heft, S. 20 ff. abgedruckt.

Unstreitig hatten die alltäglichen Erfordernisse, das kunstgerechte Reiten und „überakkurate" Exerzieren auch in der Kavallerie ganz die Oberhand gewonnen. Bei den Husaren ging es etwas verständiger her; die Paradeansprüche an sie waren weniger groß, und sie taten sich 1806 auch vor den anderen hervor. Im Offizierkorps gab es viele strebsame Elemente, die sich ihre wissenschaftliche Fortbildung angelegen sein ließen, aber Heeresverfassung und bestehende Zustände, das System der unseligen Knappheit in allen Dingen, machten es ihnen unmöglich, sich zu praktischen Feldsoldaten zu bilden. Das ist bei der Beurteilung billig in Anschlag zu bringen.

„Die Generale und Kommandeurs müssen sich erinnern, daß der Friede lange gedauert hat, und wenn wir nicht die Jugend abrichten, so kommt das Werk ins Stocken und kann man durch die Nachlässigkeit den Ruhm verlieren, den sie bis dato mit Recht erhalten haben", — mahnte der große König schon in einer seiner letzten Instruktionen,*) er sah das Künftige voraus.

Das Pferdematerial war dem heutigen, wie schon erwähnt,**) an Güte, Dressur und Training bei weitem nicht gleich. Es wurde für Kürassiere und Artillerie in Niederdeutschland, für Husaren und Dragoner im heutigen Südrußland, dem damaligen Polen, und in der Moldau und Walachei zusammengekauft. Erst unter König Friedrich Wilhelm II. wurde die inländische Remontierung etwas gehoben. 1805 und 1806 war diese bereits beträchtlich vorwiegend.

Die Ernährung war, besonders während der Grasung, schlecht, die Gewöhnung an Strapazen ganz ungenügend. Die polnischen Steppenpferde taten sich allein durch Härte und Ausdauer hervor. Das System der Ausrangierung und des Ersatzes blieb kärglich.

Die Pferde kamen, da es Remontedepots noch nicht gab, vom Ankaufe drei- oder vierjährig direkt zur Truppe, und zwar im Herbst, 70 für das Regiment. Dafür wurden aus Sparsamkeitsrücksichten sofort 50 alte Pferde für die nächstjährige Remonte wieder ausrangiert. Es fehlte also stets ein Erhebliches am vollen Bestande; für die „Überkompletten" und Reserven, die bei der Mobilmachung einberufen wurden, mußten noch Pferde angekauft werden. Statt mit 150 sind die Eskadrons 1806 deshalb nur mit 110 bis 120 Reitern ausgerückt. Es fiel also sogleich ein volles Fünftel des Bestandes aus.

*) Militärische Schriften Friedrichs des Großen, S. 650.

**) Vgl. S. 27.

Die unmittelbare Einstellung der jungen Tiere in den Dienst hatte natürlich große Verluste zur Folge, und da auf 150 Pferde jährlich nur 14 Remonten kamen, so betrug schon die durchschnittliche Dauerzeit 10 bis 11 Jahre, die sich bei dem starken Abgange aber erheblich verlängerte. Viele Pferde von 20 und mehr Jahren blieben im Dienste. Ein Dritteil der Pferde soll daher oft tatsächlich unbrauchbar gewesen sein.

Trotzdem erregte bei den Revuen und Parademanövern die preußische Kavallerie ebenso das Erstaunen aller Beobachter wie die Infanterie; es wurde sehr scharf geritten, wenigstens nach damaligen Begriffen. Alle Kraft, die in den Pferden steckte, wurde in dieser kurzen Zeitspanne herausgeholt, um sie nachher einer desto tieferen Ruhe zu überlassen. Im Winter wurde alles darangesetzt, sie wieder heraufzufüttern. Brach in der Ruhezeit ein Krieg aus, so war natürlich kein Pferd für die Strapazen eines Feldzuges vorbereitet und der Abgang war sogleich sehr groß. Das traf im Jahre 1806 zu und war um so schlimmer, als, wie schon erwähnt (S. 172), wegen der Mobilmachung von 1805 fast gar keine Pferde ausrangiert worden waren und noch mehr alte und stumpfe Tiere im Gliede mitgingen als sonst.

Von der Exerzierkünstelei war nach dem Siebenjährigen Kriege auch die Kavallerie ergriffen worden; das Geheimnis ihrer großen Erfolge wurde nicht in der gesteigerten Leistungsfähigkeit von Mann und Roß, in der Tüchtigkeit der Führer gesucht, sondern in äußerlichen Dingen, in den verfeinerten Evolutionen.

Ähnlich wie bei der Infanterie nahmen die Aufmärsche zu den langen Linien den größten Raum in der Ausbildung ein. Es gab den fächerartigen Aufmarsch der sich schräg nach rechts und links aus der Kolonne herausziehenden Eskadrons und das rechtwinklige Deployieren. Hierbei marschierten erst die Eskadrons aus den Marschkolonnen auf; dann rückten die hinteren an die vorderen heran, und nun begann das Hinausziehen nach rechts und links und das Wiedereinrücken in die alte Front. Dies Deployement wurde von vorn ausgeführt, wobei die hinterste Eskadron geradeaus blieb, oder von hinten, so daß es die vorderste tat und die anderen rechts- und linksum machten, um mit einer zweiten Wendung in die Linie einzurücken. Auch ein Deployieren aus der Mitte gab es und noch die künstliche Unterscheidung der verschiedenen Deployements, je nach dem Links- oder Rechtsabmarsch der Kolonne, die der Scheu vor jeder Inversion

entsprang. Künstliche Erfindungen schienen gemacht zu sein, nur um die Leib-Eskadron auf den rechten Flügel zu bringen.*) Die Schwerfälligkeit dieser Bewegungen für das Gefecht, die Gefahr, wenn der Feind die Reiterei noch in deren Ausführung überraschte, führte am Ende dazu, den Eventailaufmarsch zu bevorzugen, welcher wenigstens das Gute hatte, eine sich immer verstärkende Kraft nach vorwärts zu bringen. Er wurde zuletzt in Zügen, ohne zwischenliegenden Aufmarsch der Eskadrons, gemacht. Mit zwei halben Schwenkungen erreichten sie aus der Kolonne die Front, nach rechts und links hin aufmarschierend.

Nach dem Siebenjährigen Kriege begann man die Schwenkungen langer aufmarschierter Linien nicht mehr geschlossen auszuführen, sondern mit den einzelnen Zügen, die in sich schwenkten und dann die neue Front erreichten. Auch zum Überflügeln wurde Ähnliches angewendet, aber diese Halbkolonne nicht weiter verwertet. Frühe Anfänge einer Eskadronkolonnentaktik, die beispielsweise angewendet wurde, wenn Kavallerie den Aufmarsch der Infanterie gedeckt hatte und nun durch diese hindurch zurückgehen wollte, waren schon in Gebrauch, wurden allerdings nach 1806 wieder vergessen, so zweckmäßig die kleinen Kolonnen zum Manövrieren und Überwinden von Geländehindernissen auch waren.

Kargheit im Material und Einseitigkeit in der Ausbildung kennzeichnete auch die Kavallerie von 1806. Sie besaß noch die Fähigkeit, in großer Masse einen kurzen Stoß auf den Feind zu führen, wenn dieser nicht allzu beweglich war. Alles übrige lag ihr fern. Von früher her gewohnt, mit der Infanterie, auf deren Flügeln sie sich entwickelte, vorzugehen und sich fast ausschließlich im Schritt zu bewegen, fand sie sich nicht zurecht, als sie bei Ausbruch des Krieges auf die Divisionen verteilt wurde, brigadeweise manövrieren und fechten, sich zum großen Schlage aber an entscheidender Stelle schnell zusammenziehen sollte. Sie sah sich in einer fremden Welt und war um so hilfloser, als ihr für die Teilführung die geeigneten Männer fehlten, welche gewohnt waren, unabhängig zu denken und selbständig zu handeln.

In seinen Anforderungen bei der Ausführung der Attacken hatte der große König gegen Ende seiner Regierung den Bogen überspannt

*) Jany, Urkundliche Beiträge, 6. Heft, S. 44.

wie in so manchen Dingen. Er forderte das völlig geschlossene Heranbrausen langer Linien, in denen die Reiter Knie an Knie zusammengepreßt einherkamen. Die Attackenlänge bestimmte er bei den Revuen auf 1500 Schritt, wovon 700 bis 1000 im gestreckten Galopp und der Karriere geritten werden sollten. Dies war zu einer Zeit, da es bei den meisten Regimentern noch keine regelrechte Wintervorbereitung gab, des Guten zu viel. Das damalige Kavalleriepferd konnte mit seinen unentwickelten Kräften derartiges nicht leisten, vereinzelt und atemlos kamen die Tiere ans Ziel, und der König war unzufrieden. Die Attacken en muraille genügten ihm nie, und die Ungnade, welche Seydlitz' letzte Lebenstage getrübt hat, soll darin ihre Ursache gehabt haben. Seine Nachfolger kehrten zu maßvolleren und verständigeren Forderungen zurück. Dem Trabe folgte nur ein kurzer Galopp. Auf 200 Schritt vom Feinde wurde dieser lebhaft, und erst auf 80 Schritt begann die rasche und geschlossene Karriere. Wenn auch betont wurde, daß die langsameren Gangarten nur die Kräfte des Pferdes schonen sollten, um den Stoß desto kräftiger zu machen, so hörte die nüchterne realistische Zeit doch hauptsächlich das Gebot des Schonens und Sparens heraus, und die auf Erzielung dicker, wohlgepflegter Pferde bedachten Eskadronchefs ließen sich dies gern gefallen. Die Wucht schwand aus dem preußischen Reiterangriff. Der kurze Paradegalopp überwog in Evolutionen und Attacke.

Statt der langen Linienangriffe kamen die Attacken in Staffeln, wie sie schon Friedrich häufig gebraucht, in Anwendung. Sie waren leichter auszuführen, und sie entsprachen dem unseligen Grundsatze der Zeit, nie alles zugleich an den Erfolg zu setzen, sondern erst nach und nach. Auf diesem Boden wucherte das 1806 so beliebte Zurücklassen von Reserven und Unterstützungstrupps bis zu einem, die Pest der Kräftezersplitterung in hoffnungsloser Art zeitigenden Grade. Lag doch das Maßhalten, die Vorsicht ganz im Stile des Tages. Siegen wollte man wohl, aber nicht mehr durch elementare Gewalt, sondern durch Weisheit und Kunst, wie man ja auch die Schlachten mit Scharfsinn, Mathematik und Geländelehre, nicht mit Todesverachtung und Blutvergießen entscheiden wollte.

Stehende Linien der Infanterie sollten gar nicht, sondern nur weichende Bataillone angegriffen, der Augenblick auch so gewählt werden, daß die Kavallerie sich nicht dem Flankenfeuer benachbarter Bataillone aussetzte. Flankeurs oder Husaren waren bestimmt, den

Angegriffenen zuvor das Feuer abzulocken und dann erst im entscheidenden Augenblicke der nachfolgenden schweren Kavallerie seitwärts Platz zu machen. Das verleitete diese schon zum Kurzreiten und Stutzen. Nun kam gar die Vorschrift hinzu, daß die Attacke 40 Schritt vor der Infanterie enden, dort das Feuer abgewartet und dann Kehrt geschwenkt werden sollte. So wurden die Pferde geradezu daran gewöhnt, das Feuer als Signal zum Kehrtmachen aufzufassen, und die Folgen davon zeigten sich deutlich bei Auerstedt.

Auch Kolonnenattacken gab es, um überraschend in den Feind hineinzufahren und seine Linien zu durchbrechen. Verfolgt wurde der Feind durch ausfallende Züge oder Flankeurs, aber nicht im Nachhauen mit der blanken Waffe, sondern mit Pistolenfeuer. Das Gefecht zu Fuß war nur für wenige Sonderfälle vorgesehen.

Auf dem Gebiete des Reiterkampfes hatten sich auch außerhalb Preußens so radikale Veränderungen nicht vollzogen wie in der Infanterietaktik, und die Reglements und Vorschriften hätten trotz mancher Mängel sicherlich ausgereicht, wäre der Geist der Anwendung ein guter gewesen. Daran aber fehlte es. Die reine Exerzierplatztaktik ward betrieben und die Evolutionskunst wurde Selbstzweck wie bei der Infanterie. Bei den Revuen und Herbstmanövern handelten die Führer nicht mehr frei nach einer allgemein festgestellten Kriegslage wie zu des großen Königs Zeit, sondern nach bogenlangen, die geringfügigsten Einzelheiten genau ordnenden Dispositionen. Nur auf exaktes Abrollen des Schauspiels kam es an, nicht mehr auf Übung der Führer in Blick und Geistesgegenwart.*)

„Wir . . . . legen es also ordentlich darauf an“, sagt der schon erwähnte schriftstellernde Küraſſier, „daß man uns zu unseren Küraſſen auf die Rüstkammern verweisen soll. Alles wird nur in Hinsicht auf den schnurgleichen Exerzierplatz gemacht, nie oder doch höchst selten denkt man über selbigen hinaus, und unser Latein hat ein Ende, wenn wir da herunter sind.“

*) Für alle Exerziertage des Regiments Gardes du Corps im Frühjahr 1804 liegen ganz genaue, nie unter drei bis vier Folioseiten füllende Dispositionen vor, in denen jedes Signal angegeben und jede Bewegung vorher bestimmt ist, die gemacht werden soll. Jany, Urkundliche Beiträge, 6. Heft, S. 64.

Der Felddienst war aus dem Leben der Kavallerie fast verbannt. Nach dem Bayerischen Erbfolgekriege schalt der große König seine Kavallerie tüchtig darum aus. Er schob die Schuld auf das faule Leben in den Garnisonen. Aber die Ursachen lagen tiefer. Im Frühjahr sollten die Saaten geschont werden; da ging das Felddienstüben nicht an. Deshalb verwies der König es auf die Herbstmanöver, wo die Pferde von der Grasung kämen. Diese waren dann aber kraftlos und mußten für die am Ende der Herbstmanöver stattfindenden großen Evolutionen, bei denen viel von ihnen verlangt wurde, herangepflegt werden. So war also auch im Herbste wenig zu machen. Zudem befanden sich alsdann die Einländer nicht bei der Fahne. Etwas wurde die Kavallerie durch die unliebsamen Vorgänge im Bayerischen Erbfolgekriege aufgerüttelt, so daß sie in den Rheinfeldzügen Besseres leistete. Nach dem Baseler Frieden aber ging sie dafür aus Sparsamkeitsrücksichten und Schonungsbedürfnis um so mehr zurück. „Alle Zeugnisse stimmen in diesem Punkte überein."*)

Was gelernt und geübt werden sollte, waren überdies hauptsächlich die Unternehmungen des kleinen Krieges, nicht die Tätigkeit bei großen Operationen.

Auf Märschen bewegten sich die schwerbepackten Regimenter nur im Schritt, so sehr auch einsichtige Leute dagegen eiferten. Der Troß war sehr groß.**) Die Marschsicherung war elementarer Natur und beschränkte sich auf die nächste Umgebung. In bedecktem und waldigem Gelände sollten selbst kleineren Patrouillen Jäger oder Füsiliere mitgegeben werden, die dann sogar die vorderste Spitze zu machen hatten. So wurde die Kavallerie zur Behutsamkeit und zur Hilflosigkeit, namentlich der Feuerwaffe gegenüber, erzogen. Ihr Karabiner war schlecht; aber dies erklärt doch nicht alles; denn auch die gegnerischen Feuerwaffen taugten nicht viel.

Ganz unbekannt war die strategische Aufklärung größeren Stiles, so hatte es denn kommen können, daß man gerade am Tage vor der Katastrophe des 14. Oktober den Feind am rechten Saaleufer ganz aus dem Auge verlor.

*) Jany, Urkundliche Beiträge, 6. Heft, Der preußische Kavalleriedienst vor 1806, S. 66.

**) Das Kürassier- oder Dragoner-Regiment zu 5 Eskadrons führte außer den Handpferden noch 25 Pferde für Zelte und 62 Packpferde mit sich.

Auch der Vorpostendienst wurde eng und schematisch, aber doch immerhin sorgfältig betrieben. Er soll in den Rheinfeldzügen, nach dem Maße der Zeit gemessen, mustergültig gewesen sein.

Vor 1806 war in den gesamten Felddienst eine Unsicherheit hineingekommen, die sich durch ein Schwanken zwischen dem Hergebrachten und den modernen Anwandlungen kundgab. Die erst bei der Mobilmachung befohlene Einteilung in Armee-Divisionen, die den Führern und der Truppe etwas ganz Ungewohntes brachte, hat diesen Zustand wohl noch verschlimmert. Die oberste Führung gab die Truppen aus der Hand; die Einwirkung der Divisionskommandeure aber machte sich als Ersatz dafür noch nicht geltend. „Ein unzusammenhängender, verzettelter Linienkampf der einzeln ankommenden Brigaden und Regimenter" war die Folge davon.

Dennoch begründeten diese Zustände keineswegs den gänzlichen Mißerfolg. An innerer Tüchtigkeit war die preußische Kavallerie der feindlichen wohl immer noch überlegen, und nur deren Führer besaßen mehr Kriegserfahrung und Initiative, für welche das damalige Preußen keinen Raum gewährte. In der Verwendung der glänzenden alten Reitergeschwader fehlte die Energie und nach den ersten Rückschlägen auch jede Zuversicht auf den Sieg — bis zu den glücklichen Attacken auf den Schneefeldern von Preußisch-Eylau.

Die Artillerie.

Sie war das Stiefkind unter den drei Geschwisterwaffen. Der große König hatte sie einst sehr geschätzt und den Grund gelegt zum Gedanken der Massenverwendung von Geschützen als Einleitung der Schlachtenentscheidung. Allein nach dem Kriege hörte diese Gunst auf. Für die ausschlaggebenden Truppenarten sah Friedrich die Infanterie und Kavallerie an. Ihnen wendete er seine erzieherische Sorgfalt zu. Der Adel diente zudem nicht in der Artillerie, und König Friedrich sah mehr als früher Adel und Offizierkorps für gleichbedeutend an; seinem Offizierkorps aber gehörte sein Herz. Bei der Artillerie wurde nicht so strenge Musterung gehalten als bei den anderen Waffen, und manch einer fristete im Artillerie-Offizierkorps sein Dasein, den die Hauptwaffen längst beseitigt hätten. Es kam die Furcht hinzu, daß ein Ausgestoßener etwas von der Schwarzkunst der Stückmeisterei verraten könne. So wurden die Offiziere der Artillerie, trotz der Tage von Roßbach und Leuthen, nicht recht für voll angesehen. Von drei

Kadetten, die nicht von rechtem Adel waren, schrieb der König noch 1784 an den Kommandeur der Anstalt, daß er sie an die Artillerie abgeben möge: „Da können sie wohl sein."*)

Die Artillerie zu einer beweglichen und taktischen, schon in ihrer Friedensorganisation verwendbaren Waffe zu machen, verschmähte der König. Das Handwerks- und Zunftmäßige blieb an ihr haften. Sie besaß nicht einmal ein gedrucktes Reglement.

Auch der Kostenpunkt wirkte wohl mit. Nur die reitende Artillerie, die etwas höher im Wert stand, besaß Pferde, um die Geschütze zu bespannen und die Mannschaften beritten zu machen. Die Fußartillerie verfügte allein in Berlin und Breslau über je eine Exerzier-Batterie. Dies verbot für die Masse auch die Teilnahme an gemeinsamen Übungen, und diese Ausschließung wieder förderte den Kastengeist.

Die Fahrer, die die Pferde bedienten und die Geschütze fuhren, galten nicht einmal als Soldaten. Sie hießen Knechte und wurden aus dem Ausschuß der Leute vom Lande für 12 Jahre eingestellt. Die Aufsicht über sie führten die Schirrmeister, halbinvalide ausgediente Kavallerie- und Artillerieunteroffiziere — eine ziemlich zweifelhafte Gesellschaft, die sich nicht des besten Rufes erfreute.

Sich das nötige Geschütz für den Kriegsfall beschaffen zu können, hatte der große König augenscheinlich für leicht angesehen, wenn er nur das Material und die Offiziere besaß, die damit umzugehen wußten und einige gelehrte Anschauungen über das Schießen mitbrachten. Diese Geringschätzung erhielt sich auch nach seinem Tode, und sie hat sich bitter gerächt, da gerade in dieser Waffe um die Jahrhundertwende in Frankreich der Aufschwung ein außerordentlicher war. Trotz großer numerischer Überlegenheit war die preußische Artillerie nicht imstande, der französischen in der Wirkung einigermaßen gleichzukommen.

Das Ingenieurkorps.

Es spielte vollends keine irgendwie hervortretende Rolle in der Armee; an Zahl war es schwach und sein Ansehen gering. Daß der

*) B. v. Poten, Das preußische Heer vor hundert Jahren. 1. Beiheft zum Militär-Wochenblatt von 1900, S. 19.

große König mit seinen Ingenieuren meist auf gespanntem Fuße stand, weil sie ihm zu hohe Rechnungen für die ausgeführten Festungsbauten aufstellten, ist bekannt. Ursprünglich war das Korps bunt zusammengewürfelt und zählte in seinen Reihen viele Fremde. Wie im Mittelalter die Italiener, so galten im 18. Jahrhundert Franzosen und Holländer als die berufenen Ingenieure und namentlich Festungsbaumeister. Die Ingenieuroffiziere sollten die Technik nach ihrem damaligen Stande beherrschen, nicht aber Zimmermann oder Maurer sein. Dann folgte noch das Unterpersonal von Bauschreibern, Wallmeistern usw., welche sich aus dem Mineurkorps ergänzten. Das Land mußte gegen geringen Entgelt Arbeiter und Fuhrwerk für die Bauzwecke stellen.

Das Mineurkorps, dessen Offiziere aus der Ingenieurakademie hervorgingen, wurde durch den ältesten Kompagniechef befehligt, der indessen im Range steigen konnte und um die Jahrhundertwende Generalleutnant war. Die Ausbildung der Mineure war eine sorgfältige, und der König stellte verhältnismäßig reichliche Mittel für diesen Zweck zur Verfügung.

Noch weniger bedeutend als das Mineurkorps war das Pontonierkorps. Seine Mannschaft bestand zum Teil aus Zimmermeistern und Gesellen.

Auch hier also war alles auf das knappste bemessen, gerade dem Bedürfnis des Preußen benachbarten Kriegstheaters und der alten friderizianischen Kriegsweise angepaßt. Auch in der Entwicklung des Ingenieurwesens hatte man sich durch das reichere Frankreich weit überholen lassen.

Die Grundlage für die Ergänzung des Heeres war rechtlich zum einen Teile schon die Wehrpflicht der Landeskinder. Aber die Zahl der Befreiungen blieb noch immer eine so große, daß die ganze Last auf mittellosen Bauernsöhnen, kleinen Ackerbürgern, Handwerkern und Arbeitern ruhte. Ganze Landstriche, Industriebezirke, Berlin und eine Reihe anderer Städte, Korporationen usw. waren von der Kantonpflicht ausgenommen. Mit der Erwerbung der ausgedehnten polnischen Provinzen verschlechterte sich der Ersatz aus dem Lande wesentlich. Zahlreiche unzuverlässige Elemente flossen dem Heere zu

und störten seine Einheitlichkeit noch mehr, als es ohnehin durch die neben der Aushebung noch bestehende Werbung geschah.*)

Diese bildete den „Krebsschaden" des Heeres;**) denn sie führte allerlei fragwürdiges Gesindel des In- und Auslandes in dessen Reihen. Es nahm um des Handgeldes und eines Unterkommens

*) Ganz ist der Gedanke an die Wehrpflicht der Bevölkerung nie aus den Wehrverfassungen verschwunden. (Vgl. W. Wendland, Versuche einer allgemeinen Volksbewaffnung in Süddeutschland 1791 bis 1794. Historische Studien, veröffentlicht von E. Ebering. Heft XXIV. Berlin 1901. Einleitung.) Aber er stand immer nur im Zusammenhang mit den „Aufgeboten" und „Landmilizen". Das Neue war in Preußen nur die Übertragung auf das stehende Heer unter Friedrich Wilhelm I. Man schreibt diese allgemein dem Kantonreglement vom 15. September 1733 zu. Tatsächlich hat ein solches nicht bestanden. Gemeint sind drei Kabinetts-Ordres vom 1. Mai, 18. Mai und 15. September 1733, welche eine Neuordnung wegen der „Enrollierten" der Regimenter einführten. Noch unter Friedrich I. war der Rekrutenbedarf ausgeschrieben, d. h. unter die Provinzen verteilt worden. Wie diese das Menschenmaterial aufbrachten, blieb ihnen überlassen. Daneben warben die Offiziere. Friedrich Wilhelm I. beließ es zunächst dabei. Der große Menschenbedarf, den seine Armeevermehrung erforderte, trieb die Werber zu immer größeren Gewalttätigkeiten. Desertion und Landflucht folgten daraus, und der König verbot schon 1714 „in seinem Königreich und Landen" alle gewaltsame Werbung. Stillschweigend duldete er sie trotzdem. Landeskinder wurden daneben „enrolliert", d. h. listlich für die Aushebung geführt. Da das Werben viel Geld kostete, so gingen namentlich diejenigen Chefs, welche mit ihrer Kompagniewirtschaft schlechte Geschäfte machten, darauf aus, möglichst viel Enrollierte einzustellen. Anfänglich waren den Regimentern nur bestimmte „Rekrutenplätze" zugewiesen. Konflikte blieben nicht aus. Daher faßte der König 1732 den Entschluß, diese „Rekrutenplätze" mit bestimmten Grenzen zu umgeben, und die so entstandenen Bezirke fest auf die Regimenter zu verteilen. Das geschah 1733 in den östlichen, 1735 in den westlichen Provinzen. Damit hörte auch die Mitwirkung der Stände und der Zivilbehörden auf. Die Aushebung ging an die Militärbehörden über. So entstand die „Kantoneinteilung". Um das Land nicht entvölkern zu lassen, machte aber der König sich zugleich zum Anwalt der Exemtionen und entband von der „Enrollierung" alles, was ihm für des Landes Wohlfahrt nützlich erschien.

Mit der Einstellung der Landeskinder kam auch frühzeitig — jedenfalls schon 1714 — das System der Beurlaubung in die Armee. Das Landeskind sollte nur so lange im Dienste bleiben, bis es das Soldatenhandwerk gelernt hatte. Das Verhältnis der Zahl der Landeskinder zu den Ausländern, d. h. den Geworbenen, in der einzelnen Truppe war anfänglich willkürlich und hing von den Umständen ab; es wurde erst unter Friedrich II. geregelt. So nehmen sich die Anfänge der Wehrpflicht in Preußen aus. (Max Lehmann, Werbung, Wehrpflicht und Beurlaubung unter Friedrich Wilhelm I. Historische Zeitschrift, Bd. 67.)

**) v. Poten, Das preußische Heer vor 100 Jahren, S. 26.

willen Dienste. List, Gewalt und Überredungskunst der Werber wetteiferten, den Anzuwerbenden Schlingen zu legen. Wie es dabei herging, lehrt ein Verbot vom 1. November 1800, das die Anwerbung von Nationalfranzosen oder gar von Deserteuren der im Solde Frankreichs stehenden polnischen Legionen untersagte.*)

Ein verhängnisvoller Schritt war die Abschaffung der Werbung durch die Kompagnien gewesen und deren Übertragung auf Werbekommandos.**) Jene hatten noch darauf geachtet, einigermaßen gute Elemente zu gewinnen. Diese sahen auf Zahl und physische Beschaffenheit. Ökonomische Gründe gaben den Ausschlag bei dieser Neuerung, aber zum großen Nachteil für das System.

Die Unzuverlässigkeit der Ausländer im Heere hatte das Übel der Desertion und eine Anzahl unwürdiger Maßregeln zu deren Verhinderung zur Folge. In den Kasernen und Quartieren legte man stets einen sicheren Mann mit einem unsicheren zusammen und machte ihn für diesen verantwortlich, so daß gewissermaßen die eine Hälfte der Armee von der anderen bewacht wurde.***) Besondere Maßregeln zur Festnahme entwichener Soldaten waren im ganzen Lande getroffen und für die Einbringung wurde ein Fanggeld bezahlt. Mit der Zeit lebte sich freilich die Masse der Ausländer in den Dienst und in den Verband der Truppe ein, um endlich treu bei ihren Fahnen auszuhalten.

Waren die Geworbenen zuverlässig geworden, so durften sie sogar Freiwächter werden, d. h. sie wurden zur Arbeit beurlaubt. Dies gestattete ihnen überhaupt erst, trotz des kärglichen Soldes einigermaßen auskömmlich zu leben, und verschaffte den Kompagnie- und Eskadronchefs eine ansehnliche Nebeneinnahme durch Fortfall der Kosten. Daher vermochte der mittellose Staat von den Chefs, die zugleich Generalunternehmer für ihre Truppe waren, mehr in deren Interesse zu verlangen, als es sonst möglich gewesen wäre. Die Freiwächter und, soweit es der Dienst erlaubte, auch die anderen Mannschaften betrieben ein Handwerk und nahmen jegliche Art von Beschäftigung

*) v. Poten, Das preußische Heer vor 100 Jahren, S. 26.

**) 1763.

***) Das Zahlenverhältnis der Einländer und der Geworbenen geht daraus hervor, daß Höpfner I, 75 für 1806 im ganzen 131 667 Königsurlauber — nur Kantonisten — und 108 133 Diensttuer — Geworbene und ein Bruchteil Kantonisten — zählte.

an, die sich ihnen darbot. „Zu jeder schweren Arbeit waren sie bereit und wurden dabei gebraucht. So nahmen sie den Charakter privilegierter Tagelöhner und Lastträger an. Wirkliche Bettelei fiel bei ihnen zwar nicht vor, doch war einem jeden die geringste Gabe angenehm.“*)

Ein sehr tüchtiges Unteroffizierkorps stand den Offizieren zur Seite, und es fanden sich, so wenig glänzend die Aussichten auch waren, Leute genug, um es zu füllen. Sie dienten 9 bis 10 Jahre, ehe sie befördert wurden; sodann war der Soldatenstand ihr Lebensberuf, nicht die Durchgangsstufe zur Versorgung im bürgerlichen Leben. Meist kannten sie nichts als ihren Dienst, den sie, nach so langer Schulung, vortrefflich verstanden und gewissenhaft taten. „Pünktlichkeit und Ordnung waren ihre zweite Natur. Ein Gefühl ihrer Würde und die felsenfeste Überzeugung, daß die preußische Armee die erste der Welt sei, erfüllten sie noch mehr als die Offiziere und ließen sie die schwere Aufgabe, welche der Verkehr mit dem aus Geworbenen bestehenden Teile der Mannschaft ihnen stellte, und die Entbehrungen geduldig ertragen, zu denen ihre dürftige Bezahlung sie nötigte.“**)

Zwei Taler erhielt der gemeine Soldat an Geld im Monat, der Unteroffizier nur einen mehr, dazu alle fünf Tage ein sechspfündiges Brot. Nicht minder kärglich war die Unterkunft, meist noch in Bürgerquartieren.

Die Versorgung der Invaliden war unter dem großen Könige noch Gnadensache gewesen. König Friedrich Wilhelm II. hatte sie als eine Verpflichtung des Staates anerkannt. Allein diese schränkte sich auf ein verhältnismäßig geringes Maß ein. So sollte Offizieren nur Pension gewährt werden, wenn sie kein Vermögen hätten, von dem sie anständig leben könnten. Die gewährten Pensionssätze waren im allgemeinen nicht hoch***) und daneben noch eine Herabsetzung auf die Hälfte vorgesehen, falls die Invalidenkasse nicht imstande sein sollte, die vollen Beträge zu zahlen. Trotzdem hatten die Offiziere ansehnliche Beiträge zu dieser Kasse zu entrichten.

Daneben gab es schon eine Versorgung der Offiziere durch Anstellung im Zivildienste oder Überweisung an eine Invaliden-Kompagnie. Jene war nicht besonders wirksam, weil die bürgerlichen Be-

*) v. Poten, S. 28.

**) v. Poten, Das preußische Heer vor hundert Jahren, S. 29.

***) Der Subalternoffizier erhielt 72 bis 96 Taler höchstens.

hörden im allgemeinen eine Abneigung gegen die Militäranwärter hegten und es den Offizieren wohl auch an den nötigen Kenntnissen fehlte. Die Unteroffiziere brachten aus dem langen Soldatenleben oft üble Gewohnheiten, wie den Trunk, mit und waren darum nicht gern gesehen.

Unteroffiziere und Soldaten bezogen als Invaliden den sogenannten Gnadentaler, dessen wirklicher Betrag nur selten überschritten wurde, oder sie traten in die ziemlich zahlreichen Invaliden-Kompagnien ein, die es bei allen Infanterie-Regimentern*) und als Provinzial-Invaliden-Kompagnien gab.**) Sie sollten noch zu Besatzungszwecken dienen. Auch brachte man die Invaliden in besonderen, von den Ständen unterhaltenen Versorgungshäusern, ja sogar in städtischen Krankenhäusern unter oder verwendete sie in geringen militärischen Stellungen, die sie noch wahrzunehmen vermochten.

Bei der nach den Grundsätzen eines soliden Hausvaters geregelten Finanzwirtschaft mußte selbst der rechtmäßige Anspruch so lange schweigen, bis die auf gewöhnlichem Wege beschafften Mittel hinreichten, ihn zu erfüllen. Nicht alle Invaliden, die vorhanden waren, konnten daher versorgt werden, sondern es befanden sich, wie schon bekannt, viele noch bei der Truppe, die als invalide anerkannt worden waren, für die aber noch kein Platz offen stand.***)

Auch die Militär-Gesundheitspflege war eine dürftige, was schon daraus erhellt, daß die Kompagnie- und Eskadronchirurgen nur den Rang von Unteroffizieren hatten und somit unter der Fuchtel standen. Nebenher besorgten sie auch das Rasieren der Mannschaft. Selbst ihre Vorgesetzten erfreuten sich keines besonderen Ansehens. Erst die 1805 begründete chirurgische Pepiniere begann darin Wandel zu schaffen.

Das ist in großen Zügen das Bild der alten Armee von 1806. Ihr Bau war künstlich, überall auf das knappste bemessen, gerade nur

*) Mit schwachem Stande von 2 Offizieren, 4 Unteroffizieren, 1 Tambour, 45 Gemeinen.

**) 16 an der Zahl mit hohem Stande von 4 Offizieren, 10 Unteroffizieren, 150 Gemeinen. Außerdem waren noch ein Korps der Garde-Invaliden und das Invalidenhaus bei Berlin vorhanden, das noch heute an der alten Stelle steht.

***) Vgl. S. 202.

so ausgestattet, daß er sich zu erhalten vermochte. Diese übertriebene Sparsamkeit galt als Staatsweisheit und Tugend und dauerte darum auch noch fort, als der Staat blühender und reicher geworden war und Adel, Bürger- und freier Bauernstand sich wachsender Wohlhabenheit erfreuten.

Das Heer war, was es sein konnte, ein sinnreich erdachter Notbehelf, recht verständlich nur, wenn man die geschichtliche Entwicklung, den Zwang in der Lage Preußens betrachtet, die es stets erforderte, mit geringen Mitteln viel zu leisten.

Das Werbesystem hatte zu Hilfe genommen werden müssen, um die Kräfte des armen und nur spärlich bevölkerten Landes zu schonen, dem Ackerbau und dem Handwerk nicht zu viel Arme zu entziehen. Die geworbenen Ausländer stellten gewissermaßen die stehende Armee dar. Sie waren die alten Troupiers, die Veteranen in des Wortes voller Bedeutung, die Berufssoldaten, die meist ihr ganzes Leben dem Waffenhandwerk widmeten.

Das weitere Bedürfnis, die Armee auf die hohe Zifferstärke zu bringen, welche die unternehmende Politik des großen Königs erforderte, führte zugleich auf die eigentümliche Aushilfe, diesen Kern alter Soldaten mit der ausgehobenen Landmiliz zu mischen. Als etwas anderes kann man die Einländer von damals nicht bezeichnen. Deren kurze Dienstzeit bei der Fahne war um so bedenklicher, als die Durchschnittsintelligenz der damaligen Rekruten nur eine geringe gewesen sein kann.

Auch die Diensttuer, die sich durch die Ausländer und die einländischen Rekruten zusammensetzten, verminderten sich während des größten Teiles des Jahres durch die zahlreichen Freiwächter. Es blieben dann, wie schon gesagt, nur Wach- und Pferdepflegerkommandos zurück. Brach ein Krieg aus, so wurden diese durch die Einstellung einer sehr hohen, mäßig ausgebildeten Ergänzung auf den vollen Stand der Feldarmee gebracht.

Die beiden Elemente, aus welchen diese sich bildete, waren natürlich in jeder Hinsicht außerordentlich verschieden, auch die Altersunterschiede so groß, daß dadurch allein schon die Gleichmäßigkeit von Ausbildung und Leistungen sehr erschwert wurde.

Daß bei einer solchen inneren Zusammensetzung der ganzen Heeresmasse die individuelle Erziehung des einzelnen Mannes, wie wir sie heute anstreben, eine Unmöglichkeit war, und daß man den

Offizieren keinen Vorwurf machen kann, wenn man im allgemeinen darauf verzichtete, leuchtet ein. Es gab wohl kein besseres Mittel, als diese verschiedenen Bestandteile durch stramme Massendressur in ein brauchbares und vor allem auch lenkbares Ganzes zusammenzuschweißen. Man denke sich heute eine Kompagnie von höchstens 90 Mann Friedensstand, von dem noch eine Anzahl Abkommandierte fehlen, bei Beginn der Kaisermanöver durch flüchtig ausgebildete Ersatzreservisten auf Kriegsstärke gesetzt, und man hat ein ungefähres Bild jener alten Truppe. Doch würde diese Kompagnie noch immer den Vorzug gleicher Wehrpflicht, Nationalität und Staatsangehörigkeit sowie eines annähernd gleichen Lebensalters der Mannschaft genießen.

Und doch darf man sich nicht vorstellen, daß das Heer des großen Königs und seiner nächsten Nachfolger lediglich durch Zwang und den Stock zusammengehalten wurde. Der Zauber des preußischen Namens, der Ruhm der Armee, der Glanz ihrer Feldzüge und Manöver haben sicherlich ihre Wirkung auf die Gemüter nicht verfehlt. Die landläufige Annahme von dem im Heere von 1806 herrschenden Prügelregiment bedarf einer erheblichen Einschränkung.

Noch bestand freilich das alte grausame Strafgesetz zu Recht, das selbst den Tod durch Feuer, Rad und Vierteilen noch kannte; doch wird von deren Anwendung nur in vereinzelten Fällen noch berichtet. Unnötige Grausamkeit sollte vermieden, bei härteren Todesstrafen vor Zufügung der Marter dem Leben des Delinquenten auf eine den Zuschauern unmerkliche Weise ein Ende gemacht werden.*) Das Gassenlaufen war noch im Gebrauch, eine das Gefühl verrohende Prozedur, aber es ist schwer festzustellen, wie häufig oder selten es vorgekommen ist. 1786 soll einer der in Berlin anwesenden französischen Offiziere aus dem Munde eines Sachkenners die Versicherung erhalten haben, daß zwei Drittel von den Ausländern der Berliner Garnison diese Strafe erlitten habe.**) Die Zuverlässigkeit solcher Angaben ist indessen fraglich, da man nicht weiß, ob sie auf sicheren Ermittlungen oder auf oberflächlicher Schätzung beruhen. Auch General Lecoq spricht einmal von erschreckender Wirksamkeit des Scharfrichters, gibt aber gleichfalls keine Zahlen an.***) Bis zum Ablaufe des Jahrhunderts hat auch darin ohne Zweifel eine Milde-

*) Poten, Das Preußische Heer vor 100 Jahren, S. 47.

**) Max Lehmann, Scharnhorst, II, S. 101.

***) Seine dies erwähnende Denkschrift findet weiter unten eingehende Behandlung.

rung stattgefunden, man würde sonst in der zeitgenössischen Literatur mehr von solchen rohen Exekutionen hören.*)

Die Strafen beruhten auf den neuen Kriegsartikeln vom 20. März 1797 und den dazu gegebenen Erläuterungen. Sie waren mit dem allgemeinen Landrecht in Übereinstimmung gebracht, ersetzten aber für das Heer meist noch die Freiheits- durch Körperstrafen, um den Bestraften nicht zu lange dem Dienste zu entziehen.**) Jedenfalls durften sie nur durch Urteilsspruch verhängt werden.

Wichtiger für die Betrachtung der herrschenden Zustände ist die alltägliche Behandlung des Soldaten, und sie war ohne Zweifel weniger roh, als die Gegenwart es sich auf Grund der Schmähschriften über das alte Heer gemeinhin vorstellt. Man verlangte auch damals schon Geduld von den Vorgesetzten, entzog den jungen Offizieren und Unteroffizieren das willkürliche Strafrecht über die Gemeinen, und sie wurden „hart mitgenommen", wo sie sich Mißhandlungen ihrer Untergebenen zuschulden kommen ließen. Der altgediente Soldat genoß der Fuchtel gegenüber, die als Disziplinarstrafe verhängt werden mußte, wenn auch nicht durch Gesetz, so doch durch Gebrauch ein begründetes Vorrecht. „Jeder Befehlshaber von oben an bis unten hin wußte, daß es ein Frevel gewesen und einen solchen Bestraften zur Verzweiflung hätte bringen können, wenn man ihn wegen eines Fehlers bei dem Exerzieren oder auch wegen anderer gelinder Vergehen nur mit einem einzigen Hiebe hätte bestrafen wollen."***)

*) Die Parolebefehle und Revuebestimmungen der Berliner und Potsdamer Garnison von 1803 bis 1805 drohen zwar ziemlich freigebig mit Spießruten und Gassenlaufen; allein es wird nur ein Fall der Vollstreckung an einem Unteroffizier und einem Gefreiten mit französischen Namen wegen Diebstahls, einer an einem Gemeinen, der sich fälschlich eines Mordes bezichtigt hatte, angeführt. Auf häufigere Anwendung läßt allerdings die Bestimmung schließen, daß solche Exekutionen künftig in den Exerzierhäusern, nicht im Freien, stattfinden sollten, um Aufläufe zu vermeiden. (Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des Preußischen Heeres, IX. Heft, Aus dem Garnisonleben von Berlin und Potsdam 1803 bis 1806, S. 25. 36.)

Eylert III, 1, 18 sagt: „Wenngleich die Exekution des Spießrutenlaufens, namentlich das im ersten Grade häufig, wenigstens alle Monat einigemal vorkam . . . ." Es ist aber dabei an Eylerts der alten Armee wenig freundliche Gesinnung zu denken.

**) Poten, S. 48.

***) Lossow, Denkwürdigkeiten zur Charakteristik der preußischen Armee. Glogau 1826. S. 204.

Man darf auch nicht außer acht lassen, daß jener Zeit vor 1806 die heutige Auffassung von Pflicht und Disziplin fremd war. Unser Erziehungsprinzip, dem Soldaten das Gefühl untrennbarer innerer Zusammengehörigkeit mit seinen Kameraden, seinen Vorgesetzten und seiner Truppe einzuflößen, um dadurch die Aufrechterhaltung der Mannszucht ohne Anwendung von Strafmitteln zu ermöglichen, wäre dem damals lebenden Geschlecht etwas Unverständliches gewesen. Die Eltern, welche über das Los ihrer Kinder entschieden, legten ebensowenig Wert darauf, deren freie Übereinstimmung zu erlangen, wie der Staat, der seine Angehörigen zu Soldaten machte, oder der Kapitän, der seine Leute drillte. Der kategorische Imperativ herrschte in Heer und Zeit, noch ehe ihn Kant gefunden hatte.

Das war nicht in Preußen allein so. Mauvillon*) wies schon zum Vergleiche darauf hin, daß die englischen Matrosen gewaltsam gepreßt wurden, wo man sie gerade auftreiben konnte, daß sie aber darum doch die englische Flotte nicht hätten schlagen lassen.**) „Die Königlichen Grenadiere des alten Frankreich, welche das Los zum Soldaten machte, waren darum nicht minder tapfer."

Auch soll man sich gegenwärtig halten, daß die im allgemeinen herrschenden Sitten noch rauhere waren. Man wird die Anwendung des Stocks, der neben der geregelten Strafrechtspflege seine Rolle spielte, schon weniger tragisch nehmen, wenn man liest, daß noch im Jahre 1803 der Königliche Stabsrittmeister vom Regiment Gardes du Corps Graf Henckel v. Donnersmarck***) kurz nach seiner Verlobung und einem Empfange beim Könige von seiner Frau Mutter im Potsdamer Schloß mit ein paar Ohrfeigen regaliert wurde, als er ihr widersprach. Das allgemeine Landrecht gewährte noch 1806 der Dienstherrschaft das Züchtigungsrecht über das Gesinde und erlaubte sogar, dasselbe auf Pächter und Wirtschaftsbeamte zu über-

---

*) Siehe S. 179.

**) Die preußische Aushebung und das Matrosenpressen der Engländer können freilich nicht wohl, wie es hier von Mauvillon geschieht, in Parallele gestellt werden. In Preußen wurden die Aushebungen durch Offiziere des Regiments, dem das Kanton gehörte, und von den Steuerräten unter den gesetzlich festgestellten Kategorien der Pflichtigen vorgenommen. Auch genossen die zum Eintritt in den Dienst Bezeichneten Privilegien dem Gutsherrn und dessen Vogt gegenüber.

***) Erinnerungen aus meinem Leben. Zerbst 1846. S. 37.

tragen. Nur grobe Mißhandlungen sollten nach den Kriminalgesetzen geahndet werden.*)

Wie hätte auch die Geschichte des alten Heeres gerade aus der Unglückszeit von so manchen Szenen treuer Anhänglichkeit der Mannschaft an ihre Offiziere und dem patriarchalischen Verhältnisse zwischen beiden zu erzählen gehabt, wenn es in jenem wirklich so hergegangen wäre, wie die Zerrbilder uns vorspiegeln, die der Feindschaft gegen das alte Staatssystem entsprungen sind.

Es wäre ungerecht, von der Armee zu verlangen, daß sie sich über ihre Zeit und deren ganze Empfindungsweise hätte erheben sollen. Der Sittenmesser für jene muß eine andere Gradeinteilung erhalten wie für die unsrige. „Wenn damals die körperlichen Strafen hätten wegfallen oder gemildert werden sollen, so würde an ihre Stelle etwas anderes haben gesetzt werden müssen, während dort mit einer körperlichen Züchtigung in Fällen ausgereicht werden konnte, in welchen man heutzutage die Lebensstrafe annehmen muß. Es bleibe unentschieden, welche Art weniger eigentlich grausam ist; soviel aber scheint zu erhellen, daß die erstere gerade und schneller zum Ziele führte und dem Zustande der Armee angemessener war als die letzte."**)

König Friedrich Wilhelm II. besserte die Lage von Offizieren und Unteroffizieren und milderte auch den dienstlichen Ton im Heere. Die darauf bezüglichen Befehle und Verordnungen tragen einen verhältnismäßig humanen Grundzug.

Bei einer seiner ersten Breslauer Revuen versammelte er seine Generale und Stabsoffiziere um sich und empfahl ihnen die Höflich-

*) Allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten. Neue Ausgabe. Berlin 1806 3. Band, 2. Teil, 7. Titel.

**) Lossow, Denkwürdigkeiten zur Charakteristik der preußischen Armee, S. 204. Von großem Interesse für die Zustände und das alltägliche Leben in der alten Armee zur Zeit von 1783 bis 1806 ist: F. C. Laukhards, vorzeitigen Magisters der Philosophie und jetzt Musketiers unter dem v. Thaddenschen Regiment zu Halle, Leben und Schicksale, von ihm selbst beschrieben und zur Warnung für Eltern und studierende Jünglinge herausgegeben. 4 Teile. Halle 1792. L. sah noch den großen König bei der Revue in Magdeburg und sagt von ihm: „Viele tausend Personalitäten in eine einzige umgeschmolzen." (2. Teil, S. 275.)

keit gegen die Subalternoffiziere.*) „Man richtet dadurch mehr wie durch Grobheit aus." Irrungen junger Leute, welche nicht gerade die Ehre des Standes berührten, sollten in der Stille erledigt werden. „Wir haben Beispiele, daß aus solchen Leuten, die in der Jugend lustig und gutes Mutes gewesen, die ersten Generale in der Armee entstanden sind." Nur „niederträchtige Streiche" sollten unnachsichtliche Ahndung finden.

Möllendorff, der Gouverneur der Haupt- und Residenzstadt Berlin, pflegte seine Offiziere kurz vor der Ankunft der Königsurlauber bei den Fahnen zu ermahnen und ihnen „menschliche Behandlung der Untergebenen und Gelassenheit" zu empfehlen. Er legte ihnen ans Herz, auch die niederen Stände zu achten, sich um die Gesundheit und das Wohlergehen der Mannschaft zu bemühen. Die Montierungsstücke sollten dem Soldaten in natura, nicht, wie es vielfach üblich gewesen war, in Geld verabfolgt werden, „damit er nicht beim Einkauf hintergangen wird". Ja, Möllendorff verlangte sogar schon, daß dem „Burschen" die Ursache begreiflich gemacht werde, warum man dies und jenes von ihm verlange, „weil der Grund von allem in den ersten Anfangsgründen liegt".

General Graf Henckel**) wirkte ähnlich im Osten der Monarchie, in Insterburg. Von ihm ist ein Befehl vom 14. März 1791 erhalten,***) welcher anordnet, daß die Urlauber am Nachmittage nicht exerzieren sollten, weil sie meistens das ganze Jahr hindurch bei der Fahne gewesen seien.†) Nur in den ersten vier bis fünf Tagen sollte es stattfinden, um die Bursche wieder „adrett" zu machen, „ohne daß es den jungen Offizieren erlaubt wird, sie zu brouillieren, noch zu prügeln".

König Friedrich Wilhelm III. fuhr bekanntlich in gleichen Bahnen fort.††)

---

*) Neues militärisches Journal, III, S. 203.

**) Der ältere Henckel, bekannt als Adjutant des Prinzen Heinrich.

***) Kriegsarchiv E. II, 27. General Graf Henckel war Inspekteur der preußischen Infanterie-Inspektion, Gouverneur von Königsberg und kommandierte 1790 das bei Insterburg gegen Rußland zusammengezogene Korps.

†) Wegen der Mobilmachung und der Versammlung der Armee in Schlesien während des Mai, Juni und Juli 1790 gegen Österreich und, nachdem Österreich sich in der Konvention von Reichenbach den Forderungen Preußens gefügt hatte, gegen Rußland in Ostpreußen.

††) Bei der Kompagnie v. Wienskowski vom ersten Bataillon Garde erhielten während der fünf Monate vom September 1805 bis Ende Januar 1806, in welche

Eine allgemeine Verschlimmerung im Vergleich zur friderizianischen Periode war nur in materieller Beziehung eingetreten. Zu Ende des achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts stiegen die Preise aller Erzeugnisse sehr erheblich. Die der Truppe zur Verfügung stehenden Mittel aber blieben dieselben oder wuchsen doch nicht im gleichen Maße. Es mußte an allen Heeresbedürfnissen gespart werden. „Im Zeughause zu Berlin wurde die Ausrüstung der Artillerie mit einer Sorgfalt aufbewahrt, daß jeder Strick und jeder Nagel vorrätig waren, aber Stricke und Nägel waren gleich unbrauchbar", erzählt Clausewitz in seinen Nachrichten.*)

Die Waffe des Soldaten wurde immer blank erhalten,**) die Gewehrläufe mit dem Ladestock fleißig poliert, die Schäfte alljährlich gefirnißt. Ob aber die Gewehre noch als Schußwaffe taugten oder infolge ihres Alters unbrauchbar waren, darauf scheint man weniger geachtet zu haben.***)

Gehalt und Löhnungssätze für Offiziere und Mannschaft waren fast unverändert noch die alten, die Lebensmittel aber zwiefach teurer als ehedem. Immer bitterer war also der Mangel geworden, in dem der Soldat leben mußte, und er wurde mehr empfunden, weil rings-

---

die Mobilmachung und der erste Ausmarsch gegen die Franzosen fällt, im ganzen 25 Grenadiere Fuchtelhiebe, welche vom Chef als Disziplinarstrafe verfügt wurden. Die meisten dieser Bestrafungen beschränken sich auf drei bis vier Hiebe mit einer eigens dazu bestimmten Degenklinge. Seltener kommen sechs bis acht, einmal zehn, zweimal zwölf, einmal vierundzwanzig Fuchtelhiebe vor.

*) S. 426.

**) Am 25. November 1805 befahl der König, daß bei den neuen Gewehren weder der Stock stark aufgestoßen, noch die Läufe oder Schäfte poliert werden sollten, sondern nur die Eisenteile rostfrei zu erhalten seien. (Kriegsarchiv D. II, 2).

***) Im Jahre 1805 mußten — wenigstens steht dies von der Garde fest — die Kompagnien der preußischen Armee ihre Gewehre vor dem Ausmarsch erproben. Eine Kompagnie, welche auf 100, 150, 200 Schritt mit halben Pelotons und einzeln nach einer 6 Fuß hohen, zwölf Fuß breiten Scheibe feuern ließ, erzielte auf 564 Schuß nur 220 Treffer. Die Gewehre, welche „nicht gut getan", wurden sodann gegen neue ausgetauscht; die betreffende Kompagnie erhielt deren 21. Kurz nach dem erwähnten Austausch (28. Oktober) kamen die neuen Nothardtschen Gewehre für das ganze Bataillon an (9. November), und von diesen letzteren wurden am 30. November 22 für die Schützen mit Hilfe Königlicher Jäger ausgesucht. Die Schützen bei den sieben mit Nothardt-Gewehren ausgerüsteten Bataillonen bekamen auch solche, nicht die gezogenen „Schützengewehre". Kriegsarchiv D II, 2.

umher Wohlstand und Lebensgenuß fortschritten, das Land von Jahr zu Jahr reicher wurde.

Wie schwer, ja fast unmöglich es den Offizieren bei der bestehenden Heeresverfassung war, sich im modernen Sinne für das Feld- und Kriegsleben auszubilden, sich die Fähigkeit zu selbständigem, sachkundigem Führer zu erwerben, ist ohne weiteres klar. Während der Exerzierzeit steckten sie als Kommandomaschinen an ihrem fest bestimmten Platze in Reihe und Glied. Nach der Exerzierzeit hatten sie keine Mannschaften zu Übungen. In den Kasernen, auf Exerzier- oder Reitplätzen und in Pferdeställen ließ der Felddienst sich nicht lernen. Fürwahr, man ist in Verlegenheit, wenn man unter solchen Umständen die Grundzüge für feldmäßige Schulung des Offizierkorps entwerfen soll.

Das waren Übelstände, aber sie hatten, abgesehen von der steigenden Kargheit und Ärmlichkeit der Ausrüstung, immer schon bestanden. Die Vorwürfe, die sich gegen die Armee von 1806 richteten, gebühren auch der Armee Friedrichs des Großen; denn jene hatte von dieser ihr ganzes organisatorisches Gefüge geerbt. Jedenfalls sind die Schäden und Mängel keine neu entstandenen. Sie waren nicht das Ergebnis von Schlaffheit und Vernachlässigung, wie es so vielfach angenommen wird. Sie sind auch dem friderizianischen Heere schon eigen gewesen und haben in dessen Natur gelegen. Mit derselben hängen Ausländerwerbung und Urlaubersystem, hängt auch die außerordentliche Dienststrenge zusammen. Die aufs äußerste gesteigerte Kargheit in allen Zweigen der militärischen Verwaltung und des militärischen Lebens überhaupt war zu Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen Zeiten ein Gebot der Selbsterhaltung gewesen. Wie hätte sonst das arme und kleine Land, von dem große Teile noch unter den Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges litten, eine Armee von Hunderttausenden erhalten und sieben schwere Jahre lang einen Krieg gegen halb Europa führen können. Das Bettlerdasein des gemeinen Soldaten, das ihn am Ende zur Verdrossenheit führen mußte, die Knapphanswirtschaft der Kompagnie- und Eskadronchefs, die Belassung überalterter Invaliden in Reihe und Glied, die Duldung kriegsuntüchtig gewordener Generale und Stabsoffiziere an der Spitze ihrer Truppen, die Einschränkungen der Gelegenheit für sie, sich auf den Führerberuf im Frieden vorzubereiten — das alles hing damit

zusammen. Diese Schwächen mußten in den Kauf genommen werden, wollte Preußen seine Machtstellung behaupten und neben Österreich als selbständiges, gleichberechtigtes Staatswesen dastehen.

Die Gebrechen der Heeresverfassung waren zur Zeit der großen Siege der Menge nicht sichtbar geworden, weil des gewaltigen Königs Weisheit und Stärke die nachteiligen Wirkungen derselben einzudämmen verstand. Sein Ruhm hielt die Stimmen verwegener Tadler zurück. Wer mochte an der Trefflichkeit einer Wehrverfassung zweifeln, die sich auf soviel Schlachtfeldern bewährt hatte, wer den König, der unbestritten als der größte Krieger des Jahrhunderts galt, auf dem eigensten Boden seiner Wirksamkeit abfällig beurteilen? Zudem fehlte der Vergleich mit etwas seiner Natur nach Besserem. Die Kriegsverfassung der anderen europäischen Staaten war innerlich nicht kräftiger, nationale Heere gab es noch nicht. Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große hatten das Problem, mit dem Werbesystem eine hohe Truppenstärke in der Armee zu vereinigen, meisterhaft gelöst.

Je eingehender man die Heereszustände von 1806 mit denen aus Friedrichs Zeit vergleicht, desto mehr begreift man, daß die Armee sich bis Jena hin immer noch das Heer des großen Königs nannte. Die inneren Gebrechen waren, nicht durch die Schuld des Adels und des Offizierkorps, wohl aber durch die veränderten Zeitläufte, namentlich durch den sich mehr und mehr verschärfenden Zwiespalt im Leben innerhalb und außerhalb der Armee bedrohlicher geworden. Aber nur ein scharfes Auge vermochte sie zu erkennen. Äußerlich traten sie noch nicht in die Erscheinung, und eine Fülle von Glanz verdeckte sie. Noch immer traten tüchtige und vorurteilsfreie Soldaten unbedingt für die alte Heeresverfassung ein.*)

Man kommt im großen ganzen auch zu der Überzeugung, daß das Heer von Jena wirklich noch Friedrichs Heer war. Die Verbesserungen und Reformen, welche es erfahren, überwogen die eingetretenen Mängel. In gewöhnlichen Zeiten hätte man sie als bedeutende angesehen und den Fortschritt für einen ausreichenden gehalten.

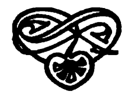
*) Unter anderen Scharnhorsts Freund und Gönner F. v. der Decken in „Betrachtungen über das Verhältnis des Kriegsstandes zum Zwecke der Staaten". Hannover bei Helwing 1800. S. 196 ff. Er verlangt allerdings eine bedeutende Herabsetzung der Dienstzeit, Ausbildung aller Wehrfähigen usw.

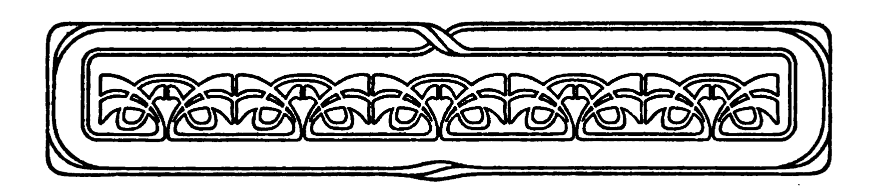
Wenn auf den Höhen von Capellendorf die Österreicher von Leuthen mit ihrem linken Flügel gestanden hätten, sie wären durch Rüchels Echelonangriff wohl ebensogut über den Haufen geworfen worden wie einst am Sagschützer Hügel durch des großen Königs stürmende Bataillone. Allein die Zeiten hatten sich geändert.

Man hatte nicht mehr die Österreicher von Leuthen vor sich, sondern die Franzosen von Austerlitz, und man unterlag. Hier nun ist die wichtige Beschränkung für das Ergebnis aller bisher geführten Untersuchungen vorweg ins Auge zu fassen. Die preußische Armee von 1806 stand noch auf der alten Höhe; in ihrer Art war sie noch immer im trefflichsten Zustande — dies alles aber doch nur, wenn man sie mit sich selbst aus früheren Tagen verglich, wenn man sie von einem rein preußischen Standpunkt aus beurteilte.

Die schweren Aufgaben, welche sie sich auf den Revueplätzen und den Manöverfeldern stellte, erfüllte sie, trotz der mancherlei Unvollkommenheiten des Materials, jedesmal auf das beste. Keine andere hätte es ihr dort gleich getan. Aber der eigentümlichen Probe, welche ihr die Franzosen an der Saale stellten, war sie n i c h t gewachsen, und darauf allein kam es in dem Unglücksjahre an. Nur die preußische, nicht aber die internationale Kritik hielt sie aus, welche Napoleon, freilich mit der besten Armee, die er jemals geführt,*) bei Jena und Auerstedt fällte.

*) Man wird dies von der Armee des Kaisers im Jahre 1806 sagen dürfen. Die Nachwirkung der Siege von 1805 war in derselben noch lebendig und tat sicherlich sehr viel.





VII. Verbesserungsversuche und Reformbestrebungen vor der Katastrophe.

1. König Friedrich Wilhelms II. Regierungsbeginn.

(Kleists, Kalckreuths u. a. Vorschläge. Das Ober-Kriegskollegium.)

Wenn man der Geschichte das eben gesprochene Urteil entnimmt, ist es wunderbar zu sehen, wie es trotzdem während des ganzen Abschnitts zwischen des großen Königs Tode und der Niederlage in der Armee gegärt und gebrodelt hat, wie sie oft anscheinend nahe daran war, sich gänzlich umzugestalten und ihrer Zeit Rechnung zu tragen. Durchblättert man die vergilbten Aktenbände aus jener Periode, so ruft man unwillkürlich aus: „Wie war es möglich, daß eine Armee zugrunde ging, in der soviel gedacht und gestrebt worden ist."

An der Geschichte dieser fruchtlosen Bestrebungen und vergeblichen Anläufe aber dürfen wir nicht achtlos vorübergehen. Sie bilden das Rätsel der Zeit, enthalten die eindringlichste Mahnung für die Zukunft und blieben nicht ohne Einwirkung auf die Wiedererstehung des Staats nach der Niederlage.

Die Versuche, am Heerwesen zu bessern, begannen schon bei Friedrichs Lebzeiten. Von des Königs eigener rastloser Tätigkeit, die bis zu seinem Tode fortdauerte, kann man absehen; sie ist bekannt genug. Interessanter für uns ist, daß auch an ihn aus den Kreisen der Armee Vorschläge zu Reformen herantraten. Einige davon sind noch erhalten. Vom Beginn des Jahres 1766 rührt ein „Idealisches Projekt zur Einrichtung der Armee"*) her, welches dem Könige vor-

*) Kriegsarchiv E. II, 37. Verfasser ist wahrscheinlich der Herzog von Bevern.

15*

schlägt, die Infanterie-Regimenter auf 14 Kompagnien zu setzen, nämlich 2 Grenadier- und 3 Bataillone zu 4 Kompagnien, von denen eines als Depot diente, und tüchtige, leichte Truppen aus den aufzulösenden Garnison-Regimentern zu ziehen, da die alten Frei-Bataillone nur gut zum Plündern und Rauben seien. Auch soll den Kompagniechefs die Ökonomie abgenommen werden.

„Freymüthige Gedanken über verschiedene Gegenstände der Königlich Preußischen Kriegsverfassung"*) stammen gleichfalls aus Friedrichs Regierungszeit. Sie schlagen die Abschaffung der lebenslänglichen und die Einführung einer zwanzigjährigen Dienstzeit**) vor, um die Auswanderung zu vermindern und die Lust zum Soldatenstande zu heben. Die Klage über die vielen Ausnahmen von der Gestellungspflicht, welche es herbeiführten, daß nur die Hefe des Volks noch diene und die Armee an innerer Güte verliere, wurde in einer „Einleitung zur Abhandlung über das Kriegswesen der Preußischen Monarchie" laut.***)

Die „freymüthigen Gedanken" entschuldigen gleichsam ihr Dasein. Sie beginnen mit der Versicherung, daß der Ruhm der preußischen Waffen „grenzenlos" sei, daß das Heer fortwährend an seiner Vervollkommnung arbeite, ja, daß es niemals von einem fremden erreicht werden würde. Dann erst treten schüchtern die Andeutungen über die Mängel hervor.

Die „Einleitung" meint, daß, abgesehen von den vielen Ausnahmen von der Dienstpflicht, auch die zu hohen Anforderungen die Tüchtigkeit der Armee beeinträchtigten; die fremden Staaten ahmten Preußen nach, und dieses, um seinen Vorsprung zu behaupten, führte allerlei äußere Verbesserungen ohne Zusammenhang mit dem Ganzen ein. „Dies konnte aber nicht wohl geschehen, ohne unsere Kräfte zu übertreiben und höher zu spannen, als sie beim ernstlichen Gebrauch auszudauern vermögen."

---

*) Kriegsarchiv E. II, 10.

**) Für die Kantonisten galt, wie bekannt (siehe S. 198), dem Namen nach schon die zwanzigjährige Dienstzeit, indessen eben nur dem Namen nach. Die Leute waren berechtigt, nach Ablauf derselben ihre Entlassung zu beantragen; die Bewilligung hing jedoch dann noch von Erfüllung verschiedener Bedingungen ab, so daß tatsächlich in den meisten Fällen die Dienstzeit bis zur Invalidität fortwährte.

***) Kriegsarchiv E. II, 37.

Sicherlich sind viele ähnliche Wünsche, Hoffnungen, Pläne zu des großen Königs Ohr gedrungen, der aber des fremden Rats nicht bedurfte und, Führer und Bildner seines Heeres in eigener Person, nach seinem Ermessen handelte.*)**)

Mit großen Erwartungen sah die Armee dem Beginn der neuen Regierung entgegen, und dieser Beginn war ein sehr verheißungsvoller.

König Friedrich Wilhelm II. hatte sich im Bayerischen Erbfolgekriege Kriegserfahrung erworben. Mit seiner Truppenführung beim Rückzuge aus Böhmen 1779 zeigte sich der große König außerordentlich zufrieden und bekundete ihm dies öffentlich in Gegenwart der Truppen durch eine Umarmung. Dabei war er von viel natürlichem Verstande und einer ritterlichen und humanen Sinnesart.***) Es scheint, daß sich auch bald die strebsamen Geister aus der Armee an ihn wendeten. Das Zeitalter der Denkschriften begann. Mirabeau, der aufrichtige Bewunderer der preußischen Monarchie, hielt sich berechtigt, dem neuen Könige in einem offenen Briefe ein förmliches Reformprogramm vorzulegen.†) Eine weitschweifige Arbeit des durch die

---

*) Eine vollständige Aufzählung aller dieser Bestrebungen ist heutzutage unmöglich, gehört aber auch nicht in den Rahmen dieser Arbeit. Ich habe mich damit begnügt, einige, besonders kennzeichnende Versuche hervorzusuchen, welche ein Schlaglicht auf die Zustände jener Zeit werfen.

**) Von den interessanteren Neuerungsvorschlägen aus der Zeit des großen Königs ist noch derjenige eines ungenannten Regimentschefs zu erwähnen, welcher die Errichtung von 30 000 Mann leichter Truppen verlangte. 12 000 Mann sollten bei Ausbruch des Krieges geworbene Ausländer-Freiregimenter als enfants perdus der Armee stellen. 18 000 Mann hingegen hoffte der Verfasser aus kantonfreien Bezirken im Schlesischen Gebirge, Kolonisten, eximierten Bauern, den Wilddieben in Ostpreußen, die auch 1757 im Verein mit einigen Landleuten den Weg von Tilsit nach Labiau und Wehlau im Baumwalde verteidigt hätten, sowie endlich aus Soldatensöhnen unter fünf Zoll aufzubringen, welche letztere, sonst nicht in die Armee gestellt, meist verwahrlosten. Diese Soldatensöhne sollten zu den Förstern in die Lehre gegeben, während der Schonzeit aber zusammengezogen und im Dienst der leichten Infanterie geübt werden. Ständige Kadres sind für notwendig erklärt, doch könnten die Subalternoffiziere auf ihren Gütern leben.

***) Ein sehr günstiges, doch wohl über das richtige Maß hinausgehendes Urteil über die Persönlichkeit Friedrich Wilhelms II. findet sich bei A. F. Riedel. Der Brandenburgisch-Preußische Staatshaushalt in den beiden letzten Jahrhunderten. Berlin 1866. S. 135.

†) Lettre remise à Frédéric-Guillaume roi régnant de Prusse le jour de son avénement au trône. Par le comte de Mirabeau. Berlin 1787. Ein Auszug des Briefes befindet sich in: Mirabeau, Mémoires biographiques, littéraires et politiques. Paris 1841. IV, S. 351.

Kapitulation von Magdeburg zu trauriger Berühmtheit gelangten Kleist folgte. Sie enthielt eine Reihe von Verbesserungsvorschlägen für die einzelnen Waffen;*) die Lage der Offiziere sollte günstiger gestaltet werden. Bemerkenswert für die Stimmung der Zeit ist der Schluß des in Magdeburg am 24. September 1786 verfaßten Schriftstücks: „Glücklich schätze ich mich, den Augenblick erlebt zu haben, wo der Rechtschaffene hoffen kann, gehört und geschätzt zu werden, den Augenblick zu sehen, wo der König Wahrheit liebt und mit Wahrheit behandelt sein will. Glücklich ist das Volk, das einen solchen Regenten hat." „Viel falsch und obenhin behandelt", fügte Möllendorf der Arbeit als sein Urteil an.

Sie blieb nicht die einzige. Eine beträchtliche Anzahl anderer über fall alle Zweige des Heerwesens folgte nach.**) Wichtig ist ein Memoire jener Tage um der Person seines Verfassers willen. Es rührt von Kalckreuth her, vormals Adjutant des Prinzen Heinrich, nachmals Feldmarschall und Verteidiger von Danzig, einem der originellsten und geistreichsten Köpfe des Heeres. Seine bekannte Neigung zur Satire***) tritt in dieser Arbeit nirgends hervor. Leider kann man nicht ersehen, welches Schicksal ihr geworden ist. In Scharnhorsts Nachlaß,†) in dem sie sich vorfand, kann sie nur aus den Papieren des General-Quartiermeisterstabes geraten sein. Die Art der äußeren Ausstattung läßt annehmen, daß sie zur Einreichung an hoher oder höchster Stelle bestimmt war. Alles ist sorgsam durchdacht und ausgeführt.

Kalckreuth, damals schon als Chef seines Regiments bekannt,††) leitet die in Salzwedel am 15. Januar 1787 geschriebenen „Bemerkungen über die Preußische Kriegs-Verfassung, besonders in Rücksicht auf die Kavallerie"†††) mit dem gewöhnlichen Glaubensbekenntnis ein: „Das Übergewicht der preußischen Truppen über alle anderen Armeen ist weltkundig." Dann

---

*) Kriegsarchiv E. II, 37.

**) Kriegsarchiv E. II, 37. Das Aktenstück enthält 27 Memoires dieser Art.

***) Siehe S. 117.

†) Nr. 95.

††) Auch die 1786 in Preußen als Revue-Gäste anwesenden Französischen Offiziere erwähnen lobend sein Regiment, welches sie bei der Magdeburger Revue kennen lernten.

†††) Kriegsarchiv, Scharnhorsts Nachlaß, 95.

bringt er viele Änderungen im Dienstbetriebe und im Ersatzwesen des Heeres in Vorschlag. Vielfach empfiehlt er die Rückkehr zu den Zuständen vor 1763. So tadelt er sehr lebhaft, daß die Einkünfte der Kompagniechefs beschränkt worden seien; dadurch höre der Trieb im niederen Offizierkorps auf. Der Kompagniechef könne nichts mehr in Friedenszeiten erübrigen, um, an Ersparnissen reich, einem Kriege getrost entgegenzusehen. Selbständigkeit der Kompagnien erklärt er für den wichtigsten Grundpfeiler der Tüchtigkeit der Truppe. Durchaus will er die alte glänzende Lage des Kapitäns wiederherstellen,*) Privatwerbung, keine Generalwerbung verlangt er mit Entschiedenheit, um den individuellen Eifer aller Chefs anzuspornen. Diesen zu fördern, ist er durchweg bedacht.

Sehr scharf wendet er sich gegen die Behauptung, daß die Behandlung des gemeinen Mannes zu streng sei. „Die französischen Schwätzer, die sich mitunter für militärische Schriftsteller halten, unter anderen der Verfasser des „Essai sur la tactique prussienne“ denunzieren die preußischen Offiziere dem Monarchen und Publico als grausame Tyrannen ihrer Soldaten. Es können zwar einzelne harte Fälle, die ich nicht gut heiße, vorgefallen sein, aber im ganzen ist man im preußischen Dienst sehr milde.“ Außer Dienst verlangt er mehr Aufsicht, damit die Leute nicht Trinker und Spieler würden, wodurch viele Selbstmorde zu erklären seien. Auch sollen die Wirte überwacht werden, damit sie die Soldaten nicht zum Trinken verleiten.**)

Für die Kantoneinrichtungen, bezüglich welcher er gründliche Kenntnisse besaß, sowie für das Remontewesen regt er eine Reihe von Neuerungen an. Unter denselben befindet sich auch die Anlage von Landgestüten, Überlassung des Remonteankaufs und des Verkaufs unbrauchbarer Pferde an die Regimentskommandeure.

Scharf geht es über das Kontrollverfahren der Ober-Rechnungskammer her. „Nichts ist den Regimentern lästiger und für den Königlichen Dienst unbedeutender als die seit einigen Jahren eingeführte Vormundschaft der Ober-Rechnungskammer. Ist bei irgend

*) Daher sollen auch die Kompagnien bei den Kürassieren als zu schwach ganz in Fortfall kommen.

**) Er wendete dabei das freilich recht drastische Mittel an, den Wirten, bei denen sich einer seiner Dragoner betrunken hatte, die Fenster einschlagen zu lassen.

einem Belag die größte Kleinigkeit nicht mit der Idee der Herren der Ober-Rechnungskammer passend, so kommt ein großes monitum, als wenn die Chefs der Regimenter, die ihre Pflicht treulich erfüllen, Alles in der strictesten Ordnung halten, nicht wichtigere Geschäfte für den Staat hätten, als diese unbedeutenden Schreibereien, wo sich zuweilen ein ganzer Bogen auf einen Groschen bezieht, durchzulesen, und als wenn es möglich wäre, daß Männer, die 40 und 50 Jahre Rechtschaffenheit vor sich haben, Seine Königliche Majestät um etliche Thaler und Groschen hintergehen könnten."*)

Entwickelt Kalckreuth auch keine Reformideen im großen, so verraten seine sehr treffenden Bemerkungen doch das Auge eines scharfen Beobachters.

König Friedrich Wilhelms Tätigkeit nahm eine weit bedeutsamere Richtung, als sie diese und ähnliche Eingaben vorzeichneten. Er brachte in seine Regierung augenscheinlich ein festes militärisches Programm mit, das sich während der letzten Jahre von Friedrichs Regierung bei ihm herausgebildet hatte. Jedenfalls wurde ein großes Übel sofort an der Wurzel gefaßt, als der neue König eine Reihe von Maßnahmen traf, um die materielle Lage der Armee zu bessern. Ein allgemeines, außerordentliches Avancement hatte zunächst diese Bestimmung und sollte belebend wirken.**) Unter Vorsitz des Ministers Heinitz trat ferner eine besondere Kommission zusammen, zu welcher auch Möllendorff gehörte, die den Zustand der Bekleidung der Armee, die Vorräte der Lieferanten und ihr Verfahren untersuchen sollte. Schon am 19. November 1786 legte die Kommission in einem gedruckten „Avertissement" die Grundsätze öffentlich dar, nach denen sie fernerhin handeln wollte und die Armee sich zu richten habe. Der König hatte das ausführliche Gutachten mit eigenhändigen Rand-

---

*) Dieser Ausfall gegen die Oberrechenkammer — so lautete die amtliche Bezeichnung — scheint in Zusammenhang mit der Instruktion zu stehen, die Friedrich Wilhelm II. dieser Behörde am 2. November 1786 gab. (Vgl. Hertel, Die Preußische Oberrechnungskammer. Berlin 1884. S. 13 und 76 ff.) Es heißt in der Instruktion Sectio II (Hertel, S. 83): Alle Militär- und Regimentsrechnungen . . . . sollen auch zu dem Ende fernerhin an selbige (Oberrechenkammer) eingesandt werden. In der vorangehenden Instruktion vom 13. Februar 1770 findet sich eine derartige Bestimmung nicht.

**) Martin Philippson, Geschichte des Preußischen Staatswesens vom Tode Friedrichs des Großen bis zu den Freiheitskriegen, I, S. 177.

bemerkungen versehen, welche seine rege Teilnahme bekunden. Alle alten Lieferungsverträge sollten aufgehoben, neue, bessere, geschlossen werden. „Die älteren Konzessionisten, sonderlich die großen Lieferanten, müssen nicht Vorzüge haben, weil sonsten die neuen und kleinen nicht aufkommen können", bemerkt der König dazu. „Bei der geringsten erweislichen Klage eines Regiments muß der Lieferant fort und hart bestraft werden", schreibt er an anderer Stelle und ordnet bei Bestellung der Sachverständigen, welche zu prüfen hatten, an: „Die Schaumeister muß man gut bezahlen, damit sie nicht bestochen werden".

Gehaltsverbesserungen traten ein, und namentlich wurde die Stellung der Kompagniechefs gehoben. Der König setzte die Zahl der Urlauber, die unter Friedrich verschieden gewesen, durchweg gleichmäßig fest, da die Ungleichheit „zu Neid und Jalousien leicht Anlaß geben könne". Die Kompagnien bei den Kürassieren gingen ein; bei der gesamten Kavallerie bildete nun die Schwadron, ein doppelt so starker Körper, die geringste Einheit.*) Die Ausländerwerbung wurde wieder den Regimentern überlassen.**) Der König verzichtete auf die großen Leute, deren Anwerbung die vielen Gewalttaten veranlaßt hatte. Ein Werbemanifest verhieß strenge Ordnung und Erfüllung der Bedingungen. Ein neues Werbereglement ordnete die Art der Werbung, um die Ausschreitungen zu verhüten.***) Strenge Strafen wurden auf jeden Vertrauensbruch der Werber gesetzt. Für den Krieg übernahm der König später die Werbung auf seine Kosten und erleichterte sie dadurch bedeutend.†)

Ebenso wurde eine Neubearbeitung des Kantonreglements schon 1788 in Angriff genommen. Minister v. Gaudi und General

---

*) L'Homme de Courbière, Geschichte der Brandenburgisch-Preußischen Heeresverfassung. Berlin 1852. S. 127 ff.

**) Da auch diese Einrichtungen in Kalckreuths Denkschrift empfohlen sind, so läßt sich deren Einfluß, wenn er auch nicht bestimmt nachzuweisen ist, doch mit aller Wahrscheinlichkeit annehmen. Vgl. in Kalckreuths Denkschrift (Scharnhorsts Nachlaß Nr. 95) die Abschnitte: „Von der Werbung" und „Unglückliche Verfassung der Kürassiere auf Compagnien zu stehn", mit den tatsächlich nachher getroffenen Maßnahmen.

***) Es ist 16 Tage nach Kalckreuths Denkschrift, nämlich am 1. Februar 1787, erschienen.

†) Courbière, S. 128.

v. Möllendorff übernahmen den Vorsitz der hierfür eingesetzten Kommission.*)

Besserte Friedrich Wilhelm einerseits die Lage der Offiziere, so suchte er auf der andern den Unterschleifen und Mißbräuchen, die sich in der letzten Zeit eingeschlichen, ernstlich zu steuern. Er wendete sich in dieser Beziehung an die Generalinspekteure.**) Bemerkenswert ist es, wie auch der König, ehe er dem Übel zu Leibe geht und davon spricht, daß im Heere die Wahrheit aus dem Listenwesen verbannt worden sei, daß häufige Denunziationen und schmutzige Prozesse „ein höchst widriges Licht vor der Welt verbreitet haben", sich seines Schrittes halber rechtfertigt. Es wird zwischen den aufrichtigen Bitterkeiten viel Erhebendes gesagt; es werden in den Tadel reiche Spenden an Lob eingestreut, als fühle Friedrich Wilhelm den Zwang, das Andenken seines großen Vorfahrs und zugleich die Eigenliebe der Armee zu schonen. Das Rundschreiben nennt diese „ruhmvoll und siegreich", spricht von ihrer „großen und selbst bei Vergleichung aller Zeiten seltenen Vortrefflichkeit" und erklärt, daß „sie bis zur höchsten Vollkommenheit, dem von allen Kriegsvölkern noch nicht erreichten Ziele, nur noch wenig Schritte zurückzulegen habe".

Wie sehr es auch Friedrich Wilhelm II. ehrt, der Schöpfung Friedrichs Achtung zu zollen, so war doch viel Anerkennung kaum geeignet, Selbsterkenntnis und vorurteilslose Kritik in den Reihen des Heeres zu fördern.

Der König blieb übrigens nicht bei diesen ersten Schritten stehen. Eine ganze Reihe von ähnlichen Verfügungen folgte. Am 27. Februar 1787 regelte er auch das Freiwächterwesen. Am 6. Juli desselben Jahres wurde den Kompagniechefs ausdrücklich verboten, den Beurlaubten für die zu liefernden kleinen Montierungsstücke Geld abzunehmen. „Seine Königliche Majestät wollen auch zugleich alle übrigen Arten, welche noch existieren möchten, um den Beurlaubten um sein sauer erworbenes Geld zu bringen, gänzlich abgeschafft wissen."***)

---

*) Nach Philippson, I, S. 175 im Geh. Staatsarchiv, Gen. Dep. Tit. XXXII, Nr. 2, Vol. 1.

**) Courbière, S. 116.

***) Kriegs-Ministerialarchiv. „Verordnungen aus der reponierten Registratur des vormaligen Infanterie-Regiments v. Möllendorff, de 28. Dezember 1786 ad 7. Dezember 1798" — eine für die Geschichte des Heeres höchst wichtige Sammlung.

Erlasse an das Offizierkorps verboten Schuldenmachen, Ausschweifungen, insonderheit das Spiel. Der König verfügte sogar Strafversetzungen und drohte andere strenge Maßregeln an, um dem üppigen Leben einzelner, zumal in Berlin, zu steuern. Er gebot eine menschliche Behandlung der Untergebenen und machte es den Offizieren zur Pflicht, sich die „für den Krieg so unentbehrliche Liebe des gemeinen Mannes zu erwerben".

Fortwährend war Friedrich Wilhelm durch Verfügungen um die sittliche Hebung des Offizierkorps bemüht. Er verhieß, was Friedrich meist verweigerte, jedem den Abschied zu bewilligen, der ihn begehre, warnte aber vor leichtsinnigem Austritt aus der Armee, da er für die so Geschiedenen, wenn sie in Elend geraten sollten, nicht sorgen könne. Jeder Offizier, der den Dienst freiwillig verließ, mußte einen Schein unterschreiben, daß er sich selbst aller Ansprüche begebe.*) Auch strebte der König danach, dem Offizierkorps einen mehr nationalen Charakter wiederzugeben; denn er verbot,**) ausländische Junker ohne besondere Erlaubnis anzunehmen. Freilich war die Homogenität schon zu arg erschüttert, um darin sofort etwas bessern zu können. Friedrich der Große hatte nach den Verlusten des Siebenjährigen Krieges zahlreiche Ausländer als Offiziere in das Heer aufgenommen.***)

Wie häufig beim Beginne der Regierung Friedrich Wilhelms II., so ist auch hier bemerkenswert, daß er auf Verfügungen Friedrich Wilhelms I. zurückgreift. Dieser König war zunächst gegen die Einstellung von Ausländern als Offiziere, weil sie nicht lange bleiben würden.†)

Auch die gesellschaftliche Verschiedenartigkeit des Offizierkorps, das Vereinzeln seiner Mitglieder je nach den Lebensumständen erregte Friedrich Wilhelms Aufmerksamkeit. Er legte den höheren Offizieren ans Herz, sich der niederen anzunehmen. Zumal, so sprach er in einem Erlaß aus,††) habe er die Stellung der

*) Kriegs-Ministerialarchiv. „Verordnungen" usw.

**) Am 2. März 1792.

***) In der Rangliste von 1806 finden sich noch 1059 Offiziere mit polnischen und französischen Namen. (Kunhardt v. Schmidt, Statistische Nachrichten über das Preußische Offizierkorps von 1806, S. 438.)

†) Vgl. z. B. Acta Borussica, Beiband. Briefe Friedrich Wilhelm I. an Leopold von Anhalt-Dessau. Berlin 1905. S. 21.

††) Allerhöchste Kabinettsordre vom 23. Oktober 1789.

Kapitäne auch darum aufgebessert, daß sie wieder imstande sein sollten, „mit den Subalternoffizieren mehr zu konversieren und ihnen Gelegenheit zu einem anständigen Umgang geben zu können, damit sie nicht nötig haben, sich in schlechte Gesellschaft einzulassen, von welcher sie keinen anderen als nachteiligen Einfluß auf ihre Konduite und Denkungsart erwarten können".

Dem Invaliden-Versorgungswesen, das in allen Schilderungen der damaligen Heereszustände als ungenügend bezeichnet wird, wandte der König gleich im Jahre 1787 seine Teilnahme zu und erklärte sich willens, die Vorsorge für die alten Krieger „auf einen besseren und festeren Fuß zu setzen".*)

Als eine seiner wichtigsten Schöpfungen ist das schon erwähnte,**) am 25. Juni 1787 errichtete, „Ober-Kriegskollegium" zu nennen. Die Armee war zu groß geworden, als daß sich alles noch weiterhin durch den König persönlich erledigen ließ. Kaum hatte Friedrichs Genie dies bewältigt. Es war eine weise Maßnahme seines Nachfolgers, sich eine Art von Ministerium beizuordnen.***) Die neue Einrichtung hätte sehr Gutes stiften können. Leider beließ aber der König den General-Inspekteuren ihre alten Befugnisse in vollem Umfange. Das Militär-Departement des General-Direktoriums behielt eine fast unabhängige Stellung, und als es später ganz dem Ober-Kriegskollegium einverleibt wurde, ging ein großer Teil der Machtbefugnisse des Präsidenten auf die General-Inspekteure über. So ward, wie so vieles in jener Zeit der Halbheit, auch die neue Schöpfung bald zum großen Teile wieder unwirksam gemacht.

---

*) Nach Philippson, I, S. 174 im Geh. Staatsarchiv, Gen. Dep., Tit. LVI, Nr. 4, Vol. 1. Schnackenburg, Das Invaliden- und Versorgungswesen des brandenburgisch-preußischen Heeres. Über die Abänderung, die der König in den Militär-Waisensachen traf, vgl. Geschichte des Königlichen Potsdamschen Militär-Waisenhauses. Berlin und Posen 1824. S. 125 ff.

**) Siehe S. 189.

***) Der Herzog von Braunschweig wurde mit dem Oberpräsidium, Möllendorff mit dem Vize-Oberpräsidium des Ober-Kriegskollegiums, d. h. des neuen Kriegsministeriums, beauftragt, das die gesamte Kriegsverwaltung zu führen haben sollte. Die geschäftliche Leitung als dirigierender erster Kriegsminister übernahm der treffliche General v. Rohdich, der 1796 starb. (Philippson, I, S. 175. Max Lehmann. Scharnhorst II, S. 128 ff.)

Wie der Monarch, so hat auch das Ober-Kriegskollegium in den ersten Jahren des neuen Regiments äußerlich eine erstaunliche Tätigkeit gezeigt; der König wohnte gelegentlich seinen Sitzungen bei. Zu den frühesten Maßnahmen, welche getroffen wurden, zählt die Gründung der Invalidenversorgungskasse, deren Einführung mit den menschenfreundlichen Worten erfolgte: „Seine Königliche Majestät haben mit gerührtem Herzen und landesväterlichem Beileid schon seit langer Zeit wahrgenommen, daß eine Menge Invalidensoldaten sich im Lande befinden, die aus Mangel an Versorgung teils ein höchst elendes Leben führen, teils ihren nötigen Unterhalt erbetteln und dadurch dem Staate, insbesondere aber dem platten Lande zur drückendsten Last fallen müssen, und daß ein ähnliches beklagenswürdiges Schicksal nicht selten sogar wohlverdiente Offiziere getroffen. Allerhöchstdieselben haben demnach, um die aus Not entspringende Unanständigkeit von jedem invaliden Soldaten entfernen und die geleisteten Kriegsdienste in gehörigem Verhältnis belohnen zu können, eine allgemeine Invalidenversorgungsanstalt anzuordnen geruht, durch welche der erwähnte große Endzweck gewiß erreicht werden wird." Der König gab jährlich 100 000 Taler zu dieser Kasse und forderte die Offiziere zu einem monatlichen Beitrage auf, der dann nach den Stellungen stufenweise festgesetzt wurde. Später*) trat der Avancementsabzug hinzu.

In dieser Richtung hauptsächlich bewegt sich die Tätigkeit des Ober-Kriegskollegiums fort. Die Ansprüche der Versorgungsberechtigten wurden genau geregelt.**) Eine große Anzahl Bestimmungen über denselben Gegenstand, ferner über Pflege und Erziehung der Soldatenkinder, Sicherstellung von Witwen und Waisen folgten nach.***)†)

*) Am 25. Juni 1789. — **) Am 1. Juli 1788.

***) Um diese Angelegenheiten hat sich Rüchel ein bedeutendes Verdienst erworben, der dem Könige in den ersten Jahren seiner Regierung einen Entwurf zu besserer Versorgung der Witwen, der Invaliden und zur Unterstützung der Soldatenkinder einreichte. Rüchel schlug zur Beschaffung der Mittel den Pensionsfonds-Beitrag der Offiziere vor. Er wollte ferner, daß das Forstdepartement 50 000 Taler jährlich beisteuere, und daß im Interesse der Sache einige Ausländer-Manquements erlaubt werden sollten. „Kein Untertan des Staats darf einen Pfennig Onus mehr als jetzt bezahlen." Auch dieser Entwurf beginnt übrigens mit den Worten: „Euer Königlichen Majestät sieggewohnte Armee ist das anerkannte Muster von Europa."

†) Die ersten Verfügungen des Ober-Kriegskollegiums sind von einem humanen und verständigen Geiste durchweht, und nur selten wird man beim Durchlesen an

Auch die Vermehrung des Heeres nahm sofort ihren Anfang. Das erste war, daß der König den Befehl zur Errichtung von drei ständigen Freiregimentern, den Friedrich der Große noch kurz vor seinem Tode gegeben hatte, wesentlich erweiterte. Schon 1787 stellte er 20 Füsilier-Bataillone auf, aus denen sich die später durch ihre Brauchbarkeit so berühmt gewordenen Füsilier-Brigaden entwickelten.*) Dafür gingen nur einige wenige Infanterietruppenteile ein. Die üble Bestimmung, daß die Regimenter zwei Grenadier-Kompagnien hatten, welche im Kriege wieder von je zwei Regimentern zum Bataillonsverbande zusammengezogen wurden, hob der König im nämlichen Jahre auf und gab jedem Regiment ein volles eigenes Grenadier-Bataillon neben den beiden Musketier-Bataillonen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die Zahl der Offiziere etwas erhöht, „dabei zwei langgediente Feldwebel oder Sergeanten zu Leutnants avancieren können und bei fernerem guten Betragen auch mit weiterem Avancement begnadigt werden sollten".

Die alten Garnison-Regimenter verschwanden. Statt dessen errichtete der König Depot-Bataillone. Die Jäger wurden vermehrt, die Schützen bei der Infanterie und den Füsilieren ausgebildet.**) Die ihnen gegebene Vorschrift enthält zum Teil ganz moderne Gesichtspunkte. Sie sollten unter anderm lernen: „sich der Avantage eines Baumes, Grabens, Zaunes zu ihrer Deckung zu bedienen, sich von einem Baum oder verdeckten Orte weg nach einem anderen fortzuschleichen, sich sowohl selbst einzeln zu verteidigen, als ihre Kameraden zu unterstützen und ganz so wie die Fußjäger zu fechten".

Es wurde schon ziemlich viel von ihnen verlangt. „Sie müssen gewöhnt sein, die steilsten Felsen hinaufzuklettern."***)

Die Artillerie, das Ingenieurkorps und die Pontoniere erfuhren

---

die weit abliegende Art jener Zeit erinnert, so, wenn daran gemahnt wird, daß die Truppenteile die unverbesserlichen Festungssträflinge bei ihrer Entlassung mit einem W. zu brennen hätten, damit sie nicht anderweitig geworben würden. Freilich erwehrt man sich nicht ganz des Eindrucks, daß des guten Willens etwas zu viel vorhanden war und vielleicht eben deshalb nicht genug erreicht wurde.

*) Siehe S. 193.

**) Kabinettsordre vom 3. März 1787.

***) Die durch Kabinettsordre vom 11. Dezember 1793 und vom 14. Februar 1797 erfolgte Einführung von Hornisten bei den Schützen wird damit begründet, daß dieselben stets zu brav und kühn vorgingen, zu große Verluste hätten, und daß man daher ein Mittel besitzen müsse, sie aus dem Feuer abzurufen.

Vermehrungen.*) Auch dies schon geschah im ersten Regierungsjahre, 1787, während zugleich ein Teil des Heeres den über Erwarten glücklichen Zug nach Holland unternahm.

Mit dem Jahre 1788 begann das Erscheinen neuer Reglements.**) Eine Merkwürdigkeit ist unter denselben die „Instruktion für die Infanterie-Regimenter und Füsilier-Bataillone, betreffend die Mannszucht und Ordnung im Felde."***) Sie enthält viele sehr gute, freilich strenge Maßregeln für Märsche, Lager, Fouragierungen, Führung der Bagage. Bei dieser fanden unter anderm auch die Auditeure Verwendung. „Das Lager", heißt es, „wird wie eine Stadt angesehen, in welcher es der wichtigste Gegenstand ist, die strengste Polizei und Ordnung sowohl als den größten Überfluß an Lebensmitteln sorgfältig zu erhalten." Auf „Weiber und Knechte", des Plünderns und der Exzesse stets verdächtig, ist es ganz besonders mit den Spenden von Bestrafungen abgesehen. Dem Schutz der Landleute wird die höchste Sorgfalt gewidmet.

Viel geschah in der nämlichen Zeit für die Bildung des Offizierkorps.†) Rüchel, der an der Spitze der Militärbildungsanstalten stand, bis die Mobilmachung von 1790 ihn nach Schlesien rief, erscheint hier als des Königs Berater.††) Am 20. Mai 1788 wurde der Errichtungsplan für die Ingenieurakademie zu Potsdam vollzogen. „Bei Auswahl von Eleven wollen Seine Majestät, daß vornehmlich auf folgende Eigenschaften gesehen werde, als Genie, Geburt, gesunde gute Bildung und Jünglingsalter."†††)

Großes Interesse wendete der König der Académie des Nobles zu. Schon 1786 hieß es, daß dieselbe, meist Ecole militaire genannt, aufgehoben werden sollte, weil sie ihrem Zweck nicht mehr ent-

*) F. v. Ciriacy, Chronologische Übersicht der Geschichte des Preußischen Heeres. Berlin und Posen 1820. S. 82, 83, und Udo v. Bonin, Geschichte des Ingenieurkorps und der Pioniere in Preußen. Berlin 1877. I, S. 118 ff.

**) Das erste davon war das in jenem Jahre herausgegebene Reglement für die Infanterie.

***) Vom 13. März 1790.

†) Friedländer, Die Königliche Allgemeine Kriegsschule und das höhere Militär-Bildungswesen. Berlin 1864. S. 158—164.

††) Friedländer, S. 181.

†††) Unter den zahlreichen Lehrstühlen befindet sich einer für die böhmische Sprache, damals wohl der einzige seiner Art.

spräche.*) „Jetzt werden 16 bis 20 Edelleute darinnen wie vornehme Herren unterhalten, alsdann früh zu Leutnants gemacht." Die Aufhebung erfolgte zwar nicht, allein 1790 erhielt die Anstalt eine ganz neue, sehr ausführliche Instruktion. Ihre Bestimmung sollte es sein: „demjenigen Teile des jungen Adels, welchem die Natur nur Talente statt anderer Glücksgüter gegeben, die sorgfältigste Erziehung zu verschaffen". Bezeichnend für die Zeit ist es, daß in den allgemeinen Grundsätzen für diese Erziehung die Aufklärung als ein Höchstes hingestellt wird. Selbst Beredsamkeit und schöne Künste, Rechte, Staatsrecht und Philosophie sind unter den Lehrgegenständen vertreten. Locke, Wolff und Kant, namentlich dessen Werk „Über die Kritik der reinen Vernunft", werden empfohlen; ebenso Plato, Cicero, Grotius, Thomasius, Pufendorf, Montesquieu und last not least Rousseaus „Contrat Social". Sehr anerkennenswert spricht sich Malachowski, ein alter Zögling der Ecole militaire, über diese aus.**) Eine Fülle verschiedentlicher Wissenschaften wurde betrieben und allen Professoren philosophische Auffassung, Vergeistigung des Stoffes empfohlen. „Der Professor der Geschichte muß nicht das Gedächtnis der jungen Leute mit leeren Namen und Handlungen überladen, sondern bei der Geschichte selbst zugleich in die Ursachen der Weltbegebenheiten und ihre Folgen dringen, durch philosophischen Geist und Reflexionen die Beurteilung der jungen Leute schärfen und sie durch große Beispiele zur Vaterlandsliebe und zu heroischen Tugenden leiten." Die Mathematik wird als der „Triumph der menschlichen Vernunft" und „allen Ständen der Menschen notwendig" bezeichnet.

Gewiß, diese königliche Verordnung stellte sich auf keinen engherzigen Standpunkt; sie umfaßt vielmehr das Studium der großen und kleinen Welt im weitesten Sinne. Scharnhorst mag nicht unrecht gehabt haben, wenn er sich schon 1789 gegen diese aufgeklärte und freisinnige Vielseitigkeit aussprach, welche bedeutende Leistungen in einem Fache nicht aufkommen lasse.***) Sie lag aber ganz im Geschmack der Zeit und der Andrang wurde sehr groß.

---

*) Politisches Journal 1786, II, S. 1056.

**) Malachowski, Erinnerungen aus dem alten Preußen. Leipzig 1897. S. 20ff.

***) Militärisches Journal II, 40.

Schon am 27. September 1791 folgte die Begründung einer neuen „Militärakademie der Artillerie", an deren Spitze der bekannte Tempelhoff trat. Auch hier wurde neben den Fachwissenschaften Philosophie und deutscher Stil gelehrt.

Die Auffindung von Mitteln für die geistige Erweckung des Offizierkorps beschäftigte die Gemüter außerordentlich. Scharnhorst war 1782 in der Militärbibliothek*) mit bestimmten Anforderungen in dieser Richtung hervorgetreten. Man machte sich von der Offizierbildung und Aufklärung ein hohes Ideal. Das Fortbildungsschulwesen für die Offiziere in den Garnisonen erhielt mehrfach neuen Anstoß. An die Spitze der Königsberger Schule trat ein neuer Direktor. Die von Wesel, welche mit dem dortigen Gymnasium verbunden wurde, scheint in jener Zeit gegründet worden zu sein. 1792 berichteten die ersten Leiter derselben an den König.**) In Glatz entstand eine Art Akademie für die Schlesische Inspektion. Die Berliner Garnisonschule wurde frisch belebt. Die Regimentsschulen für die Soldatenkinder waren gleichfalls ein Gegenstand von Friedrich Wilhelms umfassender Fürsorge.

In jene Jahre des rührigsten Eifers fällt auch die Errichtung der Tierarzneischule. Überall, wohin man in der Armee blicken mochte, wurde etwas getan, eine Verbesserung der Zustände versucht. So erklärt es sich, daß gerade jene Zeit vor Beginn der kriegerischen Wirren von 1792 einen enthusiastischen Lobredner fand. Franz v. Kleist schrieb „Über die eigentümlichen Vollkommenheiten des Preußischen Heeres".***) Seine Untersuchungen dringen freilich nicht in die Tiefe; seine Bewunderung aber ist sicherlich eine aufrichtige gewesen. „Wo findet man soviel Ordnung, soviel Genauigkeit, soviel Bestimmtheit?" ruft er aus. „Der König scheint allgegenwärtig zu wirken, so regelmäßig wird jedes Geschäft vollendet."†)

Inzwischen hatte endlich, nicht ohne schwierige Auseinander-

---

*) Militärbibliothek, I. Stück, S. 5 ff. Siehe auch Militärische Klassiker, IX. Heft, Scharnhorst, S. 64 ff. Berlin 1881.

**) Stifter war General v. Schlieffen, der in Wesel auch den Verein der Kriegskunstverehrer gegründet hatte. Friedländer, S. 182.

***) Berlin 1791.

†) F. v. Kleist, S. 58.

setzungen mit den Verwaltungsbehörden, auch die Kommission für die Regelung der Kantonverhältnisse ihre Arbeiten vollendet.*)

Das neue Kantonreglement vom 12. Februar 1792 war die Frucht dieser Tätigkeit. Deutlicher als die älteren Gesetze verleiht es dem Grundsatze der allgemeinen Wehrpflicht Ausdruck. „Die Verbindlichkeit zu Kriegsdiensten ist eine Obliegenheit Unserer treuen Untertanen, die mit der Erhaltung des Staates, zu dessen Wohlstand Wir eine zahlreiche Armee gebrauchen, und mit der Sicherstellung ihrer eigenen Habe und Güter in der allergenauesten Verbindung steht", heißt es im Eingange. Weiter ist gesagt, daß niemand, der des Staates Schutz genösse, sich der Pflicht, ihn zu verteidigen, entziehen dürfe. Dann aber folgen die zahlreichen Ausnahmen, welche immer noch ganze Berufsklassen, Bezirke und eine Reihe größerer Städte umfassen. Für Schlesien hatte der Minister der Provinz, Graf Hoym, besondere Bestimmungen durchgesetzt, so daß es hier eine Art Staat im Staate gab. Ebenso bewahrte das am 28. Januar 1792 erworbene Anspach und Bayreuth seine besondere Kriegsverfassung.

Diese enthielt die merkwürdige Einrichtung eines im Frieden schon organisierten Massenaufgebots unter der umfassendsten Anwendung der allgemeinen Wehrpflicht. Das etwa 350 000 Einwohner zählende Markgrafentum besaß nämlich einen Landausschuß, der in Regimenter und Kompagnien eingeteilt, regelrecht geordnet, mit Befehlshabern versehen war und im Kriege, wenn er aufgeboten ward, bis zu 59 000 Mann wachsen konnte. Die Bevölkerung hing sehr an diesem alten Herkommen, und der König bestätigte es, setzte aber den für dasselbe ausgeworfenen Etat wesentlich herab. Das ganze In-

---

*) In einem Gutachten über das Kantonreglement sprach der Herzog von Braunschweig die Meinung aus, daß Preußen mit seiner geringen Bevölkerung sich zwischen den großen Nachbarn nur durch ausgezeichnete Staatseinrichtungen, durch Mut und Vaterlandsliebe aller Stände und durch Sicherheit und innere Stärke des Heeres erhalten könne. Er schlägt daher vor, allgemein auf Belebung des Patriotismus, namentlich des militärischen, zu wirken, daher die lebenslängliche Dienstzeit in eine zwanzigjährige zu verwandeln (vgl. S. 228, Anmerkung **), ein tadelfreies Dienstjahr doppelt zu rechnen und eine Reihe von niederen Ämtern in Stadt und Land nur an ausgediente Soldaten zu verleihen, — das werde die Liebe zum Kriegerstande, zum Berufe des Vaterlandsverteidigers steigern. (Courbière, S. 132.)

stitut geriet in Verfall, wurde eine Formsache und nicht benutzt, als der Feind das Land bedrohte.*)

Den Ideen von Volksbewaffnung war König Friedrich Wilhelm, der strengen Ausbildungsmethode seines großen Vorfahrs eingedenk, entschieden abhold. Neben den tadellos exerzierenden und manövrierenden Bataillonen mag freilich das Bild eines allgemeinen Aufgebots als Karikatur des Soldatentums erschienen sein. Als der Kaiserliche Hof im Jahre 1794 eine allgemeine Volksbewaffnung am Rhein anregte**) und der Herzog von Sachsen-Teschen die ersten Schritte tat, den niederrheinisch-westfälischen Kreis aufzurufen, fand er im preußischen Heerlager lebhaften Widerspruch.***) Namentlich war Möllendorff dagegen, weil er den Versuch für wertlos und überdies politisch gefährlich hielt. Der König schrieb über dieselbe Angelegenheit an Hohenlohe:†) „Ich höre, daß der Landgraf von Hessen und der Markgraf von Baden eine Miliz bilden und daß die geistlichen Kurfürsten dieselbe Absicht haben, um eine Verteidigung den Rhein entlang zu organisieren — je crains que cela sera de la mauvaise drogue, aussi mal armée que commandée.“††)

Noch blieb die Volkskraft, welche Frankreich in jenen Tagen im ganzen schon mit Erfolg brauchte, auf deutscher Seite ungenützt. Das Gesetz stellte sie allerdings für die Verteidigung des Vaterlandes zur Verfügung. Der Gedanke, von dieser Stufe der staatsrechtlichen zu einer praktischen Gestaltung überzugehen, regte sich wohl. Die nächste Zeit sollte immer mächtigeren Anstoß geben. Allein zur Tat wurde

---

*) Courbière, S. 186. Die neue Erwerbung zog auch eine unbedeutende Vermehrung des Heeres durch Übernahme der stehenden Bayreuthischen Truppen nach sich.

**) Courbière, S. 186.

***) Schon 1793 war das Volk im Badischen aufgerufen worden. Vgl. Wendland. Versuche einer allgemeinen Volksbewaffnung in Süddeutschland während der Jahre 1791 bis 1794. Historische Studien, Heft XXIV. Berlin 1901. S. 104 ff.

†) Vom 1. Oktober 1794 im Besitz der Hohenloheschen Familie.

††) Nur zur Sicherung der Festung Wesel wurde die Aufstellung einer westfälischen Miliz ernstlicher in Betracht gezogen, doch waren Schulenburg, welcher den Sinn der dortigen Einwohner kannte, und nicht minder der Reichsfreiherr v. Stein, damals clevescher Kammerpräsident, dem Plane entschieden abgeneigt, so daß auch hier schließlich die Ausführung unterblieb.

er nicht. Noch besaß die Anschauungsweise, welche von echtem Soldatentum seit König Friedrich Wilhelms I. Zeit im preußischen Heere herrschte, eine zu unbedingte Macht über die Gemüter.

2. Die Zeit der polnischen Erwerbungen.

(Minister Friedrich Leopold v. Schroetter und der Landsturm. Die Immediat-Militär-Organisationskommission.)

Die großen polnischen Erwerbungen von 1793 bis 1795 brachten einen neuen Anstoß für Heeresangelegenheiten. Rein äußerlich genommen, tat Preußen einen mächtigen Schritt vorwärts. Der Zuwachs von 2000 Quadratmeilen mit 2 Millionen Menschen betrug mehr, als einst Schlesien dem Staate gebracht hatte. Wer heute auf eine Karte aus jener Zeit blickt und unsere Grenze bis zum Bug und der Pilica vorgeschoben sieht, dem bangt unwillkürlich vor dem Gedanken, was aus Preußen hätte werden sollen, wenn später keine Änderung eingetreten wäre — ein Reich, teils polnisch, teils deutsch, weder recht das eine noch das andere, und heute wahrscheinlich durch einen unheilvollen Dualismus in politische Ohnmacht versunken. Aber damals faßte man die Verhältnisse anders auf. Noch gab es kein Nationalitätsprinzip, das der Verschmelzung mit den alten Provinzen hinderlich entgegentrat. Wie man fremde Überläufer und Kriegsgefangene durch die preußische Mannszucht zu guten Soldaten machte, so hoffte man auch, die Polen durch die tüchtige Staatszucht bald in gute Preußen umzuwandeln. Rüchel nannte sie Kinder, die mit Zucker und der Rute gezogen werden müßten.*) Minister Schroetter, der an der Spitze des ostpreußischen Provinzial-Departements stand, setzte viel Vertrauen auf sie. Übrigens fügten sie sich damals gern. Bei seinem ersten Besuch der neuen Provinzen im Herbst 1793 war der König enthusiastisch empfangen worden.**) Alles ließ sich gut an.

Nicht nur der Zuwachs an Land und Leuten, sondern auch die begründete Sorge wegen eines russischen Angriffs gab Anlaß zum Entwurf von neuen Plänen.***)

*) Kriegsarchiv D. I, 23.

**) K. A. Menzel, Zwanzig Jahre Preußischer Geschichte, S. 231.

***) König Friedrich Wilhelm II. legte den größten Wert darauf, bei einer weiteren Teilung Polens Krakau, die Einfallspforte nach Schlesien, zu erhalten.

Am 20. November 1795 ward dem Könige eine ausführliche Denkschrift überreicht,*) welche, nach einer Bemerkung des Kronprinzen,**) von Schroetter herzurühren scheint. Sie legt die ganz veränderten politischen Rücksichten klar.***)

Österreich hat die Niederlande verloren — sagt sie —; es ist an Geld, an Menschen, an Kredit, an innerem Zutrauen der Nation zur Regierung ärmer geworden und nicht mehr gefährlich. Dafür hat sich „die furchtbarste Macht der Erde" bis an die preußischen Grenzen vorgeschoben, nämlich Rußland. Polen, das bisher Preußen und das Zarenreich trennte, ist verschwunden. Die gefährdete Lage der Provinzen am rechten Weichselufer läßt sich schon bei flüchtigem Blick auf die Karte erkennen. Alle von Rußland in Polen gemachten Erwerbungen haben keinen Wert, solange die Memel- und Weichselmündung in unseren Händen sind; Rußlands äußere Politik muß daher notwendigerweise auf Gewinnung der Weichselgrenze hinauslaufen; sein Handelssystem drängt ebendahin, seine Armee aber, stets mobil und im Sommer in Lagern vereinigt, ist völlig geeignet und bereit, Preußen jederzeit zu überraschen. Sie darf nur in Übereinstimmung mit dem Angriffsplane auf unscheinbare Art gruppenweise an der Grenze versammelt werden und ist in der Lage, die in Ostpreußen stehenden Regimenter in ihren Quartieren anzufallen und nach der Weichsel zurückzutreiben, ehe sie Marschordre erhalten haben. Die Grenze bietet keinerlei Schutz.†) „Bliebe Ostpreußen in der jetzigen Lage, so kann es einst in den Fall der alten Briten kommen, die, von den Picten gedrängt, an den Aëtius schrieben: „die Barbaren treiben uns nach der See, das Meer aber treibt uns gegen

Der russisch-österreichische Vertrag vom 2. Januar 1795 sprach aber Krakau Österreich zu. Der König befürchtete zunächst einen Krieg mit Österreich, wo sich Thugut auch tatsächlich mit dem Plane eines solchen trug. In Rußland war man weniger kriegerisch gesonnen; doch war das Mißtrauen gegen diese Macht gerade in Ostpreußen sehr rege. Der Gedanke, im Osten auf Abwehr sinnen zu müssen, gebar bekanntlich auch den Frieden zu Basel.

*) Kriegsarchiv D. I, 23.

**) Vom 11. Dezember 1795. Vgl. Kriegsarchiv D. I, 23.

***) Der Gewohnheit der Zeit entsprechend, enthält das Schriftstück weder Datum noch Namensunterschrift.

†) Schon Friedrich der Große hatte lange vor dem Siebenjährigen Kriege bestimmte Vorkehrungen gegen einen Überfall durch die Russen getroffen und den Feldmarschall Lehwaldt für einen solchen Fall mit besonderen Weisungen versehen.

die Barbaren zurück. Uns bleibt bloß die harte Wahl übrig, ob wir durchs Schwert fallen oder in der Tiefe ertrinken wollen."

Aus dieser Ansicht heraus sind die Verbesserungsvorschläge für Heer und Landesverteidigung gemacht. Ostpreußen soll nach einheitlichem Plane durch einen Fortgürtel und größere Waffenplätze befestigt werden.*) Wehlau ist zum Zentralpunkte ausersehen und die Alle schiffbar zu machen.**) Auch der Küstenverteidigung wird gedacht, wobei Kanonenboote mit einzelnen Geschützen schweren Kalibers eine Rolle spielen. Die Truppen am rechten Weichselufer sollen auf 60 000 bis 70 000 Mann gebracht, ihre Mobilmachung aber aufs sorgfältigste vorbereitet, ihre Verteilung so geordnet werden, daß 50 000 Mann innerhalb 14 Tagen bis drei Wochen nach Eintreffen des Befehls an der Memel oder dem Narew versammelt sein können. Den Regimentern werden nur acht Tage zur Einziehung der Urlauber und Marschbereitschaft zugemessen. Die Kavallerie rechts der Weichsel soll zahlreich sein, nämlich 100 Eskadrons betragen. Eine dem Kriegszwecke entsprechende Bestimmung der Friedensgarnisonen ist geplant. In die neuen Erwerbungen, an die Memel und an den Narew, wären danach die leichten Kavallerie-Regimenter, hinter sie die Füsilier-Bataillone zu legen. Mitten im Lande quartieren sich die Infanterie und die noch übrige Kavallerie ein. Alle Regimenter haben ihre Kanonen, Munition, Ausrüstung bei sich, Beurlaubte und Pferde in der Nähe.

Für Organisation der Verpflegung und der Geldversorgung sind besondere Vorschläge gemacht. Die Vermehrung der ganzen Armee wird als wahrscheinlich bezeichnet.

Diese Denkschrift veranlaßte den König, die Anleitung für einen allgemeinen Reorganisationsplan zu entwerfen, welche schon am 28. November 1795 vollendet vorlag.***)

Das Eigentümlichste daran ist der Entwurf einer dauernden

*) Das Memoire gedenkt hierbei des noch vom großen König ausgeführten Vorschlages des Generalleutenant v. Anhalt, die Teufelsinsel im Spirdingsee, sonst Fort Lyk genannt, zu befestigen.

**) An einer anderen Stelle wird auch die Schiffbarmachung der Drewenz vorgeschlagen. Diese Arbeiten haben den Zweck, Magazine auf dem Wasserwege vorschieben zu können.

***) Kriegsarchiv D. I, 23. Die Anleitung ist von dem damaligen Generaladjutanten v. Zastrow bearbeitet.

Einteilung in vier Armeekorps, das Ostpreußische, Südpreußische, Schlesische und Reservekorps. Sie sollten vollkommen selbständig und in sich geschlossen, aus allen Waffen zusammengesetzt und mit dem nötigen Kriegsbedarf derart versehen sein, daß es nur eines Befehls bedurfte, um sie sofort auf den Kriegsfuß zu setzen und verwendungsfähig zu machen. Ein ganz moderner Gedanke tritt uns hier entgegen, der erheblich über Scharnhorsts später so viel besprochene Divisionseinteilung hinausgeht.

Denkschrift und Anleitung gingen mit einer Kabinettsordre vom 30. November 1795 zur Aufstellung eines vollständigen Planes an den Feldmarschall v. Möllendorff. Dieser sollte zu seiner Hilfe aus dem Ober-Kriegskollegium diejenigen Männer heranziehen, welche in ihren Departements die einzelnen Gegenstände schon bearbeiteten. So entstand die Immediat-Militär-Organisationskommission. Geusau, Manstein, Guionneau traten in dieselbe ein. Sie machte sich sogleich an ihre Arbeit. Der König genehmigte auch im allgemeinen ihre Vorschläge,*) doch außer der Veränderung der Standorte und der Kantonabgrenzung kam bis zu seinem Tode nur wenig zustande. Die dritten Musketier-Bataillone und das Regiment Courbière wurden errichtet, das Bataillon Steensen in ein Regiment verwandelt, drei neue Füsilier-Bataillone, Puttlitz, York und Bülow, und endlich ein neues Artillerie-Bataillon aufgestellt.**)

In mancher Hinsicht merkwürdiger noch als das erste Memoire ist ein zweites, welches in derselben Zeit verfaßt und nach einer Aufschrift mit Sicherheit dem Minister v. Schroetter zuzuschreiben ist.***)

Diese zweite Schrift geht ebenfalls von den Gefahren aus, welche ein schneller überraschender Angriff durch die Russen dem ganzen Lande bringen müsse. Dieselben, so heißt es, könnten sich bequem zu 6000 bis 8000 Mann in ihren Sommerlagern nahe der Grenze versammeln, dann in mehreren Kolonnen einbrechen, die unfertigen preußischen Regimenter aufscheuchen, sie zerstreuen, die Trümmer

*) Kriegsarchiv D. I, 54.

**) Courbière, Geschichte der Brandenburgisch-Preußischen Heeresverfassung. Berlin 1852. S. 138.

***) Kriegsarchiv D. I, 104. Beide Arbeiten enthalten übrigens viele auffallend übereinstimmende Sätze.

nach der Weichsel treiben, die Beurlaubten abhalten, sich zu ihren Truppenteilen zu begeben, die Kassen wegnehmen, die Magazine zerstören, die Land-Gestütspferde fortführen, die fruchtbare Provinz verwüsten und den Schrecken und die Entmutigung ins ganze Land tragen. Schroetter wendet sich trotzdem leidenschaftlich gegen den Gedanken, die Provinzen rechts der Weichsel aufzugeben, und weist nach, wie sehr seit des großen Königs Zeiten, wo dies geschehen mußte, sich die Verhältnisse geändert hätten.

Die Vorschläge zur Abhilfe beziehen sich zunächst wieder auf eine beschleunigte Mobilmachung, der gemäß die Regimenter und Bataillone in höchstens fünf bis sechs, der Artillerietrain in zehn bis zwölf Tagen zum Abmarsch bereit sein müßten. Um dies zu ermöglichen, sollen die Pferde so auf das Land verteilt werden, daß jeder Einsasse weiß, wohin er beim Ausbruch der Mobilmachung die seinigen zu gestellen hat. Mit den Pferden werden zugleich die Knechte im voraus verteilt, mit ihrem Gestellungsort bekannt gemacht und daraufhin vereidigt.*) Alle Regimenter müssen ihr Geschütz bei sich haben. Die Mobilmachungsgelder liegen bei den Regimentern bereit sowie bei Infanterie und Artillerie eine Kriegschargierung. Bei den Grenzdörfern stehen Fanale, welche angezündet werden, sobald der Feind kommt. Darauf eilen nach bestimmter Ordnung von Amt zu Amt, von Gut zu Gut reitende Boten.**) „Diese haben gedruckte Ordres bei sich, die stets fertig und in Bereitschaft zu halten sind. Sowie dieselben abgehen und aufs schnellste weiter geschickt werden, wird in jedem Kirchdorf von Stunde zu Stunde, Tag und Nacht durch eine Viertelstunde geläutet, und nun werden aus jedem Dorfe ohne den geringsten Aufenthalt alle zur Mobilmachung bestimmten Pferde nach ihrem Bestimmungsort und alle Beurlaubte und Knechte zu Pferde nach den Regimentern geschafft. Der Beurlaubte, der Knecht, so nicht höchstens den dritten Tag beim Regiment oder Train ist, läuft zwanzigmal Spießruten, der sogar ausbleibt und sich nicht durch eine große Krankheit legitimieren kann, wird in der Folge vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen."

*) Für jede Garnison sollte dabei ein Überschuß berechnet werden, um Ausfälle zu decken.

**) Eine Bemerkung zu der Denkschrift sagt: „Boten sind zu langsam, auch dies müssen Fanale tun, wie in der Schweiz."

Den Regimentern will Minister Schroetter bestimmte Sammelpunkte anweisen, wohin sie so schnell als möglich aus ihren Garnisonen abrücken. Einige dieser Punkte sollen unter allen Umständen befestigt und mit Magazinen versehen werden.

Sobald sich die Regimenter in Bewegung setzen, rücken die dritten Bataillone und Kavalleriedepots nach den schon bestimmten Punkten ab; ein Teil besetzt das Samland zur Küstenbewachung.

Außer diesen Vorkehrungen bringt Schroetter aber noch für Ost-, Westpreußen und Littauen eine „Landmiliz" in Vorschlag.*) Er nennt sie Landsturm. 50 000 bis 60 000 Mann soll derselbe stark sein, ein Reglement für seine Organisation und seinen Gebrauch dem Könige baldigst vorgelegt werden. Die Gewehre für den Landsturm sind in den Ämtern und befestigten Orten niederzulegen. Derselbe dient zunächst nur in der Provinz, um diese gegen Plünderung und Verwüstung durch die Kosaken zu schützen. Der Landsturm des Samlandes sowie der Ämter Mehlauken und Ruß nimmt an der Küstenverteidigung teil; auch kann Königsberg in solcher Weise besetzt und gegen einen Handstreich gesichert werden. Im Laufe des Krieges aber soll der Landsturm auch zur Ergänzung des stehenden Heeres verwendet werden.**)

„Wenn Neu-Ostpreußen noch drei Jahre unter preußischer Hoheit steht und Rußland in seinem Administrationssystem fortfährt, so mache ich mich verbindlich, daselbst eine solche Miliz von wenigstens 40 000 bis 50 000 Mann zu organisieren, von der auch ein Teil zu Pferde dienen wird."

„Diese Miliz soll vielleicht die erste ihrer Art sein und sie wird nicht bloß ihr eigenes Land, sondern auch die alten Grenzen decken und vielleicht gar in Feindes Land Streifereien wagen können. Damit sie der Feind aber auch respektiert, muß sie eine Art von Uniform haben, in Pulks eingeteilt und vereidigt sein."

---

*) Über deren Ähnlichkeit mit der Landmiliz König Friedrichs I. vgl. Courbière, S. 72 ff.

**) Eine Bemerkung zur Denkschrift sagt: „Halte ich nicht für gut. Der strengen Disziplin nicht gewohnt, werden sie schlechte Dienste tun, und um den eingesessenen Bürger, den Eigentümer zur Landmiliz zu bewegen, halte ich es für besser, daß es ein Prärogativ derselben bleibt, nicht anders als im höchsten Notfall eingestellt zu werden."

Schroetter hofft durch eine solche Organisation zugleich dem Mangel der Armee an leichten Truppen abzuhelfen. Er weist schließlich noch darauf hin, daß sich im Jahre 1757 in Litauen aus eigenem Antriebe die Miliz gebildet und den Russen bei ihrem Rückmarsche viel Abbruch getan habe.

Es war dieser Vorschlag, die Wehrkraft des Volkes im größeren Maßstabe zu benutzen, der erste, der von hoher Stelle ausging. Freilich tritt auch er noch in der rohen Form eines einfachen Aufgebotes hervor, indessen enthalten die Andeutungen über Niederlegung der Waffen und reglementarische Feststellung in Friedenszeiten doch schon die ersten Spuren der später in den Tagen der Wiedererhebung mühevoll hergestellten Organisation.

Schroetters Landsturm, anscheinend Anfang 1796 geplant,*) hätte, inzwischen vervollkommnet und vielleicht schon zu einer Landwehr umgestaltet, zehn Jahre später, wenn auch nicht gegen die Russen, so doch zur Weichselverteidigung gegen die Franzosen wirksame Hilfe leisten können. Unstreitig eilen seine Entwürfe überhaupt der Zeit weit voraus. Sie enthalten viele Elemente moderner Kriegsbereitschaft, muten uns stellenweise an, als seien sie in unseren Tagen geschrieben, und lassen uns bedauern, daß ihnen kein glücklicheres Los beschieden war.

Den Projekten Schroetters nähert sich ein Vorschlag des Herzogs von Braunschweig, der sich nur in viel engeren Grenzen bewegt, auch aus späterer Zeit herzurühren scheint.**) Der Herzog will in Ostpreußen National-Regimenter aus den Kantons aufstellen, vorzüglich durch Einreihung der ausgedienten Einländer, „worüber der Major v. Wangenheim, vom Regiment Seiner Majestät des Königs, ein sehr einleuchtendes Memoire aufgesetzt hat". Er rechnet darauf, im ganzen 15 Bataillone zu 4 Kompagnien bilden zu können, wobei jede Kompagnie 150, das Bataillon also 600 Mann

---

*) Daß das zweite Memoire jünger als das erste ist, lassen einzelne Stellen bestimmt erkennen. Im zweiten wird z. B. auf die im ersten enthaltenen Vorschläge für die Landesbefestigung indirekt Bezug genommen. Auch spricht Schroetter von den dritten Musketierbataillonen, die erst Januar 1796 diesen Namen erhielten; vorher hießen sie Depotbataillone.

**) Kriegsarchiv D. I, 92. Die Besorgnisse vor Rußland währten vom Januar 1795 bis zum Ende 1801. Der Vorschlag des Herzogs von Braunschweig rührt jedenfalls aus dieser Zeit her.

unter dem Gewehr hat. Als Kommandeure wünscht er Kapitäne aus der Linie gewählt zu sehen, welche zugleich befördert werden. Für die Aufstellung dieser Bataillone soll alles im Frieden vorbereitet sein und bei Kriegsgefahr die Grenze besetzt werden, um die Mobilmachung der preußischen Truppenteile vor Überraschungen durch die starke russische Kavallerie sicherzustellen.*)

Bei längerer Regierung König Friedrich Wilhelms II. würde vielleicht der Plan einer systematischen Befestigung der Ostgrenze sowie überhaupt ein Mehreres von den Vorschlägen Schroetters zur Ausführung gekommen sein. Allein die finanziellen Rücksichten nötigten um diese Zeit schon zu langsamem Vorgehen, und so ereilte der Tod den Monarchen, während die Truppenvermehrungen und die neue Ordnung der Kantons noch im Gange waren. König Friedrich Wilhelm III. übernahm die Vollendung dieser Arbeit als Erbschaft.

Wenn auch die elfjährige Regierung seines Vorgängers keine große grundsätzliche Veränderung im Heerwesen gebracht hatte, so ist doch sehr vieles während derselben gebessert worden. Eine Vermehrung um 35 000 Mann war eingetreten, welche fast ausschließlich der Feldarmee, zumal den bis dahin so sehr mangelnden leichten Truppen zugute kam. Die neue Einteilung bei der Infanterie muß als eine zweckmäßige anerkannt werden. Alle organisatorischen Verhältnisse waren gerechter und gleichartiger geordnet worden. Die Lehranstalten hatten eine wesentliche Erweiterung erfahren; das wissenschaftliche Leben im Heere nahm lebhafteren Aufschwung. In seinen eifrigen Bemühungen, die materielle Lage der Armee günstiger zu gestalten, ihre Sitten zu mildern und so ihre Moral zu heben und ihr mehr innere Stärke zu verleihen, bekundete der König, daß er den Sitz der wesentlichsten Übel in der alten Verfassung richtig erkannt

*) Die Besorgnisse vor Rußland waren damals nicht nur gerechtfertigte, sondern auch weit verbreitete. Abgesehen davon bestand aber bei einer Anzahl hervorragender Männer im Staate die Überzeugung, daß es klug wäre, um Frankreichs Freundschaft zu werben. Massenbach, der diesem System bis zum Ende seiner Laufbahn treu blieb, empfahl es schon 1794 in den „Betrachtungen über die gegenwärtige politische Lage Europas." „Preußen" — schließt er sein Phantasiegebilde — „kann und wird seine wichtigen Akquisitionen in Polen ohne den Beistand, ohne den Schutz, ohne die Allianz mit der französischen Republik und mit der ottomanischen Pforte nicht erhalten." (Kriegsarchiv D. I, 15.)

hatte. Seine Tätigkeit ist keine großartige zu nennen, aber sie war rührig, von humanem Geiste durchdrungen und von vielen sehr treffenden Gesichtspunkten geleitet. Gewiß darf man ein solches Regiment nicht obenhin als eine Zeit des Verfalls bezeichnen. Dasselbe hat keinen erheblichen Mißgriff in der Heeresverwaltung begangen, keinen, den man als verhängnisvoll für die Zukunft bezeichnen könnte.

Manche Regierung, welche in der Geschichte mit Ehren genannt wird, hat weniger getan als diese.

---

3. Die ersten Jahre der Regierung König Friedrich Wilhelms III.

(Rüchels, Lecoqs, Courbières u. a. Reformvorschläge. Köhlers Denkschrift. Des Königs Absichten.)

König Friedrich Wilhelm III. kam fast in demselben Lebensalter zur Regierung, in dem Friedrich II. den Thron seiner Väter bestieg, und die Meinung war allgemein verbreitet, er werde sich nach seinem unsterblichen Großoheim Friedrich III. nennen. Ein Zufall, die voreilige Vereidigung eines Regiments auf den später gültigen Namen, soll die abweichende Entscheidung herbeigeführt haben. Trotzdem wurden die Vergleiche emsig angestellt.

Der junge Monarch hatte eine streng soldatische Erziehung genossen, die Friedrich der Große persönlich anordnete und überwachte. Als Jüngling bildete er selbst eine Rekrutenabteilung aus, und er soll dabei Züge eines stolzen und harten Charakters verraten haben.*) General v. Backhoff, ein alter Soldat aus Friedrichs Schule, war bis 1787 sein Oberhofmeister und unterwies ihn vornehmlich in der niederen Truppenführung. Eine hervorstechende Neigung für den Waffendienst war ihm schon als Kronprinz eigen. Die Feldzüge am Rhein und in Polen machte er in seines Vaters Begleitung mit**) und beschäftigte sich auch nach dem Friedensschlusse eifrig mit den Heeresangelegenheiten.

---

*) Nach der Angabe Toulongeons. Jules Finot et Roger Galmiche-Bouvier, Une mission militaire en Prusse en 1786, S. 114.

**) Vor Mainz und Landau führte er 1793 ein erstes selbständiges Kommando über eine als „Corps de réserve“ bezeichnete Brigade.

Mit der Thronbesteigung erweiterte sich seine Tätigkeit auf das gesamte Gebiet der Staatsverwaltung.

Von Jugend auf neigte Friedrich Wilhelm III. zu einer ernsten Lebensauffassung, die ihm die Dinge leicht in düsterer Färbung zeigte. Er war weit entfernt von dem oberflächlichen, vor Jena und Auerstedt in Preußen weit verbreiteten Optimismus. Von Anfang an tritt in seiner Regierung eine Reformstimmung hervor, die in der Überzeugung wurzelte, daß in Heer und Verwaltung Übelstände vorhanden seien, welche eine Gefahr für den Staat bedeuteten. Es scheint, daß ihm kommendes Unheil ahnte und daß er von der Notwendigkeit der Abhilfe durchdrungen war.

Aber dieser innere Trieb lag in den Banden einer eigentümlichen Befangenheit. Der König erkannte in allen neuen Ideen zuerst das Bedenkliche. Er war auch der eigenen Person gegenüber zu kritisch gesonnen, um das für einen Staatsreformer durchaus notwendige Selbstvertrauen zu besitzen. Er befahl nicht mehr schlechtweg seinen Dienern, wie seine großen Ahnen es getan hatten, sondern er fragte um ihren Rat. Aber er entschied auch nicht gern zwischen verschiedenen Ratschlägen und Meinungen und liebte es nicht, die Verantwortung da zu übernehmen, wo der Ausgang ihm zweifelhaft schien. Einen unglücklichen für wahrscheinlicher als den glücklichen zu halten, lag in seiner Natur. Der kritische Scharfblick, der ihn an den Menschen ebenso schnell wie an ihren Schöpfungen die Schwächen erkennen ließ, mahnte ihn zugleich von vertrauensvoller Hingabe an einzelne bedeutende Männer ab, die ihn in der Betätigung seiner guten Vorsätze hätten stützen können. Ein stark ausgeprägtes Gefühl für seine Souveränität ließ anderen aber nicht leicht die Freiheit zu selbständigem Handeln.

So wurde als wirkende Kraft zunächst nur der gute Wille frei, der lebhafte Wunsch, des Landes Wohlfahrt zu fördern, und es erklärt sich, wenn vor der Katastrophe das Ergebnis den allgemeinen Erwartungen nur wenig entsprach. Hatte man doch anfänglich unter Friedrich Wilhelms III. Regierung eine Ära großer Reformen erhofft; denn man hielt den König für den weisen Revolutionär auf dem Throne, der in beständiger Arbeit seinem Volke ohne gewaltsame Erschütterungen die gleichen Errungenschaften bringen werde, die jenseits des Rheines zum Werden eines blutigen Umsturzes bedurft hatten.

Zu Unrecht ist dem Könige der Vorwurf gemacht worden, daß er sich in den ersten Jahren seiner Regierung ausschließlich dem Militärstaate gewidmet habe.*) Er wendete sich mit derselben Gewissenhaftigkeit der Staatsverwaltung zu. In der militärischen Immediat-Organisations-Kommission hatte er seit 1795 mitgearbeitet, sich mit Schroetters Entwürfen beschäftigt und dem Vorsitzenden, Feldmarschall Möllendorff, eigene Arbeiten unterbreitet. Sehr erfreut sprach er sich darüber aus, daß dieser ihnen zustimmte.**)

Nun rief er auch eine administrative Organisations-Kommission ins Leben, zu deren Protokollführer der geistreiche Friedrich Gentz gewählt wurde. Ihr sollte die innere Umwandlung des alten ständisch gegliederten Staates in ein großes modernes Gemeinwesen zufallen.

Der Kernpunkt, die Stellung der Kabinettsräte zwischen dem Könige und den Ministerien, ist zwar vor 1806 nicht berührt worden, aber die Aufhebung der Erbuntertänigkeit, die Bauernbefreiung, die Einschränkung der Adelsprivilegien, die Aufhebung des Zunftzwanges, die Dezentralisation der Verwaltung, die Regeneration des Beamtentums im Sinne der individualistisch naturrechtlichen Auffassung von Staat und Gesellschaft, wie sie mehr und mehr Gemeingut der europäischen Kulturwelt wurde — dies und vieles andere noch beschäftigte den König und die Kommission.

Doch es fehlte der starke reformatorische Wille, ohne den diese Dinge sich nicht in die politische Tat umsetzen konnten. Einiges freilich ist geschehen, so die Befreiung der königlichen Domanialbauern, „eine geräuschlose, tiefgreifende Reform", deren Beispiel von einer Anzahl begüterter Edelleute im Osten der Monarchie nachgeahmt wurde.

Es ist hier nicht der Platz, um auf Friedrich Wilhelms reformatorische Tätigkeit im Gebiete der Verwaltung vor der Katastrophe näher einzugehen. Sie ist neuerdings in gerechter Art gewürdigt worden.***) Es galt hier nur, anzudeuten, daß sie Hand in Hand mit der für die Armee ging.

*) z. B. in der Schmähschrift „Das gepriesene Preußen, oder Beleuchtung der gegenwärtigen Regierung, Parallelen, Anekdoten und Erzählungen. Zu haben in den vorzüglichsten Buchhandlungen Deutschlands." Als ihr Verfasser gilt der Kriegsrat von Held (K. A. Mentzel, 20 Jahre preußischer Geschichte, S. 558).

**) Kriegsarchiv D. I, 23.

***) Otto Hintze, Preußische Reformbestrebungen vor 1806. Hist. Zeitschr. 76. Band, S. 413 ff.

Das Militärische behielt in den ersten Regierungsjahren einen großen Anteil an Friedrich Wilhelms III. Arbeit.

Bei den Manövern übernahm er oft den Befehl über ein Korps gegen den von Möllendorff geführten Feind. Im Frühjahr exerzierte er häufig die Potsdamer Garnison, ganz wie es Friedrich der Große getan hatte. Duroc berichtete am 5. Dezember 1799 dem Konsul Bonaparte, daß König Friedrich Wilhelm III. sich allein mit der Ausbildung seines Heeres beschäftigte.*)

Rüchels Einfluß auf Friedrich Wilhelm III. ist gleichsam zur Entschuldigung für dessen ausgesprochene militärische Passion angeführt worden.**) Die Freundschaft zwischen beiden Männern beruhte auf nahen Beziehungen, welche sich im Feldzuge von 1793 geknüpft hatte, und fand ihren tieferen Grund in einem Gefühl des Königs von dem großen Werte, der in der Persönlichkeit des Generals lag.***)

Die Zeit war auch wahrlich dazu angetan, mit allem Ernste die Waffen zu schmieden, und man wird es in einem Punkte gewiß bedauern können, daß es Rüchel nicht gegeben war, nachhaltigeren Einfluß auf Friedrich Wilhelm III. zu gewinnen. In seinem feurigen, kühnen Wesen lagen viele Eigenschaften, welche die Natur des Königs trefflich hätten ergänzen können. Rüchel hat auch *versucht*, auf einem sehr wichtigen Gebiete der Wehrverfassung sein Ansehen bei dem Monarchen geltend zu machen, nämlich *für Aufhebung der zahlreichen Befreiungen von der Dienstpflicht*. Sein Vorschlag soll zumal die großen Städte Berlin, Breslau, Stettin, Königsberg und einige andere betroffen haben, die bis dahin keinen Mann zum Heere stellten. Daß die segensreiche Maßnahme nicht zur

---

*) *Bailleu*, Preußen und Frankreich, S. 514.

**) Friedrich Wilhelm III. berief bei seiner Thronbesteigung Rüchel in seine Nähe und ernannte ihn zum Chef des Regiments Garde, zum Kommandanten von Potsdam und zum Inspekteur der dortigen Inspektion.

***) Rüchels Natur war geschaffen, lebhaft aufzunehmen, aber dem Bestehenden doch seine Rechte zu lassen. Scharnhorst schrieb am 9. August 1802 an ihn: „Frei von der *Vorliebe* des Alten, sind Sie (Rüchel) doch kein Anhänger des Neuen. Sie haben den Vorteil, zwischen beiden in der Mitte zu stehen. Kleinliche Rücksichten, die auch sonst seltenen Männern ankleben, standen nie Ihrer Beurteilung im Wege, gutgemeinte Vorschläge werden daher von Ihnen mit Wohlwollen aufgenommen.“ (Aus Rüchels Nachlaß. Berlin 1878. S. 16.)

Durchführung gelangte, wird dem „entschlossenen Mute" des Kabinettsrats Mencken zugeschrieben und dieser darum als würdiger und edler Patriot gepriesen.

Des Königs richtige Einsicht in kriegerischen Dingen wird uns von einer Reihe von Augenzeugen gerühmt, die in nähere Beziehungen zu ihm traten. Boyens, Marwitz', Henckels, Minutolis Aufzeichnungen, Massenbachs Memoiren, viele Aussprüche von Scharnhorst rühmen des Königs einfaches, klares und stets treffendes Urteil. Am bezeichnendsten ist die dem Prinzen Louis Ferdinand in den Mund gelegte Bemerkung, „er kenne nur Einen Mann im preußischen Staate, der durch seine Einsichten und seine Talente denselben zu retten imstande wäre, wenn er sich nur selbst vertrauen wolle, und dies sei der König".*)

Man hatte also zunächst guten Grund, von dieser Regierung in militärischer Hinsicht bedeutende Fortschritte zu erwarten. —

Friedrich v. Gentz richtete nach dem Vorgange Mirabeaus an den jungen Monarchen bei dessen Thronbesteigung ein offenes Sendschreiben. Dasselbe entwickelt eine Übersicht über die Lage des Staats und einen Entwurf für die zukünftige Tätigkeit der Regierung.

„Ein starkes und geübtes Kriegsheer ist noch immer Präliminarbedingung des Ruhestandes. Euer Majestät besitzen ein solches Heer, das trefflichste, das geehrteste, dessen sich irgend ein europäischer Staat zu rühmen hat. Dieses Heer ist ein halbes Jahrhundert lang das Muster für Europa gewesen. Der schöpferische Geist des größten Generals, den die Kriegsgeschichte der neueren Zeit und einer der größten Männer, den die Weltgeschichte aller Zeiten aufzuweisen hat, weht und atmet in diesem Heere. Unsere Fürsten standen und stehen noch an der Spitze desselben. Von dieser Seite bleibt uns nichts mehr zu wünschen übrig. Die Lage des Staats erlaubt, und die innere Vollkommenheit der Armee erheischt keine Hauptveränderung in der Mannszahl, in der Disziplin, in der Organisation derselben. Die militärische Weisheit kann dieses kostbare und ehrwürdige Werkzeug unserer politischen Sicherheit nach Umständen und Bedürfnissen modifizieren, wird es aber nicht leicht umgestalten."

---

*) Minutoli, Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelms III. Berlin, Posen und Bromberg 1843. S. 11.

„Bei den musterhaften Anordnungen, welche diese Armee in fast ununterbrochener Übung erhalten, bei der rastlosen Tätigkeit, die diese Anordnungen unaufhörlich belebt, bei der Höhe der taktischen Kunst, die sie einmal und für immer erreicht hat, bei dem stolzen Bewußtsein, bei dem feurigen Ehrgefühl, welches allen Mitgliedern derselben, den höheren wie den niedrigeren, beiwohnt, kann auch der anhaltendste Friede ihr nicht gefährlich werden. Ein Feldzug ist nur die Fortsetzung ihrer täglichen Operationen, nur die unmittelbare Anwendung dessen, was längst bei ihr zur anderen Natur geworden war. Sie wird nach zwanzig-, nach fünfzigjähriger Ruhe, sobald die ernste Stunde der wahren Kriegsnotwendigkeit — Verteidigung des Vaterlandes gegen ungerechten Angriff — schlägt, nichts weiter zum Siege nötig haben als gute Feldherren: und diese sind in dem Hause Friedrichs II. so einheimisch, in dem Wirkungskreise, den sein Andenken beseelt, so unvergänglich als sein Ruhm."*)

Bezeichnend ist es für den König, daß er sich durch diese überschwängliche Schilderung nicht blenden ließ. Mit der Organisationskommission war er in dauernder Verbindung geblieben; er hatte Möllendorff beauftragt, ihn von den weiteren Erfolgen der 1795 begonnenen Arbeiten in Kenntnis zu setzen.

Im Jahre 1796 waren ihm vom Oberstleutnant v. Lecoq**) verschiedene Vorschläge über Verbesserung der Lage der Armee unterbreitet worden. Im Herbst 1797 fand zwischen ihm und Courbière eine längere Unterredung über den nämlichen Gegenstand statt,***) und dieser beschäftigte ihn so sehr, daß er inmitten aller Sorgen der Regierungsübernahme, im November 1797, eine Denkschrift aufsetzte, die seiner eigenen Tätigkeit im Heerwesen als Norm zu dienen bestimmt war.†) Sie klingt anders als Gentz' Ergüsse.

Genaue Erwägung der örtlichen Verhältnisse aller Regimenter, Zurückverlegung der alten „Kernregimenter" in die altpreußischen Provinzen,††) sorgfältige Prüfung der Ausländer-Rekrutierung und

*) Friedrich v. Gentz, Sendschreiben, Seiner Königlichen Majestät Friedrich Wilhelm III. bei der Thronbesteigung alleruntertänigst überreicht.

**) General-Quartiermeister-Leutnant.

***) Wir kommen weiter unten auf diese Unterredung noch zurück.

†) Kriegsarchiv D. I, 23.

††) Der Frieden von Campo Formio sowie der darauffolgende Zusammentritt des Kongresses von Rastatt ließ diese Zurückverlegung in Aussicht nehmen.

wennmöglich Vermehrung der Einländer, Erhöhung des Kriegsstandes der Bataillone, die besonders wichtig ist, größere Gleichmäßigkeit im kleinen Dienste, ganz allgemeine Einführung des Unterrichts für Junker und junge Offiziere bei den Regimentern, das waren die Punkte, denen König Friedrich Wilhelm III. sein Augenmerk zuwenden wollte. Dann aber faßt er mit besonderer Wärme noch den Gedanken besserer Versorgung des gemeinen Mannes auf, um diesen „für die dringendsten Nahrungssorgen zu sichern und dem Soldaten mehr Anhänglichkeit für seinen Stand zu verschaffen". Er erklärt die tägliche Zulage von einem halben Pfunde Brot neben der gewöhnlichen Löhnung für durchaus notwendig. Mit großem Freimute wird die traurige Lage des gemeinen Mannes geschildert, die der Würde seines Standes nicht entspreche, welche zu ändern Billigkeit und Klugheit gebiete. Bescheiden fügt der König hinzu: „Ich bin nicht der erste, wenn Ich auch nicht der letzte gewesen, der an einen solchen Fall gedacht."

Am Schlusse stehen dann die merkwürdigen Worte:

„Der innere Trieb, die Lust zum Dienst haben seit einer Reihe von Jahren unter dem größten Teil der Offiziere gar sehr abgenommen. Was kann anders hiervon die Folge sein, als daß die innere Dressur, die Disziplin und Ordnung bei den Regimentern gleichmäßig abgenommen hat. Was dieses für Folgen haben muß, ist wohl nicht erst nötig zu sagen, nämlich keine andere als die, daß die sonst so allgemein geachtete, musterhafte und schöne Armee, die zum Exempel von ganz Europa diente, in sich selbst zusammenstürzen und keine andere Vorzüge übrig behalten wird als die der Rückerinnerung an ihre brillante Epoque. Aber dafür sei Gott. Bis dahin soll es nicht kommen. Vielmehr muß jetzt mit allen Kräften daran gearbeitet werden, dem kranken Körper wieder aufzuhelfen; denn noch ist es Zeit, noch ist mancher gute Stoff vorhanden, um der Sache wieder den gehörigen Schwung, die gehörige Energie zu geben. Wenn auch hierüber einige ernsthafte Betrachtungen angestellt und sodann zweckmäßige Maßregeln in Vorschlag gebracht würden, um die schlummernden Kräfte wieder zu beleben; so wäre dieses noch ein Gegenstand von gar nicht minderer Wichtigkeit als die vorhergehenden."

Mit eigener Hand setzte der König seinen Namen auf die Reinschrift, welche später der Organisationskommission zuging. Vorerst

scheint er sein Werk dem Vertrauten jener Zeit, Rüchel, vorgelegt zu haben, der danach eine Instruktion für die Kommission entwarf. Erst im folgenden Jahre gelangte sie an ihre Bestimmung.

„Mein lieber Generalfeldmarschall v. Möllendorff! Mein lieber Generalleutnant v. Geusau! Mein lieber Generalmajor v. Rüchel! Mein lieber Obrist und Generaladjutant v. Zastrow und mein lieber Major v. Guionneau! Ich habe über den Zustand und über das wahre Wohl Meiner braven Armee reiflich nachgedacht, und wie Ich nach Meiner Pflicht und nach aller Meiner Kraft das Beste Meines Staates jederzeit möglichst beherzigen werde, so wird auch Meine vorzüglichste Aufmerksamkeit darauf gerichtet bleiben, daß Meine Armee sowohl in ihrem Inneren als Äußeren nicht allein ihre alten Vorzüge behaupte, welche sie sich bei allen Gelegenheiten rühmlichst erworben hat, sondern auch durch die möglichste Beseelung jeder verdienten und denen Staatskräften angemessenen Fürsorge ihrer erreichbaren Vollkommenheit näher geführet werde", so lauten die Einleitungsworte.*)

Die ersten vier Gegenstände seines Programms erklärte der König für besonders dringlich, fügte auch noch einen neuen hinzu. Er beschäftigte sich zur Zeit viel mit der Errichtung eines Grenadierkorps; das eine wirkliche Elitetruppe werden und seine Verwendung zur Besetzung wichtiger Punkte oder als Schlachtenreserve finden sollte. Schon unter Friedrich II., so führte er aus, seien die Grenadiere, von denen jedes Regiment zwei Kompagnien aufgestellt habe, ihrer großen Zahl halber keine wirklich gewählten Leute gewesen; augenblicklich wäre vollends keine Rede davon.**) Nur eine Kompagnie könne in jedem Regiment aus Mustersoldaten gebildet werden, künftig dürfe es also auch nur e i n e Grenadier-Kompagnie geben. Alle Bataillone, auch die dritten Musketier-Bataillone, sollten gleichmäßig fünf Kompagnien erhalten, um in sich recht stark zu sein. Hiermit traf der König einen Lieblingsgedanken Möllendorffs, der wiederholt auf die Schwäche der von Friedrich Wilhelm II. geschaffenen Bataillone von vier Kompagnien hinwies, welche trotzdem des vollen Trosses an Pferden und Wagen bedürften. Ersparnisrücksichten waren hierbei für den alten Feldmarschall maßgebend, und auch Friedrich Wilhelm

*) Kriegsarchiv D. I, 28. Kabinettsordre vom 14. Januar 1798.

**) Da, wie weiter oben (S. 238) bemerkt, zur Zeit jedes Regiment ein ganzes Grenadierbataillon besaß.

betonte mehrfach, daß die äußerste Sparsamkeit vorherrschen müsse. Zugleich gab er seinen Entschluß kund, daß die neu geregelte Unterbringung der Regimenter und die Kantoneinteilung eine endgültige sein sollte, „weil Ich keine neuen Truppen zu errichten in Willens bin".

Der Gedanke, ein Grenadierkorps zu schaffen, war kein glücklicher; er lenkte die Aufmerksamkeit von ungleich wichtigeren Dingen ab und führte schließlich im Jahre 1799 die Wiederbelebung der alten unzweckmäßigen Einrichtung herbei, wonach jedes Regiment nur zwei Grenadier-Kompagnien aufstellte und diese von je zwei Regimentern zu einem Bataillon zusammenstießen.*) Die dritten Musketier-Bataillone beließ man auf dem alten Fuß von vier Kompagnien; die beiden ersten hingegen erhielten deren fünf. Auch entschloß sich der König, trotz seiner anfänglichen Abneigung, noch dazu, das Heer um einiges zu vermehren, als der Reichsdeputations-Hauptschluß vom 23. März 1803 dem preußischen Staate Hildesheim und Paderborn, das Gebiet von Erfurt, Eichsfeld, Herford, Quedlinburg, Elten, Essen, Werden, Kappenberg, Mühlhausen, Nordhausen, Goßlar, Münster und die östliche Hälfte dieses Bistums als Entschädigung für die aufgegebenen linksrheinischen Besitzungen eintrug und sich ein Zuwachs an Land und Leuten ergab. Es blieb freilich bei wenigen tausend Mann, die nicht ins Gewicht fielen.

Inzwischen hatten die Federn der Immediat-Organisations-kommission rüstig weiter gearbeitet. Es lagen Fragen von ganz anderer Bedeutung vor als diejenige, ob die Grenadiere wirklich „choisierte" Mannschaft wären oder nicht. Die Kommission beschäftigte sich mit nichts Geringerem als mit ernsthaften Plänen, die Wehrkraft des Landes auf ganz neuer, erweiterter und veredelter Grundlage zu gestalten.

Der König hatte in seiner Denkschrift darauf hingewiesen, daß man Lecoq und Courbière, „diese erfahrenen Männer", nochmals hören sollte.

Die Folge davon war eine Aufforderung Möllendorffs an Lecoq, der dem Rufe auf das schnellste Folge leistete.

Er reichte eine sehr ausführliche Denkschrift ein, in der er vorschlug, die Zahl der Ausländer zu vermindern und den Sold durch

*) Sie blieben jedoch auch im Frieden vereinigt.

Geld und Brot zu erhöhen.*) „Beide Gegenstände scheinen mir gleich wichtig und die Aufmerksamkeit des Generals und Staatsmannes zu verdienen", sagt er in seiner aus Minden den 1. Februar 1798 an den Feldmarschall gerichteten Zuschrift, „denn wenn auch der zweite aus Menschenliebe allein notwendig wird, so verdienen beide noch aus einem für unsere Zeiten sehr wichtigen Gesichtspunkte beurteilt zu werden, nämlich von seiten der Erhaltung der Verfassung des Staats gegen die Bemühungen äußerer und innerer Feinde, einen Umsturz zu bewirken. Alles, was dahin abzweckt, dieses Übel zu verhüten, ist Heil für den Staat, ist Heil für die Menschheit, und ich gestehe, daß ich jene beiden Gegenstände hauptsächlich dazu rechne".

Möllendorff setzte die Denkschrift sofort bei Geusau, Rüchel, Zastrow und Guionneau in Umlauf.

Lecoq war in derselben den Gebrechen der alten Heeresverfassung mit Schärfe und Klarheit zu Leibe gegangen. Er nahm dabei aber auf die inneren Verhältnisse des Staates gebührende Rücksicht. Für besonders notwendig erachtete er es gerade in jenem Augenblick und gerade für einen monarchischen Staat, sein Heer auf einen Fuß zu setzen, daß es sich gern und willig dem äußeren und inneren Feinde entgegenstelle, weil die große republikanische Bewegung im Westen die Neigung zu Umsturz und Neuerung verbreite. Daß Ruhe und Ordnung bei einem durch Strenge allein zusammengehaltenen Haufen „oft am seidenen Faden hingen", wies er an dem Beispiel des auf der englischen Flotte Jahrs zuvor entstandenen Matrosenaufruhrs nach. Die preußische Armee hat sich bisher durch Tapferkeit und Treue ausgezeichnet, sagt er dann weiter, aber die Klugheit erfordert, alle Hindernisse der Erhaltung dieses Geistes zu beseitigen. Daher ist zuvörderst die Zahl der Ausländer herabzusetzen, welche zur Zeit noch fast die Hälfte der Heeresstärke ausmachen.**)

*) Kriegsarchiv D. I, 23. Über die Notwendigkeit einer Verminderung der Ausländer und eines besseren Soldes der Subalternoffiziere, Unteroffiziere und Gemeinen bei der Königlichen Preußischen Infanterie.

**) Lecoq weist hierbei darauf hin, daß zu den Ausländern nicht nur die wirklich im Auslande geworbenen Mannschaften, sondern auch bestimmte Kategorien von Einländern gerechnet würden, wie Soldatensöhne, außerhalb der Regimentskantone Geworbene, unsichere Kantonisten usw. Vgl. hierüber Schilderung des Preußischen Kriegsheeres unter Friedrich II. — Mirabeau-Mauvillon, übersetzt von Blankenburg, S. 80 ff., und Denkwürdigkeiten zur Charakteristik der Preußischen Armee unter dem großen König Friedrich II., S. 5.

Ganz in unserem Sinne führt er aus, daß Friedrich der Große einer künstlichen Heeresverfassung bedurfte, um die politische Rolle, welche die wahren Kräfte des Staats weit überstieg, aufrecht zu halten; sein Genie sei ihm dabei zu Hilfe gekommen. „Eine erzwungene, nicht auf die Natur gegründete Einrichtung erhält sich aber nur einige Zeit“, fährt er fort. „Die damit verbundenen Übel äußern sich zwar oft nur langsam, aber an dem Fundament des Staatskörpers und bewirken endlich dessen Umsturz, wenn nicht bei günstigen Gelegenheiten zuverlässige Mittel gegen das Übel angewendet werden, und die einzigen wahren radikalen Mittel sind, wie bei den Krankheiten des Körpers — Wegschaffung der Ursachen, welche sie hervorbrachten.“ Er meint, man dürfe kein scharfer Beobachter sein, um alle Schäden des Ausländersystems zu erkennen. Sie machten die vielen demoralisierenden Mittel notwendig, um die Desertion zu verhüten. Sie führten die Verbrechen und Strafen, die erschreckende Wirksamkeit des Scharfrichters herbei, vor allen Dingen aber wirke der Geist der Ausländer allmählich auch auf die Einländer, ja somit auf die ganze Masse des niederen Volkes in unheilvoller Art zurück. Freilich tue auch der Geist der Zeit dazu das Seinige.

Sehr richtig bemerkt die Denkschrift, daß die besten Bezirke der Ausländerwerbung im Reiche durch die politische Umwälzung Deutschlands verloren gegangen seien, daß man künftig noch weniger wählerisch bei der Anwerbung werde zu Werke gehen müssen als bisher. Es sei deshalb erforderlich, die Hälfte aller Ausländer zu entlassen, die Lage der Zurückbleibenden aber zu verbessern, um sie zu wirklichen Bürgern des Staates zu machen.

Sehr besorgt zeigt sich Lecoq darüber, daß man während der Beurlaubungszeit bei eintretenden Unruhen ausschließlich auf die unzufriedenen Ausländer angewiesen sei, welche bei dem Ausbruche eines Volksaufstandes nur gewinnen könnten. „Eben die Menschen, welche den Aufruhr in der Geburt ersticken sollen, deren Händen die Polizei, Ruhe und innere Ordnung anvertraut sind, sind es, welche die Zerstörung dieser Ordnung wünschen, und, man darf es sich nicht verbergen, auch wünschen müssen.“ Er erinnert an die Breslauer

Krawalle,*) trotzdem sich gerade dort die Garnison durchaus gehorsam erwiesen hatte.

Dadurch, daß man den Bürger früher für den bei ihm einquartierten Soldaten verantwortlich gemacht habe, sei — so führt Lecoq aus — eine jetzt gefährliche Gemeinschaft zwischen beiden entstanden. Wie leicht hätte die Beilegung des Aufruhrs mißlingen können. Ein einziger den Tod verachtender Empörer würde die Soldaten möglicherweise mit sich fortgerissen haben. „Man erblickt freilich bei einem in Reih und Glied gestellten Haufen solcher Menschen nichts als die durch Strenge hervorgebrachte äußere Ordnung, welche es unmöglich macht, den guten vom bösen Menschen zu unterscheiden. Die inneren Gemütsbewegungen sind dadurch keineswegs erstickt, das Ganze, so maschinenmäßig es aussieht, behält eine Seele, und zwar eine Seele, die nach Rache und Freiheit dürstet." Vor zwanzig Jahren, fügt er hinzu, sei der Soldat nicht besser gewesen, aber die öffentliche Meinung habe damals noch nicht gewirkt, auch habe noch kein Beispiel von Zerstörung einer Staatsverfassung den großen Haufen seine Kraft erkennen lassen.

So übertrieben diese Besorgnisse, so gerechtfertigt war die Forderung, die Disziplin auf moralische Fundamente ebensosehr wie auf die Strenge zu gründen. Diese Fundamente sollten sein: „Zufriedenheit mit dem Zustande, Liebe für König, Staat und Offiziere."

Lecoq beantwortet die Frage, ob die Verminderung der Ausländer um die Hälfte, welche die Mittel für Verbesserung der Lage der anderen liefern sollte, möglich wäre, mit unbedingtem „Ja!" „Eine Verbesserung im inneren Geist des Soldaten ist ein reellerer Vorteil als eine Augmentation." Zudem könne der König für den Krieg eine Vermehrung durch Einländer ganz nach Belieben vornehmen.

Ein dreifacher Stand müßte bei der preußischen Armee eingeführt werden, der Friedensfuß, der Kriegsfuß bei einem Kriege gegen nur einen der mächtigen Nachbarn, endlich ein höchster Stand „bei einem für die Wohlfahrt und die Erhaltung des Staats äußerst wichtigen Fall, nämlich bei einem Kriege gegen

*) Im April 1793 und Oktober 1796. K. A. Menzel, Zwanzig Jahre Preußischer Geschichte. Berlin 1849. S. 419 ff.

mehrere verbundene Mächte, z. B. gegen Rußland und Österreich, oder gegen Österreich und Frankreich, ein Fall, den die Politik zwar zu verhüten suchen wird, der aber doch nicht aus der Reihe der Möglichkeiten liegt". Danach sollte jede Kompagnie entweder mit 10, 20 oder 30 Mann durch Gestellung aus dem Kanton vermehrt werden. Eine hinreichende Mannschaftszahl sei im Frieden derart auszubilden, „daß sie nach einer vierzehntägigen Übung zum Felde in Reih und Glied gestellt werden könne".

Den Beweis, daß die entlassenen Ausländer aus dem Vaterlande ersetzt werden können, ohne dieses zu sehr zu belasten, leitet Lecoq aus Berechnungen her, die ergeben, daß zu Friedrichs Zeiten der 54. Mann der Bevölkerung gestellt wurde, im Jahre 1798 nur noch der 66. Bei der Rückkehr zu dem alten Verhältnisse bliebe die einmal bestehende Stärke des Heeres erhalten; im Notfalle sei sie um 20 000 Mann zu verringern.

Die zurückbleibenden Ausländer beabsichtigt er durch materielle Vorteile und bessere Behandlung an den Staat und den König zu fesseln. „Der preußische Ausländer müßte, wenn es möglich wäre, überzeugt werden, daß sein Los in keinem anderen Dienste glücklicher sein würde." Außer einer Geld- und Brotzulage soll ihm, um dies zu erreichen, mehr Freiheit gewährt, dann beim Ausscheiden aus dem Dienste ein für ihn gesammelter Fonds übergeben werden.

Unter der größeren Freiheit ist die Erlaubnis verstanden, sich außerhalb der Stadttore zu bewegen. Der Belohnungsfonds soll sich aus den ersparten Werbegeldern bilden und für den Mann 80 Taler betragen, ein für die damalige Zeit nicht unbedeutendes Kapital. Die Verminderung könne allmählich geschehen, so daß für die entlassenen Ausländer zunächst kein Ersatz geworben wird, bis das richtige Verhältnis erreicht ist. Auch schlägt Lecoq vor, die Freiheiten sogleich zu gewähren; die unzuverlässigen Soldaten würden dann nicht säumen, auf und davon zu laufen, während man die zurückbleibenden als gute Mannschaft ansehen und behalten dürfe — in der Tat ein eigentümliches Mittel.*) Die Ausländerverminderung, meint er,

*) Entgegen der allgemeinen Annahme, daß die Geworbenen das größte Kontingent zur Desertion gestellt, erzählt Lossow, wie im Siebenjährigen Kriege von einzelnen Truppenteilen mehr Einländer als Ausländer desertierten. (Denkwürdigkeiten zur Charakteristik der Preußischen Armee, S. 3.)

würde auch erlauben, die Einländer länger bei der Fahne zu behalten, so daß sie durchweg wenigstens das Rekrutenjahr hindurch ganz im Dienste blieben. Bei den gegenwärtigen Verhältnissen, wo sie oft schon nach der ohnehin kurzen Exerzierzeit entlassen würden, nähmen sie nur die Erinnerung an die ersten schweren Tage des Dienstes mit, ohne den neuen Stand liebgewonnen zu haben, sie vergäßen bald wieder das Erlernte, blieben Stümper für die ganze Dienstzeit, würden stets geplagt, plagten auch stets ihre Offiziere. „Der Schuster ist drei Jahre in der Lehre, und der Soldat sollte sein Handwerk in drei Monaten lernen!"

Die Notwendigkeit der Solderhöhung wies Lecoq eingehend nach. Die gültigen Sätze waren ehemals so bestimmt worden, daß der Soldat dem Bürger gleichkam, der sich durch seiner Hände Arbeit ernährte. Alles in allem stand er ursprünglich besser als die mit durchschnittlich drei Groschen bezahlten Tagelöhner. Das hatte sich mittlerweile geändert. Der Soldat war jetzt auf Nebenverdienst angewiesen. Zu diesem aber fehlte an vielen Stellen die Gelegenheit. „Gewiß ist es also", sagt die Denkschrift, „daß es Zeiten und Umstände gibt, unter welchen der Soldat genötigt ist, von seiner L ö h n u n g zu leben, d. h. z u h u n g e r n." Sie erklärt daher einen nach Maßgabe der Preise wechselnden Verpflegungszuschuß für die zweckmäßigste Art der Aufbesserung. Zu den am meisten Bedürftigen zählt Lecoq übrigens die Offiziere vom Stabskapitän abwärts. „Außer der Ehre ist ein höheres Traktament dasjenige, was einem Avancement Wert gibt. Es wäre daher zu wünschen, daß jede Klasse der Offiziers verschiedenen Gehalt bekäme." Den Fähnrich will Lecoq beim alten Satze lassen, den Sekondleutnant aber bis auf 15, den Premierleutnant auf 17, den Adjutanten auf 18, den Stabskapitän auf 20 oder 25 Taler erhöhen.

„Soll der Offizier gute Gesellschaft sehen, soll er sich nicht verbergen, ganz isoliert leben oder zum Umgang mit niedrigen, ungebildeten Menschen gezwungen sein, so ist eine Erhöhung seines Soldes unumgänglich nötig. Will man, bei der herrschenden Meinung, alle angeborenen Privilegien, den geerbten Adel noch einige Zeit aufrecht erhalten (gewiß kein leichtes Unternehmen), so muß im preußischen Staate der Offizierstand, der den größten Teil des Adels ausmacht, g e h o b e n werden. Man wird hierin nicht glücklich sein, wenn man seine Geistesbildung verabsäumt. Außer mehreren dahin einschlagenden Mitteln aber, als Regiments- und Inspektionsschulen

usw., gehört wesentlich hierzu ein erhöhter Gehalt, damit er selbst auf seine Bildung etwas wenden und die Gesellschaft gebildeter Menschen suchen könne."

„Da die Junker oder Gefreitenkorporale die Pflanzschule der Offiziere sind, so sind sie umsomehr in dem nämlichen Fall, als die in diesen zarten Jahren angenommenen Gewohnheiten oft auf die ganze Lebenszeit wirken. Jetzt hängt das Glück dieses Jünglings von der Denkungsart des Regiments- und Kompagniechefs ab; er muß mit einem monatlichen Gehalt von 3 Talern 1 Sgr. 6 Pf. mit dem Unteroffizier oder Musketier Menage machen; er kommt also nicht aus der Gesellschaft von niederen Leuten und muß notwendig ihre Art zu denken annehmen."

Ihm will Lecoq sechs Taler monatlich zubilligen; auch plädiert er für Erleichterung des Dienstes der Junker. So gut es sei, sie die Beschwerden kennen lernen zu lassen, welche der Unteroffizier und Gemeine zu ertragen haben, sollte man sie doch nicht mit diesen auf gleichem Fuße behandeln, da ihr Körper darunter leide und ihnen keine Zeit zur Bildung des Geistes bleibe.

Auch für Feldprediger und Auditeure verwendet er sich und berechnet am Schluß, daß die Staatseinnahmen die auf nur 800 000 Taler jährlich steigende Aufbesserung sehr wohl zu tragen imstande seien, nun gar, wenn die vorgeschlagene Reduktion einträte.

Die Nachbarschaft Frankreichs, welches bis an den Rhein vorgerückt sei und viele Deutsche beherrsche, die eine Art Vermittlung auch über den Rhein hinweg übernehmen würden, mache die Reform doppelt notwendig, schließt der Verfasser; denn drüben wäre der Soldat weit besser daran und der Vergleich könne nicht lange mehr ausbleiben.

Von diesem letzten Gedanken ging auch eine erste Studie Knesebecks*) über die preußischen Heeresverhältnisse aus, die Lecoq mit warmer Empfehlung der Kommission vorlegte. Knesebeck besaß die Kühnheit, einen Vergleich mit der Kriegsmacht der französischen, daneben auch der Batavischen Republik zu ziehen und nachzuweisen, daß dieselben bei viel reichlicheren Etats weit glücklicher daran seien. Er meint, daß bei einem Zusammenstoße Preußens mit ihnen sämtliche

*) Kriegsarchiv D. I, 28. Vol. I. Lecoqs Empfehlungsschreiben vom 1. Februar 1798 befindet sich in D. I, 23.

Ausländer desertieren würden, „denn was anderes als das Interesse, führt dem Staat diese Menschen zu". Preußen, sagt er, vermag höchstens 200 000 Mann zu unterhalten, wenn es seine Soldaten ähnlich stellen wolle wie die Nachbarn; dafür könne man die Armee in Kriegszeiten vermehren und innerlich stärken. Vor allem solle der Mann mit seiner Lage zufrieden gemacht werden. Wie Lecoq, so will auch Knesebeck die Ausländer um die Hälfte vermindern, die Einländer vermehren, sie nicht ausschließlich nach dem Zollmaß, sondern vorzüglich nach Abkömmlichkeit wählen. Zählt die Armee 80 000 Ausländer, 120 000 Einländer, wie zu Friedrichs Zeiten, so genügt dies vollkommen und wird nach den neuen Erwerbungen und der Erhöhung der Einkünfte zugleich innere Verbesserung und Kräftigung erlauben. Für den Krieg sind noch 40 000 Einländer zur Verstärkung in den Listen zu führen. Die Ausrüstung für diese Mannschaften wird im Frieden dauernd bereit gehalten. Sie bilden die Reserve der Armee, dienen jedoch nicht zur Aufstellung neuer Truppenteile, sondern zur Erhöhung des Standes aller schon vorhandenen Infanterie-Regimenter.*)

Außerdem schlägt er noch vor: Anlage von Festungen und Magazinen an Weser und Weichsel, Abschaffung der Kasernen, Vermehrung des Soldes, bessere Sorge für die Soldatenkinder, mehr Bildung des jungen Offiziers in Königlichen Regimentsschulen, Vermehrung des Generalstabes und des Geniekorps, ein stehendes Kommissariat zur Beaufsichtigung der Militärverwaltung, rückhaltlose Eröffnung der Offizierstellen für den gebildeten Bürgerstand. „Nur dadurch wird man es in der Monarchie dahin bringen, daß ein jeder sich als Vaterlandsverteidiger betrachten, der Soldatenstand dem Bürger nicht mehr verhaßt sein wird. Nur dadurch wird man die adligen Offiziere zwingen, sich auch zu bilden, um nicht zurückzubleiben, und dadurch gute Offiziere bekommen." Ferner soll das Avancement nur bis zum Stabsoffizier nach der Anciennetät gehen; Obersten, Kommandeure, Chefs erhalten keine Kompagnien, sondern ein festes Gehalt; der Rations- und Portionsetat aller Generale vom Generalmajor an wird gründlich verringert. Die Kleidung von Offizieren und Soldaten ist besser und zweckmäßiger zu machen. Auch Rangierung auf zwei Glieder oder Bewaffnung des dritten mit

*) 1000 Mann sind an die Artillerie abzugeben.

der Pike, Verbesserung der Gewehre und Bajonette, Fortfall des Säbels, selbst die Einrichtung einer Scherenflotte zur Küstenverteidigung wird angeregt. Die Mittel dazu, hofft Knesebeck, werden vorhanden sein, wenn der Staat trotz seiner Vergrößerung den Friedensstand des Heeres nicht vermehrt, sondern um 20 000 Mann herabsetzt. —

Courbière, zu gleicher Zeit mit Lecoq, nämlich am 18. Januar 1798, von Möllendorff aufgefordert, antwortete noch einen Tag früher als jener. Er wendete sich ganz besonders der Brotfrage zu. Am 31. Januar sandte er aus Bartenstein eine Berechnung an die Kommission ab, derzufolge er für jeden Mann des Dienststandes 1½ Pfund Brot täglich und außerdem die Ansammlung eines kleinen Vorrats verlangte, um auch die Urlauber in der Exerzierzeit zu bedenken. 827 607 Taler jährlich werde diese Zubuße dem Staat kosten. „Was den Fonds zu dieser Ausgabe betrifft, so wagt man es nicht, hierüber Vorschläge zu tun. Da aber diese Ausgabe zur Konservation der Armee, indirecte also zur Konservation der jetzigen Konstitution des Staats unumgänglich notwendig ist, so wird kein Gutsbesitzer, deren Wohlergehen mit der Konservation des Staates so genau verbunden ist, so unpatriotisch denken, daß er nicht gern zu dieser Abgabe etwas beitrüge, umsomehr, da die Einnahme aller Gutsbesitzer in weniger als dreißig Jahren sich verdoppelt und verdreifacht, ihre Abgabe dagegen sich um nichts vermehrt hat und in vielen Königlichen Provinzen unbedeutend ist." Für den Fall, daß wider Erwarten sich doch eine Opposition gegen die Einführung erhöbe, meint Courbière, sei der Staat im Hinblick auf die außergewöhnlichen Zeitumstände vollauf berechtigt, aus eigener Machtvollkommenheit den Gütern die Bürde aufzuerlegen. Daß diese nicht unbedeutend sei, erkannte er in seinem an Möllendorff gerichteten Schreiben unumwunden an. „Da aber die Armee auf dem jetzigen Fuße nicht mehr subsistieren kann", fügte er hinzu, „und sich kein traurigerer Gedanke denken läßt als der, daß von einer Armee von mehr als 200 000 Mann keiner glücklich ist und keiner sich einmal satt essen kann, wenn er sonst keine Nebenressourcen hat, so bin ich überzeugt, daß es unumgänglich notwendig ist, daß hierin eine Änderung getroffen werde." Das, fährt er dann fort, habe er freimütig dem Könige gesagt,*) und er werde sich äußerst glücklich schätzen, wenn es ihm be-

*) Vgl. S. 257.

schieden sei, den Monarchen in dem „glückseligen Vornehmen" zu bestärken, nämlich das „namenlose Elend" des gemeinen Soldaten zu heben. Freilich werde er sich durch seinen Vorschlag, die Güter zu besteuern, bei vielen Besitzern, „denen das Wohl des Staates nicht so sehr als das ihrige am Herzen liegt", durchaus nicht beliebt machen, ja man könne ihm antworten, wer keinen Grundbesitz habe, für den sei es leicht, dergleichen Gedanken zu hegen. „Aber ich bin bereit", schließt er diese Betrachtung, „das Wenige, so ich habe, sogleich zum Ankauf von Gütern anzuwenden und von solchen pro rata das Meinige beizutragen."

Der König, Lecoq, Knesebeck, Courbière, alle waren in dem Punkte einig, daß man der Truppe helfen, ihre Lage erleichtern, ihr Los verbessern müsse. Alle ergehen sich mit Wärme über diesen Gegenstand. Man kann sogar nicht verkennen, daß des Eifers ein wenig zu viel war und die Schilderungen in allzu düsteren Farben malten.

Als gar Courbière vom „namenlosen Elend" des Heeres sprach, riß dem Vorkämpfer der friderizianischen Überlieferungen, dem echtesten unter allen echten Preußen, die Geduld. Rüchel setzte sich nieder und schrieb schon am 16. Februar 1798 eine „Kurze Beantwortung einiger sonderbarer Zweifel".*) Courbières Vorschlag ist „ein superficieller Gedanke, der noch näher beleuchtet werden muß", dem „sonst so würdigen, vortrefflichen" Generalstabsoffizier Lecoq hat die „interieure preußische Kenntnis" gemangelt, und aus diesem „wahrscheinlichen Grunde" ist er „in jene traurige Hypochondrie verfallen, die seine Arbeit bezeichnet". „Der Baron v. Knesebeck aber befindet sich in einem großen Irrtum, wenn er glaubt, man wünsche seinen Rat, um daraus zu erlernen, ob die preußische Armee also bestehen kann oder reduziert werden solle." Friedrich der Einzige hat ja der Welt bewiesen, was Preußen kann. Friedrich Wilhelm II., der „verehrungswürdige, edle, aber politisch gemißleitete, unstandhafte und unfinanzmäßige Regent", zeigte „bei dem besten Willen die Nichtigkeit der menschlichen Handlungen, wo kein System dem menschlichen Verstande oder der Leidenschaft den Zügel anlegt, und der schöne Tresor, der den Neid und die Bewunderung der Welt erregte, ward zersplittert durch ewige Mobilmachungen und Kriege ohne Ende, ein Werk seiner Ratgeber und der gefährlichen Politik der ehedem so-

*) Kriegsarchiv D. I, 23.

genannten großen Katharina. Da liegt der Knoten begraben!"

Rüchel sieht die preußischen Verlegenheiten nur für etwas Vorübergehendes an. Er hofft auf schnelle Entwicklung der neuen Erwerbungen, namentlich der polnischen Landesteile, sobald „der preußische Geist sich näher mit dieser Wildnis vermählt haben wird". Dadurch muß sich auch die Finanznot heben. Welcher andere große Staat ist glücklicher? fragt er, — etwa Rußland, „dessen tiefes unabsehbares Elend anjetzt den stolzen Ehrgeiz Katharinens erst lebhaft fühlt"; ist es Österreich, „das unter der Ohnmacht seiner Kassen seufzt?", ist es England, „dessen Nationalschuld das erste Rechnungsproblem bildet?" oder das faule Spanien, oder „der Reichtum Hollands, den die patriotische Modekrankheit noch unter das Meer dereinst begraben wird?" „Oder ist es dieses so merkwürdige Frankreich, das die Konjunktur seiner Zeit und die Sottise der puissancen mit einem temporellen Glück überladen hat, was erst die Probe in der Zukunft aushalten muß und bei vernünftigeren Gegenmaßregeln zu beschränken nur lächerlich gewesen wäre! Ein eingebildetes Glück, eine eingebildete Freiheit, man frage sie, wie glücklich sie sind, und erwarte doch von der Zukunft und von der Analogie der Geschichte der Welt ihr endliches Prognostikon. Es wäre Beleidigung für die preußische Nation, ihren Wert zu verkennen und sie unter andere herabwürdigen zu wollen. Der französische Enthusiasmus? War der preußische Enthusiasmus nicht mehr wert, da er im Siebenjährigen Kriege der Verbindung einer Welt trotzte und Roms und Griechenlands glänzendste Epochen vernichtete. Sind wir jetzt nicht dasselbe noch, fürchtet sich der preußische Soldat für einen Franzosen? Wo haben sie denn mit den preußischen Kriegsheeren gespielt, sind sie wohl fähig gewesen, uns einmal zu schlagen, oder sind sie nicht vielmehr jedesmal von uns geschlagen worden? Wo sitzt die Furcht vor einer Revolution im preußischen Staate? Ein paar elende Vagabonden und einige Handwerksburschen zu Breslau werden sie doch nicht formieren?"

Preußen, meint Rüchel weiter, wird unter einer kräftigen Regierung bald wieder erstehen und mit ihm der alte Enthusiasmus seiner Einwohner. Nicht das überflüssige Geld mache den Menschen, sondern der Geist, und der Geist des preußischen Heeres „sitzt in seinen Offiziers".

Die Verringerung der Ausländerzahl hält Rüchel für selbstverständlich, aber das habe die Kommission ja auch schon in die Wege geleitet, nur nach besserer Einsicht. Courbière wolle die ganze Last auf den Adel legen, darüber müsse man erst die Departementsministerien hören, Lecoq wolle reduzieren „und mit einem Worte, das soll er nicht". Nur bei gänzlichem Bankerott könne davon die Rede sein, und soweit wäre es noch lange nicht. Die Hälfte der Ausländer zu entlassen, sei ganz unstatthaft. Das würde auch die Kapitäne in ihren Einkünften sehr heruntersetzen und dies dürfe durchaus nicht geschehen. Auch wären die Ausländer bei weitem nicht so schlecht, als der Oberstleutnant sie hinstelle. „Ich kenne viele würdige, sichere und redliche Leute dieser Klasse." Den ausländischen Rekruten gleich vor das Tor gehen zu lassen, ist nicht „probat". Allmählich erst, „wenn seine Moralität durch die Disziplin veredelt ist", dürfe davon die Rede sein.

Nun geht Rüchel zu einer Vergleichung der Lage des preußischen Soldaten mit der des Tagelöhners oder Arbeiters im Lande über und findet, daß die erste wegen der Altersversorgung, der Krankenpflege, der Bekleidung, die dem Manne im Heere zuteil werde, entschieden den Vorzug verdiene.

„Man erlaube mir nun einmal, die Wahrheit couleur de rose zu malen, da die ganze Welt durchaus schwarz sehen will, und das Schwarzsehen ist die häßlichste Empfindung aller häßlichen Empfindungen auf der ganzen Welt."

Zulagen verlangt er für die Stabskapitäne und die Auditeure, „für allen Dingen aber Zulagen denen armen Unteroffiziers; sie haben den sauersten Dienst, und ihre Ambition gestattet die Handarbeit nicht".

Die Brotzulage für die ganze Armee erklärt jedoch auch Rüchel für äußerst wünschenswert. Er berechnet sie einschließlich der neuen Unterstützung für die Soldatenkinder auf 900 000 Taler.

Er spricht in seiner Denkschrift auch von einem Schulenburgschen Projekt zur Besserung der Lage des Heeres. Kein Zweifel, daß noch viele andere daneben bestanden. Der Königs freisinniges Regiment weckte die Geister im Staate.

Sogar ein schlichter Kleinbürger, Christian Traugott Köhler aus Pudewitz, der sich durch Rekrutenwachen, Sand- und Steinefahren

nährte, dabei aber ein wohlunterrichteter Mann gewesen sein muß, befaßte sich mit Armeereorganisationsplänen.*) Seine Gedanken knüpfen an den Ausspruch Friedrichs, daß es ihm an guten Generalen gefehlt habe, an, und sie führen dazu, die Offizierslaufbahn verschieden zu ordnen, um jüngeren Männern den Weg zu höheren Stellen zu öffnen. Zugleich will er die rein praktische Heranbildung der Offiziere in eine wissenschaftliche und praktische verwandeln. Die besten Elemente unter den jungen Edelleuten sollen eine große militärische Universität besuchen, um sich auf die höhere Laufbahn vorzubereiten. Hierzu wird von Köhler namentlich kritisches und vergleichendes Studium der Kriegsgeschichte empfohlen. Von der Universität aus treten die jungen Leute als Aide-Majore in die Armee. Jedes Bataillon, von einem Major kommandiert, hat zwei Aide-Majore als Adjutanten, welche später zu Majoren und von dieser Stellung aus unvermittelt zu Generalen avancieren. Diese befehligen die aus vier Bataillonen bestehenden Regimenter.

Sollen, der Denkschrift zufolge, nur Edelleute die Stabsoffizierkarriere machen, so stehen die Subalternoffizierstellen bis zum Kapitän hinauf den Bürgerlichen offen, von denen Köhler sich gute Dienste verspricht, zumal, wenn die Exemptionen in den Städten aufgehoben und die gut erzogenen unterrichteten Bürgersöhne Soldat werden müssen. Er will sie übrigens geringer bezahlen, wenn nötig, degradieren können und endlich zu Fuß gehen lassen. Die hierdurch erzielten Ersparnisse sollen die Militäruniversität unterhalten. Auch hofft er, den Teil des Adels, der in der Armee künftig kein Unterkommen mehr findet, für die Verwaltung und den Richterstand zu gewinnen. Im Notfall stehe demselben die Subalternkarriere offen. Allein die Kapitänsstellen dürfen fürder keine Sinekuren sein, sondern die Freiwächtergelder für den Staat erspart werden. Gerade dieser letzte Punkt, die Beschränkung der Einkünfte des Kompagniechefs auf etwa 800 Taler, erregte das Bedenken der hochgestellten Persönlichkeit, an welche die Eingabe gerichtet ist. Sie äußerte, daß alsdann dem Subalternoffizier die Triebfeder mangeln werde, die ihn bisher strebsam gemacht habe. Der Glaubenssatz von der Notwendigkeit der Kompagniechefs-Industrie hatte sich felsenfest in der Armee eingebürgert. Erst der Sturm von 1806 konnte ihn hinwegfegen.

---

*) Kriegsarchiv D. I, 36.

Ein jeder wollte helfen, raten, am Reorganisationswerke teilnehmen. Es war eine schreibselige Zeit. In wenigen Tagen sind weitschweifige Denkschriften entstanden und vom fernsten Osten oder Westen der Monarchie nach Berlin eingesandt. Damit erleichterte man das Herz, kam den Pflichten des Freimuts auf nicht allzu lästige Weise nach und meinte, dem Könige und dem Staate genützt zu haben. Unter dem Memoirenwust jener letzten Jahre des vorvorigen Jahrhunderts hat sich auch ein sehr merkwürdiges Schriftstück erhalten: „Freymüthige Bemerkungen über die in der Gegenwart verborgene zukünftige Lage Preußens."*) Sie sind von einem Preußen geschrieben, der viel im Auslande gelebt hat und seine Erfahrungen zum Heile des Vaterlandes zu verwerten wünschte.

Er lobt alle Einrichtungen der Verwaltung mit Ausnahme des Postwesens, findet aber, daß die Finanzkraft des Staates dennoch im Zurückgehen sei, daß Preußen als Geldmacht sich im Sinken befinde, hauptsächlich, weil das Steuer- und Zollsystem „äußerst wenig Geld aus fremden Ländern bringt". Er tadelt ferner die Politik, welche fortwährend bedacht wäre, Preußen eine Mittlerrolle zuzuweisen. Für bedenklich hält er den in der herrschenden Klasse einreißenden Egoismus.

Dann wendet er sich der Heeresverfassung zu.

Es ist natürlich, sagt er, daß die Vorzüge, welche Preußen früher in dieser Hinsicht hatte, von den anderen Staaten mehr und mehr ausgeglichen wurden. Friedrich Wilhelm II. traf viele wichtige, zweck- und zeitgemäße Einrichtungen; die Erziehung der Krieger hat „an äußerer Form, an Feinheit" gewonnen; aber die zum Kriegsdienst bestimmte Jugend wird nicht gewöhnt, diesen als eine „Pflicht der Vaterlandsliebe" aufzufassen. Die Versorgungsanstalten, die Krankenpflege haben sich gehoben, aber nicht in dem Maße, wie es die allgemeinen Zeitverhältnisse erheischen. Die Bekleidung ist zu ökonomisch. „Das Abnehmen der Westen erregt fortdauernd Mißvergnügen." Es wird zu viel exerziert, der Dienst ist zu schwer im Vergleich zur materiellen Lage des Mannes; im Kriege wird die Armee zu stark durch Desertion leiden. Das Gewehr ist verbessert, aber die Kriegführung drängt mehr auf Bewegung großer Massen und Bajonettangriffe hin. Bei der Artillerie wird zu viel Wert auf große Schnelligkeit gelegt. Die Re-

*) Kriegsarchiv D. I, 15.

krutierung im Innern ist vortrefflich, die Ausländerwerbung aber zu verwerfen, weil die Werber mehr oder weniger moralisch zugrunde gehen. Von den Offizieren kann noch eher abgesehen werden; bei den Unteroffizieren aber trifft es immer zu: „Waren sie auch noch so gute Wirte, gut im Anzuge, exakt im Dienste, ordentlich und still im häuslichen Leben, so kommen sie, wenn sie auch nur etwas lange auf Werbung gestanden haben, entweder als Windbeutel, oder als Trinker, oder als Spieler, nachlässig im Anzuge oder im Dienste, als Raisoneurs, als Herumlaufer, oder sonst mit Fehlern zurück."

Die gesellschaftliche Bildung der Offiziere hat sehr gewonnen, aber die Erfahrungsgrundsätze werden vernachlässigt. Man vergeudet mit Künsteleien zu viel Zeit, ehe man zum Aufmarsch kommt.*) „Man sucht in der labyrinthischen Verwicklung und Auflösung der Manöver eine Stärke, die dem Wesen des Kriegführens gänzlich entgegenläuft, die Zeitverschwendung wird und einem determinierten, mit Sicherheit vorwärts gehenden Feind schöne Gelegenheit zu glänzenden Unternehmungen bereitet." Dem Geist des Heeres schadet die seichte theoretische Spekulation, welche sich in Widerspruch mit den Errungenschaften der älteren Generationen befindet und viel Eigendünkel erzeugt.

Das „Resultat über die Kriegsmacht Preußens" lautet: „Die preußische Kriegsmacht hat als Friedensstand gewonnen, der Soldat sowie der Offizier hat an Kultur und Sitten zugenommen. Preußens Militär hat mancherlei sehr vervollkommnete, sehr zweckmäßige und schöne Einrichtungen, aber sie sind bei alledem entweder für das Bedürfnis der Zeit nicht hinreichend, oder noch, in Rücksicht ihrer Auflösung durch schwere Kriege, nicht gesichert genug. Aber man kann auch nicht leugnen, daß Preußens Heere manches Zweckwidrige und selbst Schädliche haben; man kann nicht leugnen, daß der Keim des Verfalls der Kriegsmacht wirklich schon vorhanden ist; man kann ebensowenig leugnen, daß, obgleich Preußens Heere ansehnlich sind und das Mark des Landes sehr leicht aufzehren können, sie doch nicht gegen mögliche, ja wahrscheinliche Feinde hinreichen."

*) Damit soll wohl gesagt werden, daß man zuviel in den Evolutionen suchte, mit denen die Truppenmassen an den Feind herangebracht werden. Es ist merkwürdig, dieser Einsicht, die sich dem größten Teile der Generale verschloß, hier zu begegnen.

„Die Kultur der Militärpersonen trägt viel zum Verfall der Subordination bei! nicht minder die Begünstigungen einzelner, so sich in besondere Liaisons befanden. Die Richtung, welche der kriegerische Geist genommen hat, eine Vervollkommnung hervorzubringen, scheint falsch und ohne Erfahrungsgrundsätze zu sein. Dadurch werden Preußens Heere einst ihre Zeit verschwenden, untätig tätig sein und auf dem Wege bitterer Belehrung erst von neuem sich belehren müssen."

Merkwürdiger noch als die treffende Beobachtung über die untätige Tätigkeit der Armee ist, was der Verfasser auf Grund seiner Wahrnehmungen von dem öffentlichen Geiste im Lande sagt. Er meint, daß diejenige Macht, welche in der Anhänglichkeit des Volkes an den König, an den Staat, an die Verfassung bestände, in Preußen zur Zeit nicht vorhanden sei. Neben vielen Absonderlichkeiten, wie die Klage, daß niemand, „selbst Offiziere nicht ausgenommen, gegen grobe Beleidigungen durch den Pöbel und die Straßenjugend sicher sei", finden sich hier doch auch recht scharfe Wahrnehmungen. So tadelt der Verfasser die allgemeine Böswilligkeit jedes Niedrigstehenden gegen den Höheren, den einreißenden Egoismus, die Gleichgültigkeit gegen gemeinsame Zwecke. Er behauptet ferner, daß die Erziehung im Lande nur noch darauf hinausgehe, den Kopf, die geselligen Sitten, höchstens den Körper der Jugend zu bilden, daß es aber versäumt werde, auf Herz und Charakter zu wirken. „Aus diesem allem geht deutlich hervor, daß die Regierung allgemeine freiwillige Aufopferungen auch dann schwerlich von dem Gros der Nation zu erwarten hätte, wenn die Nation auch selbst in dem Zustande wäre, Aufopferungen und Hilfeleistungen gewähren zu können."

„Nach allem Vorhergehenden nun", so warnt der Patriot zuletzt, „mache ich den endlichen Schluß: daß mein Vaterland, wenn nicht schnellwirkende Mittel ergriffen werden — seine bedeutende Rolle bald ausgespielt haben wird und sich seinem Untergange nähert! Wollte Gott, ich sähe unrichtig!"

Die Mittel, welche er für die geeigneten hält, um dem allgemeinen Niedergange zu steuern, gibt er freilich nicht an. Sie hätten, da er die Ursachen in weit verbreiteten Übelständen sieht, auch sehr tiefgreifender Art sein müssen.

Nur in einem Punkte spricht er sich ganz bestimmt aus. Er bittet den König, Selbstvertrauen zu fassen und selbständiger zu handeln: „Die Nation verliert durch die Bescheidenheit des Monarchen."

Die Jahre vergingen. Frankreich wuchs weiter und weiter. Die volle Verfügung über die Volkskraft, welche die Revolution den Regierenden beigelegt, konsolidierte sich fest und fester in der Hand Bonapartes. Aber nur stückweise und im kleinen erfolgte der Fortschritt im Heerwesen Preußens.

Alle umfassenderen Pläne, Verminderung der Zahl der Ausländer, Herabsetzung der Friedensheeresstärke nebst Ausbildung eines Überschusses an Mannschaft für den Krieg, Aufhebung der vielen Befreiungen von der Dienstpflicht, Milderung der Strafgesetze, Zulassung der Bürgerlichen in die Offizierslaufbahn auf breiterer Grundlage usw., hatten stets von irgend einer Stelle her Widerspruch erfahren — und unterblieben.

Sogar die Aufbesserung der ökonomischen Lage des Soldaten, die dem Könige sehr zu Herzen ging, und mit der er sich andauernd beschäftigte, kam nur in ganz verkümmerter Form zur Durchführung. Er hatte die Erhöhung der alten unauskömmlichen Soldsätze um 25 Prozent in Aussicht genommen.*) Den finanziellen Effekt dieser Maßregel berechnete ein Kommissionsgutachten vom 24. November 1798 auf 550 000 Taler und schlug dafür die Heranziehung des Adels zur Grundsteuer vor. Dem widersprachen aber die Ritterschaften, zumal die kurmärkische, die sich auf verbriefte Rechte berief, denen der König stets weitgehende Rücksicht entgegenbrachte. Courbières hoch-

*) Hierbei war zugrunde gelegt, daß der Soldat noch auf Nebenverdienst ausgehen müsse, um leben zu können. Der Nebenverdienst durch Arbeit fand indes seine Schranken in den Privilegien der Zünfte. Die Aufhebung des Zunftzwanges wurde auch erörtert, stieß aber auf lebhaften Widerstand in bürgerlichen Kreisen. So kam es nur dazu, daß der Innungs- und Gewerbezwang für Soldaten, welche einträgliche Handwerke oder Geschäfte betrieben, gelegentlich durch königliche Entscheidung außer Anwendung gesetzt wurde. Des Königs Streben war, dem Soldaten auch eine bürgerliche Existenz im Lande zu gewähren und so die Kluft zwischen Militär und Zivil allmählich zu beseitigen, aber es fand nicht den hinreichend kräftigen Ausdruck. (Otto Hintze. Preußische Reformbestrebungen vor 1806. Histor. Ztschr. Bd. 76. S. 425.)

herziges Beispiel scheint wenig Anklang gefunden zu haben. So kam es am Ende, im Jahre 1799, nur zu einer mäßigen Erhöhung der Brotportion,*) für die sich alle Beteiligten mit Einstimmigkeit ausgesprochen hatten.

Die Reformen, welche vor dem völligen Ablaufe des 18. Jahrhunderts noch zu verzeichnen sind, erstreckten sich hauptsächlich auf das Gebiet des Militär-Bildungswesens. Die Garnison- und die Junkerschulen wurden allgemeiner eingeführt. An den höheren Lehranstalten wirkte Rüchel mit großem Eifer. Eine Reihe von Erlassen bezeichnete seine Tätigkeit. Am 31. August 1799 stellte der König seine Forderungen hinsichtlich der wissenschaftlichen Ausbildung der Offiziere in bestimmter Weise fest.**)

Auch mit der taktischen Ausbildung des Heeres beschäftigte er sich unausgesetzt, und zwar nicht lediglich praktisch bei den vielen von ihm geleiteten Übungen, sondern auch mit der Feder. Aus jener Zeit stammt die schon erwähnte „Instruktion für die gesamte Königlich Preußische Infanterie",***) die mit der größten Ausführlichkeit das ganze Exerzitium, Wendungen, Schließen, Griffe, Chargierung, Märsche, Evolutionen, Avancieren, die Inversion, schließlich den Dienst der leichten Infanterie bespricht. Auch verheißt sie eine Revision der Reglements. Es ist eine mühsame, sorgfältige Arbeit, aber sie traf den Kern der Sache nicht, nämlich die der Zeit entsprechende allgemeine Stärkung der Wehrkraft.

Wunderbar wirkt diese Erfahrung, wenn man daneben feststellen kann, daß der König den Ernst der Lage insgeheim mit voller Klarheit übersah. Eine eigenhändige Aufzeichnung Friedrich Wilhelms III.†) gibt uns darüber Aufschluß. Ausnahmsweise faßt der junge Monarch einen nahen Krieg mit Frankreich ins Auge, und diese Voraussicht legt ihm die warnenden Worte in den Mund:

„In der jetzigen Krisis, worin sich ganz Europa befindet, ist es unwidersprechlich von äußerster Wichtigkeit, daß jedweder noch subsistierende Staat sich wohl vorsehe und keine Maßregel versäume, um dem mehr oder weniger die ganze zivilisierte Welt bedrohenden Um-

*) Auf 6 Pfd. für 5 Tage oder 12 Groschen Brotgeld für den Monat.

**) Friedländer. S. 185 ff.

***) Kriegsarchiv D. I, 25. (Vgl. S. 191.)

†) Geh. Staatsarchiv R. 84, 2. Das Schriftstück trägt kein Datum, kann aber seinem Inhalt nach nur in den Jahren 1800—1801 verfaßt worden sein.

sturz vorzubeugen und zu rechter Zeit zuvorzukommen, um dem Schicksale so vieler anderer bereits zugrunde gerichteter Staaten nicht gleichfalls unterliegen zu müssen. Ich halte daher für unumgänglich notwendig und von der äußersten Wichtigkeit, daß der preußische Staat es sich zum wichtigsten Geschäft mache, alle seine sich darbietende Mittel, es sei sowohl im Innern als Äußern der Monarchie, aufs genaueste zu prüfen und alles Ersinnliche anwende, um selbige, wo in der Welt möglich, zu vervielfältigen und zu vervollkommnen. Bei einem so außerordentlichen Kriege, als der jetzige ist, wo alles auf dem Spiel steht und der uns gleichfalls heut oder morgen bedroht, muß man durchaus ebenfalls zu außerordentlichen, nicht gewöhnlichen Maßregeln seine Zuflucht nehmen, wenn selbige auch vielleicht zum Teil bis jetzt bei uns nicht angewendet worden wären."

Diese Maßregeln bezeichnet der König folgendermaßen:

Bei einem Kriege mit Frankreich muß Preußen seine ganze Macht aufbieten, alle „demi-mesures" würden den unausbleiblichen Sturz nach sich ziehen. Daher ist in diesem Falle die ganze Armee mobil zu machen. Nur in den polnischen Landesteilen verbleibt eine Anzahl Truppen, um die Gemüter in Respekt zu halten, während alles übrige sich in Marsch nach Westen setzt. Der rührige Teil des Landvolks im Halberstädtischen, Magdeburgischen und der Kurmark muß unter die Waffen gebracht werden, um Hab und Gut bei einer so dringenden Gefahr selbst mit verteidigen zu helfen. Operationsentwürfe sind festzustellen, um Frankreich auf den verschiedenen ihm offen stehenden Angriffswegen entgegenzutreten. Die Mobilmachung und Truppeneinteilung ist so genau vorzuarbeiten, daß nichts weiter mehr zu tun ist, als im entscheidenden Augenblick die Ordres zu erteilen und die Gelder auszuzahlen.

„Wenn alles oben Benannte ins Werk gesetzt, so kann man getrost in die Zukunft blicken, ohne zu zittern und zu zagen, und wenn es dann wirklich dazu kommen sollte, daß wir uns nochmals mit den Franzosen messen müßten, so wird, wie ich gewiß überzeugt, der preußische Mut seinen alten Ruhm zu behaupten wissen."

---

4. Das neue Jahrhundert.

(Landmiliz. Knesebecks Vaterlandsreserve und Ehrenlegionen. Scharnhorsts erster Reformplan.)

Des Königs eigene Worte bürgen uns dafür, daß ihm der Gedanke einer Volksbewaffnung nicht so sehr zuwider war wie seinem Vorgänger. Auch brütete die Organisationskommission noch über allerlei Plänen.

Sie ging der Angelegenheit sogar historisch zu Leibe. Es wurde in ihrer Mitte ein „Promemoria" über die während des Siebenjährigen Krieges errichtete Landmiliz ausgearbeitet.*) Dasselbe ergab nicht unwichtige Resultate. Außer vier schon vor dem Kriege bestehenden Land-Regimentern in Königsberg, Stettin, Berlin und Magdeburg hatten die Stände in Pommern 1757 gegen die drohende Schwedengefahr zehn Bataillone von je 500 Mann und eine Schwadron Landhusaren aus augenblicklich verfügbaren Rekruten und Ausgedienten sowie aus Leuten aller Art aufgebracht. Beim wirklichen Einbruch des Feindes wurden dann noch zwei Land-Regimenter von je 700 Mann gebildet. Alle diese Truppen dienten zugleich als eine Art von Rekruten-Bataillonen, gaben Mannschaften an die Regimenter ab und nahmen neue Aushebungen vor. Die Kommandeure ernannte der König. Um das Offizierkorps zu füllen, mußten die Kammern Listen der „Vasallen",**) welche vordem in der Armee gedient hatten, sowie der geeigneten Forstbeamten anlegen und einreichen. Von den „Vasallen" sind jedoch tatsächlich nur wenige beigetreten, so daß man „verabschiedete Unteroffiziere der Garden und andere" einstellen mußte. 1758 beteiligte sich die pommersche Landmiliz am Feldzuge; zwei neue Bataillone, ein Jägerkorps und eine zweite Schwadron Landhusaren entstanden.

In ähnlicher Weise hatte der König in den schweren Augusttagen von 1757 die Aufstellung einer Landmiliz für die Kurmark, Neumark,

*) Kriegsarchiv D. I, 92. Der Inhalt ist übergegangen in Courbière, Geschichte der Brandenburgisch-Preußischen Heeresverfassung, S. 111—113. Der Minister Hertzberg, der sich das Hauptverdienst an der Landmiliz des Siebenjährigen Krieges beimißt, hat sich hierüber ausführlich in seinen gesammelten Schriften geäußert.

**) Rittergutsbesitzer.

Altmark, Halberstadt und Magdeburg befohlen, ja beim Herannahen der Gefahr ein förmliches Massenaufgebot angeordnet.

Die Uckermark trug zur pommerschen Miliz bei. Die übrige Kurmark errichtete zehn Bataillone und ein Landhusarenkorps; die Neumark drei Bataillone und eine Husaren-Schwadron.

„Alle diese Landtruppen fanden im Laufe des Siebenjährigen Krieges mehr oder weniger Gelegenheit, sich zu bewähren und in Pommern und Berlin sogar wesentliche Dienste zu leisten."*)

Ihr Feld war indessen nur der Schutz der heimatlichen Provinz gewesen, und zu gleichem Zweck dachte man auch jetzt die Miliz zu verwenden. Rüchel hatte im Königlichen Auftrage wiederholt Küsten und feste Plätze bereist und „unterschiedene Memoirs" über die Besetzung und die Durchführung der Landesverteidigung eingereicht. Er hielt 75 000 Mann zu diesem Zweck für erforderlich, welche sich bei einem von Preußen unternommenen Angriffskriege auf 46 000 Mann herabmindern ließen. So bedeutende Massen der Feldarmee zu entnehmen, trug er natürlich Bedenken, und seine Aufmerksamkeit wendete sich allen nur irgend ersinnlichen Auskunftsmitteln zu.

Seit 1799 war der mittlerweile zum Major beförderte Knesebeck, dessen von Lecoq vorgelegter Reformentwurf oben erwähnt wurde, sein Adjutant.**) Lebhaften Geistes, von den Strömungen, welche die Zeit bewegten, ergriffen, warf dieser Offizier sich mit Feuereifer auf großartige Organisationspläne. Rüchel, der gleich lebendig und empfänglich war und dem er ohne Zweifel seine Ideen mitteilte, gab ihm den willkommenen Anlaß, sich praktisch zu betätigen. Er beauftragte ihn mit der Aufstellung eines ausführlichen Vorschlags für Bildung der zu errichtenden Landmiliz. Rüchel selbst gab ihm die leitenden Gesichtspunkte in einer besonderen „Instruktion zur Ausarbeitung unterschiedener Ideen über eine formidable Landmiliz für den preußischen Staat auf den Fall der Not".***) Dies eigentümliche, in echt Rüchelschem Stile abgefaßte Schriftstück enthält manche treffliche Gesichtspunkte, wie den, daß die Miliz numerisch stark

---

*) Courbière, S. 113.

**) Siehe S. 266.

***) Befand sich bei Erscheinen der 1. Auflage dieses Buchs (1883) im Besitze der Frau E. v. Dewitz-Krebs geb. v. Rüchel-Kleist zu Vorwerk Weitenhagen bei Daber in Pommern.

sein müsse. Doch soll sich dieselbe auf Landesverteidigungszwecke beschränken.

In den ersten Monaten des Jahres 1803 war die umfangreiche Arbeit vollendet. Sie ging weit über die von Rüchel gesteckten Grenzen hinaus.

Knesebecks „Ideen über Errichtung einer Vaterlandsreserve und der Provinzial- oder Ehrenlegionen“ verdienen eine ausführliche Besprechung. Sie enthalten den am meisten in die Einzelheiten gehenden Reformplan, der vor der großen Katastrophe überhaupt entstanden ist.

Knesebeck wendet sich zuerst gegen die falsche Vorstellung, welche man sich allgemein von einer Miliz mache; unter derselben denke man sich meist „zusammengelaufenes Gesindel, von einem schlechten General schlecht angeführt, das bei der ersten Gelegenheit entflieht, sich im Lande zerstreut und plündert“, diese Auffassung sei indessen durchaus nicht zutreffend. „Ist es nun gleich wahr“, fährt er fort, „daß von einem stehenden, im Frieden alljährlich geübten Heere mehr Präzision und Pünktlichkeit der Bewegungen, mehr Ordnung, taktische Fertigkeit und Disziplin zu erwarten steht als von einem zur Zeit der Not erst zusammenberufenen Haufen, so ist es doch auch nicht minder richtig, daß es keine unumgänglich notwendige Bedingung ist, eine Miliz oder Vaterlandslegion erst im Kriege organisieren zu müssen.“

Den Unterschied zwischen stehendem Heere und Miliz faßt er dahin auf, daß jenes dauernd vereinigt, diese hingegen weder im Frieden noch im Kriege „permanent“ zusammenbleiben solle. Sehr richtig bemerkt er, daß die gesamte zur Zeit bestehende preußische Armee nichts anderes als eine im Frieden schon vollkommen organisierte Miliz*) oder Vaterlandslegion sei. Dann werden geschichtliche Beispiele für die Brauchbarkeit regelrecht vorbereiteter Milizen angeführt, worunter Knesebeck dasselbe versteht, was wir heute gemeinhin als „Volksheer“ bezeichnen. Er verlangt nämlich ständige Vereinigung der Kadres. „Immer versammelt müssen jene Zweige des Kriegsheeres sein, die das Denkende der Kunst bearbeiten, also immer alle Offiziere einer ganzen Armee, der Generalstab, das Ingenieur-

*) Rüchel sagt in der Knesebeck erteilten Instruktion: „Die preußische Armee ist schon an sich die weiseste und schönste Landmiliz“.

und Artilleriekorps, immer versammelt ein Teil eines Heeres, durch den der Geist der Disziplin, der Ordnung, des unbedingten Gehorsams, der pünktlichen Pflichterfüllung sich begründen und fortpflanzen soll."

Die Vorteile einer im Frieden gut eingerichteten Miliz sucht Knesebeck darin, daß sie zahlreicher sein könne wie das stehende Heer, daß sie nicht bloß einen kleinen Teil des Volkes kriegerisch mache, sondern „die Nation in den Waffen übe", und daß sie dem Staate ein höheres politisches Gewicht gebe, ohne ihn entsprechend zu belasten. Auf den letzten Punkt geht er näher ein. Er beginnt dabei mit den beherzigenswerten Worten: „Zur Erhaltung des Friedens eines Staates mit anderen ist es nicht genug, daß dieser den Frieden bloß aufrichtig will, sondern er muß durch die Rüstung, schnelle Bereitschaft und Menge seiner Kräfte auch den anderen Staaten die Überzeugung aufdringen, daß sie keinen Vorteil haben, mit ihm zu brechen."

Große und mächtige Staaten imponieren allein schon durch das Übergewicht ihrer Kräfte; den kleineren, wie Preußen, ist dies unmöglich. Sie müssen durch weise Politik, schleunige Benutzung der günstigen Augenblicke, durch eindrucksvolle Entschlossenheit, zweckmäßige Anspannung und kluge Vorbereitung ihrer Kräfte ersetzen, was ihnen an Zahl derselben abgeht, durch *zeitweise* Vermehrung das Mindergewicht der dauernd Aufgebotenen ausgleichen. Zu solcher zeitweisen Vermehrung dienen *die Milizen oder Vaterlandslegionen*. Preußen findet in seiner politischen und geographischen Lage im Vergleich zu Österreich, Rußland, Frankreich eine ganz besondere Aufforderung, sich solcher außergewöhnlichen Mittel zu bedienen; nur so kann es den mächtigen Nachbarn gegenüber seine Stellung aufrecht erhalten. Frankreich vermag 350 000, Österreich 280 000, Rußland 200 000 Mann ins Feld zu führen. Denkt man sich die beiden Ostmächte gegen Preußen vereinigt, so muß es, dem Trieb der Selbsterhaltung folgend, zu vorübergehenden Aufgeboten greifen; denn dauernd kann es keine größere Anstrengung machen als die schon bestehende. Das vorhandene Einländersystem erleichtert zeitweise höhere Aufgebote außerordentlich.

Bezüglich der Aufstellung der Vaterlandslegionen, meint Knesebeck, dürfe man vor allen Dingen nicht bei dem Gedanken beben: „Das

haben wir noch nicht gehabt, oder doch in solchem Umfange und der Art nicht gehabt."*)

Übrigens verlangt er hinsichtlich der äußeren Verfassung keine radikale Umwälzung. Die Ausländer sollen sogar bleiben, da ein Heer, ganz aus Eingeborenen bestehend, der Arbeit und dem Gewerbe zu viel Arme entzöge. Aber auch mit den alten Einrichtungen lasse sich die neue Erweiterung herstellen. „Wenn es z. B. nur Gesetz bleibt, jährlich nicht mehr als 130 000 Einländer in den Exerzierzeiten zur Fahne einzuziehen, so ist es dem Lande gleich, ob jedesmal die-

*) Er untersucht nun vorerst die Grundsätze für eine jede gute Heeresverfassung und findet, daß sein System, bei welchem ein Teil des Heeres immer versammelt bleibt, ein anderer aber, größtenteils im Lande arbeitend, im Frieden nur „temporell" versammelt wird und im Kriege nach Umständen mehr oder minder zahlreich werden kann, ihnen am meisten entspricht. Es erfüllt am besten den Zweck aller Kriegseinrichtungen: „den Staat zu beschützen und zu erhalten, die äußeren Feinde zu bekämpfen, durch die Möglichkeit ihres Auftretens die Feinde zu schrecken, so zum Frieden zu wirken und die innere Ruhe und Ordnung zu schützen". Der Neuheit der Sache angemessen ist dieser Nachweis etwas umständlich geführt. Der Verfasser will die berufenen Reorganisatoren mit dem Gedanken vertraut machen, die Armee auf der Wehrkraft des gesamten Volkes zu begründen. Freilich mag den alten Herren dabei manches fremdartig geklungen haben. Die Heereseinrichtung soll die Staatsangehörigen nicht abschrecken, sondern für sich gewinnen, zur Erhaltung der Disziplin zwar strenge Gesetzlichkeit üben, aber nie nach willkürlichem Eigensinn strafen, nur Dinge treiben, die der Krieg notwendig macht, und niemals zwecklose Übungen, welche den guten Willen der Leute lähmen und dem erhabenen Zwecke des Kriegers in den Augen der Nation die Wichtigkeit benehmen. „Verbindet sie dabei, daß durch die Staatseinrichtung selbst ein jedes Mitglied desselben bei einem Kriege interessiert ist, ihn als seine eigene Sache ansieht und betreibt und nicht wie eine fremde, die ihn nichts angeht, so wird eine Nation, die von einer solchen Einrichtung beschützt wird, unüberwindlich für ewige Zeitalter dastehen." Wenn auch das Preußische Beurlaubungssystem die Durchführung dieser Ideen mehr als irgend eine andere europäische Heereseinrichtung begünstigt, so müßten doch künftig nicht nur das Zollmaß, sondern Tauglichkeit und Entbehrlichkeit von der Arbeit die Rücksichten für die Einstellung sein, ferner die zahlreichen Befreiungen fortfallen, so daß als unumstößlicher Grundsatz gilt: „Im Falle der Not ist jeder Eingeborene Soldat und verpflichtet, zur Staatsverteidigung beizutragen, entweder als Offizier oder Waffenträger, solange er Kräfte hat und dazu berufen wird." Die Reglements für die taktischen Übungen sind zu revidieren und für den Krieg zu vereinfachen, Bestimmungen über Felddienst und Feldarbeiten, d. h. große Märsche, Patrouillen, Rekognoszierungen, Schanzanlagen usw., hinzuzufügen.

Dies sind einige von Knesebecks allgemeinen Gesichtspunkten.

selben oder andere 130 000 Mann einbeordert werden. Und gesetzt, man wollte 390 000 Mann in den Waffen üben und täte dies in drei verschiedenen Abteilungen, jede jährlich in obenbenannter Zahl, so würde das Land im Frieden nie eine größere Last als jetzt tragen." Ist dann für den Kriegsfall für Waffen, Kleidung und Magazine gesorgt, so kann vorübergehend eine weit stärkere Armee aufgestellt werden als bisher. Außerdem fände man in allen Provinzen eine Menge ausgebildeter Leute, die entweder noch in die Armee eingereiht oder als Provinzialtruppen bei der Verteidigung der Festungen, der verschanzten Lager und Küsten verwendet werden könnten. Auch auf die Volkserziehung ist eine günstige Rückwirkung zu erwarten.

Für die Art der Aufstellung macht Knesebeck folgende Vorschläge, die einerseits an Friedrich Wilhelm I. erinnern, anderseits die Einwirkung französischer Vorbilder ziemlich deutlich erkennen lassen.*)

Bei der nächsten Revision werden alle kantonpflichtigen Leute vom 16. bis 50. Lebensjahre verzeichnet, untersucht und in drei Klassen geteilt, nämlich für das stehende Heer, für die Vaterlandsreserven und für die Provinzial- oder Ehrenlegionen. Für die erste Klasse sind Größe, Wachstum und Schönheit, für die zweite Entbehrlichkeit und Gesundheit Bedingung; in die dritte werden die Unabkömmlichen und die nach zwanzigjähriger Dienstzeit noch gesunden alten Soldaten gestellt. Die Armee beurlaubt in demselben Jahre sämtliche Einländer und zieht sie nicht wie gewöhnlich zur Frühjahrsexerzierzeit heran, sondern bildet dafür die Reservemannschaft aus. Knesebeck berechnet, daß hierbei ohne Etatsüberschreitung 128 397 Mann zur Einstellung gelangen könnten. Nach sechswöchigem Dienste, welcher der Dauer der sonst innegehaltenen Exerzierzeit entspricht, werden die neu Ausgebildeten als Vaterlandsreserve wieder entlassen und nur alle sechs Jahre noch zur Übung einberufen. In den Übungsjahren lassen die Regimenter dafür ihre Beurlaubten daheim.

Die Vaterlandsreserve dient im Kriege zur Rekrutierung oder zur augenblicklichen Verstärkung der Feldarmee. Die Art der Verstärkung kann dreifach sein. Entweder werden die Ziffern der ein-

*) Dies deuten nicht nur die Bezeichnungen Provinzial- und Ehrenlegionen, sondern auch einzelne der von ihm vorgeschlagenen Bestimmungen an, wie z. B. die Festsetzung einer Altersgrenze mit dem 25. Lebensjahre gleich dem Gesetz der levée en masse vom 23. August 1793 in Frankreich.

zelnen Truppenteile erhöht, oder besondere Vaterlandslegionen zur Bildung einer Reservearmee formiert, oder endlich die Legionen in den Provinzen verstärkt. Bei der ersten Weise geschieht die Verteilung auf alle Kompagnien, auch die der dritten Bataillone, bei der zweiten werden die pensionierten, im Lande befindlichen gedienten Offiziere, sämtliche mit 15 Jahren aus der stehenden Armee entlassenen Mannschaften mit einberufen und einige Linien-Regimenter und dritte Bataillone der Reserve-Armee zugeteilt. Im dritten Falle tritt nur teilweise Zusammenziehung ein, um in den Provinzen einen „Chouanskrieg" zu führen. Für alle drei Formen sind die Etats, die Zuteilung der Offiziere, kurz die vollständigen Mobilisierungsbestimmungen im voraus festzustellen.

Dabei aber teilt sich die Vaterlandsreserve in drei Aufgebote ein. Das volle umfaßt die gesamte Mannschaft, ein Zweidrittel-Aufgebot alle Leute zwischen dem 25. und 42. Lebensjahre und die von den Regimentern nach 15 Jahren Dienstzeit verabschiedeten nicht angesessenen Einländer, die sonst zu gewöhnlichen Friedenszeiten den Provinziallegionen zugerechnet werden. Sodann bleibt noch ein Drittel-Aufgebot übrig. Auch für diese drei Aufgebote soll das Ober-Kriegskollegium den Mobilmachungsplan sowie die Stellenbesetzung ausarbeiten und die nötigen Listen führen. Alle verabschiedeten Einländer, Offiziere oder Gemeine sowie die Ausländer, die Pension beziehen, werden für die Vaterlandsreserve und die Provinziallegionen förmlich verpflichtet.

Die letzteren sollen nur in ihrer Heimat Verwendung finden; daher gilt für sie keine der gewöhnlichen Ausnahmen; vielmehr ist bis auf die Kranken und selbst arbeitenden ansässigen Eigentümer schlechterdings jeder Einwohner heranzuziehen. Um für die Legionen einen Stamm zu bilden, werden von nun ab alle Einländer nach 15 Jahren Dienst mit unbestimmten Urlaubspässen verabschiedet. Ferner gehören ihnen alle sonst von der Einreihung Ausgenommenen, alle pensionierten gedienten Militärpersonen an, ebenso die Stadtbewohner, wenn es die Verteidigung ihres Ortes gilt. Die Schützen-Kompagnien der Städte haben dabei die Rolle der Büchsenschützen oder Grenadier-Kompagnien zu übernehmen. Zu Offizieren der Provinziallegionen sind alte Edelleute bestimmt, welche nicht Militärs gewesen, oder diejenigen vom Staate Pensionierten, die aus irgend einem Grunde nicht der Vaterlandsreserve angehören können. Alle

Pensionierten sind deshalb gesetzlich verpflichtet, im Lande zu wohnen. Das Ober-Kriegskollegium kontrolliert sie. Alle sechs Jahre haben sie sich zu stellen. Desgleichen sollen gediente Feldwebel und Unteroffiziere, die in ihren Anstellungen abkömmlich sind, wie die Landreiter, Mühlenbereiter, ebenso die dem gebildeten Bürgerstande angehörenden Personen, wie Kaufleute, Lehnsschulzen, auch die Offiziere der Bürger- und Schützen-Kompagnien in den Legionen als Offiziere Verwendung finden.

Die taktische Einteilung der Vaterlandsreserve behandelt Knesebeck ausführlich. Er findet ziemlich starke Abgaben an Offizieren, Unteroffizieren der stehenden Armee für den Fall der selbständigen Verwendung erforderlich. Die Stärke berechnet er nach verschiedenen Abgaben für Artillerie, Kavallerie und für die Armee auf 106 000 Mann Infanterie. Die Einteilung entwirft er nach Rüchels ihm erteilter Vorschrift in Kompagnien zu 200, Bataillone zu 1000 Mann, Brigaden zu 3 Bataillonen, Divisionen zu 2 Brigaden. Vier überschießende Bataillone und sämtliche Schützen als ein Elitekorps machen ein für allemal die Reserve dieser Armee aus. Die Divisionen beabsichtigte Knesebeck mit je drei Batterien auszustatten, während die Kavallerie vom stehenden Heere gestellt werden sollte.

Eine ähnliche Einteilung ist auch für die Provinziallegionen vorgeschlagen, deren Kapitäne und Feldwebel dem stehenden Heere zu entnehmen seien. Für die Provinzen auf dem rechten Weichselufer werden die Legionen auf 50 000 Mann veranschlagt.

Die Kriegsübungen aller dieser Mannschaften sollen sich auf das Einfachste beschränken, auf Laden, Schießen, das Rechts-, Links-, Vor- und Rückwärtsbewegen sowohl in geschlossenen Reihen wie in zerstreuten Haufen, das Sammeln und Zerstreuen, das Verständnis der Signale. „Dies ist alles, was sowohl die Reserve als die Provinziallegionen zu beobachten haben und zu wissen brauchen, alles, was überhaupt für den Soldaten im Felde gehört." Eine besondere Schlachtordnung wird außer der gewöhnlichen vorgeschlagen. Schwärmattacken der Tirailleure sollen unter Umständen die Kavallerie beim Einbruch in die feindlichen Linien unterstützen usw. Bemerkenswert ist, daß Knesebeck gerade von diesen „nur für den Krieg bestimmten Truppen" Übung im Schanzenbau und besonders in der Terrainbenutzung verlangt. Sie sollen es verstehen, jeden Kirchhof, jede Höhe, jeden Zaun,

jeden Baum, jedes Tal, jede kleine Unebenheit des Bodens, Gründe und Gräben zu verwerten, sich unbemerkt zu nähern, das Gelände bei Tage und bei Nacht abzusuchen, sich darin zurechtzufinden, den Feind zu erkunden, Wagenzüge zu decken, zu furagieren, Märsche zu machen, das Land in kleinen Haufen zu durchstreifen und sich in der Ferne wieder zu sammeln, hinter Erdwällen, Kämpen, Gräben sich zu verteidigen, Erdhütten zu bauen, Dörfer, Vorwerke und Gärten zu besetzen — „kurz alle diejenigen Beschäftigungen, die in einem wirklichen Kriege Sache des Kriegers sind".

Gerade an diese Aufgebote stellt Knesebeck also die Forderungen, welche recht eigentlich der Feldarmee zukommen, während diese sich ihnen gegenüber, in stolzer Verachtung „unsoldatischer" Gewohnheiten, ablehnend verhielt.

Auch bezüglich der Bekleidung, Verpflegung, Besoldung und Bewaffnung fügt er seine Vorschläge hinzu; die nähere Feststellung und Berechnung aber gibt er dem Ober-Kriegskollegium und dessen Mobilmachungskommission anheim.

Hand in Hand hiermit geht der Plan einer allgemeinen auf Gegenseitigkeit beruhenden „Vermögens-Assekuranz bei Kriegsverlusten". Knesebeck sagt, daß er die Aufmerksamkeit auf diesen „Gegenstand von allergrößter Wichtigkeit" einer Unterredung mit dem Obersten v. Phull verdanke. Seine Absicht ist es, den Krieg gerade durch dieses Mittel zu einer nationalen Sache des ganzen Staates zu machen, vorübergehend dem Feind preisgegebene Provinzen für ihre Verluste zu entschädigen, die nicht augenblicklich berührten aber ebenso wie die betroffenen an einem glücklichen Ausgang des Krieges zu interessieren. Die Heeresleitung soll dadurch zugleich größere Freiheit in der Bewegung gewinnen.

Den Vorschlägen sind Berechnungen hinzugefügt, welche ihre Ausführbarkeit einleuchtend machen sollen. Dann schließt Knesebeck mit einem Abschnitte: „Über die Wichtigkeit, die öffentliche Meinung der Nation für die neue Einrichtung zu gewinnen."

Mit Wärme vertritt er dort seine Ideen.

„Alle großen Männer haben es nie verschmäht, die öffentliche Meinung für sich zu stimmen", beginnt er. „Unsere transrhenanischen Nachbarn wissen dies sehr gut, und der Schlüssel dessen, was sie getan, ist oft hierin zu suchen. Warum wollten wir ihnen das Mittel großer

Taten allein überlassen? Nein, mehr zu tun noch als sie, in allem Guten sie zu übertreffen, ohne ihren Greueln zu folgen, sei unsere Ehre, unser Zweck." Dann folgen Winke, wie die Reform populär gemacht werden könne.

Nicht als eine neue Einrichtung, sondern nur als eine Erleichterung für die jetzigen Beurlaubten der Armee soll die Miliz eingeführt werden. Ihre Mitglieder stehen an Rang und äußerer Auszeichnung denen des Heeres völlig gleich; eine milde gerechte Behandlung ist ihr gesichert. Ja, als einer Truppe, die halb aus vom Friedensdienste Befreiten, halb aus Veteranen besteht, ist ihr besondere Achtung zu zollen. In den Jahren ihrer Zusammenziehung hat sie Königsrevue wie das stehende Heer. Durch den Unterricht auf den Schulen in Stadt und Land soll der Patriotismus geweckt, der Gedanke belebt werden, daß nichts ehrenvoller sei, als das Vaterland zu verteidigen. Beispiele aus der Geschichte, namentlich aus der vaterländischen, Hinweise darauf, wie die Monarchen und der Adel stets vorangegangen seien, wo es galt, die Gefahr vom Lande fern zu halten, werden lebhaft empfohlen. „Man zeige und lehre (aber der Lehrer selbst mit Enthusiasmus und innerer Überzeugung), daß Preußens Verfassung die beste und glücklichste ist; man belebe die Aufmerksamkeit für die öffentlichen Angelegenheiten durch Verteilung von Volksschriften, Comptes rendus dessen, was die Regierung jährlich für das Land getan; kurz, man interessiere die Menschen für den Staat und die Regierung, lehre selbige sie schätzen, und sie werden die Sache des Staats nicht mehr als etwas Verschiedenes von der ihrigen halten, und wenn sie beide als eine Sache betrachten — wie sie es ist — so werden sie jede Streitigkeit des Staats auch als ihre persönliche ansehen und gern die Waffen für sie ergreifen und sie verteidigen."

Knesebeck führt weiter noch aus, daß eine Abneigung gegen den Stand des Kriegers im Lande nicht bestehe, daß das Volk den Kampf nicht scheue, sondern nur „die große Gezwungenheit und wahrlich zum reellen Kriegsdienste oft nicht nötige Pünktlichkeit der Gewehrhandhabung und Bewegungen, die dem doch einmal selbständig geborenen Menschen in dem Verhältnis als Soldat jede Selbständigkeit raubt".

Vom stehenden Heere, meint er, sei die Eleganz unzertrennlich, namentlich die preußische Armee könne sich ihrer nicht entschlagen, weil sie sich darin auf eine Höhe hinaufgearbeitet, auf der jedes Nach-

lassen sie, wenn auch nicht an innerem Wert, so doch an äußerem Schein verlieren lassen werde; das aber hält er für einen wirklichen Nachteil, da der Schein es sei, der dem Nachbarn imponiere und so den Frieden erhalte. Ersichtlich ist dieser Zusatz bestimmt, die Anhänger des herrschenden Zustandes zu gewinnen und mit seinen Vorschlägen auszusöhnen. Die Vaterlandsreserve und Legion, nur für den Krieg geschaffen, soll den großen Zweck ihres Daseins, die Beschützung des Vaterlandes, unverfälscht zum Ausdruck bringen. „Alles, was zur Wirklichkeit im Kriege gehört, sei für sie, nichts von allen den Künsten des Friedens."

Soweit dieser großartig gedachte und sorgsam bearbeitete Reformplan. Knesebeck hatte sich des ihm gewordenen Auftrages mit Ehren entledigt. Auch dieser Versuch aber erfuhr das Schicksal seiner Vorgänger. Zwar faßte der Herzog von Braunschweig, dem der Entwurf mitgeteilt wurde, Interesse dafür; aber es scheint nicht, daß er ernste Schritte tat, seine Ausführung durchzusetzen. Er begnügte sich, am 17. Oktober 1803 an den Verfasser ein anerkennendes Schreiben zu richten.*) „Der Nutzen dieser Vorschläge redet von selbst, und dürfte unter gewissen Voraussetzungen eine solche Einrichtung, wenn nämlich der Staat mit zwei Mächten zugleich in Krieg verwickelt würde, unumgänglich erforderlich werden, um aber entstehendenfalls davon Gebrauch machen zu können, würde das Ganze im Frieden zu organisieren sein." Mit Bestimmtheit erwartet der Herzog Widersprüche von seiten der Zivilbehörden. Er gedachte dabei vielleicht seiner eigenen Erfahrungen in Braunschweig, wo er, freilich ohne Not, seine Reformen dem Widerspruch der Stände gegenüber zurückzog. Aber wenn auch nicht alles zur Ausführung käme, wäre doch schon mit einer Reserve viel gewonnen, welche hinreichte, um vereinigt mit den dritten Bataillonen die Festungen und Küsten zu besetzen, Verbindungen zu sichern und verschanzte Lager zu halten. „Bei der Ausführung weit umfassender Pläne", schreibt er weiter, „ist im voraus anzunehmen, daß bei der Exekution manches abgerechnet werden muß, daher es allerdings vorteilhaft ist, wenn bei dem ersten Entwurf alles, was die physischen Kräfte leisten können, in Anschlag gebracht werde." Auch mit der Vermögensassekuranz macht er sich vertraut und hält sie für ausführbar. Er schließt mit den besten Wünschen für das Schicksal des Projekts.

*) Kriegsarchiv D. I, 36.

Dieses aber lag in erster Linie in den Händen der Immediat-Militär-Organisationskommission, welche ganz anders dachte. Der Entwurf ging ihr viel zu weit. Er rüttelte insofern ernsthaft am Alten, als er die neuen Mannschaften für das Feld brauchbar erklärte, auch wenn ihnen die altbewährte Massendressur fehle. Sehr schroff wird in dem Gutachten der Kommission vom 15. August 1803*) dem System des Individualisierens und der Selbständigkeit des gemeinen Mannes das System einer aufs höchste geschraubten Ausbildung der großen Truppenkörper, in welchen der einzelne als Atom zu verschwinden habe, entgegengestellt. „Alles, was der Major v. Knesebeck anführt, um diesen Vorschlag zu begründen, und das, was er Pedantismus in der Dressur nennt, zu verbannen, ist uns nicht einleuchtend. Personelle Bravour eines jeden Individuums allein entscheidet nicht am Tage der Schlacht, sondern Bravour des Korps, und diese beruht auf der vorteilhaften Meinung und dem Vertrauen, das ein jedes Individuum auf das Korps setzt, zu welchem es gehört. Dieses Vertrauen aber wird gerade durch jenen sogenannten Pedantismus zuwege gebracht und befördert. Der äußere Glanz, die Regelmäßigkeit der Bewegungen, die Gewandtheit und zugleich die Festigkeit der Masse; alles dies gewährt dem einzelnen die sichere und beruhigende Überzeugung, daß seinem Regiment, Bataillon usw. nichts zu widerstehen vermöge. So wird Vereinigung der einzelnen Kräfte bewirkt, und diese sichert bei zweckmäßiger Anführung den Sieg." Das war die Anschauung der würdigen Mitglieder der Kommission. Ihnen schwebt augenscheinlich nichts anderes vor als das Bild eines Krieges nach dem Muster des Siebenjährigen, wobei die Schlachten durch das einmalige korrekte Heranführen einer großen geschlossenen Truppenmasse auf einen Punkt der feindlichen Linie entschieden werden. Übersehen wurde, daß hierbei ein feststehendes Ziel vorausgesetzt wird, dessen Widerstandsfähigkeit gebrochen ist, sobald man es an der Angriffsstelle ins Wanken bringt und vom Platze drängt, übersehen auch, daß einem beweglichen Feinde gegenüber das Mittel die Wucht und den Wert verlieren muß.

Unvermittelt traten sich hier das Alte und das Neue gegenüber.

---

*) L'Homme de Courbière, Geschichte der Brandenburgisch-Preußischen Heeresverfassung. Berlin 1852. S. 141 u. ff., und Kriegsarchiv D. I, 92.

Im übrigen enthält das Gutachten wenig sachliche Einwendungen, wie diejenige, daß durch Gestellung der Reservemannschaften und der Legionäre eine Überbürdung der Kantone entstehen müßte, daß ferner sämtliche Einländer der Armee, ohnehin schon fast ganz beurlaubt und ein jeder nur alle zwei Jahre bei der Fahne, zu Milizmännern werden würden, sobald man sie künftig im Interesse der neuen Kategorien noch seltener einziehen wollte. Die Bemerkung ist nicht ganz unrichtig, daß die Armee dann überhaupt zu einer Landmiliz werde. Knesebeck selbst hatte sich dahin ausgesprochen. Die weiteren Vorwürfe bewegen sich in sehr allgemeinen Redewendungen, das Wesen der preußischen Heeresverfassung sei verkannt, die Kraft des Staats überschätzt, der Vorschlag für Belebung des Patriotismus gefährlich, die Abschaffung der harten Strafen bedenklich, da der Soldat einmal an sie gewöhnt wäre usw. Damit der Humor nicht fehle, ist als Grund gegen die Errichtung der neuen Truppen auch angeführt, daß die vielen Kanonen, die man dann brauche, zu teuer seien.

Die Friedensausbildung einer zahlreichen Kriegsreserve, der Angelpunkt der heutigen Heeresverfassungen, den Knesebeck richtig erkannt hatte, scheint der Kommission wertlos. „Die Erfahrung im Siebenjährigen Kriege hat zur Genüge gelehrt, daß zuweilen ruinierte Regimenter im Winter 700 bis 800 Rekruten eingezogen, selbige exerziert und in der folgenden Kampagne wieder ebensoviel als in der vorhergehenden geleistet haben." Als ob man von einem jeden Feinde die Gefälligkeit verlangen durfte, im Winter hübsch Ruhe zu halten, damit die preußischen Kommandeure mit ihrer Rekrutenausbildung fertig würden. Doch freilich, das war ja bisher die Regel gewesen;*) nur ein Ketzer oder jugendlicher Brausekopf konnte behaupten, daß es künftig nicht mehr so sein werde. Der Plan der Versicherung gegen Kriegsverluste wird schlechtweg „ohne weitere Bemerkung" für „völlig unausführbar" erklärt. Als sei damit etwas bewiesen, stützt sich die Kommission darauf, daß General Rüchel in seiner dem Major v. Knesebeck erteilten Instruktion gesagt habe: „Für unser System schickt sich eine Landmiliz im freien Felde nicht wegen unserer schnellen Manövers und unserer Feinde." Ebenso wird des

*) Wenigstens war im 17. und 18. Jahrhundert die Winterruhe konventionell gewesen; sie war es seit dem Feldzuge von 1794 in Belgien und Holland, dem Feldzuge von 1796/97 nicht mehr.

Generals Schlagwort: „Die preußische Militärverfassung und Staatswirtschaft ist ein ehrwürdiges Original, rührt man ein Glied an, so erhält die ganze lange Kette einen Schlag", ins Gefecht geführt und hinzugefügt: „Der Entwurf des Majors v. Knesebeck aber würde, wenn er realisiert werden sollte, diese ganze vortreffliche Verfassung vernichten." Die Angabe eines „warum" fehlt natürlich. Es mag Knesebeck nicht schwer geworden sein, in einer Rechtfertigung*) die Vorwürfe zu entkräften, auch der Kommission mehrere Irrtümer und Mißverständnisse nachzuweisen. Deren Behauptung, daß der ganze Reformvorschlag nur eine Nachahmung der in England angeregten Maßnahmen sei, ist in der Tat höchst unhaltbar und zeigt, daß die Kommission sich in ein Kadre- oder Krümpersystem noch nicht hineinzudenken vermochte. In England handelte es sich um die Aufstellung einer Freiwilligen-Armee, also gerade um das, was Knesebeck als das nicht Empfehlenswerte bezeichnet hatte. Welches Schicksal die Rechtfertigungsschrift gehabt hat, mag dahingestellt bleiben. Das Entscheidende ist, daß auch dieser Reformvorschlag, der schon die charakteristischen Grundzüge der später unter dem Drucke der Not getroffenenen Einrichtungen enthält, einfach fiel. Möllendorff, Geusau, Guionneau trugen ihn zu Grabe. Der letztere hat wohl das Henkeramt verrichtet. Von seiner Hand sind die wesentlichsten Gutachten der Kommission entworfen; indessen hatte Möllendorff schon bei der Zusendung des Entwurfs an dieselbe einen nicht mißzuverstehenden Wink gegeben. Es sollte eben in jener unglücklichen Zeit nichts Großes und Ganzes zustande kommen.

Dafür gewann die Halbheit die Herzen.

Knesebecks Vorschläge fanden an Rüchel einen Verteidiger. In einem sehr ausführlichen Schreiben vom 20. November 1803,**) das an den Generaladjutanten v. Kleist gerichtet war, und das von diesem an Guionneau übergeben wurde, bespricht er den Plan noch einmal von seinem Standpunkte aus. Knesebeck, sagt er, habe ja nichts umwälzen, sondern nur zeigen wollen, was der Staat in Notfällen leisten könne. In den für Belebung des Patriotismus vorgeschlagenen Mitteln findet Rüchel nichts Neues oder gar Gefährliches. „Der Glimpf der Behandlung kann allerdings nur auf die

*) Kriegsarchiv D. I, 36.
**) Kriegsarchiv D. I, 92.

Reservemiliz gedeutet werden und keineswegs auf die stehende Armee; denn diese hat ihre Gesetze, und nach solchen richtet die Truppen des Heeres lediglich der erfahrene Mann von Gefühl, Ehre und Würde." Die Kriegsversicherung hält Rüchel „für gut als Idee, aber für schwer in der Ausführung".

Bei dieser Gelegenheit nun weist er auf seinen eigenen, bereits vorgelegten Entwurf einer Reservemiliz*) von 50 000 Mann hin, „was schon eine ansehnliche Kraft ist"; und er hat damit Erfolg. Er verwahrt sich aber auch hier dagegen, „daß irgend etwas bouleversiert werden soll, weil niemandem auf der Welt unsere Staats- und Militärverfassung heiliger ist als gerade mir".

Rüchels Vorschläge, deren Wortlaut nicht bekannt ist,**) bildeten ein Ganzes mit seinen Landesverteidigungsplänen. Er berechnete die damalige Armee zu 255 241 Streitbaren. Wie bekannt,***) hielt er aber 75 000 Mann zur Küsten- und Festungsbesatzung für erforderlich, so daß sich die Feldstärke auf 180 241 Kämpfer herabmindern würde, eine Zahl, welche zumal für einen Krieg gegen Rußland und Österreich unzureichend erschien. Daher sollten zu den Besatzungen die 50 000 Mann Reservemiliz bestimmt werden. Er gedachte sie durch 25 000 Mann der dritten Musketier-Bataillone zu verstärken, um so die von ihm berechnete Zahl völlig aufzubringen, die Feldarmee jedoch ungeschmälert zu lassen. Aber der General wollte nicht geschlossene dritte Bataillone verwenden, sondern anordnen, daß dieselben sich teilten, und zwar in je zwei weniger felddienstfähige Kompagnien, die zur Landesmiliz übertreten, und je zwei jüngere und kräftigere, die mit der Armee ausrücken könnten. Wie bei den Grenadieren sollten die gleichartigen Kompagnien von zwei Regimentern zusammenstoßen, um so wieder Bataillonsverbände von je vier Kompagnien zu bilden. Die zur

---

*) Rüchel wechselt in der Benennung mit Reservemiliz und Reserve-Landesmiliz.

**) Nach dem Entwurf der Kommission vom Juli 1804 hat Rüchel seine Vorschläge unter dem 15. August 1806 eingereicht (Kriegsarchiv D. I, 48). Am 4. September 1806 schrieb Rüchel aus Hannover an seine Gemahlin: „Schicke mir doch mein Memoire über die Landmiliz. Wir wollen uns damit beschäftigen. Knesebeck hat auch Interesse dafür. Es liegt wahrscheinlich in meinem Bureau in der Spiegeltür links." (Aus Rüchels Nachlaß. Berlin 1878, S. 35) Hiernach ist das in Rüchels Besitz gebliebene Exemplar seiner Denkschrift wahrscheinlich im Felde verloren gegangen.

***) Siehe S. 280.

Landesmiliz als Besatzungstruppen stoßenden Bataillone waren gleichzeitig bestimmt, die Rekrutenausbildung für die Feldarmee und die Kantongeschäfte zu übernehmen.

Die Dienstzeit der Einländer wollte Rüchel, wie Knesebeck, auf fünfzehn Jahre herabsetzen, um die Lust am Dienste zu heben und eine größere Zahl ausgebildeter Leute zu gewinnen. Die Ausgedienten sollten noch zehn Jahre in der Reservemiliz bleiben. Doch bestand der General auf diesen Einrichtungen nicht durchaus; vielmehr fügte er noch Berechnungen an, wie sich die Verhältnisse bei einer zwanzigjährigen Dienstzeit stellen würden.

Den Rüchelschen Vorschlägen schenkte die Kommission ihren Beifall, wobei die persönliche Stellung ihres Urhebers und dessen bedeutender Einfluß gewiß mit in Anschlag zu bringen sind.

Sie sprach sich in demselben Gutachten, in welchem Knesebecks Plan verworfen wurde, für die Errichtung der 50 000 Mann Reservemiliz aus, welcher sie die Bezeichnung Landmiliz gab. Dieselbe sollte, wie auch Rüchel gewollt, nur zu Besatzungszwecken dienen, sich dazu aber noch mit den Invaliden-Kompagnien und den Depots der Füsiliere vereinigen. Es liegt hierin der grundsätzliche Unterschied gegen Knesebecks umfassendere Ideen, ebenso aber gegen die nach dem Unglück ins Leben gerufenen Landwehreinrichtungen. Beide lassen freie Verwendung der Vaterlandsreserve oder Landwehr im Felde zu. Die Kommission ist eine entschiedene Gegnerin dieser Verwendung. Guionneau, ihr Organ, erklärte in dem sogleich näher zu beleuchtenden Gutachten über General Courbières Pläne wörtlich: „Bei der Formation der Landmiliz kommt es nicht auf die augenblickliche Erscheinung im Felde an, sondern bloß auf die Verstärkung der Besatzungen."

Der Boden einer großartigen, auf nationaler Grundlage und moralischen Kräften beruhenden Reform war wieder verlassen und ein Flickwerk an ihre Stelle gesetzt. Unschwer erkannte man den Wunsch, das Alte zu retten und den herandrängenden neuen Ideen eine schwächliche Konzession zu machen, um sie zu beschwichtigen. Leider entschied sich der König für den Kommissionsvorschlag. Er befahl am 23. Dezember 1803 die Ausarbeitung eines förmlichen Plans für die Einrichtung der Landmiliz, verlangte jedoch die strengste Geheimhaltung, damit nicht in der Bevölkerung im voraus eine ungünstige

Meinung gegen die ganze Maßregel erzeugt würde.*) Guionneau übernahm das Weitere. Ihm ging auch Rüchels Schreiben vom 20. November zu, und Oberst v. Kleist, der vortragende Generaladjutant, verhandelte mündlich mit ihm.**) Auch Graf Lottum nahm in nächster Zeit Anteil an den Arbeiten. Aber noch waren diese nicht vollendet, als zu Beginn des Jahres 1804 ein neuer Vorschlag an den König gelangte. Er rührte vom General v. Courbière her und erheischte, bei der hervorragenden Beteiligung dieses hochgestellten Offiziers an den gesamten Reformbestrebungen, Aufmerksamkeit und Beachtung. Leider ist auch dieser Plan in seinem Wortlaute noch nicht bekannt. Man kann seinen Inhalt nur aus Guionneaus Begutachtung vom 12. April 1804***) erraten.

Jedenfalls verlangte Courbière eine engere Verbindung der erst im Kriegsfall aufzustellenden Truppen mit der Feldarmee. Er faßte, wie es 1795 geschehen, die bedrohte Lage der östlichen Provinzen ins Auge, gab zu, daß die dort stehenden Feldtruppen zu schwach seien, einen Einbruch der Russen abzuwehren, und gedachte sie durch eine Anzahl der bei den Regimentern schnell aufzustellenden neuen Bataillone zu verstärken. Seine Ansicht war, daß man eine größere Zahl von Einländern, als der augenblickliche Kriegsstand der Feldarmee sie erforderte, ausbilden müsse. Mit diesem Überschuß wollte er die Kopfstärke aller Kompagnien auf 160 Mann erhöhen, ferner aus zwei Kompagnien der dritten Musketier-Bataillone und den fünften Kompagnien der beiden ersten neue Feldbataillone bilden. Die beiden noch übrigen Kompagnien der dritten Musketier-Bataillone sollten dann abermals den Stamm für Bataillone hergeben und durch die ausgebildeten Einländer aufgefüllt werden.

Courbière brachte diese Formation nur für fünfzehn Infanterie-Regimenter im Osten der Monarchie in Vorschlag. Außerdem ist aber noch von zwölf Reserve-Bataillonen die Rede.

Guionneaus Bedenken verraten den Verwaltungsmann vom

---

*) Courbière, S. 145. Übrigens verdeckte der König mit dem angegebenen Grunde wohl zugleich den tieferen, Frankreich gegenüber den Schein zu vermeiden, als ob er mit Rüstungen umgehe. Der König besorgte, daß, wenn Bonapartes Argwohn rege gemacht würde, dieser die französischen Truppen in Hannover verstärken und man aus der Rüstung alsbald in Krieg geraten werde.

**) Kriegsarchiv D. I, 92. Kleist an Guionneau am 29. Dezember 1803.

***) Kriegsarchiv D. I, 92.

reinsten Wasser. Man müsse, meint er, für die neuen Bataillone doch, wie für die übrigen Feldtruppen, Wagen, Pferde, Zelte, Bataillonskanonen haben, und ließe sich vorübergehend auch durch Lieferung des Nötigen vom Lande aushelfen, so könne das doch nicht lange den wirklichen Feldetat ersetzen. Entweder müsse man daher die neuen Truppen nachträglich ganz mobil machen oder sie in die Klasse der Besatzungstruppen zurückstellen. Beides aber sei mißlich, auch die in der Armee damit eintretende Ungleichheit zu verwerfen. Daß sich die ganze Einrichtung, wenn sie sonst für zweckmäßig befunden wurde, sehr wohl auf das gesamte Heer übertragen ließ, scheint nicht zur Sprache, auch Guionneau nicht in den Sinn gekommen zu sein. Nur für die Krümperausbildung einer Ersatzreserve aus den Kantonen erklärte auch er sich, wenngleich in beschränktem Maße. Damit gedachte er den dritten Musketier-Bataillonen den Austausch der halbinvaliden Leute gegen junge Mannschaft zu ermöglichen und sie gleichfalls zu Feldbataillonen zu machen. Die aus ihnen ausscheidenden alten Leute sollten mit den abzugebenden Offizieren und Unteroffizieren zur Landmiliz übertreten und sich nach deren Sammelplätzen begeben.

Dem alten Möllendorff gefiel Courbières Plan. „Abermals ein neues Projekt", schrieb er am 18. April 1804,*) „so aber schon bei Friedrich gebraucht worden, wo wir 20, 30, auch mehr Kantonisten exerziert in denen Kantons hatten.**) Gegen diesen ist wohl weiter nichts zu erinnern, als daß zuletzt bei der großen Menge zurückzulassender Beurlaubten man ziemlich ganz Landmiliz in Betracht der Einländer werden wird." Auch Courbières Methode, die neuen Bataillone aufzubringen, zollt er Beifall. Er findet sie sogar „durchgängig sehr schön" und erklärt sich gegen Rüchels Art, die dritten Bataillone zu teilen und nach der Weise der Grenadiere von zwei Regimentern zusammenzustellen: „Dies ist vor mir immer sehr verwerflich."***)

Die Erwägung des Courbièreschen Projekts mag den Fortgang des Reorganisationswerkes aufgehalten haben. Sehr ausführliche

---

*) Kriegsarchiv D. I, 92 und Courbière, S. 146.

**) Die sogenannten „Überkompletten".

***) Bemerkenswert erscheint dabei, daß die Kommission, der ja doch Möllendorff präsidierte, in der Denkschrift über Knesebecks Pläne sich gerade für jene Rüchelsche Formation erklärt hatte.

Nachweise und Vorarbeiten wurden von den Kammern eingefordert. Nach Guionneaus und somit auch nach der Kommission Absicht sollten diese und nicht, wie Courbière wollte, die Regimenter die Aufstellung besorgen. Die Etats wurden nach Provinzen getrennt, obschon Graf Lottum auf mehrere Übelstände dieser Einrichtung aufmerksam machte. Die Brigadeverbände griffen nämlich in verschiedene Provinzen über und umfaßten zum Teil weit voneinander entfernte Bataillone. Überhaupt ließ sich die gleichmäßige, taktische Einteilung schwer durchführen.

Die Akten schwollen an; Friedrichs Kabinetts-Ordres über die Landmiliz-Angelegenheit wurden zu Rate gezogen. Endlich im Juni 1804 war ein „Promemoria über das auf Königlichen Befehl zu entwerfende Projekt zur Einrichtung von Nationaltruppen zur Verteidigung des Landes"*) vollendet, das wieder von Guionneau ausgearbeitet ist. Nach Rüchels Idee sollten im ganzen 78 Bataillone mit 51 324 Kombattanten, die Bataillone in 26 Brigaden, formiert werden, nach des Herzogs von Braunschweig Ansicht aber das Bataillon 4 Kompagnien zu 150 Mann erhalten. „Die Brigadiers müssen keine Kompagnien haben, damit sie desto unparteiischer auf die Unterschleife der Kompagniechefs vigilieren, die im Siebenjährigen Kriege sehr weit gegangen sind."

Ferner wird vorgeschlagen:

Zu Brigadiers werden „alte, gut gediente Obersten, die schon pensioniert sind oder aus der Armee" genommen, zu Bataillonskommandeuren pensionierte Majore, oder auch Majore und geeignete Kapitäne aus der Armee, die der Invalidität nahe sind. Sie sollen aber zu Majoren ernannt werden. Zu Kapitänen werden alte Stabskapitäne oder Subalternoffiziere gewählt, die der Invalidität nahe oder schon pensioniert sind, zu Subalternoffizieren sämtliche pensionierte Subalternoffiziere, die noch garnisondienstfähig sind. Als Feldwebel sind tüchtige, alte Unteroffiziere der dritten Musketier-Bataillone, als Unteroffiziere alle diejenigen Unteroffiziere und Schützen anzustellen, die wegen zwanzigjähriger Dienstzeit verabschiedet worden sind und noch dienen können.

Die Bataillone sollten die alten Gewehre, eine einfache Uniform und Fahnen mit dem Namen der Provinz erhalten, zwei Bataillone

*) Kriegsarchiv D. I, 92.

jeder Brigade Musketier-Bataillone, das dritte ein aus den besten Leuten gebildetes Grenadier-Bataillon sein. Ehrenvolle Benennungen und Auszeichnungen aller Art sollten zum Eintritt in diese National-truppen ermuntern und dieselben im Kriegsfalle die Festungs-besatzungen übernehmen, so daß die dritten Musketier-Bataillone für die Feldverwendung frei gemacht werden könnten. „Solchergestalt würde also, ohne das Land zu entvölkern und ohne die im Felde stehenden Truppen an ihrer Komplettierung zu kürzen, durch die Errichtung einer Landmiliz von etwa 50 000 Mann der Staat in den Stand gesetzt werden, eine große Macht ins Feld zu stellen, ohne seine Provinzen zu entblößen."

Schließlich beschäftigt sich das Promemoria noch eingehend mit den Kosten, ja mit der Verteuerung der Kriegführung überhaupt, die sich so gestalte, daß jetzt eine einjährige Kampagne soviel erfordern werde wie früher drei oder vier. Dieselben Bedenken preßten auch dem alten Möllendorff einen Stoßseufzer ab. „So gut dieser Plan ist", schrieb er am 14. Juni 1804, „und der einzige ausführbare ohne üble Folgen, so wünsche ich doch, daß wir niemals in die Notwendigkeit kommen mögen, ihn zu realisieren, wegen dem letzten angehängten Artikel, in Ansehung der Magazine und der Kosten einer Kampagne, die bei jetzigen Preisen erschreckend und die Kräfte des Staats zu weit übersteigend werden müssen. Ein jeder will seinen Patriotisme durch ruinöse und nicht ausführbar seiende Projekte an den Tag legen, man will Massen von Menschen zusammenbringen, ohne anzugeben, woher sie ernährt und erhalten werden sollen."*)

Dann wünscht Möllendorff statt der bisherigen ein „reelles Projekt", das darauf hinausgeht, den Mannschaftsstand der Regimenter immer vollzählig zu erhalten, weil Wagen, Pferde, Zelte, stets für den vollen Stand berechnet, erhalten würden und dieselben Kosten verursachten, gleichgültig, wie weit hinab die Stärke schon gesunken sei.

Nach drei Tagen schrieb er noch einmal über denselben Gegenstand: „Ich halte die Formierung leichter als die Erhaltung, und Friedrich sagt in seinen ersten Instruktionen: der Bauch der Soldaten und Tiere macht die größte Sorge."**)

---

*) Gerade danach hatten Carnot und Bonaparte niemals ängstlich gefragt, aber eben deshalb Erfolge gehabt.

**) Oeuv. posth. II, S. 124. „Es ist bekannt, daß, wenn man das Gebäude einer Armee aufführen will, man nicht vergessen muß, daß der Magen der Grundstein ist."

Auf Grund von Guionneaus Arbeit wurde im Juli der förmliche Kommissionsentwurf festgestellt, um demnächst dem Könige unterbreitet zu werden.*) Auch hier sind Rüchels Pläne angenommen, aber mit einigen Zutaten versehen, die übrigen Projekte nach den Bedenklichkeiten der Kommission beschnitten. Doch erfahren Knesebecks und Courbières Eingaben noch eine Erwähnung. „Die Absicht ist", so sagt der Entwurf, „zu bewirken, daß während eines hartnäckigen Krieges nicht nur die ganze vorhandene Macht der Feldtruppen ins Feld rücken könne, ohne daß etwas davon zur Besetzung der Festungen, Städte und Küsten zurückgelassen werden dürfe, sondern auch noch im Falle der Not ein Teil von den stehenden Besatzungstruppen zur Verstärkung der im Felde agierenden Armee verwendet werden könne, ohne das Land von den zu seiner Defension erforderlichen Truppen zu entblößen."

Die Kommission wollte also nicht einmal soweit gehen wie Guionneaus Original.

Es müssen übrigens noch weitere Verhandlungen stattgefunden haben. Möglicherweise gingen dem Könige inzwischen neue Projekte zu. Regte der Reformgedanke sich doch überall. Sogar Blücher, gewiß kein Liebhaber überflüssiger Schreibereien, arbeitete im Frühjahr 1805 „Gedanken über die Formierung einer Preußischen Nationalarmee" aus. In dieser Denkschrift verlangte er: „Allgemeine Wehrpflicht, Verkürzung der Dienstzeit, Erhöhung des Soldes und eine bessere Behandlung der Soldaten."**)

Erst ein volles Jahr nach der Einreichung des Kommissionsentwurfs, nämlich am 17. August 1805, erfolgte dessen Genehmigung. Eine ausführliche Kabinetts-Ordre von jenem Tage sprach die Grundsätze für die Aufstellung der Landmiliz unter dem Namen von Land-Reservetruppen aus. Sie stimmte fast vollkommen mit den Vorschlägen der Kommission überein. Die 78 Bataillone zu 600 Gewehren***) sollten wirklich gebildet und, wie schon erwähnt, in Bri-

*) Kriegsarchiv D. I, 48. Die Einreichung geschah nach einer Rotstiftbemerkung auf dem Originalexemplar wahrscheinlich erst im September.

**) Wigger, Feldmarschall Fürst Blücher v. Wahlstadt, S. 310. Das Schicksal dieses Versuchs ist unbekannt, ebenso, wohin die Schrift gekommen, welche Varnhagen v. Ense in Blüchers Nachlaß noch vorgelegen.

***) Die genaue Stärke der Bataillone sollte betragen: 1 Kommandeur, 3 andere Kompagniechefs, 1 Stabskapitän, 8 Premierleutnants, 5 Sekondleutnants, 1 Adjutant, 4 Feldwebel, 32 Korporale, 8 Tambours und 600 Gemeine, wozu noch 1 Büchsenmacher, 1 Bataillonschirurgus und 2 Kompagniechirurgen kommen.

gaben eingeteilt werden. Die Art der Aufbringung, der Offiziersersatz, die Uniformierung, Bewaffnung, die Abzeichen, alles wurde genau geregelt und festgesetzt, daß keine Milizkavallerie zu errichten, die ausgediente Mannschaft der Kavallerie und Artillerie aber „unbedenklich" in die Land-Reserve-Bataillone aufzunehmen sei. Bei der zwanzigjährigen Dienstzeit blieb auch der König stehen; erst nach deren Erfüllung sollten die Einländer zur Reserve übertreten, in dieser aber nicht zehn Jahre verbleiben, sondern „solange sie noch brauchbar sind und ihre häuslichen Verhältnisse es gestatten". — „Dagegen muß bei Errichtung der Land-Reserve-Bataillone in Ansehung der jungen Mannschaft aus den kantonfreien Städten und Festungen und der bedingt Eximierten mit Schonung verfahren und erstere nur zur Besatzung ihres Geburtsorts gebraucht werden."

Eine weitere Beschränkung entsprach Möllendorffs Herzensbeklemmungen wegen Überbürdung des Staats und zugleich dem Kommissionsentwurf. Sie bestand darin, daß bei Kriegsausbruch nicht sogleich alle Land-Reserve-Bataillone, sondern nur so viele zu den Waffen zu rufen seien, als es der Augenblick gerade erheische. Ferner hatte Hardenberg für die fränkischen Lande eine Ausnahme durchgesetzt. Er behielt sich mit Königlicher Genehmigung vor, dort die alte Landausschußeinrichtung wieder zu beleben.*)

Von Courbières Ideen erhielt jedoch einiges seine Bestätigung, nämlich der von der Kommission vereinfachte Vorschlag, „durch eine sukzessive Vermehrung von Einländern der in Preußen stehenden Regimenter und Bataillone, die dortigen dritten Bataillone in den Stand zu setzen, ins Feld rücken zu können".

In dieser Hinsicht hatte die Kommission vorgeschlagen, bei den 16 östlichen Regimentern in vier aufeinander folgenden Jahren bei jeder der 16 Kompagnien fünf Mann mehr als bisher auszubilden, so daß jährlich ein Überschuß von 80 exerzierten Soldaten als Ersatzreserve und somit nach jenen vier Jahren ein solcher von 320 Mann vorhanden sei. Dieselben sollten bei entstehendem Kriege an die dritten Bataillone übergeben werden, welche dafür die nicht mehr ganz felddienstfähigen oder unabkömmlichen Mannschaften sofort den Reserve-Bataillonen abliefern könnten.

*) Courbière, S. 146 ff. Der Gedanke war kein glücklicher, da man die fränkischen Lande weder bei einem Kriege mit Frankreich noch mit Österreich und Rußland gehörig zu sichern vermochte.

Diese Maßregel wurde für besonders notwendig erklärt, um bei einem Einmarsche der Russen die junge kriegstüchtige Mannschaft der Gewalt des Feindes zu entziehen.

Für den Fall, daß die Reserve-Bataillone nicht aufgestellt würden, bildeten die 320 überschüssigen Soldaten eine „Kriegsaugmentation".*) Die ganze Einrichtung ist eine Annäherung an das Krümpersystem und hat insofern hier ein größeres Interesse.

Um jedoch die Kosten zu ersparen, welche die neue Maßregel erforderte, sollte während der Revuezeit eine den eingestellten Krümpern entsprechende Anzahl von Urlaubern daheim bleiben. Überhaupt spielte die Rücksicht auf die dem Staate zufallende Last, so gering dieselbe war, eine große Rolle in dem Kommissionsentwurf. Am Schluß desselben ist insbesondere vorgeschlagen, bei Zeiten schon im Frieden Magazine anzulegen, um eine plötzliche Preissteigerung zu verhüten.

„Seine Majestät tragen nun", schloß die Ordre vom 17. August 1805,**) „der Militär-Organisationskommission auf, zur Ausführung zu schreiten und alles, was der Einrichtung der Land-Reserve-Bataillone wegen nötig ist, mit den dabei konkurrierenden Behörden zu besprechen und zu regulieren."

So geschah es. Das Besprechen und Regulieren nahm seinen Anfang. Zehn Jahre waren seit der ersten von Schroetter gegebenen Anregung verflossen, bis man zu diesem Punkte gelangte.

Am 4. September wurden die infolge der Königlichen Ordre notwendigen Verfügungen den Militär- und Zivilbehörden bekannt gemacht.

---

*) Dies entsprach dem Reglement von 1788, S. 11: „In Kriegszeiten wird eine Depot-Kompagnie augmentiert um 1 Offizier, 3 Unteroffiziere und 80 Gemeine". Dies ist die sogenannte Kriegsaugmentation, deren Stärke 1806 12 Unteroffiziere, 320 Gemeine für das III. Musketier-Bataillon betrug. Bekleidung und Ausrüstung lagen vorrätig. Die Mannschaft sollte laut Reglement (S. 406) halb aus Einländern bestehen, also 40 für die Kompagnie, die schon im Frieden exerziert wurden, halb geworben werden. Es handelte sich also 1805 darum, daß die 40 laut Reglement zu werbenden Leute jetzt auch aus dem Kanton genommen und exerziert wurden, also alle 320 Einländer waren. Der Zweck war: 1. Verminderung der Ausländer, 2. sofortige Verfügbarkeit der ganzen Kriegsaugmentation, während bisher die Hälfte noch zu werben war.

**) Man stand am 17. August 1805, wie weiter unten dargelegt wird, schon hart vor der Entscheidung.

Immerhin waren die geplanten Änderungen so bedeutend, daß man, wären sie zur Ausführung gekommen, füglich von einer Reorganisation vom 4. September 1805 würde sprechen können. Die Mehreinstellungen sollten im Frühjahr 1806 ihren Anfang nehmen, die Reserve-Bataillone aber leider zunächst nur auf dem Papier errichtet werden. Ausdrücklich hatte sich der Kommissionsentwurf vom Juli 1804 gegen Knesebecks Idee, die Reservetruppen im Frieden schon zusammentreten zu lassen, ausgesprochen, weil eine im Frieden fortdauernde Aushebung der jüngeren Mannschaft das Land beunruhigen und die Auswanderung vermehren würde. Die Kommission nahm dabei auf eine Kabinetts-Ordre vom 27. Dezember 1804 Bezug, der zufolge „von einer Aushebung der Kantonfreien und Eximierten nichts ruchbar", sondern alles im tiefsten Geheimnis betrieben werden sollte.*)

Die Mitteilungen, die Listenaufstellungen begannen. Allein man hatte sich mit den Beratungen zu viel Zeit genommen. Die Mobilmachung von 1805 löste die Organisationskommission auf. Ihre dringenden Geschäfte und mit denselben auch die Angelegenheit der Land-Reserve-Bataillone gingen am 9. Dezember an das Ober-Kriegskollegium über. Diese Behörde förderte den Plan trotz der sich bis zum Februar 1806 steigernden Bewegung und Arbeitslast noch weiter. Von militärischer Seite machte General v. Rüts, Inspekteur der Warschauer Infanterie, einige Einwendungen, die in den besonderen Verhältnissen der neuen Provinzen ihre Ursache hatten. Größere Hindernisse wurden von seiten der Zivilbehörden, der Kammern und der Zentralstelle in den Weg gelegt. Im März 1806 meldete General Grawert aus Schlesien, daß die Breslauer Kammer Schwierigkeiten erhöbe. Das Ober-Kriegskollegium setzte sich mit dem Generaldirektorium**) in Verbindung. Dasselbe äußerte am 18. April eine Fülle von erheblichen Bedenken „über die nachteiligen Folgen dieses Planes auf die Bevölkerung und den Wohlstand der Provinzen". Es gab seine Absicht kund, deshalb an den König zu appellieren, fand die Verteilung der Bataillone auf das Land, obgleich sie auf Grund sorgfältiger Berechnungen entworfen war, nicht gerecht und machte geltend, daß der neuen Einrichtung zuliebe, künftig den nach zwanzigjährigem

*) Auch die oben erwähnte Kabinettsordre vom 23. Dezember 1803 hatte strenge Geheimhaltung verlangt.

**) General-Oberfinanz-, Kriegs- und Domainendirektorium.

Dienste entlassenen Soldaten auch fernerhin die Genehmigung zum Erwerb von bäuerlichen Grundstücken versagt werden müßte, weil der Besitz sie sonst gesetzlich befreien möchte. Der jetzt schon bestehende Druck, „wie ihn kein anderer Militärstaat in dieser Stärke wegen der langen Dienstzeit kennt", würde dadurch „sehr vergrößert und verewigt, indem man dem Menschen sogar die Hoffnung nimmt, je vom Militärdienst ganz frei zu werden". Bezüglich der neuen Provinzen im Osten verlangt das Generaldirektorium die Freiheit, die jüdische Bevölkerung zur Gestellung der Packknechte heranzuziehen, „da ein großer Teil der Bewohner des platten Landes aus Juden besteht". Es betont, daß ein Nachteil dabei nicht zu besorgen sei, weil gerade die dortigen Juden mit der Pflege der Pferde sehr vertraut und mit dem Fahren sogar vertrauter wären wie die übrigen Landleute, „was in der Nationalität beruhet und die tägliche Erfahrung beweiset".

An eine Aufhebung der zahlreichen und in den Verhältnissen längst nicht mehr begründeten Ausnahmen von jeder Dienstpflicht wird auch hier nicht gedacht.

Die Zeit verging bis zum Juli, ohne daß das Generaldirektorium den angekündigten Schritt bei dem Monarchen tat. Im 3. Juli ließ der König beim Ober-Kriegskollegium anfragen,*) wie weit die Angelegenheit gediehen sei. Das Kollegium wandte sich sogleich an das Generaldirektorium. Dieses antwortete am 12. Juli, daß es nunmehr vor weiterer Betreibung der Angelegenheit seine Bedenken Seiner Majestät vorgelegt habe. Die Folge davon war eine neue Kabinetts-Ordre vom 24. Juli, welche eine Umarbeitung anordnete, die von dem Ober-Kriegskollegium und dem Generaldirektorium gemeinschaftlich vorgenommen werden sollte.**)

Lebhaften Mißmut erregte eine von den Kammern getroffene Anordnung. Dieselben ließen nämlich die verabschiedeten Offiziere, selbst diejenigen, welche ehedem schon einen bedeutenden Rang in der Armee gehabt hatten, von

*) Kriegsarchiv D. I, 48.

**) Trotz aller angewandten Vorsicht scheint Napoleon von diesen Vorgängen einiges zu Ohren gekommen zu sein, wenigstens erzählt A. Lefèbvre: Histoire des cabinets de l'Europe pendant le consulat et l'empire, II, S. 335, 336, der Kaiser habe erfahren, daß König Friedrich Wilhelm III. in den letzten Tagen des Juli 1806 die Aufstellung von 75 Milizbataillonen befohlen, um die dritten Musketierbataillone für die Verwendung im freien Felde verfügbar zu machen.

den Magistraten auf die Rathäuser zitieren, um sie dort über ihren Wiedereintritt in die Land-Reserve-Bataillone zu vernehmen. Die Maßregel war unter den damaligen Verhältnissen in der Tat eine unerhörte und ist charakteristisch für das so vielfach ganz falsch dargestellte Verhältnis zwischen Militärs und Zivilbehörden. In Potsdam sorgte General v. Lecoq, zur Zeit Kommandeur en chef des Grenadier-Garde-Bataillons, für Abhilfe und eine angemessene Behandlung der Sache. Der König mißbilligte die Maßregel der Kammern durch eine Kabinetts-Ordre vom 19. Juni, und es wurden fernerhin die Land- und Steuerräte mit den nötigen Feststellungen beauftragt.

Das Generaldirektorium hatte die ganze Angelegenheit durch seinen Widerstand verwickelt und sich dadurch zum Mitschuldigen an der kriegerischen Schwäche des Landes gemacht. Am 9. August mußte der König die Mobilmachung befehlen. Erst vierzehn Tage vor der Schlacht bei Jena erließ das Generaldirektorium an die ihm untergebenen Kammern ein Rundschreiben über Aufstellung der Bataillone:*) „Wir Allerhöchst haben beschlossen, auf den Fall eines hartnäckigen Krieges, wo das stehende Heer gegen den auswärtigen Feind und zur Verteidigung der Grenzen gebraucht werden muß, Land-Reserve-Bataillone zu errichten, um die innere Ordnung und Sicherheit der Provinzen aufrecht zu erhalten, worüber Ihr nächstens mit einer ausführlichen Instruktion werdet versehen werden, damit das deshalb Nötige dergestalt vorgearbeitet werde, daß erforderlichenfalls mit der Errichtung gleich vorgeschritten werden könne." Unterzeichnet ist der Erlaß mit den Namen v. Schroetter, v. Angern, v. Dietherdt, v. Stein.

Die Schlacht von Jena und die darauf folgende Invasion machte in den Provinzen westlich der Weichsel den Umarbeitungen, den Verfügungen und Schreibereien, ja dem ganzen Projekt ein Ende.

Im Jahre 1805 hatte das Ober-Kriegskollegium die gesamte preußische Waffenmacht, wenn die 78 Land-Reserve-Bataillone**) aufgestellt sein würden, auf nicht weniger als 314 350 Mann berechnet. Wenig über 100 000 Mann, also nur ein Dritteil davon, ist für die Entscheidung an der Saale eingesetzt worden, bei welcher das Los über das Schicksal des Staats geworfen wurde!

---

*) Und zwar infolge einer neuen besonderen königlichen Weisung.

**) Außerdem neben den dritten Musketierbataillonen noch Depots.

Wäre nur das eine geschehen, daß man die dritten Musketier-Bataillone, wie es der König schon 1798 gewünscht, durch Aufstellung der neuen Truppen frei verfügbar gemacht, so würden die bisher auf 192 908 Mann berechneten Feldtruppen auf 225 156 Mann gebracht worden sein, gewiß eine ansehnliche Macht, welche an einer Stelle gemeinsam verwendet, auch Napoleon einen harten Stand bereitet hätte.

Die Krisis von 1805 hätte das Gute mit sich bringen können, daß sie noch in zwölfter Stunde Anstoß zur Beschleunigung der lange geplanten Reformen gab. Die ganze Armee war auf Kriegsfuß gesetzt worden; die Schäden des Heerwesens mußten für den Eingeweihten sichtbarer hervortreten als zu gewöhnlichen Friedenszeiten. Der König beauftragte auch das Ober-Kriegskollegium mit den nötigen Feststellungen.

Dieses legte im Juni 1806 das Resultat seiner Ermittlungen in einem weitläufigen „Promemoria über die bei der Mobilmachung und Zusammenziehung der ganzen Armee im Herbst 1805 sichtbar gewordenen Mängel und wie solchen für die Folge abzuhelfen sein möchte“*) dem Monarchen vor.

Zunächst wird eigentümlicherweise die Errichtung von vier, in allen Mobilmachungsangelegenheiten selbständigen Distrikten angeregt, eine inmitten der streng zentralisierten Heeresverwaltung höchst auffallende Maßnahme, die aber vom größten Nutzen hätte werden können. Der Übelstand, daß auch die entfernten Landesteile die Entscheidungen in allen Kleinigkeiten von Berlin erwarten mußten, wäre damit behoben worden.

Den ersten Distrikt sollten Ost-, Westpreußen und Neuostpreußen, den zweiten die westfälischen Provinzen, Hannover, Hildesheim, Halberstadt, Hohenstein, Magdeburg, das Eichsfeld und die Altmark, ingleichen Bayreuth, den dritten Schlesien und Südpreußen, den vierten die Marken, Pommern und der Netzedistrikt bilden. Für die drei ersten Distrikte schlägt das Kollegium die Ernennung kommandierender Generale vor, denen ein Kommissariat sowie ein Intendant beizuordnen sei, welcher die gesamte Ausrüstung mit Material ohne

*) Gedruckt in den Mitteilungen aus dem Archiv des Kriegsministeriums III, S. 146 ff.

Rückfrage an die Zentralstelle zu erledigen habe würde. Depots, Bäckereien, Arsenale, Lazarette, Fuhrwesen, Kassen sollten in jedem jener Armeekorpsbezirke*) selbständig angelegt, in den Artilleriedepots die Kriegschargierungen fertig gehalten werden. Auch bezüglich des Ersatzes, der Gestellung der Knechte, kurz in allen für die Mobilmachung nötigen Dingen wird die Selbständigkeit der kommandierenden Generale verlangt. Die Pferdelieferungen sollten überall im Lande gleichmäßig, ohne Ausnahme der adligen Güter und Domänenämter, stattfinden, das Trainwesen vereinfacht, die Parkkolonnen verkleinert, die einzelnen Truppengattungen in sich selbständiger gemacht werden, so daß z. B. nicht mehr Kavallerieoffiziere zum Artillerietrain abgegeben würden, sondern die Artillerie diese Offiziere aus der Reihe ihrer Feuerwerker zu nehmen hätte.

Auch eine veränderte Friedensdislokation wird empfohlen, um die spätere Zusammenziehung der Armee zu erleichtern, für welche die Sammelplätze im voraus zu bestimmen sind, die Unterbringung der Truppen zu regeln ist.

Daneben ist noch eine Menge kleiner Veränderungen, zumal für die Mobilmachung von Kavallerie, Artillerie und Trains, angeregt.

Sodann aber wendet das Ober-Kriegskollegium seine Aufmerksamkeit einer Erhöhung der Beweglichkeit der Armee zu.

Dieser Abschnitt beginnt indessen mit zwei Glaubenssätzen, die jede wirksame Besserung von Hause aus ausschlossen und bewiesen, wie fest der alte Geist noch in der obersten Militärbehörde saß. „An Pferden bei den Regimentern und Bataillonen dürfte keine Verminderung statthaben können; auch wird der Armee das Bäckerei- und Mehlfuhrwesen unentbehrlich bleiben.“ Die Hauptübelstände, die Mitführung von etwa 300 Pferden nebst Knechten, Wagen und Aufsichtspersonal bei jedem der schwachen Infanterie-Regimenter sowie die Kettung aller Bewegungen an die alte systematische Magazinverpflegung und damit auch der endlose Troß des Heeres sollten verewigt werden.

Gegenüber dieser Entscheidung konnten die vorgeschlagenen Erleichterungen bei der Artillerie, die Zurücklassung der zehnpfündigen Mortier-Batterien und der Dreipfünder der Füsilier-Bataillone nicht

*) In der Dienstsprache später gewöhnlich „Generalate“ genannt.

ins Gewicht fallen. Die an sich sehr zweckmäßige Zusammenziehung der Regimentsstücke in kleine Batterien von vier Geschützen unter einem Artillerieoffizier war keine Maßregel, die Einfluß auf das Ganze zu üben vermochte, ebensowenig die geplante Errichtung eines besonderen Sappeurkorps aus dem Etat der Artilleristen der dritten Bataillone. Der Rest sind noch unwichtigere Kleinigkeiten.

Das Promemoria ging an Möllendorff, Hohenlohe, Graf Schulenburg und noch mehrere andere. Schließlich erhielt am 24. Juli der Herzog von Braunschweig sämtliche Gutachten und schlug am 2. August dem Könige vor, „dem Ober-Kriegskollegium aufzugeben, das Detail ohne fernere Diskussion auszuarbeiten". Auch er erklärte sich durchaus gegen Abschaffung des Brot- und Mehlfuhrwesens und der Packpferde.*)

Mit vollem Rechte fand sich der König durch dies Ergebnis der Untersuchung, das sogar bei der Kavallerie noch auf eine Vermehrung des Trosses hinauskam, bitter enttäuscht. Oberst v. Kleist, der vortragende Generaladjutant, der das Promemoria am 13. Juni einem hochgestellten Militär, wahrscheinlich dem Feldmarschall Möllendorff**), zusendete, sprach dabei aus, daß der Monarch über das Ganze sehr unwillig gewesen sei. Des Königs Meinung wäre, daß ihm Vorschläge zur Abschaffung der Offizierpferde und noch weiterer erheblicher Impedimenta hätten gemacht werden müssen, seine Absicht ging, nach Kleists unumwundener Mitteilung dahin, „unsere Armee der Organisation der französischen zu nähern". Der Empfänger wird daher ersucht, nunmehr seinerseits diesem Punkt Aufmerksamkeit zuzuwenden.***)

*) Mitteilungen aus dem Archiv des Kriegsministeriums III, S. 218 ff. Ganz im Sinne der alten Ordnung und Kriegführung äußerte sich auch Graf Schulenburg-Kehnert zur Sache. (Vgl. Max Lehmann, Scharnhorst II, S. 147 ff.)

**) Max Lehmann, Scharnhorst II, S. 150, nimmt Schulenburg an.

***) Die Bagage der Armee war in der Tat eine übermäßige. Das Reglement für die Infanterie von 1743 schreibt vor: „Es soll kein General, Stabsoffizier und Kapitän Silberzeug, auch so wenig Bagage als immer möglich, und die Subaltern-Offiziere sollen nur ein klein Bett nebst Gestelle, 2 Mundierungsröcke, 3 Kamisöler, 3 Hosen, 2 Hüte, 1 Überrock, 2 Eskarpen, 2 Paar Schuhe, Strümpfe, Wäsche, auf 14 oder 20 Tage Teetassen, wann sie wollen, und, wann sie Menage haben, etwas Zinn- und Kupferzeug mit zu Felde nehmen".

Jeder Subalternoffizier erhielt außer seinem Reit- noch ein Packpferd. Die 3 Offiziere jeder Kompagnie lagen in einem Zelt zusammen. Von ihren Packpferden

Die Erklärung, welche das Ober-Kriegskollegium für die Ablehnung der beiden dringendsten Reformen gegeben, war der eigentümlichsten Natur.

„Den Regimentern die Zelte oder den Offizieren die Reit- und Packpferde abzunehmen, scheint ganz gegen den eigentlichen Geist der preußischen Armee zu sein und dürfte eher nachteilige Folgen haben."

„Ebenso notwendig ist der Armee das Bäckerei- und Mehlfuhrwesen, und die bei der französischen Armee eingeführte Verpflegungsart möchte sich nicht mit Erfolg nachahmen lassen."

Mit der Denkschrift des Ober-Kriegskollegiums zugleich hatte Kleist dem Feldmarschall Möllendorff*) den Entwurf einer Kabinetts-Ordre zur neuen Organisation der Infanterie zugehen lassen. Auch dieser sollte geprüft werden. Am 5. Juli 1806 wurde derselbe genehmigt und der Armee bekannt gemacht. Er setzte die Infanterie auf drei Feldbataillone von 840 Köpfen und vier Kompagnien sowie ein besonderes Depot. Als der Krieg kam, war aber auch diese Umbildung noch nicht einmal begonnen. Von allen Vorschlägen kam in Wirklichkeit nur zur Ausführung, daß die Füsiliergeschütze und Mortier-Batterien daheim blieben. Einige Regimenter stellten ferner auf eigene Hand aus ihren Kanonen die geplanten kleinen Batterien zusammen. Andere unterließen es. Rüchel führte eigenmächtig die Einteilung der Regimenter in drei Bataillone durch,**) die natürlich, da eine Erhöhung des Mannschaftsstandes nicht eingetreten war, nur Nachteile haben konnte.

---

trug das erste: Das Zelt nebst Stangen, 2 Krippen, 2 Piketpfähle; — das zweite: 3 kleine Betten nebst Gestell, 1 Tisch, 3 Stühle, 2 Piketpfähle; — das dritte: 3 Felleisen $1^1/_2$ Ellen lang $^9/_{16}$ Ellen hoch, 2 Piketpfähle, 2 Sensen mit Bäumen. In dem Felleisen hat jeder Offizier: 1 Mundierungsrock, 2 Kamisöler, 2 Paar Hosen, 2 oder 3 Paar Schuhe, Strümpfe, seine Wäsche und einige nötige Kleinigkeiten. Ein Hut wurde auf des Kapitäns Wagen gelegt.

Diese erstaunliche Belastung wird sich bis 1806 nicht vermindert haben.

*) Vorausgesetzt, daß die Person, an welche Kleists Schreiben vom 13. Juni 1806 (Kriegsarchiv D. II, 60) gerichtet war, richtig erraten ist.

**) Siehe S. 71, Anmerkung.

Die kurze Frist, die Preußen vom März bis zum August des Jahres 1806 zur Verbesserung seines Heerwesens noch gegönnt war, verging nicht, ohne noch einen großen Reformplan entstehen zu lassen. Er gewinnt schon durch die Person seines Verfassers Bedeutung; denn dieser ist niemand anders als Scharnhorst, Preußens Waffenschmied in der kommenden Prüfungszeit. Gleichsam als habe das Schicksal dem Vaterlande noch kurz vor dem Fall den Weg zur Rettung zeigen wollen, ließ es die Stimme dieses Warners ertönen.

Das neue Jahrhundert hatte ihn dem preußischen Heere zugeführt. Aber gerade sein Schicksal beweist, wie schwer es für denjenigen ist, der nicht an hoher oder gar höchster Stelle steht, in einem altangesehenen, großen Gemeinwesen reformatorisch zu wirken. Es gehört nicht nur Klarheit des Geistes und Festigkeit des Charakters dazu, sondern auch viel Macht oder, wenn man sie nicht besitzt, die besondere Klugheit, sich solche zu verschaffen. Ausgezeichnete Männer, die nach Einsicht und Fähigkeit berufen wären, als Reformer zu wirken, scheitern oft gerade an dieser unerläßlichen Bedingung.

Als 1796 die um die Sicherheit der Demarkationslinie gegen Frankreich besorgte preußische Regierung in Westfalen ein Korps von 25 000 Mann zusammenzog und außer 2000 Braunschweigern noch 15 000 Hannoveraner zu demselben stießen, befand sich bei ihnen als General-Quartiermeister der hannöversche Major Scharnhorst, der im Hauptquartier bald in nahe Beziehungen zum Herzoge von Braunschweig und zum damaligen Oberpräsidenten der westfälischen Kriegs- und Domänenkammer, dem Reichsfreiherrn vom Stein, trat.*) Phull scheint zuerst in Berlin auf Scharnhorst aufmerksam gemacht zu haben; durch Lecoq erging am 18. Januar 1797 eine Anfrage an ihn, ob er in preußische Dienste treten wolle. Aber sie führte noch keine Entscheidung herbei. Erst als nach der Schlacht von Marengo der Frieden in Aussicht stand, vermochte er sich vom hannöverschen Dienste zu trennen. Ein lakonischer Abschied ward ihm zuteil und am 1. Mai 1801 stellte eine Kabinetts-Ordre ihn als Oberstleutnant im preußischen Feldartilleriekorps an.

Friedrich Wilhelm III., der ihn schon als Kronprinz kennen gelernt hatte, nahm ihn freudig auf. Seinem Anstellungsgesuche waren drei Aufsätze beigefügt gewesen, nämlich über die Regiments-

*) Max Lehmann, Scharnhorst I, S. 283 ff.

artillerie, über den Gebrauch des dritten Gliedes zum zerstreuten Gefecht und über Truppenübungen.*) Dem Könige sagten besonders die beiden letzten zu, und er beschloß, Scharnhorst bei den Armeereformplänen zu Rate zu ziehen. Doch dies Verhältnis blieb zunächst ein platonisches. Den ersten Schriftsätzen folgten andere, so derjenige über Armeeeinteilung in Divisionen, die aus allen drei Waffen zu bilden seien. Die preußische Armee sollte in 18 solcher Divisionen und 6 Kavalleriereserven zerfallen, die ersteren zu zwei Infanterie-Brigaden von je 4 Bataillonen, 2 Batterien und 10 bis 12 Schwadronen, die letzteren von 20 bis 25 Schwadronen mit je 1 reitenden Batterie. Eine Umgestaltung der gesamten Artillerie hätte sich daran knüpfen müssen. Auch hierüber legte Scharnhorst einen Entwurf vor. Der König wollte indessen nichts ohne seine bewährten Ratgeber tun, und diesen zu imponieren, war Scharnhorst nicht gegeben. Seine bescheidene, zurückhaltende Persönlichkeit verschwand zwischen den glänzenden militärischen Erscheinungen Berlins. Um sie zu gewinnen, war er zu bedächtig, wohl auch zu gründlich, dem Scheine abhold. Man hielt ihn für eine Schulmeister- oder Gelehrtennatur, und die standen in Preußen nicht hoch im Werte.

Der Herzog von Braunschweig sollte über Scharnhorsts Vorschläge urteilen und vereitelte sie durch eine geschickte Verbindung von Zustimmung und Bedenken. Der König dankte Scharnhorst, lobte seine Arbeiten, verlieh ihm den Adel und — ließ die Entwürfe unausgeführt.

Als das Jahr 1804 die neue Organisation des Generalstabes brachte, trat Scharnhorst in denselben als General-Quartiermeisterleutnant ein. Er übernahm die 3. Brigade, die das wichtigste, westliche, Kriegstheater bearbeitete. In dieser Stellung überreichte er dem Minister des Auswärtigen, seinem Landsmanne Hardenberg, eine vom 2. Dezember datierte Denkschrift: „Über unsere jetzigen militärischen Verhältnisse mit Frankreich". Er riet darin zu sofortigem energischen Maßregeln und warnte vor dem Zaudern, das Preußen um seinen Ruf bringen müßte und die größten Gefahren berge.**) 1805 war er Quartiermeister bei Kalckreuth in Vorpommern, dann beim Herzoge von Braunschweig in Hannover. Sein Ansehen war ge-

*) Außerdem übersandte er eine nach seinen Angaben gefertigte Büchse.
**) Max Lehmann, Scharnhorst I, S. 340.

stiegen, aber noch immer bot ihm seine Stellung kein Mittel zum tatsächlichen Eingreifen in die großen Armeeangelegenheiten. Vorerst mußte er es sich genügen lassen, die Fülle der Denkschriften wieder um eine zu vermehren. Aber er versäumte nicht, seine unmittelbar nach der Abrüstung im April 1806 bearbeiteten Vorschläge dem Obersten v. Kleist und dem Herzoge von Braunschweig zu übergeben,*) den beiden Männern also, welche ihrer ganzen Stellung nach den größten Einfluß auf den Königlichen Kriegsherrn zu üben vermochten.

Scharnhorst bespricht nur allgemeine Gesichtspunkte, diese aber um so treffender und in der vollen Erkenntnis von der Natur unserer heute bestehenden Volksheere.

Zunächst schlägt er eine Vermehrung des Mannschaftsstandes des stehenden Heeres um 20 Mann für die Kompagnie vor. Er verweist dabei auf einen älteren, von ihm schon eingereichten Aufsatz. Die Kompagnien der Garnison-Bataillone**) sollen auf 200 Mann gesetzt werden. Im ganzen berechnet er diese Vermehrung auf 25 000 Mann, ohne daß dieselbe das Heer durch neue Bagage schwerfälliger mache und ohne daß die Zahl der Offiziere erhöht werden dürfe.

„Außer dieser Vermehrung der Streitkräfte bleibt dem Staate noch ein anderes großes und wichtiges Mittel zu seiner Erhaltung übrig: eine Nationalmiliz. Nur dadurch, daß man die ganze Masse des Volkes bewaffnet, erhält ein Kleines eine Art von Gleichgewicht der Macht in einem Defensivkriege gegen ein Größeres, welches einen Unterjochungskrieg führt und angreift."

Sehr richtig weist Scharnhorst nach, daß der Angreifer niemals in der Lage sein wird, die nationale Kraft bis zu demselben Grade anzuspannen, wie der Verteidiger auf dem heimatlichen Boden. Preußen insbesondere, meint er, könne hierin Außergewöhnliches leisten, Vaterlandsliebe, Interesse für die Schicksale des Staates,

---

*) Das Datum der Überreichung ist leider nicht festzustellen. Das Schriftstück trägt die Unterschrift „Im April 1806", ohne daß es er chtlich wird, ob es zu diesem Zeitpunkte geschrieben oder eingereicht wurde; indessen ist bei der Dringlichkeit der Umstände anzunehmen, daß Scharnhorst nach der Vollendung mit der Ablieferung nicht gezögert haben wird. Ein am 12. April geschriebener Aufsatz wird darin erwähnt. Die „Minerva" verlegt die Einreichung jedenfalls irrtümlich auf 1805.

**) Es sind damit ersichtlich die dritten Musketierbataillone gemeint.

Kenntnis der militärischen Dinge sei hier verbreiteter als irgendwo, das Land sei reich an ausgedienten Soldaten. „In keinem Staate ist eine Nationalmiliz so leicht zu organisieren und dienstbar zu machen als in dem preußischen."

Er berechnet, daß alles in allem 220 000 Einländer, die Knechte mitgezählt, im kriegsstarken Heere dienten, während Preußen 660 000 streitbare Männer habe, wenn man die fünfzehnte Seele als kriegstauglich annähme. Hannover hätte 1759 sogar die fünfzehnte Seele im Felde unter Waffen gehabt und den Stand seiner Regimenter bis 1762 erhalten. Jede Million Einwohner liefert also 66 000 Streitbare. Wenn 20 000 davon für das stehende Heer gerechnet werden, bleiben 46 000, von denen man noch 16 000 Mann als Ersatz in den Kantonen lassen könne. Jede Provinz von einer Million Bewohner, führt Scharnhorst weiter aus, vermöge danach 30 000 Mann zur Miliz zu stellen, das ganze Land 300 000, so daß Preußen, seine Armee eingeschlossen, imstande wäre, 520 000 Bewaffnete auf die Beine zu bringen.

Die Miliz soll provinzweise zusammengezogen werden, 60 000 Mann in Westfalen, Franken, Thüringen und Hannover, 50 000 im sächsischen Kreise. Kommt es zum Kriege mit Frankreich, so rückt eine stehende Armee von 100 000 Mann an die Weser, wo sie durch 60 000 Mann Miliz verstärkt würde, während eine andere von 100 000 Mann nach Thüringen eilte und dort 50 000 Mann Miliz zur Unterstützung fände. Eine Milizarmee von 50 000 Mann könnte dann noch als Reserve an der Elbe, eine ebenso starke an der Oder gebildet werden.

Scharnhorst hält es für selbstverständlich, daß für den Dienst in dieser Miliz schlechterdings alle Ausnahmen fortfallen müssen, daß der erste Adel, die ersten Beamten darin auch die höchsten Befehlshaberstellen erhalten. Aufs schnellste müsse Bewaffnung, Ausrüstung, Übung begonnen werden. Das Beispiel anderer Staaten sei schon vorhanden. „Welche Vorzüge aber würde die preußische Miliz vor allen anderen haben!"

„Sowohl in Frankreich als in England hat erst die Formierung der Nationalmiliz den militärischen Geist der Nation geweckt und einen Enthusiasmus für die Unabhängigkeit des Vaterlandes erzeugt, der nicht so lebhaft in anderen Ländern sich zeigt."

Auch die politische Seite der Maßregel wird betont. Scharnhorst hofft, sie werde Frankreich in Respekt setzen, Preußen aber die Achtung aller Mächte erringen. Mit Recht sagt er, daß eine *schwache* Miliz mehr schaden als nützen werde. „Nur die ganze Masse kann imponieren und zu großen Resultaten führen."

Er hält ferner die Mischung von Miliztruppen und stehendem Heer für vorteilhaft. Zu einem Viertel oder einem Drittel dem letzteren beigegeben, werde die Miliz als Feldtruppe brauchbar sein. Wie Knesebeck, so will auch Scharnhorst sie als leichte Infanterie verwenden.*)

Von der Politik fordert er, daß sie es verstehe, den nationalen Enthusiasmus für die Verteidigung des Vaterlandes zu entflammen, indem sie dieses als den unschuldigen Teil erscheinen lasse, welchem nur die Pflicht der Notwehr die Waffen in die Hand drücke. Er warnt zugleich davor, die patriotische Erregung *ungenützt* zu lassen, da sie dann leicht in Mißmut und Unzufriedenheit umschlage.

Nach dieser Betrachtung der außerordentlichen Verteidigungsmittel in einem für die Unabhängigkeit zu führenden Nationalkriege wendet sich die Denkschrift der inneren Verfassung der Armee zu. Sie erteilt, wie bekannt,**) dem preußischen in mancher Hinsicht den Vorzug vor dem französischen Heere. Aber die Führung, zumal die höhere, bezeichnet Scharnhorst im französischen als die erfahrenere und geschicktere. Daher verlangt er eine vollständige Regeneration derselben in Preußen. Nur Männer von Tätigkeit, Talent und Mut dürften an der Spitze der Divisionen, Brigaden, Regimenter stehen. „Diese Eigenschaften begründen in der Tat, dem ersten Ursprunge nach, auch nur ein Recht auf jene Stellen. *Denn diese können, ihrer Natur nach, keine Belohnung langer Dienste sein; nicht die geleisteten, sondern die zu leistenden sollten ihre Wahl bestimmen.*"

Entfernung der Unfähigen beim Ausmarsch, höchste Verantwortlichkeit und große Strenge im Kriege,***) Aufhebung aller Avancements- und Soldvorteile von einer gewissen hohen Stufe ab, so daß

*) Offenbar nach dem Vorbilde der Franzosen von Jemappes usw., weil sie die zur geschlossenen Fechtart in Linie notwendige Ausbildung nicht besitzen konnte.

**) Siehe S. 166.

***) Siehe S. 132.

sich um die gefährlichen großen Kommandos nur noch der echte Ehrgeiz bewerbe, sind seine weiteren Forderungen. Um den Geist der Armee zu heben, verlangt er ein System von Lohn und Strafe nach jedem bedeutenderen Gefecht, desgleichen eine geschickte Benutzung der ersten, wenn auch nur unbedeutenden Erfolge. Er empfiehlt dazu das eigentümliche Mittel einer besonderen Kriegszeitung,*) welche alle anregenden, den Tatendrang erhebenden Nachrichten enthalten sollte.

„Welche Wege man auch wählt, den Mut zu erhöhen und anzufachen, schlägt man ihn nicht über alles an, zeichnet man den Mutigen nicht bei jeder Gelegenheit aus, belegt man nicht jedes zweideutige Benehmen mit Schande; so wird man immer keine außerordentlichen Taten in unserem Zeitalter erwarten können und in die Gefahr kommen, Abspannung und Mutlosigkeit zu erzeugen — denn nie befinden die moralischen Eigenschaften sich im Stillstande — sie fallen, sobald sie nicht mehr nach Erhöhung streben."

Zum Schluß wendet sich Scharnhorst gegen die herrschende Meinung, daß das Talent des Heerführers das allein Entscheidende sei. Er stellt den Willen und den Charakter höher, erinnert an die Schicksale entschlossener Völker, die auch unter mittelmäßigen Führern siegten. „Ist die Notwendigkeit eines Krieges einmal von einem Volke anerkannt, so wird nichts weiter zu unsterblichen Taten erfordert als der Entschluß des Anführers, zu siegen oder zu sterben: dieser allein entscheidet nun zwischen Unterjochung und Freiheit."

Selbst Friedrich und Ferdinand verdankten viele ihrer Siege mehr dem Unternehmungsgeiste und der Stärke des Charakters als dem Genie. Mut, Ausdauer, Hingebung beim Oberhaupte des Volkes ist oft als hohe Weisheit verehrt worden, wie man die zufälligen Wirkungen der Naturkraft zu einem einzigen Wesen personifiziert.

„Wir haben angefangen, die Kunst des Krieges höher als die militärischen Tugenden zu schätzen — dies war der Untergang

*) Bekanntlich hat Friedrich II. dasselbe Mittel, und zwar eigenhändig in den „Lettres d'un officier prussien" angewendet. (Vgl. Droysen im Mil. Wochenbl. Jahrg. 1875 Beiheft X und 1876 Beiheft IX.)

der Völker in allen Zeiten — Tapferkeit, Aufopferung, Standhaftigkeit sind die Grundpfeiler der Unabhängigkeit eines Volkes — wenn für diese unser Herz nicht mehr schlägt, so sind wir schon verloren auch selbst in dem Laufe großer Siege."*)

Ob der Versuch gemacht worden ist, Scharnhorsts Mahnung weitere Folge zu geben, mag unentschieden bleiben. Für wahrscheinlich kann man es nicht halten. Gingen doch seine Ideen noch über Knesebecks schon abgelehnte Vorschläge hinaus, die überdies verwaltungsmäßig mundgerechter waren. Da die Vorarbeiten für die Aufstellung der Land-Reserve-Bataillone, von denen Scharnhorst wenig oder nichts gewußt zu haben scheint, sich schon im Gange befanden, so ist seine Denkschrift wohl einfach beiseite gelegt worden.

Wie sollten Immediatkommission, Ober-Kriegskollegium oder gar das Generaldirektorium nicht vor solchen Plänen von Volksbewaffnung geschaudert, wie würde Möllendorff über das „ruinöse Projekt" geklagt haben. Rüchel hätte die trefflichen Intentionen anerkannt, aber nicht gezaudert, auch Scharnhorst, wie vordem Lecoq, die „interieure preußische Kenntnis" abzusprechen.

Welche Aktenbände von Bedenken würden entstanden sein bei all der ängstlichen Rücksichtnahme auf die Privilegien von Städten, befreiten Distrikten und Klassen, auf die dem Volke aufzubürdenden Lasten, bei der zarten Sorge, das Land nicht zu beunruhigen. Das Geheimnis hätte bei so umfassenden Vorbereitungen sogleich fallen müssen. Gewiß, die Prüfung des Vorschlages hätte nur zur Ablehnung geführt. Scharnhorst mag sich selbst über die geringen Aussichten seiner Entwürfe klar genug gewesen sein. Sein Gewissen aber trieb ihn, damit hervorzutreten. Niemals hat er sie sich zum besonderen Verdienste angerechnet. Nur einmal drang ehedem etwas davon in die Öffentlichkeit. Es war zu der Zeit, als er nach der Kapitulation von Ratkau in Hamburg weilte, dort beschäftigt, versprengte Mannschaften zu sammeln und dem Könige zuzuschicken. Unzweifelhaft trat er damals mit Archenholz in Berührung und mag ihm im Unmut von seinen vergeblichen Bemühungen gesprochen haben, denn augenscheinlich bezieht sich eine zu jener Zeit in der „Minerva" gegebene Notiz auf seinen Vor-

*) Siehe den Anhang mit dem Wortlaut von Scharnhorsts Denkschrift.

schlag. Nur ist die Jahreszahl verwechselt und 1805 statt 1806 gebraucht.*)

Niemals sonst ist der bescheidene Mann auf jenen großen und rühmlichen, wenn auch vergeblichen Versuch, Preußens ganze nationale Kraft in letzter Stunde noch in Bewegung zu bringen, zurückgekommen, während nach 1807 doch so viele sich brüsteten, das Unheil vorausgesehen und alles getan zu haben, es abzuwenden.

Die großen Dinge waren unterblieben. In der Armeereorganisationsfrage war nur Halbes und Geringes geschehen. Trotzdem herrschte im kleinen Maßstabe auf vielen Gebieten des Heerwesens rege Tätigkeit. Der Anfang des neuen Jahrhunderts sah, wie bereits erwähnt,**) noch einige Truppen entstehen.***) Die reitende Artillerie wurde vermehrt und frisch eingeteilt, mit Verbesserung der Geschütze, Geschosse und Gewehre experimentiert.†)

Das Militär-Bildungswesen hatte sich weiter lebhaft entwickelt. Die Académie militaire trieb ihre höchste Blüte, Minister und fremde Gesandte wendeten sich mit Aufnahmegesuchen an die Anstalt. Fleißig wurde in Abschieds- und Gedächtnisreden die Rhetorik geübt. Königin Luise besuchte mehrfach die Anstalt in Begleitung anderer fürstlicher Frauen. Sie wohnte auch der Prüfung bei, und ihr Bruder, der junge Herzog Karl von Mecklenburg, begrüßte sie mit einem Vortrage: „Das Bild eines guten Fürsten, dargetan an den Herrschern auf dem preußischen Throne".††)

Im Jahre 1804 entstand die Junkerschule zu Potsdam als Muster für die Junkerschulen der ganzen Armee. Wichtiger war, daß Scharnhorst auf dem Gebiete des Militär-Bildungswesens tätig wurde und daß ihm hier auch praktische Erfolge beschieden waren. Der König hatte ihn bald nach der Übernahme zum Gehilfen des alten, vielbeschäftigten Generals Geusau in der obersten Leitung der Berliner

*) Betrachtungen eines Deutschen am Grabe der Preußischen Monarchie. Minerva 1806. IV, S. 383.

**) Siehe S. 260.

***) Ciriacy, S. 104.

†) Denkwürdigkeiten des Generals v. Hüser. S. 41.

††) Friedländer, S. 198.

Militärschule ernannt.*) Noch im Jahre 1801 setzte er eine Erweiterung derselben durch und später, 1804, eine völlige Umbildung. Danach blieb eine untere Stufe, das Institut für die Offiziere der Berlinischen Inspektion, diesen allein vorbehalten; eine obere nahm Offiziere aus der ganzen Armee auf. Hier nun erhob er den kümmerlichen Offiziersunterricht auf den Standpunkt einer „wahren Akademie", deren geistiger Mittelpunkt er selber wurde, und für die er eine Instruktion entwarf, welche der König alsbald genehmigte.**)

Er selbst hielt Vorlesungen über Taktik und Strategie, und eine neue Ära des kriegswissenschaftlichen Studiums hat damit in Preußen begonnen. Zwar kann man sich heute die ungeheure Wirkung dieser Vorlesungen aus den erhalten gebliebenen Fragmenten nicht mehr ohne weiteres erklären, denn sie enthalten viel Elementares und fußen — wie es Scharnhorsts augenblickliche Stellung mit sich brachte — vielfach noch auf dem Wesen der alten friderizianischen Kriegführung. Aber sie haben doch jedenfalls hoch über dem gestanden, was man bis dahin lehrte, und der neue Geist bricht sich an vielen einzelnen Stellen schon Bahn.

Mit Schärfe sprach er sich gegen die Spielereien in der Taktik aus.***)

Institut und Akademie hatten nur ein kurzes Leben. Der Untergang der alten Armee verschlang auch sie. Dennoch sind sie unsterblich geworden, nicht nur durch ihre spätere Wiedererweckung in der Allgemeinen Kriegsschule, sondern auch noch durch den größten aller militärischen Denker, Karl v. Clausewitz, der neben Boyen, Valentini, Rühle und anderen bedeutenden Männern aus diesen Anstalten hervorging.†)

König Friedrich Wilhelm III. tat, was er glaubte, bei den beschränkten Mitteln des Staates tun zu können — alles, wobei ihm der Widerstand seiner Räte nicht begegnete.

---

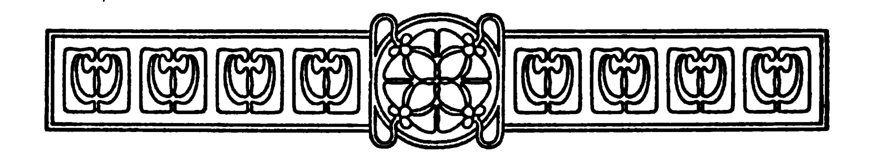
*) Sie wird amtlich als „Lehranstalt für junge Infanterie- und Kavallerieoffiziere in den militärischen Wissenschaften zu Berlin" bezeichnet, sonst aber auch noch mit anderen Namen belegt.

**) Die obere Stufe wurde meist als Akademie für junge Offiziere bezeichnet, ist aber nicht mit der älteren „académie militaire" zu verwechseln.

***) Max Lehmann, Scharnhorst I, S. 315.

†) Friedländer, S. 213 ff.





VIII. Einige Reformvorschläge in der Presse und Literatur.

(Aufruf in der „Minerva". Berenhorst. Ribbentrop. v. der Decken.)

Billig ist zu berücksichtigen, daß der König und seine Räte noch in den engen Fesseln friderizianischer Tradition aufgewachsen waren, und daß ihnen, vielfach gewiß unbewußt, bei allen Reformbestrebungen das Gefühl einer gewissen Pietätlosigkeit hinderlich ward. Es ließ sie vor der Ausführung zurückschrecken.

Freier konnten sich die privaten Meinungen regen, die noch dazu durch die große Bewegung in Frankreich einen ernsten Anstoß erhielten.

In der „Minerva" von 1796*) erschien ein „Aufruf an die Fürsten und Völker Deutschlands", die allgemeine Bewaffnung zur Tilgung deutscher Schmach in Bewegung zu setzen. Er bekämpft zunächst das Vorurteil, daß die deutschen Bauern und Bürger den französischen „Quasisoldaten" nicht ebenbürtig wären; nur Anfeuerung und Anführung tue ihnen not.

Dann folgen die Vorschläge. Sie laufen auf ein Massenaufgebot in der rohesten Form hinaus. Für dieses wird ein ganz einfaches Reglement, zweigliedrige Stellung und die Kenntnis der notwendigsten Marschbewegungen verlangt. „Auf gerade Richtung und militärische Akkuratesse muß man Verzicht tun. Diese findet bei den Feinden ebensowenig statt." Nur das mittelste Glied soll mit Gewehren bewaffnet sein, während die beiden anderen Heu- und Mistgabeln, gestreckte Sensen und Piken führen. Damit verbunden soll eine Art französischer Stoßtaktik geübt werden. Wie später Knese-

---

*) Band IV, Novemberheft.

deck, so verlangt auch der Verfasser des Aufrufs Verwendung in der Rolle der leichten Infanterie. Die Streitweise der Bauern in der Vendee wird als Muster empfohlen. „Man muß sie besonders in Wäldern, in coupiertem Terrain und des Nachts brauchen!“

„Bloß über diese einzige Idee ließe sich ein ganzes Kollegium lesen. Ein nächtlicher Angriff mit Streitern von Verlaß, die alle Schliche der Gegend kennen, überrumpelt jedes Marschlager“, bemerkt Berenhorst, der den Aufruf mitteilt.*)

Diesen geistvollen, allerdings etwas galligen Schriftsteller hört man oft mit Unrecht anklagen, er habe nur am Alten gerüttelt, aber das Neue nicht angegeben. Abgesehen davon, daß er bei jeder Gelegenheit die moralischen Grundlagen bezeichnet, auf denen die Soldatenerziehung beruhen solle, hat er auch dem organisatorischen Gebiete seine Aufmerksamkeit zugewendet. Er verlangt mit großer Bestimmtheit volkstümliche Gestaltung des Heerwesens.

„Tadler, wird ein oder der andere Kriegsmann sagen — während Du andre beschuldigst, nicht genug um sich zu schauen, laß Dir selber eine Hauptansicht nicht entgehen. Wenn Du unsere Kunstversuche so schildbürgerlich vereinfältigst, wenn Du dem Ritus unserer Waffenführung seine Zierden raubst, wenn wir — wie es Dir vermutlich recht sein möchte — unseren Soldaten das Haar kurz schneiden, ihnen die Stecknadeln aus den Stiefeletten ziehen, Ton, Kreide und Ziegelmehl ruhen lassen und sie etwa in Wämser, lange Pluderhosen, wie Seeleute, und weite Überröcke kleiden; womit sollen wir alsdann bei der vielen Muße diese noch überdem besser genährten, folglich mutwilligeren Kerle, die an sich schon schwer genug im Zaum zu halten sind, so beschäftigen, daß nicht auch bei ihnen der Müßiggang eine Mutter aller Untugenden werde.“

„Aufrichtig verehrte Befehlsleute! denn es sind unter Euch edle vorzügliche Menschen! erlaubt mir, daß ich frei heraus — wie Ihr zu sagen pflegt — soldatisch spreche. Ich halte es für das größte Unglück der Staatsverfassungen, daß sie noch immer den einen Stand, wie den Eurigen, abgesondert von den anderen Ständen, unentbehrlich glauben.“

---

*) Betrachtungen über die Kriegskunst. Leipzig 1798. II, S. 402.

So steht in den Betrachtungen über die Kriegskunst zu lesen.*) An dieser Stelle nun entwickelt Berenhorst seine Idee von der künftigen Heeresverfassung, der zufolge jeder Staatsbürger wie ehemals wieder Staatsverteidiger werden müsse. Er erwartet die Verwirklichung von der konstitutionellen Monarchie. „Das 19. Jahrhundert wird dieses Thema in völliges Licht setzen, nachdem zuvor die Not zur Ergreifung desselben wird hingestoßen haben."

Das Kommende wird nur in groben Umrissen angedeutet.**)

Auf enger begrenztem, aber mehr praktischem Boden stehen die gleichzeitigen Vorschläge des Kriegs- und Domänenrats Ribbentrop, der unter der Devise: „dulce et decorum est pro patria mori" über die Kantonverfassung schrieb.***) Er behandelte deren Entwicklung von den ältesten Zeiten her geschichtlich und wies dann auf die Mängel hin, die er aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Sein Verlangen ist eine Beschränkung der zahllosen Befreiungen. Selbst die Schafmeister waren ja noch der Kriegsdienste ledig, wenn sie nur Herden von 1500 Haupt vorstanden. Gerechtere Verteilung der durch die Kantonpflicht dem Lande auferlegten Last und daher „Notwendigkeit eines neuen bestimmten Kantonreglements, vollständige Versorgung, pünktliche Erfüllung der gegebenen Versprechungen in bezug auf eine gewisse Dienstzeit, Wiederherstellung der Neigung des Einländers zur ehrenvollen Verteidigungspflicht" bilden die vier Hauptpunkte in seinen Vorschlägen zur Vervollkommnung der Heereseinrichtung.

Auf Anraten mehrerer Freunde überreichte Ribbentrop seine Schrift dem Könige. „Rat, lieber Getreuer!" erwiderte dieser in einer Ordre vom 3. Juli 1798. „Ich habe mit Eurem Schreiben vom 12. v. M. Eure Schrift über das Kantonwesen erhalten und mit Vergnügen die Aufmerksamkeit wahrgenommen, welche Ihr diesem wichtigen Gegenstand gewidmet habt. Die Unvollkommenheiten des gegenwärtigen Kantonreglements sind nicht zu verkennen, weshalb ich schon beschlossen habe, solches zu verbessern. Ich werde alsdann von Euren Bemerkungen Gebrauch machen und bin Euch für die Mit-

*) II, S. 443 ff.

**) Auch in den Betrachtungen II, S. 162, 163 tritt Berenhorst lebhaft für eine Umwandlung der bestehenden Heeresverfassung ein. Nur spricht er dort übertriebene Erwartungen hinsichtlich freiwilliger Kriegsleistungen der Völker aus.

***) Verfassung des preußischen Kantonwesens. Minden 1798.

teilung derselben aufrichtigst verbunden als Euer gnädiger König. Friedrich Wilhelm."*)

Aus den Kreisen des Beamtentums erhoben in jener Zeit noch Hippel und Vincke ihre Stimmen für vollständige Durchführung des altpreußischen Gedankens der allgemeinen Wehrpflicht.**) In den hervorragendsten militärischen Kreisen verbreitete Rauch englische Ideen über eine „konstitutionelle Miliz zur Landesverteidigung". Sie sind einem schon 1782 in London erschienenen Werke „Essay on defensiv War, and a constitutional Militia" entnommen und von einem alten Soldaten, wahrscheinlich einem dänischen Offizier, neu herausgegeben.***)

„Nur durch allgemeine Bewaffnung kann die Macht eines Landes stark genug werden. In vielen Fällen sind die stehenden Armeen unzulänglich, auch bestätigt die Geschichte die Vorteile der kriegerischen Übungen des Volks. Tadel verdient die zu „pünktliche" Taktik, die militärische Pedanterie. Namentlich den Offizieren sind wichtigere Übungen anzuzeigen. Alle Miliz ist wie leichte Infanterie zu üben." Rauch fügt zwar hinzu, daß die Schrift hauptsächlich auf die Verhältnisse Englands, aber auch für jedes andere Land passe, zumal für eines, dessen Küsten von einer feindlichen Landung bedroht seien.†)

Drei Jahre nach Rauch besprach das neue Militärarchiv††) das alte Kriegswesen der Schweiz und deren Milizsystem; es empfahl eine gleichmäßige Organisation. Professor Kuhfahl lenkte die Aufmerksamkeit der Berliner militärischen Welt darauf hin.†††)

Es erhoben sich Stimmen, welche alles in Volksbewaffnung und Milizsystem glaubten suchen zu sollen. Schon Ribbentrop hatte sich

*) Ribbentrop, Verfassung des preußischen Kantonwesens. Vorrede.

**) Treitschke, Geschichte des 19. Jahrhunderts. 6. Aufl. I, S. 158. Vgl. auch Bodelschwingh, Leben des Oberpräsidenten Freiherrn v. Vincke. Berlin 1853. I, S. 261 ff. Siehe auch S. 230.

***) Versuch über den Verteidigungskrieg und eine konstitutionelle Miliz. Kiel. Akademische Buchhandlung, 1801.

†) Denkwürdigkeiten der Militärischen Gesellschaft in Berlin, III, S. 374. Auch Rüchels Vorschläge zur Errichtung von Reservemilizen gingen aus seinen Studien über Küsten- und Landesverteidigung hervor.

††) Neues Militärarchiv, bearbeitet von einer Gesellschaft erfahrener deutscher und schweizer Offiziere. Zürich 1803.

†††) Denkwürdigkeiten der militärischen Gesellschaft, IV, S. 243.

gegen einen englischen Autor wenden müssen, der die Frage erörterte: „Sind stehende Heere in Friedenszeiten nötig?"*) Die Opposition gegen diese war alt.**) Sie ging von England aus, wo die „Erklärung der Rechte" die Beibehaltung des stehenden Heeres in Friedenszeiten als gegen das Gesetz verstoßend hingestellt hatte. Von England aus verbreitete sie sich im 18. Jahrhundert auf dem Kontinent, zumal in Frankreich, erhielt neues Leben durch den amerikanischen Unabhängigkeitskampf und fand auch in Preußen Anhänger. Zu diesen gehörte in älterer Zeit Mirabeaus Mitarbeiter Mauvillon, dessen Ausführungen veranlaßten Scharnhorst dazu, in den Meinungsstreit einzutreten. Er bekannte sich unumwunden zur Beibehaltung der stehenden Heere. Andere hervorragende Schriftsteller erklärten sich als Widersacher der dauernd unterhaltenen Waffenmacht und erfuhren sachkundige Entgegnungen. Der Streit war lebhaft und lang.

Mit dem neuen Jahrhundert zugleich war F. v. der Deckens schon oben angeführtes Werk***) erschienen, welches die Beziehungen des Kriegsstandes zum Staatsleben ganz allgemein behandelt. Der Verfasser hat es seinem Freunde Scharnhorst gewidmet. Schon dieser Umstand weckt unsere Teilnahme.

„Das Schicksal der Staaten ist dem menschlichen Leben ähnlich; sie entstehen, wachsen, blühen, geraten in Verfall und hören auf zu sein. Das, was der menschliche Körper, physisch betrachtet, ist, ist der Staat in moralischer Hinsicht. Beide sind durch die Vereinigung von vielen einzelnen Bestandteilen entstanden; beide werden durch immer wechselnde Materien erhalten; beiden sind durch die Beschaffenheit ihrer Bestandteile, durch deren Verwendung und durch manche inneren und äußeren Verhältnisse bestimmte Gesetze vorgezeichnet, die auf ihre Fortdauer und Ende einen entscheidenden Einfluß haben."

„Wie nun die Heilkunde aus einer Summe von Erfahrungen die Wirkung einzelner Erscheinungen in der menschlichen Natur, nicht minder aber Vorschriften für ihr Verhalten mit annähernder Gewißheit feststellt, so gibt es auch eine Heilkunde der Staaten, welche die Übel und ihre Abhilfemittel zu ergründen vermag, welche selbst die

*) Die Broschüre ist 1798 in Altona erschienen. Vgl. Ribbentrop, Verfassung des preußischen Kantonwesens, S. 108.

**) Max Lehmann, Scharnhorst, I, S. 54ff.

***) Siehe S. 225.

unheilbaren Leiden erkennt, die der Arzt nur lindern, aber nicht mehr beseitigen kann."

„Eine zu weit getriebene Anstrengung der Kräfte wird die Ursache eines baldigen Verfalls, so wie ein zu schneller Genuß das Leben verkürzt."

Decken klagt, daß die Staatskunde noch in ihrer Kindheit liege. Weit entfernt, dem großen Haufen verständlich zu sein, biete sie selbst dem Eingeweihten noch Schwierigkeiten genug. Wenig ist von dem individuellen Dasein vieler Völker bekannt. Dennoch ist diese Kunde unserer Aufmerksamkeit würdig. „Ihre Lehrsätze haben auf das Wohl des ganzen menschlichen Geschlechts in allen kommenden Generationen einen sehr großen Einfluß. Der Mensch verläßt nach einer kurzen Zeit die Bühne, gleich einer jährlichen Pflanze, die in einem kurzen Sommer aufblühet und verwelkt; der Staat ist einer alten Eiche ähnlich, die zu ihrer Vollendung Jahrhunderte bedarf."

Niemals, fährt der Verfasser fort, wird man in Beseitigung von Mißständen ganz frei verfahren dürfen. Mit Hebung des einen Übels erzeugt man leicht ein anderes. Die Gründe, welche die stehenden Heere ins Leben riefen, sind nicht mehr vorhanden. Aber sie haben mittlerweile in dem gesamten Leben der Staaten so viel Wurzeln geschlagen, daß es unmöglich ist, sie ohne allgemeine Erschütterung zu beseitigen. Dies müßte ohnehin überall zu gleicher Zeit geschehen, eine Forderung, die nicht erfüllt werden kann.

So muß also mit dem Bestehenden gerechnet, muß darauf fortgebaut werden. Es gilt nur die Nachteile einer jeden Einrichtung zu mindern, die Vorteile zu erhöhen. Der menschliche Egoismus, der sich auf ganze Stände übertragen hat, drängt zu radikalen Auffassungen hin. Er erschwert das Gleichgewicht im Urteil und das gemeinschaftliche Streben. „Der Gelehrte haßt das Kriegswesen, weil die Musen unter dem Geräusch der Waffen entfliehen. Der Staatsmann erschrickt, wenn er die großen Kosten, die der Militärstand veranlaßt, überrechnet, die Zivilobrigkeit ist auf den Teil der Macht, den sie den Militärobern abtreten muß, eifersüchtig und behandelt die Soldaten oft als Bürger, die zu einem andern Staate gehören. Der Moralist ärgert sich über die lustige Lebensart der Offiziere, während der Stutzer ihnen die schöne Kleidung und den Degen beneidet, und der Landmann kann es dem Soldaten nicht verzeihen, daß er seine Söhne und Knechte anzuwerben sucht."

Deckens vornehmstes Streben ist es, das Verständnis für den innigen Zusammenhang der Interessen zu eröffnen, welcher nicht duldet, ein einzelnes ausschließlich und ohne Rücksicht auf die anderen zu fördern. Er folgt hier fast demselben Gedankengange, den in neuerer Zeit Gustav Ratzenhofer in seinem philosophischen Werke „die Staatswehr"*) vortrefflich durchgeführt hat.

Näher auf den Stoff eingehend, erklärt sich Decken gegen den Versuch, das System einer vollkommenen Heeresverfassung aufzustellen. Er verlangt statt dessen die Entwicklung einer eigenartigen, die auf der Grundlage nationaler Eigentümlichkeiten und nationaler Sonderverhältnisse beruht.

Die Aufrechterhaltung der inneren und äußeren Sicherheit ist Zweck jedes Staatswesens. Aber nur bei Naturvölkern kann das gesamte Volk in Erfüllung dieses Zwecks zum Kriege ausziehen, Weiber, Kinder und Greise eingeschlossen. Auf einer Entwicklungsstufe, wo ein Volk ansässig, aber noch um sein Bestehen in fortdauernde Kriege verwickelt ist, nehmen alle waffenfähigen Männer am Kampfe teil. „Mann und Krieger sind zwei gleichlautende Benennungen!" „Die glänzendste Epoche, die wir in den Annalen einer Nation finden, ist gewöhnlich die Zeit, wann sie für ihre Anerkennung als ein für sich bestehender Staat streiten muß."

Die höher steigende Kultur hat den Verfall der kriegerischen Tugenden zur unausbleiblichen Folge. Trägheit und überwiegender Hang zum sinnlichen Genuß sind zwei der vorzüglichsten Eigenschaften, die dem menschlichen Geschlechte angehören. Sie entwickeln sich im Zustande längerer Ruhe und verbreiten sich schnell wie eine ansteckende Krankheit. Die beginnende Verweichlichung leugnet erst die Gefahr, um dann, wenn dies nicht mehr möglich ist, vor ihr zu fliehen. „Welch ein reichhaltiges Thema zu einer Standrede am Grabe der Staaten!" Nur unter bestimmten Bedingungen wird noch ein Teil des Volks, der dafür bevorzugt oder vom anderen erhalten wird, freiwillig als Miliz ins Feld ziehen. Diese Miliz ist mehr dem Geiste der republikanischen als der monarchischen Verfassungen angemessen, artet aber zuletzt in eine gezwungene aus und ist als solche nicht mehr vermögend, den Staat zu verteidigen. Eine Aushilfe wird dann das

*) Gustav Ratzenhofer, Die Staatswehr. Wissenschaftliche Untersuchung der öffentlichen Wehrangelegenheiten. Stuttgart 1881.

Feudalsystem. Die stehenden Heere kommen im Vergleich mit der Miliz zur Geltung. Ihre Überlegenheit ist seit Philipps von Macedonien Sieg über die vortreffliche griechische Miliz nur da erschüttert worden, wo sie erst bei Ausbruch des Krieges zusammengerafft wurde oder wo große Naturhindernisse, weite Entfernungen den Gegner unterstützten. „Der Mut, der die freiwillige Miliz beseelt, kann eine Zeitlang feuriger und größerer Anstrengung fähig sein, als der, welcher in einem stehenden Heere herrscht; er hängt aber von zufälligen Eindrücken ab und ist nicht so ausdauernd und gleichförmig; Eigenschaften, die allein auf die Länge der Zeit einen guten Ausgang sichern."

Die innere und äußere Verteidigung des Staats darf nicht getrennt werden, sonst ist Vernachlässigung der Kriegsmacht die Folge.

Nach diesen Ausführungen bespricht Decken das Verhältnis der stehenden Heere zu den verschiedenen Staatsverfassungen. Auch in diesen Abschnitten befinden sich viele beherzigenswerte Sätze. „Eine stehende Armee", heißt es da u. a., „kann nicht lange Zeit von Bestand sein, wenn nicht der unbedingte Gehorsam gegen den Willen der obersten Macht allein herrschend ist." Er wendet sich gegen Kants weit verbreiteten Irrtum, als seien die stehenden Heere das Hindernis für den ewigen Frieden,*) weist auch nach, daß sie auf Finanzen, Bevölkerung, bürgerliche, sittliche und religiöse Verhältnisse einen minder nachteiligen Einfluß üben, als es beim ersten Anblicke scheint. Der Einfluß des Nationalcharakters, der Naturverhältnisse, selbst schon derjenige der Lage und Größe der Landeshauptstadt wird beleuchtet.

Weiter stellt Decken den Satz auf, daß die Verfassung der stehenden Heere, so sehr als es die Kräfte des Staates nur erlauben, der Führung eines Angriffskrieges angemessen, zumal mit allem versehen und schnell bereit zu stellen sein müsse. Sie sollen auch im Frieden so stark sein, als es die Staatskräfte verstatten.

Am wichtigsten erscheint der folgende Abschnitt: „Untersuchung der verschiedenen Arten, die Armeen anzuwerben und vollzählig zu erhalten." Decken entwickelt darin ein Bild der heutigen auf allgemeiner Wehrpflicht beruhenden Heeresverfassung mit Kadre- und Reservesystem.

*) Kant, Zum ewigen Frieden, S. 10.

Die fehlerhafteste und schwächste Verfassung von allen bildet die Werbung in Krieg und Frieden. Ein Palliativmittel ist gewaltsame Aushebung während des Krieges. Alle Erfahrungen aber reden derjenigen Verfassung das Wort, wo ein Teil des stehenden Heeres durch Werbung ersetzt, der übrige Teil aber vom Staate nach gewissen Gesetzen geliefert wird. Spricht Decken sich hier noch für den gemischten preußischen Heeres-Ersatzmodus aus, so geschieht es doch nur mit Einschränkung. Unbedingt erkennt er den Vorzug einer ganz aus Landeskindern bestehenden Armee an; er meint aber, daß manche Staaten nicht volkreich genug seien, um ohne fremde Werbung auszukommen. Dafür verlangt er außerdem allgemeine und gleichmäßige Rekrutengestellung, damit der Staat auf alle seine Bürger rechnen könne, die Bewohner aller Provinzen sich gleichmäßig an Ordnung gewöhnten. Nur einzelne Gesellschaftsklassen und unentbehrliche Arbeitskräfte sollen dienstfrei bleiben.

Die Dienstzeit der Einländer will Decken auf sechs Jahre festsetzen,*) und zwar auf die vom 18. bis 24. Lebensjahre.

Von den sechs Jahren ist das erste bei der Fahne zu verbringen, für die anderen fünf gilt das preußische Beurlaubungssystem. Elf Monate sind die Einländer daheim, vier Wochen beträgt ihre Exerzierzeit. Nach Ablauf der sechs Jahre tritt ihre völlige Befreiung vom Kriegsdienste ein; es sei denn, daß eigene Neigung sie länger zurückhalte, wodurch sie in die Klasse der geworbenen Berufssoldaten übergehen.

„Ein jeder Gelieferte, der entlassen wird, muß sich aber verbindlich machen, sich bei einem ausbrechenden Kriege wieder bei seinem Regiment einzufinden, wenn es gefordert werden sollte.“

So hofft Decken nach und nach alle waffenfähigen Männer zu Kriegern auszubilden, aber zugleich die Anhänglichkeit des Volkes an das Heerwesen zu gewinnen. Wenn der Knabe weiß, daß er dienen werde, wie sein Vater gedient hat, meint er, so erscheine ihm dies als nichts Unerhörtes; ein jeder könne auch seine bürgerlichen Verhältnisse danach einrichten. Mit geringem Kostenaufwande sei ein starkes

*) Diese Dienstzeit galt damals z. B. in der dänischen Armee.

Heer zu erhalten, und die Regimenter, die sich immer wieder aus ihren eigenen Angehörigen ergänzten, würden einen trefflichen Gemeingeist erhalten.

Nur ein Dritteil des Heeres dürfe aus geworbenen Berufssoldaten bestehen, die stets beisammen blieben, sich fortdauernd in den Waffen üben und eine Pflanzschule bilden. Sie sind ausreichend zur Aufrechterhaltung der Ordnung.

Natürlich wird auch eine militärische Kontrolle der Beurlaubten gefordert.

Nicht also nur Aufbietung der Volksmassen im Kriege, sondern eine systematische Vorbereitung derselben für den Kriegsdienst ist Deckens Verlangen. Er will das gesamte Volk durch die Friedensschule des stehenden Heeres gehen lassen. Sein Vorschlag besaß für Preußen den Vorzug, daß er sich an das Bestehende anschloß. Zu seiner Ausführung wäre eine Änderung der Einländer-Dienstpflicht, Verminderung der Ausländerzahl und die Aufhebung der Befreiungen nötig gewesen.

Weiter bespricht Decken die gesetzlichen Verhältnisse des Kriegsstandes, die Notwendigkeit seiner bevorzugten gesellschaftlichen Stellung, da Ehre die angemessenste Belohnung sei, die Abstufung der verschiedenen Grade, wobei er dem bürgerlichen Elemente die Offizierslaufbahn eröffnet, und endlich die moralischen und physischen Grundlagen des Heerwesens. Was der Verfasser über die Versorgung der Invaliden, noch mehr, was er über das Verhältnis des Kriegsstandes zu den anderen Ständen, über die Einheit der militärischen und politischen Verfassung sagt, ist von einem weit über die Zeit hinausschauenden durchdringenden Geiste erfüllt. Vieles hat noch für die Gegenwart Geltung, so der Abschnitt über die Ursachen des Verfalls des Kriegsstandes und zumal derjenige über die Art und Weise, wie eine im Kriegswesen notwendig gewordene Reform einzurichten sei. In der Abneigung, die der größte Teil der Menschen gegen Veränderungen hat, und in dem daraus folgenden Hasse, den er gegen jeden richtet, der sie vorschlägt oder ausführen soll, erkennt Decken das vornehmste Hindernis aller Reform.*)

*) Vortreffliches sagt Decken über die Friedensübungen. Er verlangt, daß sie mit den Ereignissen des Krieges soviel als möglich übereinstimmen und daß das psychologische Element beachtet werde. (S. 290 ff.)

Auch ihm war nicht beschieden, ohne die Dazwischenkunft großer erschütternder Ereignisse den Anstoß zur Umwandlung durch rechtzeitige friedliche Arbeit zu geben. Seine Absicht war es auch nur, die Materialien zum Bau zusammenzutragen. Der Meister, der diesen errichtete, sollte sich finden in demselben Freunde, dem das Werk gewidmet ist.

Decken steht in der Schriftstellerwelt jener Zeit hoch, doch nicht allein. Porbeck beschäftigte sich in der „Neuen Bellona" anhaltend mit der Kriegsverfassung Deutschlands*) sowie mit der Verfassung neuerer Kriegsheere, ihrer Notwendigkeit und ihren Mängeln im allgemeinen.**) Diese zweite Abhandlung schließt mit einer langen Reihe von Vorwürfen und Verbesserungsvorschlägen. Im Grunde genommen sollte danach alles anders werden. Zeit- und Flugschriften erörterten die Frage der stehenden Heere, der Volksbewaffnung in der einen oder anderen Form. Die Anregung dazu lag bei der Fortdauer des Kriegszustandes seit 1792, bei der Art, wie die erfolgreiche französische Armee gebildet worden war, sehr nahe. Auf die Bedeutung des numerischen Übergewichts, das die alte Kriegskunst nicht anerkannte, wird hingewiesen.

Berenhorsts, oben angeführte***) Betrachtungen riefen bei dem Ansehen, das er in der literarischen Fachwelt genoß, mancherlei Entgegnungen hervor, zu denen er wieder seine „Randglossen" schrieb.†) In diesen Randglossen entwickelt er schon deutlicher als in seinem größeren Werke das System einer „Rahmenarmee" mit gegen die Friedensstärke bedeutend sich erhöhender Kriegsstärke. Er schildert etwa, was wir heute besitzen, weist auch schon auf die Notwendigkeit hin, der Kavallerie stärkere Friedenskadres zu geben als der Infanterie. Für die Brauchbarkeit solcher Heere führt er — allerdings irrtümlich — das Beispiel der Reservearmee von Dijon††) an. Auch die

---

*) Jahrgang 1804.

**) Jahrgang 1805.

***) Siehe S. 320.

†) Notwendige Randglossen zu den Betrachtungen über einige Unrichtigkeiten in den Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit. Auch für Laien verständlich, wenn sie nur Geschichte wissen. Leipzig 1802.

††) Es ist die Armee, die bei Marengo focht. Die offizielle Verfügung sagt, daß sie sich bei Dijon sammeln sollte. Allein in Wirklichkeit wurden ihre sämtlichen Bestandteile, nämlich die mit Bonaparte in der Vendée im Felde gewesenen Truppen,

Randglossen erfuhren Widerspruch, und so kam die große Frage immer wieder von neuem zur Sprache.*)

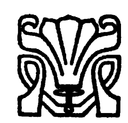
Die öffentlichen Stimmen der soldatischen Welt taten das Ihrige, den neuen Ideen, welche bald siegreich aus dem blutigen Streite hervorgehen sollten, in deutschen Landen und Heeren Eingang zu schaffen.

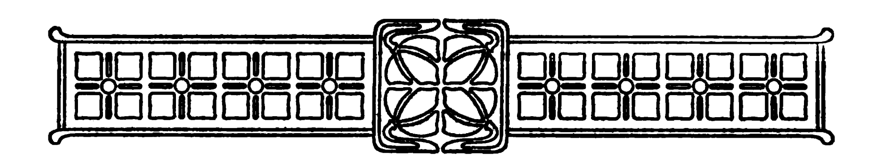
Im stillen Arbeitskabinett des Königs, an den grünen Tischen der Immediatkommission und des Ober-Kriegskollegiums, im Studium von Schriftstellern und Literaten, überall wurde über Verbesserung der Heereszustände, Vermehrung der Waffenmacht, volkstümliche Gestaltung der Heeresverfassung gegrübelt, gerechnet und geschrieben, überall mit gleich großem Eifer und doch mit gleich geringem praktischen Erfolge. Was später die Not annehmen und durchführen lehrte, war längst vorher geistiges Eigentum weiter Kreise im Vaterlande. So bestätigt auch diese Epoche leider, daß meist nur die Not beten und, was wichtiger ist, auch handeln lehrt.

---

die starke Besatzung von Paris und andere brauchbare Streitkräfte sofort weiter nach der Schweiz in Marsch gesetzt. Die öffentliche Verkündigung des Sammelpunktes Dijon sollte zur Täuschung des Gegners beitragen und die Nachrichten, die demgemäß die Österreicher über die Geringfügigkeit der bei Dijon vereinigten Streitkräfte erhielten, ließen diese überhaupt den Glauben an das Dasein der Reserve-Armee verlieren. (Graf Yorck v. Wartenburg, Napoleon als Feldherr. Berlin 1885. I, S. 157.) Das Beispiel paßt also nicht auf Berenhorsts Beweisführung.

*) Neues Mil. Journal XII, S. 344 ff.





IX. Das geistige Leben in der alten Armee.

Die große politische Bewegung im Westen blieb nicht ohne Einfluß auf die Gemüter im preußischen Heere. Das Streben, den Inhalt der kriegerischen Tätigkeit zu vergeistigen, war ein weit verbreitetes. „Wann wird doch das Licht der Philosophie und der gesunden, unverkünstelten Vernunft auch bis in die Finsternisse der militärischen Pedanterie vordringen", schrieb Knesebeck in seinen „Militärischen Rhapsodien und Paragraphen".*) Die ausgezeichnetsten Köpfe plagten sich damit, der Lehre von der Kriegführung die förmliche Aufnahme in das Gebiet der Philosophie zu sichern. Julius v. Voß schrieb „Beiträge zur Philosophie der Kriegskunst", die sich in einer Reihe von Bänden über alle Zweige des Kriegswesens erstrecken sollten,**) und in der Militärischen Gesellschaft erklärte ein Redner ohne weiteres: „die Kunst aller großen Feldherren bestand von je her in der Philosophie des Krieges".***) Klingt es uns, die wir heute an Ströme von Broschüren, Büchern und Schriften aller Art gewöhnt sind, fast kindlich naiv, wenn Scharnhorst sich darüber beklagt, daß alle Jahre an zwanzig militärische Bücher erschienen,†) so kann man nicht verkennen, daß dies im Vergleich zu älteren Zeiten eine bedeutende Steigerung war. Hatte sich der große König das Bücherschreiben doch mitunter sogar noch verbeten. Die militärische Journalistik erreichte um die Wende des Jahrhunderts eine ansehn-

*) Kriegsarchiv D. I, 25.

**) Denkwürdigkeiten der militärischen Gesellschaft in Berlin, IV, S. 548.

***) Ebenda III, S. 62.

†) Bibliothek für Offiziere, IV. Stück 1785. 157.

liche Höhe. Die literarischen Fehden kamen in Aufnahme. Mit haarspaltender Schärfe stritt man über Begriffe und Lehren. Die „Aufklärung" spielte in der Armee eine große Rolle. Eifrig ist auch in der Geschichte geforscht worden. Das biographische Element erregte viel Teilnahme. Die Gedächtnisreden und Lobreden auf große Männer wurden üblich. Massenbach las noch im Felde den Fürsten Hohenlohe mit einer endlosen Eloge auf den Herzog Ferdinand von Braunschweig in den Schlaf.

Die Militärliteratur jener Zeit war eine neue Erscheinung, und die Zensur ließ sie gewähren. Man ist erstaunt über den Ton, der in den kritischen, selbst in den Lehrschriften herrscht, und der häufig bis zur Ungebundenheit geht. Ähnliches würde und dürfte heutzutage niemand schreiben.

In welcher Blüte die militärischen Vereinigungen zu wissenschaftlichen Zwecken standen, ist bekannt.*) Auch dort wurde viel gestrebt und gestritten.

An ihrer Spitze stand die Militärische Gesellschaft zu Berlin. Sie ist noch heute tätig, hatte aber in ihren Kindheitsjahren eine größere Bedeutung, als es jetzt der Fall ist, wo sie durch Vorträge das militärwissenschaftliche Interesse beleben soll. Ihr Gründer war Scharnhorst. Durch seine Tätigkeit an der Berliner Militärschule hatte er sich einen Einfluß auf die Jugend gesichert; aber die dort ausgestreute Saat konnte natürlich nur langsam reifen. Er bedurfte eines schneller und in den höheren Kreisen der Armee wirkenden Mittels. Dies veranlaßte ihn, ähnlich wie er es in Hannover getan, eine Gesellschaft von Gesinnungsgenossen, anfangs sechs Offiziere und zwei Professoren von militärischen Anstalten, wöchentlich einmal zur Vorlesung militärischer Ausarbeitungen um sich zu versammeln. Das Unternehmen fand Anklang. Die Mitgliederzahl mehrte sich, und am 24. Januar 1802, also am Geburtstage des großen Königs, gab sich die Vereinigung eine bestimmte Verfassung.

Trotzdem jeder eintretende Offizier, Generale und Stabsoffiziere ausgenommen, sich mit einer selbständigen wissenschaftlichen Abhandlung einkaufen mußte, brachte sie es doch in den vier Jahren ihres Bestehens auf 188 Teilnehmer. Ein regierender Herr, Prinzen des Königlichen und verschiedener Fürstenhäuser, viele Generale und

*) Siehe S. 132.

hohe Offiziere gehörten dazu. Scharnhorst stellt der Gesellschaft das rühmlichste Zeugnis aus:*) „Die Betriebsamkeit und Tätigkeit, welche sie bewiesen hat, geben einen vorteilhaften Begriff von dem Geist, der in unserer Armee herrscht", äußerte er gelegentlich der Stiftungsfeier von 1804.**) Was Fleiß und Eifer anbelangt, so verdiente diese Genossenschaft entschieden das ihr gespendete Lob. Sie hielt in der kurzen Zeitdauer bis zur Mobilmachung von 1805 nicht weniger als 160 Sitzungen, wobei in einer jeden Aufsätze verlesen und besprochen, Vorträge gehalten und Debatten über wichtige Gegenstände vorgenommen wurden.

Der Zweck der Gesellschaft war anfangs nur, durch gegenseitige Mitteilung die Einseitigkeit des privaten Studiums zu verhüten. Bald aber erweiterte er sich. Militärische Anfragen wurden beantwortet, Feldzüge gemeinschaftlich bearbeitet, Preisaufgaben gestellt und glückliche Lösungen veröffentlicht. Die Gesellschaft ließ sich auch Fragen von außerhalb stellen. Die hervorragendsten Mitglieder bildeten einen militär-wissenschaftlichen Areopag und stellten die Antworten fest. Man sorgte dafür, daß sich über alle irgend bedeutenden literarischen Erscheinungen Berichterstatter fanden. So erfuhr jedermann auf die bequemste Art, was die Zeit an geistigen Erträgnissen auf militärischem Gebiet hervorbrachte. Selbst die Marinetaktik blieb nicht unberührt, obwohl Preußen keine Flotte besaß.

Auch sprachen nicht, wie heute, vorzugsweise jüngere Offiziere, sondern die angesehensten Männer von hoher Stellung, wie Rüchel, Lecoq, Scharnhorst, Phull, Massenbach. Die Teilnahme von Gelehrten, welche außerhalb des Heeresverbandes standen, kam der Vielseitigkeit zustatten. Gewiß, diese Vereinigung kann, was ihren idealen Wert anbetrifft, als Muster hingestellt werden.

Ihre Verhandlungen und die bedeutendsten Aufsätze wurden in den als Manuskript gedruckten „Denkwürdigkeiten" niedergelegt. Scharnhorst faßte sogar die Gründung noch einer anderen, mehr für die Öffentlichkeit bestimmten Zeitschrift, des „Berlinischen militärischen Journals" ins Auge, das aber vor dem Kriege nicht mehr zustande kam.

Die beiden jene Zeit erfüllenden Strömungen der alten und der neuen Kriegführung gehen in den Verhandlungen der Gesellschaft fast

*) Denkwürdigkeiten der Militärischen Gesellschaft in Berlin, V, S. 1 ff.

**) Sie wird noch heute am 24. Januar jeden Jahres begangen.

unvermittelt nebeneinander her. Natürlich war es, daß die Verschiedenheit der im Siebenjährigen und der im Revolutionskriege angewandten Grundsätze die Gemüter von Anfang an bewegte*) und daß man nach einem Ausgleiche strebte, der nicht zu finden war. Die Widersprüche blieben lebendig. Lichtvolle und törichte Gedanken, geniale Ahnungen und unverfälschter Doktrinarismus wirbeln durcheinander. Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht wird erörtert, der geringe Widerstand der Festungen in den letzten Kriegen ahnungsvoll dadurch erklärt, „daß die gewöhnlichen Kommandanten ihren Posten nicht gewachsen seien",**) ein Hinterladegewehr für die Infanterie vorgeschlagen. Daneben wird allerlei Kleinkram verhandelt, und die unfruchtbare Frage umständlich erörtert, ob die Kriegskunst noch weiterer Fortschritte fähig sei. oder den Gipfel erreicht habe.

So bildet das Leben der Gesellschaft ein treues Spiegelbild ihres zwiespältigen Zeitalters. Es fehlte auch nicht der Zug nach gegenstandsloser Gedankenspielerei, den Rüchel und Scharnhorst tadelten. Dieser, als Direktor, wies einmal nachdrücklich darauf hin, daß die Verhandlungen der Gesellschaft, im Gegensatz zu anderen gelehrten Vereinigungen, nicht die Vervollkommnung der Wissenschaften bezweckten, sondern daß sie in direktem Zusammenhange mit der Pflicht und dem künftigen Dienste der Mitglieder im Felde stehen sollten.

Jedenfalls verdient die Tätigkeit der Gesellschaft bei der Beurteilung der geistigen Bewegung in der Armee ihre Beachtung. Daß es an anregenden und fruchtbaren Gedanken gefehlt habe, wird niemand behaupten können.

---

1. Bewegung auf dem Gebiete der Ausbildung und der Fechtweise der Truppen.

(Lindenau und seine Gegner. Die Saldernsche Taktik. Berenhorst. Bülow. Die Füsiliere. Militärische Gesellschaft. [Beulwitz, Boyen.] Amtliche Berichte und Erlasse. Gegenströmungen.)

Bekanntlich war schon zu Friedrichs Lebzeiten dessen Taktik nicht unangefochten geblieben. Zumal um den Prinzen Heinrich sammelte sich ein Hof geistvoller Tadler.***)

---

*) Max Lehmann, Scharnhorst I, S. 320 ff.

**) Durch den damaligen Ingenieurleutnant Reiche.

***) Theodor v. Bernhardi, Friedrich der Große als Feldherr. Berlin 1881. S. 15.

Tempelhoff geißelte unter anderem die gedankenlose Nachahmung des friderizianischen Echelonangriffs mit herber Satire. Er schildert, wie sich seit Roßbach und Leuthen alle Generale damit abmühten, wie aber meist nach vielen Kindesnöten nur Mißgeburten zum Vorschein kämen.*)

Mit offener Kritik trat 1790 Lindenau hervor, der des Königs Quartiermeisterleutnant und sein Adjutant gewesen war. Er schrieb ein Buch über die Mängel der höheren preußischen Taktik,**) das großes Aufsehen erregte. Unter seinen Subskribenten befinden sich mehrere der kleinen deutschen Fürsten, viele hochgestellte Militärs.

Das Vorwort erklärt, daß es freilich kühn sei, eine Taktik anzugreifen, die allgemein als Muster gelte. Der Verfasser werde aber beweisen, daß sie nicht „auf Geometrie, als auf den wahren eigentlichen Maßstab", gegründet sei.

Ein 19 Seiten langes Rechenexempel lehrt, daß die Karrees schneller gebildet und dabei einige Schritte gespart werden könnten. Mit noch größerem Aufwande von Zeit und Fleiß wird gelehrt, daß es bei einem Brückenübergange oder Defileedurchzuge nicht zweckmäßig sei, geradeaus gegen den eben erscheinenden Feind aufzumarschieren, sondern, daß man besser tue, die ersten übergehenden Bataillone sogleich zur Seite herauszuziehen. Sie sollen dort den Gegner überflügeln und ihm in die Flanke fallen, während die nachfolgenden in der Front entgegengehen. Kommt der Feind nun gar aus schräger Richtung, so ziehen sich alle Bataillone schräg heraus, die einen rechts, die anderen links, und es ergibt sich das Resultat, daß sie ihm dann teils parallel, teils flankierend entgegengetreten. Wo man die Freiheit der Bewegung hat, ist das Manöver ganz zweckmäßig und wird sinngemäß auch heute noch angewendet. Charakteristisch aber bleibt der Aufwand von Gelehrsamkeit für die einfache Sache. Der Abschnitt ist über 60 Seiten lang und mit neun Plänen versehen. In diesem Stile geht es weiter. Manches hübsche Exerzierkunststück ist eingeflochten, das sich trefflich zur Aufführung von Gefechtsbildern auf dem Exerzierplatze eignet.

---

*) v. Tempelhoff, Geschichte des Siebenjährigen Krieges, I, S. 292, Anmerkung XI.

**) Karl Friedrich v. Lindenau, Über die höhere preußische Taktik, deren Mängel und zeitherige Unzweckmäßigkeit nebst einer dagegen vorgetragenen richtigeren und zweckmäßigeren Methode. Leipzig 1790.

Ein lebhafter Federkrieg folgte. Noch 1790 erschienen „Anmerkungen" zu Lindenaus Schrift,*) welche den Leser ermahnten, sich für den Ruhm der preußischen Waffen nicht besorgt machen zu lassen. Sie gingen den Gegnern und Tadlern des friderizianischen Staates ernsthaft zu Leibe. Es wurde versucht, Flüchtigkeiten, Unkenntnis und falsche Auffassungen in Lindenaus „Demonstrationen" nachzuweisen. Sehr schnell folgte hierauf wieder eine kritische „Beleuchtung" der Anmerkungen**) von Lindenau selbst. Dann machte sich Leutnant v. Rohde in Potsdam daran, die erste Schrift dieses Verfassers systematisch zu widerlegen.***) Der Streit setzte sich weiter fort. Noch zwei Jahre danach erschien in Breslau ein ziemlich umfangreiches Werk des Leutnants v. Leipziger, welches sich kritisch gegen Lindenau wendete.†) Der Verfasser stellte sich auf den Standpunkt geheiligter Tradition und erklärte: „Ich kann mich auf Erfahrung berufen, wenn keine anderen Gründe aushalten. Der Siebenjährige Krieg ist die beste Apologie der preußischen Taktik." Auch in die periodische Literatur griff der Kampf hinüber. Es ging heiß dabei her.

Bedeutsamer war Berenhorsts Auftreten. Seine „Betrachtungen über die Kriegskunst"††) wirkten epochemachend. Berenhorst und Bülow sind, was die Fechtweise anbetrifft, die Propheten der kommenden Zeit. Verhält sich der erste auf diesem Gebiete meist nur verneinend gegenüber den Errungenschaften des Siebenjährigen Krieges, so wird Bülow, der bei weitem jüngere Mann, der Schüler „des Alten", ihn aber überragend, positiver und ergeht sich mit nicht wenig Behagen in einer schrankenlosen Welt neuer Ideen.

Um die Stellung beider Schriftsteller recht würdigen zu können, muß man sich vergegenwärtigen, daß im praktischen Gebrauche der preußischen Armee die sogenannte Saldernsche Taktik damals noch unbedingt die Herrschaft übte. In Österreich war es eine Lacysche.

*) Anmerkungen zu der Schrift des Herrn v. Lindenau über die höhere preußische Taktik und ihre zeitherige Unrichtigkeit und Unzweckmäßigkeit. Berlin 1790.

**) Beleuchtung der Anmerkungen eines Ungenannten zu der Schrift über die höhere preußische Taktik. Leipzig 1790.

***) Rohde, Über die Schrift des k. k. Oberstleutnants Herrn v. Lindenau, betreffend die höhere preußische Taktik. Potsdam 1791.

†) August Wilhelm v. Leipziger, Kritische Beleuchtung der Lindenauschen Bemerkungen über die höhere preußische Taktik. Breslau 1793.

††) Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit. 3 Teile. 2. Auflage. Leipzig 1798, 1799.

Lindenaus und seiner Widersacher Schriften spiegeln uns beide deutlich wieder. Alles lief auf die bequemste, pünktlichste und schnellste Durchführung künstlicher Exerzierbewegungen hinaus, an die eine Fülle von Nachdenken, Fleiß, Mühe und Kraft verschwendet wurde.

Saldern war der Friedrich der Exerzierplätze, der moderne Leopold von Dessau, welcher geeignet schien, alle seine Vorgänger in den Schatten zu stellen und der größte Exerziermeister der Weltgeschichte zu werden. Noch lange nach seinem Tode dienten die Normen der Magdeburger Inspektion als Muster für die ganze Armee. Salderns bedeutendste Arbeit „Die taktischen Grundsätze"*) enthält übrigens zahlreiche sehr nützliche Winke für die Einzelausbildung des Soldaten im Exerzieren. Viele heute noch geltende Regeln und kleine Hilfen beruhen auf Salderns Lehre, nur hat man ihren Ursprung vergessen. Doch was nur Mittel sein durfte, war Zweck geworden.

Saldern war schon bei Lebzeiten eine europäische Berühmtheit. Eine einzige seiner Betrachtungen charakterisiert ihn genau. Sie lautet: „Zwar ist es vorgeschrieben, 76 Schritt in einer Minute zu marschieren, aber durch reifliches Nachdenken und vielfache Beobachtungen bin ich dahin gekommen, anzunehmen, daß 75 Schritt in der Minute noch besser sei."**) Heute kann man sich schwer die große Wirkung dieser Persönlichkeit erklären. Aus der Literatur jener Zeit tritt sie uns lebendig entgegen. Vortreffliche persönliche Eigenschaften scheinen den General beliebt gemacht und seinen Einfluß erhöht zu haben. „Nie verlor die Welt in einem Manne ein so redliches und wohlwollendes Gemüt, so liebenswürdige und offene Sitten, eine so altdeutsche Rechtschaffenheit, eine so erhabene Großmut, ein so warmes und fühlendes Herz", sagt der Nachruf in der militärischen Monatsschrift.***) Acht Jahre nach seinem Tode brachte das Berliner Offizier-Lesebuch†) eine „Wallfahrt zu Salderns Urne beim Untergang der Sonne", die mit den Worten beginnt: „In dir Sonne sehe ich das Bild unseres Saldern. Du stirbst nicht, wenn du gleich untergehst. — So ist auch Salderns Geist nicht gestorben; er ist so wenig als du vernichtet."

---

*) Taktische Grundsätze und Anweisung zu militärischen Evolutionen. Von der Hand eines berühmten Generals (Saldern). Dresden 1786.

**) Meerheimb, Berenhorst und Bülow, Historische Zeitschrift, VI, S. 56.

***) Berlin 1786, III, S. 543.

†) I. Teil, S. 23.

Diese Sonne stand am Himmel der damaligen Taktik, und Bülow meint, daß, wenn die französische Revolution nicht den Fortschritten der Saldern-Lacyschen Taktik Einhalt getan hätte, es noch dahin gekommen sein würde, daß es bei nächtlichen Überfällen geheißen hätte: „Wollen die Hunde wohl Tritt halten."

Schon der Prince de Ligne und Brenkenhoff hatten diese Kriegsweise mit Ernst und Spott verfolgt,*) viel Treffendes, aber auch viel höchst Wunderliches gesagt. Berenhorst überflügelt sie weit durch die Klarheit, Einfachheit und Natürlichkeit seiner Anschauungen.

Er fußte ganz auf Guiberts Prophezeihung: „Die moderne Taktik hält nur so lange Stich, als der Geist der europäischen Verfassungen der alte bleibt; sobald man eine Phalanx moralischer Kräfte zum Gegner bekommt, wird sie den Weg aller menschlichen Erfindungen gehen."**) Nie verkennt Berenhorst den tiefen inneren Zusammenhang der militärischen Dinge mit allgemeinen Kulturverhältnissen, mit den Eigenheiten der menschlichen Natur.

Vor allem wendet er sich gegen das Unnütze und die Überflüssigkeiten in der Taktik. Niemals hat ein ernster Spötter lehrreichere Bemerkungen gemacht als er. Mit prächtigen Strichen zeichnet er das preußische Heerwesen in seiner Entstehung, das allmähliche Heranwachsen seiner Schwächen, die zum Teil aus Übereifer, aus dem Streben, in der „Kunst" immer mehr und mehr zu leisten, entstanden waren.

„Weil ein Regiment zierlich ausstaffierter schöner Männer mit blinkendem Gewehr einen prächtigen Anblick auf dem Exerzierplatze gewährt, zumal wenn es rasch arbeitet, so ward fleißig, stets fleißiger, zuletzt mit Exzeß, von Sonnenaufgang bis Sonnenniedergang exerziert und dabei ganz unmäßig geprügelt", erzählt er von Friedrich Wilhelms I. und Leopolds Zeiten. „Am Ende gefielen die Geprügelten und Geputzten in ihrer schimmernden Gestalt sich selbst nicht wenig, und das Vorurteil gewann immer mehr Raum: alle anderen Soldaten minderer Länge, ohne Puder im Haar und ohne weiße Stiefletten seien Lotterbuben, weiter nichts."

---

*) „Militärische Vorurteile und Phantasien" von einem österreichischen Offizier. Leipzig 1783. Eine Übersetzung der Préjugés militaires des Prince de Ligne.

**) Guibert, Essai général de tactique. London 1772. Der „Discours préliminaire" spricht sich eingehend in dem oben angedeuteten Sinne aus.

Er schildert dann Friedrichs Regiment nicht immer gerecht, doch anerkennend in vielen Dingen. „Des Prügelns ward weniger; doch glaube ich nicht sowohl auf Ordre als wegen zunehmender Humanität.“ Nur macht er dem großen Könige den Vorwurf, daß er die moralischen Triebfedern nicht hinreichend gekräftigt habe.*) „Den zweiten Teil der Kultur, den, welcher der Taktik allein Leben gibt und geben kann, vernachlässigte er. Ich vermag nicht zu entscheiden, ob Ursachen ihn davon abhielten, oder ob königliche Fahrlässigkeit und Geringschätzung daran schuld waren; aber es leuchtet hervor, daß Mut und Geist, der innere Wert ohne gesunde Pflege blieben; denn Schauspielerstücklein und Flitterfedern können wir nicht in Anschlag bringen.“

Salderns didaktische Methode, die eine fehlende Eigenschaft des Königs ersetzte, erkennt Berenhorst zwar an, aber er geißelt scharf alle die tausend Abwege, auf die man geriet, das Fieber der Kleinigkeiten. Mit vielem Humor schildert er den „erhabenen Obermanövristen“, wie er sich taktische Rätsel aufgibt, die er trotz aller Quälereien oft selbst nicht zu lösen vermochte. „O Eitelkeit aller Künstelei!“ Lacy, so urteilt Berenhorst, würde geglaubt haben, das Vertrauen seiner Gebieterin nicht zu verdienen, wäre er nach dem Frieden müßig geblieben. Aber aus Tätigkeitsdrang geriet auch er wie die besten Männer jener Zeit in die ödeste Kleinigkeitskrämerei. Die allgemeine Krankheit war, sich mit nichtigen Dingen zu plagen, die man schätzte, weil sie schwierig waren, und deren Ausführung, wenn sie endlich glücklich gelang, das täuschende Gefühl erzeugte, als habe man etwas wirklich Bedeutendes geleistet.

„In keiner Wissenschaft ist mehr Unnützes, bloß Blendendes und Spielerei als in der modernen Taktik das Überfeine derselben. Was so vielen Künstlern und Erfindern die Köpfe zerbricht, den Offizieren die gröbsten Verweise und dem gemeinen Mann die derbsten Schläge zuzieht, ist gerade das, was im Ernste nie gebraucht werden kann. Bejahrter braver Offizier, Dich, den der Feind nie schreckte, den Du dastehen oder auf Dich anrücken sahst und hiernach Deine Maßregeln mit kaltem Blute nahmst, wie dauerst Du mich, wenn ich bei kunstvollen Manövern Dich in Verlegenheit sehe, ob nicht etwa zehn Schritt

*) Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit. 2. Aufl. Leipzig 1798. I, S. 164.

an der Distanz fehlen? oder ob Du vielleicht in den Geist aller gemachten Suppositionen eingedrungen bist."*)

Mit der Frische eines jugendlichen Leutnants versteht der Alte über den unnützen Tand der damaligen Militärpedanterie herzuziehen. Er ist ein herzhafter Feind des Schematismus und Methodismus, jeder Abweichung von Einfachheit, Natürlichkeit, Klarheit und Wahrheit.

Daß er in manchen Stücken zu weit ging, kann ihm, der eine ganz neue Richtung einschlug, nicht zu schwer angerechnet werden. Der Eifer für die gute Sache, die Überzeugung, zum Besten des Vaterlandes richtige Gedanken zu verteidigen, verführt gar leicht, über das Maß hinauszugehen und die Grenzen der objektiven Erwägung keck zu überspringen.

In höherem Maße ist das von seinem Nachfolger zu sagen, dem vielgeschmähten, vielverkannten und doch an Verdiensten so reichen Heinrich Dietrich v. Bülow. Es ist der nämliche, der von seinem berühmten Bruder Bülow v. Dennewitz erklärte: „Wilhelm ist der am wenigsten befähigte von uns Brüdern, aber der klügste Offizier in der ganzen preußischen Armee"**) — es ist derselbe, welcher als Staatsgefangener in der Hausvogtei beim Empfange der Nachricht von Jena ausrief: „So geht es, wenn man die Generale ins Gefängnis sperrt und Dummköpfe an die Spitze der Armee stellt" — derselbe auch, der seinen Widersachern, als sie ihn der Anmaßung ziehen, zornig zurief, er habe nun einmal nichts gelernt, als Völker regieren und Heere führen, der sich aber dennoch vorwarf, es sei ihm ein erheblicher Fehler eigen, nämlich eine schüchterne Bescheidenheit.

Bülow war preußischer Offizier gewesen, hatte die Müllerschen Kollegia im Schlosse***) gehört, nahm den Abschied, ging nach Belgien, kehrte zurück, versuchte es mit einer Schauspielertruppe in Tangermünde und mit einem Glashandel in Amerika, trieb sich in England und Frankreich umher, kehrte abermals heim, machte Schulden und

*) Historische Zeitschrift VI. München 1861. v. Meerheimb, Berenhorst und Bülow, S. 58.

**) E. Bülow und W. Rüstow, Militärische und vermischte Schriften von Heinrich Dietrich v. Bülow. Leipzig 1853. S. 20.

***) An der Schule für die Offiziere der Berlinischen Inspektion.

schrieb, um sie zu bezahlen, mußte aber neuerdings borgen, um leben zu können, während er schrieb, und dann wieder schreiben, um den frischen Leck zu stopfen. Seine Schriften erregten bei der Jugend und den Unzufriedenen Aufsehen. Sie fanden Anerkennung bei einzelnen Hochgestellten, wie bei Hohenlohe und Binzer,*) sie blieben unbeachtet bei der Mehrzahl der einflußreichen Männer, auch wohl bei der Menge der älteren Offiziere. Immer herber wurde seine Sprache, immer beißender sein Spott, je mehr er sich in der Rolle des verkannten Genies gefiel. Die köstlichsten Einfälle, die treffendsten Bemerkungen, die genialsten Gedanken mischen sich bei ihm mit einer Fülle von Paradoxen, auch mit buntem Formenkram. Man lernt ihn völlig kennen, wenn man seine eigene Schilderung der Wanderung an deutsche Höfe liest, die er unternahm, um auf Grund seiner Schriften eine Anstellung zu finden, oder vielmehr, wie er versichert, um zu beweisen, daß ein Militärschriftsteller von einigem Rufe keine Anstellung finden könne. Er griff Österreich und Rußland heftig an, machte sich über Preußen lustig und gab Schweden Ratschläge, wie man die pommerschen Küsten wegzunehmen vermöge. Daraufhin wurde er in Berlin eingesperrt, auf Verrücktheit untersucht, nach Kolberg, von Kolberg nach Königsberg und weiter nach Riga geschleppt wo er im tiefsten Elend endete, in welchem ihm nur ein einziger Freund treu geblieben ist, sein durch nichts zu bändigender Hang zur Satyre.**) General v. Meerheimb sagt über Bülow: „Bei scharfem Verstande, vielem Witz, ausgebreiteten, aber ungeordneten Kenntnissen, bei unmäßiger Eitelkeit mußte ihn die stete Erfolglosigkeit seiner hastigen ungestümen Tätigkeit in Verachtung einer Welt hineintreiben, deren Mängel er im einzelnen klar genug erkannte, ohne die Höhe eines Standpunktes gewinnen zu können, von dem aus diese als notwendige Stufen der Entwicklung erscheinen."***)

Bülow hatte seine Anregung durch Berenhorst empfangen, was er offen anerkennt. „Dieser unsterbliche Schriftsteller hat mir alle meine Ideen erweckt. Alle anderen militärischen Schriftsteller ließen

*) Chef des Generalstabes der dänischen Armee.

**) E. Bülow und W. Rüstow, Militärische und vermischte Schriften von Heinrich Dietrich v. Bülow. Leipzig 1853. Aus Dietrich Bülows Leben, S. 1—48.

***) v. Meerheimb, Berenhorst und Bülow, Historische Zeitschrift VI, München 1861, S. 62.

mich im Schlaf, wenn ich etwa Lloyd und Folard ausnehme",*) räumt er ein. Ganz unmittelbar verdankt er den „Betrachtungen" die Entstehung seines Buches: „Geist des neueren Kriegssystems". Es fand gleich nach dem Erscheinen große Anerkennung, wenngleich auch vielfachen Widerspruch, und ist das berühmteste seiner Werke geworden. Merkwürdig ist, daß er sich in dieser Schrift, die hauptsächlich seinen Namen und, soweit man bei ihm davon reden kann, auch sein Glück machte, noch am meisten seiner Zeit und deren Anschauungsweise untertan zeigt. Heute hat es immer noch den Wert für uns, daß in demselben die Begriffe Namen erhalten haben, deren wir bei jeder Betrachtung der Kriegführung bedürfen: Operation, Operationsbasis, -linien, -subjekt, -objekt, der Gedanke der Flankenstellungen und vieles Ähnliche.

Bedeutender sind seine „Neue Taktik der Neueren"**) und die in seine kriegsgeschichtlichen Schriften eingestreuten Bemerkungen allgemeiner Natur.

Bülows nicht zu bestreitendes Verdienst war es, daß er die große militärische Kraft, die in Frankreich namentlich durch die Konskription gewonnen wurde, noch vor 1806 richtig beurteilte und öffentlich darauf hinwies.

„Mein Kosmopolitenamt, das einzige, welches ich bekleide, erlaubt es mir, ohne desselben entsetzt zu werden, meine Meinung frei, ohne Rückhalt, zu sagen, und sonach erkläre ich es denn aus dem Grunde meines Herzens heraus, daß mir die neufranzösischen militärischen Einrichtungen die mindest unvollkommenen in Europa zu sein scheinen, daß ich aber die Rekrutierungsmethode für unübertreffbar vortrefflich halte."***) — „Ich bin überzeugt, daß das französische Reich von der Vorsehung zur Oberherrschaft bestimmt ist", sprach er an anderer Stelle aus.†)

„Über Napoleon, Kaiser der Franzosen", schrieb er 1804: „Es liegt in Napoleons Seele jener heiße und ungestüme Drang, seine Zwecke, es koste, was es wolle, zu erreichen, welcher hauptsächlich das Genie charakterisiert, denn Genie ist mehr ein Prädikat der Wärme

*) E. v. Bülow und W. Rüstow, S. 15.
**) Neue Taktik der Neueren, wie sie sein sollte. Leipzig 1805.
***) Ebenda, S. 80.
†) In der Geschichte des Feldzuges von 1805.

des Willens als des Lichtes des Verstandes. Es ist die Energie des Charakters, welche Männer von Genie von gewöhnlichen Menschen unterscheidet. Bonaparte besitzt die Kunst, die Menschen zu beherrschen, welche gewiß mehr seiner Lage angemessen ist als das Talent, ihnen zu gefallen."*)

Das völlig Ungenügende der alten Fechtweise in der linearen Taktik der Massen hat Bülow scharf erkannt. Er schilderte die Hilflosigkeit geschlossener Bataillone gegenüber von Schützenschwärmen. Er sprach den der Zeit vorauseilenden Satz aus: „Die Schlachten der Zukunft werden durch Tirailleurfeuer entschieden." Er verlangte, daß alle Infanterie das würde, was man damals leichte Infanterie nannte. Er erklärte die Terrainbenutzung durch die Tirailleure für äußerst wichtig, meinte, daß die „Bauchkriecherei" ganz im Geiste der neuen Kriegführung läge, daß sie also sorgfältig geübt werden müsse. „Das Scheibenschießen", sagt er, „würde liegend, stehend, kriechend, sogar laufend, in allen möglichen Stellungen des Körpers, nur nicht knieend getrieben."**) Der ängstlichen Besorgnis, daß die Auflösung der Infanterie zur Unordnung führen werde, hielt er die sehr modern klingende Lehre entgegen: „man ordne doch die Unordnung, das wird immer besser ablaufen, als wenn die Angst die Urheberin der ungeordneten Unordnung ist."

Wer die Schlacht von Jena verfolgt und gesehen hat, wie dort die preußische Infanterie im Augenblick der Krisis unter allen Umständen mit Echelons vom rechten oder linken Flügel oder auch aus der Mitte antrat, um mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen zu avancieren, bis Musik und Paradeschritt im feindlichen Feuer ihr natürliches Ende fanden, der muß an Bülows Worte denken: „Da, wo ich Echelons sehe, mag ich nicht zugegen sein. Sie sind nichts, diese unglücklichen Echelons, als ein Kunststückchen, sich teilweise schlagen zu lassen."***) Und einen Kampf gegen die glänzenden preußischen Linien, nicht allzu unähnlich demjenigen, der sich bald am Dornberge bei Vierzehnheiligen und bei Hassenhausen abspann, schildert er im voraus:

„Es müßte ziemlich imponierend sein für den schön und taktisch ästhetisch gerichteten Feind, wenn er erstlich unsere Infan-

*) E. Bülow und W. Rüstow, S. 75.
**) Neue Taktik der Neueren II, 115.
***) Ebenda I, Vorrede S. XII.

terielinie auf ein gegebenes Signal mit der Schnelligkeit der Reiterei sich entwickeln sähe; — wenn auf ein zweites Signal die Hälfte dieser Linie hervorbräche, sich in einem Augenblick vor der ganzen Front zerstreute, eine Feuerlinie von zwei Gliedern Tirailleure bildete, und wenn auf ein drittes Signal dieses Feuertreffen mit der Schnelligkeit des Blitzes heranrennte, und zwar, ohne einen Schuß zu tun, bis auf die Entfernung von dreißig bis sechzig Schritt, wenn im holzlosen Terrain sie dann gleichsam von der Oberfläche der Erde verschwände, indem sie sich glatt niederwürfe, dann aber ein Ungewitter von wohlgezielten Flintenschüssen emporschickte, deren jeder fast treffen muß — das möchte wohl die sogenannte regelmäßige Infanterie schier aus der Fassung bringen, und die Saldernsche Phalanx würde schwerlich, hätte sie einmal ein solches Treffen gekostet, zum zweiten Male einen ähnlichen Angriff erwarten."*)

Wirklich hat ein ansehnlicher Teil der bei Jena und Auerstedt geschlagenen Infanterie die Lust verloren, mit dem Feinde wieder anzubinden.

Bülow verlangt ein volkstümliches Heerwesen. Er erklärte sich dabei für Berenhorsts Rahmenarmee,**) für eine Feldarmee von junger Mannschaft, die zugleich eine Schule für das Volk sein solle. „Selbst wenn wir das bloße utile in Erwägung ziehen, könnte ein Heer als die allgemeinste Erziehungsanstalt für die Jugend im Staat betrachtet werden, wenn es nach dem erhabenen Entwurf des Verfassers der Betrachtungen über die Kriegskunst usw. organisiert wäre."***) Kriegsgemäße Ausbildung und Erleichterung der Impedimenta werden von Bülow lebhaft verfochten. Napoleon rühmt man das geflügelte Wort nach, daß man den Feind mit den Stiefeln schlüge. Bülow sprach schon früher aus, daß „Füße und Zeigefinger" das Entscheidende seien.

Deutlich erkannte er, welches Hindernis die Tradition gerade im eigenen Vaterlande seinen Ideen entgegensetzte. „Es gibt aber auch Armeen, welche für das Neue empfänglicher sind als andere, nämlich solche, welche kein alter Ruhm für alte Vorurteile einnimmt", klagt er einmal und wendet sich an einen auserwählten kleineren Kreis, von dem er Empfänglichkeit hofft. Mit Bewußtsein kämpft er

*) Neue Taktik I, S. 133.
**) Ebenda II, S. 48.
***) Ebenda II, S. 7.

für freie Meinungsäußerung. „Wo diese Freiheit fehlt, pflegt auch ein Mangel an Ideen sich bald einzustellen: denn der Einfluß steht immer mit dem Ausfluß im Verhältnis."

Ehre seinem Andenken; er hätte ein besseres Los verdient!

Wolfgang Menzel, der in seiner „Deutschen Literatur" von ihm sagt, er habe das Feld so gut überschaut wie Napoleon, aber nichts tun, sondern nur reden können und dafür den Märtyrertod erlitten,*) überschätzt ihn wohl; aber dennoch liegt Wahrheit in den Worten, die Bülows trostlosem Untergange gewidmet sind: „Ich kenne kaum ein schändenderes Brandmal der deutschen Geschichte. Der Undank gegen große Männer kann wohl nicht weiter getrieben werden."**) —

Schon dieser flüchtige Blick auf Berenhorsts und Bülows Wirken beweist, daß es hinsichtlich der Kampfweise nicht an Männern gefehlt hat, die das Kommende voraussahen. Es lassen sich ihrer noch mehrere bei jeder Umschau in der Literatur der damaligen Zeit entdecken, wenngleich keiner jenen beiden gleichkommt. Über den Dienst der leichten Truppen und das zerstreute Gefecht wurde sehr viel geschrieben und gesprochen, nicht weniger über die physische und moralische Erziehung des Soldaten. Diese Tätigkeit beschränkte sich nicht auf die rein militärischen Zeitschriften, das Interesse an kriegerischen Angelegenheiten verallgemeinerte sich; es blieb der wissenschaftlichen periodischen Literatur keineswegs fremd***) und fand auch an den

*) Wie Bülows Tod verursacht worden, ist bekanntlich auch heute noch in Dunkel gehüllt. Er soll wegen seines Buches über 1805 auf Verlangen der russischen Regierung an diese ausgeliefert worden sein, doch ist eine solche Lösung nicht gerade wahrscheinlich. Vielleicht liegt der Schlüssel in einem damals zwischen Preußen und Rußland bestehenden Vertrage, wonach der erstere Staat das Recht hatte, grobe Verbrecher, die sich als „incorrigibel" erwiesen, nach Sibirien zu schicken — ein Recht, von dem auch tatsächlich Gebrauch gemacht worden ist. Mylius, Novum Corpus Marchicae Constitutionum, XI, S. 957, Nr. XXXVI. Für einen groben Verbrecher wird man Bülow freilich nicht haben erklären können, wohl aber für inkorrigibel. Auf russischem Boden starb Bülow an Mißhandlungen, welche ihm von Kosaken zugefügt worden waren, die ihn transportierten.

**) E. v. Bülow und W. Rüstow, S. 48.

***) Diese brachte Beurteilungen der neuen militärischen Bücher und Aufsätze. Die „Allgemeine deutsche Bibliothek", die „Allgemeine Literatur-Zeitung", die „Göttinger gelehrten Anzeigen", Posselts „Europäische Annalen", desselben Herausgebers „Taschenbuch für die neuere Geschichte", das „Politische Journal", Schlözers „Staats-Anzeigen" öffneten den Angelegenheiten des Krieges und des Kriegerstandes ihre Spalten.

Hochschulen eine Stätte. Auf der Universität Göttingen bestand ein öffentlicher Lehrstuhl der Militärwissenschaften, den der braunschweigische Ingenieurhauptmann Müller innehatte.*) In Gießen las Hauptmann Caemmerer Militaria.

In der Tat wurde ein Anlauf gemacht, der militärischen Wissenschaft ein Heimatsrecht im Volksleben zu erwerben, ein Versuch, wie er erst in unseren Tagen mit ähnlicher Wärme wieder aufgenommen worden ist.

Über die Felddienstausbildung der Unteroffiziere bei den leichten Truppen schrieb die „Bellona" 1787. Wieviel einzelnes dieser Art Scharnhorsts verschiedene Schriften, namentlich sein militärisches Taschenbuch, enthält, ist hinlänglich bekannt. Das meiste davon fällt freilich in dasjenige Gebiet, was wir unter dem Begriff des kleinen Krieges zusammenfassen. Über diesen oder die „Maximen der leichten Infanterie, Kavallerie, Scharfschützen und Jäger" schrieb 1789 der preußische Kapitän v. Bolstern.**) Über dasselbe oder nahe verwandte Themata ließen sich in jener Zeit Heinrichs, Brenkenhof, Klipstein, Groß, Baumgarten und viele andere vernehmen. Auch Valentini trat bereits mit seiner ersten Abhandlung über den kleinen Krieg hervor.***) Später erregte besonderes Aufsehen die „Abhandlung über den Dienst der Feldjäger zu Fuß."†) Neue militärische Briefe††) schlugen schon 1790 Herbstmanöver zweier Parteien gegeneinander vor, um die Truppen den Felddienst praktisch erlernen zu lassen.

Einen mächtigen Anstoß hatte diese ganze Richtung durch Offiziere erhalten, welche infolge von Verträgen ihrer Landesherren im Solde Englands nach Amerika gegangen waren. Nach der Heimkehr†††) gelangten sie zum Teil in preußische Dienste. Es war noch Friedrich II. gewesen, der hessische, braunschweigische, ansbachische

---

*) Neues militärisches Journal V, S. 300.

**) Erschienen in Magdeburg 1789.

***) v. Hoyer, Literatur der Kriegswissenschaften und Kriegsgeschichte. Berlin 1832. S. 452 ff. (Gehört zur Handbibliothek für Offiziere.)

†) Wien 1802.

††) Neue militärische Briefe und Aufsätze. Breslau und Brieg 1790.

†††) Im ganzen sind 7223 Mann aus Nordamerika wieder nach Deutschland gekommen. „Berlinische Nachrichten" 1783. Von der Niederelbe den 24. Oktober.

Offiziere zur Bildung seiner Freiregimenter angenommen hatte, unter den letzteren bekanntlich auch Gneisenau.*)

Sie übertrugen ihre Erfahrungen auf ihr neues Vaterland. Vorteilhaft zeichneten sie sich im Revolutionskriege durch Verständnis für die Geländebenutzung, durch Gewandtheit und Selbständigkeit im Schützenkampfe aus.**) Jenseits des Ozeans hatten sie mehrfach trefflich nach alter Art geschulte Infanterie den von eilig zusammengerafften Landleuten gebildeten Schützenschwärmen unterliegen sehen. — Praktisch und schriftstellerisch wirkten sie für Ausbildung der zerstreuten Fechtart. Namentlich in den Füsilier-Brigaden haben sie sich geltend gemacht. Diese wetteiferten in „Tiraillierkünsten" mit den Jägern so sehr, daß die übrige Infanterie an dem „wilden Wesen, das sich für sie nicht schickte", Anstoß nahm.***) Das Thema besaß große Anziehungskraft. Bemerkungen über das zerstreute Gefecht und den Dienst der leichten Truppen, von dem man viel Wesens machte, finden sich in allen kriegsgeschichtlichen Abhandlungen aus der Zeit der Koalitionskriege.

Mit größerer Bestimmtheit als die meisten seiner Genossen forderte ein „deutscher Offizier" in seinen „Gedanken über die jetzige Verfassung des Soldatenstandes" das Neue. Bei aller Tapferkeit sei, so meint er, die deutsche Infanterie, wie sie einmal beschaffen war, durch Konskription und Werbung zusammengebracht, nicht fähig, gegen die französischen Tirailleure, ihre Gewandtheit, Selbständigkeit und Unternehmungslust „im anhaltenden Gefecht en débandade auszudauern". Er verlangte die Vermehrung der leichten Infanterie bis auf ein Dritteil der Gesamtstärke, gute Auswahl der Leute und ihre tüchtige Vorbildung für den Felddienst. Doch soll diese leichte Infanterie auch den Dienst in der Linie versehen können.

In der Militärischen Gesellschaft wurden Ausbildung und Fechtweise der Truppen wiederholt erörtert.

Gleich der erste Band ihrer Denkwürdigkeiten†) bringt eine Arbeit über die verschiedenen Arten des Angriffs. Bülows Be-

*) Gneisenau, Beiheft zum Militär-Wochenblatt für die Monate Januar bis April 1856, S. 31.

**) Gumtau, Die Jäger und Schützen des Preußischen Heeres, S. 138.

***) Gneisenau, Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1856, S. 72. Siehe auch S. 198.

†) Denkwürdigkeiten der Militärischen Gesellschaft in Berlin, 1802, I, S. 36 ff.

hauptung, daß die zerstreute Fechtart den Vorrang vor der geschlossenen verdiene, wird, soweit es sich um ein Gefecht in ebenem Terrain handelt, bestritten. Könne die zerstreute Truppe hier auch die geschlossene überflügeln und besser schießen, so werde jene doch den Angriff nicht abwarten, sondern mit dem Bajonett auf die Tirailleure losgehen. „Welcher von beiden Teilen den andern zum Weichen bringen würde, ist alsdann wohl nicht zweifelhaft.“ Hierauf käme die Reiterei herbei, dürfe sich durch Geschützfeuer nicht aufhalten lassen, müsse die Fliehenden einholen, zusammenhauen, die hinter ihnen haltende feindliche Kavallerie attackieren, werfen und dann die Kanonen nehmen. Nichts einfacher als ein solcher Kampf! Die Gefechte der Revolutionskriege*) beweisen die Richtigkeit der Schilderung. Danach könne, wenn nur Kavallerie zur Hand sei, auch das Überflügeln nichts schaden. Kurz und gut: „im ebenen Terrain ist das Tiraillieren zur Beschäftigung der feindlichen Front unzweckmäßig“.

Anders aber, so gibt der Verfasser zu, steht es in einem so bergigen, waldigen oder durchschnittenen Terrain, daß darin weder mit geschlossener Infanterie noch mit Kavallerie manövriert werden kann. Hier müsse und dürfe man nur Tirailleure anwenden, „weil sie sich wechselseitig unterstützen und von den Vorteilen des Bodens den größtmöglichen Nutzen ziehen können“. Bülow erhält in diesem Punkte unumwunden Recht. Er hatte nämlich damals schon vor dem Erscheinen seiner neueren Taktik empfohlen, sich kriechend an den Feind zu schleichen, liegend zu laden, zu schießen und sich jeder Art von Deckung zu bedienen.**)

Im Jahre 1803 kam in der Gesellschaft aus den „Beiträgen zur Kriegskunst in Fragmenten“ eine sehr ernste Warnung gegen das allzu große Vertrauen auf Bajonettangriffe, ruhigem Feuer gegenüber, zur Mitteilung. Es wird zugegeben, daß diese Angriffe meist geglückt seien, wenn der Feind schon im Weichen war oder nicht feuern konnte. „Da aber, wo die Anrückenden mit einer Salve begrüßt wurden, mußten sie den Angriff mit dem Bajonett teuer bezahlen.“***)

---

*) d. h. diejenigen der preußischen Feldzüge von 1793, 1794 und 1795. (Pirmasens und Kaiserslautern.)

**) Im „Geist des neueren Kriegssystems“.

***) Denkwürdigkeiten II, S. 405.

Hauptmann v. Beulwitz behandelte die leichte Infanterie sehr ausführlich. Er berief sich auf gründliche eigene Erfahrung, welche er in vier Feldzügen als Füsilieroffizier gemacht, und zwar „gegen die — mehrenteils als leichte Truppen agierende — französische Infanterie".

Er verlangte auf 144 Bataillone schwerer Infanterie 36 Füsilier-Bataillone. Die Anschauung vom Kriege, von welcher dieses Verlangen ausgeht, ist zu merkwürdig, um nicht hier einen Platz zu finden: „Die großen Schlachten auf dem freien Felde sind in den letzten Kriegen schon wieder seltener gewesen als in den Feldzügen des Siebenjährigen Krieges; und ungeachtet sie weniger Menschenleben kosteten, so waren sie doch noch bedeutender in ihren Folgen: Die Schlachten bei Marengo und Hohenlinden führten den Frieden herbei; bei Leuthen, Kunersdorf, Torgau und Zorndorf wurde kaum die Waffenruhe einiger Wochen erkauft. Man vermeidet jetzt mit größerer Sorgfalt diese entscheidenden Schläge, und die Taktik unserer Zeit scheint sich überall mehr auf die Herstellung und Vervollkommnung der eigenen Sicherheit und auf das Bestreben zu lenken, dem Feinde durch den sogenannten kleinen Krieg zu schaden und, wenn man ihn angreifen will, seine festen Stellungen zu umgehen."

Gründlicher konnte das Wesen der neuen Kriegführung nicht verkannt werden. Allein die Schlußfolgerung — höhere Bedeutung der leichten Infanterie — blieb dennoch richtig.

Der Verfasser will ihr mehr Artillerie beigeben, da die Füsilier-Bataillone öfter vereinzelt oder gar geteilt verwendet werden würden. Er tadelt, daß das Tirailleurgefecht in den letzten Kriegen zu wenig entwickelt, die Zahl der ausgebildeten Schützen eine zu geringe gewesen sei. Diese sollten, ähnlich wie die Fußjäger, unter Offizieren zu besonderen Aufträgen vereinigt werden, daneben aber noch eine „Elite von Tirailleuren" zum Schwärmen vor der Front sowie zum Schutz von Flanke und Rücken vorhanden sein.*) Zwanzig Mann nebst zwei Unteroffizieren von jeder Kompagnie wären nicht zu viel; je vierzig sollen unter einen ausgewählten Offizier gestellt werden; jeder Abgang ist sogleich wieder zu ersetzen.

*) Es ist daran zu erinnern, daß die Schützen zugleich den Unteroffizier-Ersatz bilden sollten, also mehr die Rolle von Patrouillenführern spielten, als daß sie insonderheit für das zerstreute Gefecht geeignet und bestimmt gewesen wären — daher die Forderung nach einer besonderen Gruppe von Tirailleuren.

Die ganze leichte Infanterie müsse eine besondere Ausbildung erhalten. Zwar darf sie mit den Schulmanövern nicht unbekannt sein, sondern auch darin die möglichste Vollkommenheit erreichen. Wichtiger aber ist für sie der Felddienst. Der Füsilier soll denken lernen, da er oft in die Lage kommt, „ohne Instruktion handeln zu müssen". Das kann während der Exerzierzeit ganz füglich geschehen. Man stelle ihn auf einen Posten, von dem aus er eine Ebene übersehen kann, oder auf eine Brücke, in ein Defilee und lasse ihn Meldungen machen, Gattung und Anzahl von Truppen schätzen. „Oder man stelle ihn des Nachts auf den Posten in einem kupierten Terrain und überfalle ihn." Nur eine allgemeine Unterweisung über sein Verhalten muß vorausgehen, und dann lasse man ihn sich in den verschiedensten Lagen selbst helfen. „Kurz, man übe ihn in dem Dienst einer Schildwache auf dem Vorposten; man sinne dabei auf alle möglichen Fälle, wie sie einer solchen Schildwache vorkommen können, und man wird etwas Nützlicheres tun, als wenn man ihn lehrt, wie er eine Ronde und Patrouille anrufen muß."

Dann aber soll er schnell im Gliede, langsam und bedächtig, „wenn er en débandade agiert", das Laden lernen, auch zielen, ehe er schießt, damit er trifft; „denn oft ist ein sicherer Schuß seine einzige Rettung".

Was über den gemeinen leichten Infanteristen gesagt ist, bezieht sich in höherem Maße auf die Tirailleure, die „immer en débandade manövrieren" sollen. Sie müssen auch noch das Laufen, Klettern, Springen, Eisgehen und Schwimmen verstehen.

Den Schützen weist Hauptmann v. Beulwitz neben fleißigem Scheibenschießen hauptsächlich die Übung im Patrouillengehen und Patrouillenführen zu. Er gibt dabei ganz modern klingende Fingerzeige.

Der Unteroffizier und Offizier der leichten Infanterie soll gleichfalls für seinen Dienst besonders vorbereitet werden. Die Grenze seines Wissens darf nicht sein, was von ihm im Gliede verlangt wird, „wenn er für seine reellere Bestimmung, für den Felddienst, brauchbar gelten will". Er soll theoretischen Unterricht erhalten, dem in der Exerzierzeit Felddienstübungen nach der Art unserer heutigen folgen.*) Ein Offizier soll z. B. beauftragt werden, ein Dorf zu be-

*) Die Herbstübungen in zwei Parteien, welche, wie im Felde, gegen einander manövrieren, sollten nach dem Vorschlage der „Neuen militärischen Briefe

setzen, ohne daß man ihm vorher sagt, von welcher Seite es angegriffen werden wird usw. Aus Infanterie und leichter Kavallerie gemischte Abteilungen werden dazu empfohlen. „Wenn" — so heißt es weiterhin — „der Leutnant zuweilen eine Kompagnie kommandiert, der Kapitän Majorsdienste verrichtet und der schließende Major das Bataillon führt, so ist ein jeder schon vorläufig mit den Geschäften bekannt, die er in der Folge verwalten soll, und eine jede Stelle, die vor dem Feinde plötzlich erledigt wird, kann mit einem Subjekt besetzt werden, das seiner Pflicht gewachsen ist."*)

Leichte Ausrüstung ohne Zelte sowie bequeme Kleidung sind ebenfalls Forderungen des Verfassers, doch erklärt er sich gegen allgemeine Einführung der Büchsen wegen ihres zu langsamen Feuers.

Die Abhandlung wurde in der Sitzung vom 3. Juni 1803 verlesen, und die anwesenden Mitglieder machten ihre Bemerkungen zu den wichtigsten Sätzen. Die Vermehrung müsse sich nach dem Kriegsschauplatze und der anderweitigen Einrichtung der kriegführenden Armee richten. Bezüglich des Verhältnisses der leichten zur übrigen Infanterie wurde angeführt: „Die Franzosen hatten im letzten Kriege bei fünf Divisionen Linieninfanterie drei Halbbrigaden leichte Infanterie; aber sie brauchten oft die Linieninfanterie zum Debandieren." Im Gegensatz zu Beulwitz verlangen die Mitglieder reitende Artillerie bei den Füsilieren. Weiter: Nur diejenigen Kommandeure der Füsiliere müssen Kanonen haben, die sie zu gebrauchen verstehen — ein schwer erfüllbares Verlangen! Auch wird daran erinnert, daß Friedrich der Große gesagt: „Wenn der Feind auf den Vorposten keine

---

und Aufsätze" (siehe S. 345) 10 bis zu 14 Tagen dauern. Um die Kosten zu ersparen, sollen die Beurlaubten seltener eingezogen werden. Das „Neue militärische Journal" IV, S. 267 bemerkt dazu: „Wenn bei dieser Einrichtung die Beurlaubten nicht ihre Fertigkeit im Marschieren und Chargieren verlören, wenn nicht dadurch die Disziplin litte und die Furcht für den Dienst zunehme, so wäre freilich gegen diesen Vorschlag nicht viel einzuwenden."

*) Nach Berichten, welche sich unter den hinterlassenen Papieren des Generals v. Rüchel fanden, haben Übungen mit kleinen Abteilungen gemischter Waffen gegeneinander in jener Zeit schon mehrfach stattgefunden. Infanterie mit Kavallerie, die einen Transport zu sichern hatte, wurde von einer Abteilung Kavallerie mit reitenden Geschützen angegriffen, verfolgt usw. Eine bestimmte Kriegslage diente dabei den Führern zum Anhalt. v. Bechelde, Aus dem Tagebuche des Generals v. Wachholz, S. 73, behauptet allerdings, daß Felddienstübungen bei der Linieninfanterie gar nicht stattgefunden hätten. Doch mögen in dieser Hinsicht wie mehrfach in solchen Dingen innerhalb der Armee Verschiedenheiten bestanden haben.

Artillerie hat, braucht ihr auch keine." Die Mitglieder sind mehr als der Verfasser den Büchsen geneigt, die auf 200 Schritt an Treffsicherheit den glatten Gewehren schon wie 4 : 1 gegenüberstehen.

In den zwei folgenden Sitzungen wird die Beratung fortgesetzt. Man nahm es sehr gründlich, sehr ernst mit dem Gegenstande, entwickelte einmal mehr, einmal weniger Geist und endete damit, daß der Aufsatz im Archiv der Gesellschaft niedergelegt wurde.

Später las Beulwitz, als Fortsetzung seiner ersten Arbeit, eine neue Abhandlung über die Ausbildung der leichten Infanterie im Felddienst vor. Er wählte dazu ein Beispiel auf einem eigens für seine Zwecke entworfenen Plane und entwickelte darauf seine Ideen über die Anlage kleiner Feldmanöver.*)

Die Gesellschaft stellte im Jahre 1804 als Preisaufgabe „eine Erörterung der Gründe dafür und dawider, daß die Linieninfanterie auch zum Dienst der leichten und zum Fechten à la débandade, für den Fall, daß sie in sehr durchschnittenen Gegenden gebraucht werden soll, abgerichtet werde."

Bei ähnlicher Gelegenheit hatte der Generalstabskapitän v. Schoeler früher schon darauf hingewiesen, daß die soviel gefürchtete Unordnung, die stets als die verhängnisvolle Folge des zerstreuten Gefechtes geschildert würde, auch beim geschlossenen nicht ausbleibe.

Jetzt übernahm Boyen am 7. November 1804 die Beantwortung. Er erkannte die Wichtigkeit des Gegenstandes an**) und erklärte, „daß die Fechtart à la débandade zu einem wichtigen Teil der Infanterieattacke erhoben werden müsse". Auch der schweren Infanterie sei die neue Fechtweise anzuraten, umsomehr, als man sie mit der geschlossenen vereinigen könne. „Der Linieninfanterie ist eine vermehrte Anzahl von Tirailleuren nützlich." — Das ganze dritte Glied der Linieninfanterie ist im Dienste der leichten zu üben."

Die Mitglieder saßen nun zu Rat und kamen überein, daß man nicht sagen könne, „die neueren Franzosen hätten das Tirailleursystem absichtlich eingeführt". — „Es entstand durch den Drang der Umstände." Das Gelände des letzten Kriegsschauplatzes trug viel dazu

*) Denkwürdigkeiten IV, S. 91 ff.

**) Hierbei gab Boyen eine Übersicht über die Fechtarten der Kriege des 18. Jahrhunderts, woraus hervorgeht, „daß seit dem Siebenjährigen Kriege die Stellungskunst mehr als die Angriffslehre bearbeitet wurde".

bei; in jeder offenen Gegend würden sie gewiß zur geschlossenen Methode zurückkehren. Der Behauptung, daß gedehnte Stellungen die zerstreute Fechtart vorzüglich erfordern, wird entgegengesetzt, „daß Kanonen hier auch ihre Dienste tun“. Gleichen Widerspruch erfährt die Bemerkung, daß sich der Soldat als einzeln Handelnder tapferer und beharrlicher zeige wie in der Linie, „wo er als Maschine ficht“. Aus Erfahrung wird das Gegenteil bewiesen. Ebensowenig ward zugegeben, daß beim Rückzuge der Soldat von selbst die geschlossene Ordnung suche. „Man wollte bemerkt haben“, sagt das Sitzungsprotokoll, „daß sowohl ein Vorrücken en débandade als ein Retirieren auf diese Art zu noch größerer Vereinzelung Anlaß gegeben habe.“

Das Endurteil lautet: „Es scheint aus allem hervorzugehen, daß die Armee die meisten Siege davontragen werde, welche Truppen für jedes Terrain besitzt, weil eine Dressur zu so verschiedenartigen Zwecken niemals ganz vollständig sein kann.“ Verschwiegen, aber doch angedeutet ist, daß diese am meisten siegreiche Armee die preußische sein werde, die Grenadiere, Musketiere, Füsiliere, Schützen und Fußjäger besaß, mit verschiedener Ausbildung, verschiedenen Waffen, verschiedenen Reglements.*) Gegen den Vorschlag, das ganze dritte Glied als leichte Infanterie zu bilden, erhob sich am 11. Dezember ein Mitglied mit dem Einwand, „daß diese Einrichtung ein doppeltes Exerzieren notwendig erfordere und der gewohnten Ordnung des Liniendienstes immer nachteilig sein werde“.

Das war das Schicksal der Lehre von der neuen Kampfweise vor dem taktisch-strategischen Areopag der damaligen militärischen Welt unseres Vaterlandes, der, nach Rüchels, seines Präsidenten, Worten bestimmt war: „durch Aneinanderreibung von Ideen Resultate zu erzeugen und in Gemeinschaft mit anderen die Begriffe zu berichtigen, welche das einzelne Studium des Metiers erzeugt hat“.

Von dieser freiwilligen Tätigkeit der Militärischen Gesellschaft übertrug sich manches ins Amtliche; denn dieselben Personen wirkten hier und dort. Scharnhorst hat sich redlich abgemüht, der neuen Fechtweise Raum zu schaffen, wenn er auch bei weitem nicht so radikal verfahren wollte wie Bülow.

*) Denkwürdigkeiten V, 154, 155.

Die Franzosen hatte er genügend kennen gelernt. In seiner klassischen Schilderung der Verteidigung von Menin erzählt er, wie es unmöglich gewesen sei, die Tirailleure der Belagerer zu vertreiben, wie sehr sie die Besatzung in Atem gehalten und geschädigt hätten.*) Auch in seiner Untersuchung über die französischen Erfolge, die er mit v. der Decken gemeinschaftlich bearbeitete, kam er zu dem Schlusse: „es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß die französischen Tirailleure den größten Teil der Affären in diesem Kriege entschieden haben, daß sie denen der verbundenen Armeen überlegen waren."**) „Man will diesen Vorzug nicht eingestehen", sagt er an anderer Stelle, „man behauptet, man habe leichte Infanterie und Jäger, die immer den französischen Tirailleuren es gleich getan hätten. Aber wo haben sie, wie die französischen, die Kanonen einer Festung fast zum Schweigen gebracht und sich vor dem Glacis in den Furchen und Vertiefungen im Kartätschfeuer der Kanonen ganze Tage gehalten? Wo hat man für sie eigene Gräben gemacht, woraus sie die Kanoniere durch die Schießscharten töteten, wenn das Geschütz der Festung gebraucht werden sollte, wie die französischen Tirailleure es getan haben?"***)

In einer Denkschrift über die Schlachtordnungen†) wies er darauf hin, daß der größte Teil Deutschlands aus durchschnittenem Gelände bestehe, daß die Fechtart unserer Truppen daher auf dieses ganz besonders eingerichtet sein müsse.

Dennoch kam er nicht dazu, die allgemeine Einführung des zerstreuten Gefechts für die preußische Infanterie nachdrücklich zu empfehlen.††) Die besondere Verwendung des dritten Gliedes in eigenen kleinen Abteilungen zum Füllen der Lücken, zur Sicherung von Batterien und zur Unterstützung der Schützen spielt in seinen Vorschlägen eine gleichberechtigte Rolle und der Herzog von Braunschweig stimmte ihm darin bei.†††) Zastrow empfahl schon, die In-

*) Vgl. Militärische Klassiker. Berlin 1881. Scharnhorst, Ausgewählte Schriften, S. 32, 33.

**) Neues militärisches Journal VIII, S. 95.

***) Ebenda S. 102.

†) Kriegsarchiv D. II, 4. Diese Denkschrift diente auch als Grundlage für seinen Unterricht an der Militärschule.

††) In der Militärischen Gesellschaft hielt er einen Vortrag über Scharfschützen, ihren Dienst und ihre Bewaffnung. Denkwürdigkeiten der Militärischen Gesellschaft in Berlin, S. 165.

†††) Kriegsarchiv D. I, 126.

fanterie durchweg auf zwei Glieder zu stellen und das dritte ähnlich zu verwenden, wie es später in den Schützenzügen geschah. Die preußische Taktik werde dadurch in einem richtigen Verhältnis mit den Zeitläufen fortschreiten.*)

Er schlägt auch vor, beim Feuern in Pelotons und Sektions das Schultern nach dem Laden fortfallen zu lassen, um das Feuern zu beschleunigen und bestimmungsmäßig zu machen, was der Soldat ohnehin in Momenten der Erregung immer tue. Wirklich befahl der König noch vor dem Ausrücken der mobilen Armee im Herbst 1805 diese Neuerung. Gleichzeitig wurden noch mehrere Verbesserungen angeordnet, so z. B. die Verwendung des dritten Gliedes, um die beiden ersten jederzeit vollzählig zu erhalten, die darin ausfallenden Rotten zu füllen.**)

Von allen großen europäischen Heeren hatte das preußische am ehesten mit Reformbestrebungen angefangen. Die Errichtung ständiger Freiregimenter, die Bildung der Füsilier-Bataillone bekunden es, ebenso die Vorschriften von 1788 und 1789. „Wer erkennt in diesem allen nicht einen sehr engen Zusammenhang mit jenen Ernsterfahrungen, welche wenige Jahre vorher von deutschen Truppen jenseits des Ozeans gemacht worden waren, und wer möchte nicht zugeben, daß in diesen ersten reglementarischen Anleitungen schon ausgesprochen worden war, was heute als das Wesentliche des Schützendienstes gilt.“***)

Und gerade die preußische Armee sollte am längsten bei diesen ersten Anfängen stehen bleiben, der trübsten Erfahrungen bedürfen, ehe sie sich dazu aufraffte, das Begonnene fortzuführen.

Ernste Bedenken, die in der Verfassung der Armee lagen, erschwerten die Fortschritte; auch Vorwände gesellten sich dazu, so das Dogma von der Unwiderstehlichkeit des Bajonettangriffs. Es wurde in der preußischen Armee mit mehr Übertreibung gelehrt als in der französischen, für deren besonderes Eigentum man es gewöhnlich hält. Auf dem Marsche nach Thüringen ließ der König im Sep-

*) Kriegsarchiv D. I, 126. Denkschrift Zastrows aus Posen, den 12. Januar 1806.

**) Kriegsarchiv D. II, 2. Parole- und Tagebuch des Majors v. Wienskowski vom I. Bataillon Garde. (Jany, Urkundliche Beiträge und Forschungen, IX. Heft, S. 46, 47.)

***) v. Fransecky, Gneisenau. Beiheft zum Militär-Wochenblatt für Januar bis einschl. April 1856, S. 44.

tember 1806 die vorüberziehenden Truppen aufmarschieren und Bajonettattacken machen, „weil dies nun bald alle Tage vorkommen würde". Außer Männern wie Berenhorst und Bülow huldigte alles diesem Glaubenssatz. Es sei nur an Beulwitz erinnert. Man ließ die Tirailleure einfach davonlaufen, wenn die geschlossene Truppe mit dem Bajonett erschien. Einmal aus ihrer Stellung geworfen, müssen sie sich von Rechts wegen als geschlagen ansehen und den Kampf aufgeben.

Daß verjagte Schützenschwärme den Widerstand hinter der nächsten Hecke, im nächsten Graben oder Waldrande wieder aufnehmen könnten, sagte man sich nicht, noch weniger, daß sie, in großer Zahl angreifend, kräftiger und gefährlicher heranzudringen vermochten wie die im Paradeschritt marschierenden Bataillone. Dergleichen konnten nur exzentrische Köpfe behaupten, wie Heinrich Dietrich v. Bülow, und die gehörten ins Irrenhaus oder in die Stadtvogtei.

Der zweite Haupteinwand war das Schlagwort vom „Geist der preußischen Armee". Es hat viel Unheil angerichtet; denn es mußte herhalten, wo Gründe fehlten. Der „Geist des Heeres", dieses unfaßbare Etwas, dem man doch alle die großen Taten, die Siege, den Ruhm zuschrieb, forderte Geltung, in welcher Gestalt er auch erscheinen mochte. Dieser Geist der preußischen Armee hat die Aufstellung von Knesebecks Vaterlandsreserven und Ehrenlegionen verhindert, er stand der Abschaffung der Offizier-Reitpferde, der Feldbetten und unzähligen Packpferde im Wege; er war es auch, der die allgemeine Anwendung des zerstreuten Gefechts nicht erlaubte. Während doch nur das eine wirklich gegen den Geist des preußischen Heeres war, sich in neuen gefährlichen Lagen hilflos zu erweisen und schlagen zu lassen, erscheint dieser Geist in jener Zeit jedesmal auf der Bühne, wenn es gilt, Verwirrung zu stiften.

Er breitete seine schützende Hand über alle, die dem Neuen widerstrebten.

Aus deren Zahl soll einer hier angeführt werden, der das Verdienst besitzt, am offensten gewesen zu sein und der auch den originellsten Ausdruck für seine weit verbreitete Ansicht gefunden hat.

„Das Tiraillieren", so schreibt er, „ist unter allen Fechtarten die natürlichste, d. h. sie entspricht dem Erhaltungsinstinkt in uns am allermeisten; daraus folgt aber keineswegs, daß sie die zweckmäßigste

sei, wie einige haben beweisen wollen. Der Krieg selbst ist ja der menschlichen Natur entgegen, ihn derselben übereinstimmender machen, heißt ihn unkriegerisch machen, und das kann wenigstens kein Gegenstand der Kriegskunst sein. Es sagte einst jemand sehr richtig: »Das Tiraillieren nährt den natürlichen Hundsfott, der, wenn wir aufrichtig sein wollen, doch in uns allen steckt; und diesen muß man zu unterdrücken suchen.« Hier hören wir eine Menge Stimmen verwirrt sich durcheinander gegen uns erheben. Die Großtaten der französischen Armee! ruft man uns entgegen; die Verwegenheit ihrer Tirailleure; ihre Stürme in geschlossener Kolonne in den Schlachten Italiens! beweisen alle diese nicht das Gegenteil? Wir antworten hierauf ganz gelassen: für uns nicht. Wieviel Hochachtung wir auch für die Erfahrung haben, so halten wir doch zu wenig von dergleichen allgemeinen Zitationen, um dabei unsere gesunde Vernunft gefangen zu geben. Diese aber lehrt uns, daß ein Mensch, der gewohnt ist, immer irgend eines Schutzes gegen die Gefahr zu genießen, furchtsam sein wird, wenn er, dieses Schutzes beraubt, ihr entgegengehen soll."

Sodann erinnert der Verfasser, daß die Franzosen in den Koalitionskriegen, so noch im Jahre 1800, aus Schwaben sich ebensogut hinaus- wie hineintirailliert hätten. Über die Verwegenheit der französischen Tirailleure meint er: „Jede Art von Gefahr hat ihre eigene Art von Mut. Der Holländer kann nicht begreifen, wie man seine Gebeine dem ungezähmten Mut eines wilden Rosses anvertrauen könne, dagegen befährt er mit der größten Gelassenheit die stürmischen Wellen des Ozeans. Ein in Reih und Glied gewöhnter Mann wird sich ganz gewiß nicht so keck unter die Kanonen einer Festung heranschleichen wie ein französischer Tirailleur, er wird sich besonders vor der Gefahr, gefangen genommen oder von Kavallerie niedergehauen und -geritten zu werden, fürchten; dagegen wird ein Tirailleur, des gewohnten Schutzes seiner Hecken, Gräben, Löcher usw. beraubt, meinen, es sei nichts anderes zu tun, als davonzulaufen und jenen Schutz zu suchen."

„Allein dieser Mangel an Mut, welcher aus gegenseitiger Unbekanntschaft mit der Gefahr entspringt, würde noch nicht beweisen, was wir oben behauptet haben, daß das Tiraillieren den Mut überhaupt oder vielmehr die Verachtung der Gefahr schwächt. Um hiervon zu überzeugen, geben wir folgendes zu bedenken. Wenn der Tirailleur immer dreister wird, so kommt dies daher, weil er einsehen

lernt, die Gefahr ist nicht so groß, als er sie sich gedacht hat, und weil er täglich listiger und reicher an Hilfsmitteln wird. Es wächst also nicht seine Verachtung der Gefahr, sondern er lernt sie bloß geschickt bekämpfen. Da, wo er dies nicht kann, wo er ihr nichts als die Verachtung derselben entgegenstellen kann, da wird es sich zeigen, wie sehr der natürliche Hundsfott indes in ihm genährt und gewachsen ist."

Die aus dem Hergang der Schlachten in Italien gezogenen Forderungen weist der Verfasser mit der allerdings nicht unrichtigen Bemerkung zurück, daß noch zu wenig Genaues darüber bekannt sei, um urteilen zu können. Ferner, meint er, sei gar nicht die Rede von dem ungestümen Mute, „der die Menschen beim Choc wie eine Art von Leidenschaft beseelt und der eine natürliche Aussteuer der Franzosen ist", sondern nur von kalter Verachtung der Gefahr bei andauerndem Gefecht, wie sie die Spanier bei Rocroy, die von Leopolds Geist gebildeten Preußen bei Mollwitz zeigten. „Unser Resultat steht daher fest."

„Der Tirailleur verliert durch die Gewohnheit dieser Fechtart den Mut, welcher zum geschlossenen Gefecht erfordert wird. Hieraus folgt, daß Linieninfanterie nie tiraillieren muß, wenn sie nicht von ihrer Brauchbarkeit als Linieninfanterie verlieren soll."

Denjenigen, die das Tiraillieren allgemein einführen wollen, wird entgegengehalten, daß man dessen auch im durchschnittenen Gelände nicht bedürfe. Freilich könne man z. B. durch ein Holz nicht geschlossen in Reih und Glied vorrücken, sondern müsse beide öffnen und die Leute einzeln hindurchgehen lassen. „Heißt das nun tiraillieren? Noch viel weniger! Geht denn hier das Wesen des geschlossenen Angriffs verloren? Auch nicht! Man will auf den Feind anlaufen und ihn umrennen, wie dies eigentlich bei allen Angriffen der Fall ist. Ein Bataillon, welches in der schönsten Ebene eine Batterie stürmt, wird wahrhaftig nicht bis auf den letzten Augenblick in Reih und Glied bleiben, darum aber bleibt doch der Geist des geschlossenen Angriffs. Gesetzt, ein solches Bataillon trifft auf eine Tirailleurlinie — was wird geschehen? Zweierlei; entweder das Bataillon geht drauf und wirft die Tirailleurlinie über den Haufen — aber die Tirailleurlinie ist länger und wird das Bataillon beim Vorgehen umzingeln? — Kinderei! Die auf den Flügeln laufen davon, so gut wie die, worauf das Bataillon stößt; — oder — und das

ist das zweite, was geschehen kann — das Bataillon verfällt ins Feuern. Dann ist es schlimm!"

In solcher Lage wird den Tirailleuren der Vorteil eingeräumt. Aber: „Folgt daraus, daß das Bataillon auch tiraillieren muß? Behüte! Das Bataillon hat einen Fehler gemacht, darum ist es im Nachteil, und hieraus folgt nichts, als daß man sich vor diesem Fehler hüten müsse."

„Aber, fragt man, wie ist das möglich? Kann und soll man einen Angriff machen, ohne sich des Feuers zu bedienen? Und wenn man dies will, wird man es verhindern können, daß die Leute ohne Befehl dennoch anfangen zu feuern?"

Auf diese Fragen erwidert der Verfasser, daß der Angriff mit oder ohne Feuer in jedermanns Belieben stünde; jedenfalls dürften die feuernden Abteilungen nicht zum Anlauf bestimmt sein, da man sie nicht mehr leiten könne, sie ihre sechzig Patronen verschössen, um dann ganz nach Zufallsstimmung gegen den Feind los oder auf und davon zu gehen. Um aber das Bataillon vom Feuern ohne Befehl abzuhalten, habe man ja seine Schützen.*) Diese könne man ja nach Herzenslust sich mit dem Feinde herumschießen und so die geschlossene Truppe umgeben lassen. Auf solche Art habe man nichts zu fürchten.

Ein Bataillon, welches das Tiraillieren nicht kennt — wird weiter entwickelt — geht schnell durch Busch und Wald vorwärts und wird, gut geführt, wenn es nur eine Tirailleurlinie vor sich hat, diese höchst wahrscheinlich über den Haufen werfen. „Ein Bataillon aber, welches das Vergnügen, in Gräben und Löchern bis an den Hals zu stecken und sich da mit dem Ruf einer großen Bravheit herumzuschießen, bis es die sechzig Patronen los ist, schon gekostet hat, wird auch bei vorkommender Gelegenheit nicht ermangeln, die alte Bekanntschaft mit diesem teuern Schutzmittel zu erneuern; es wird, sowie ein Terrainhindernis nötigt, die Rotten zu verlassen, sich, anstatt durchzugehen, in allen Ecken und Winkeln verkriechen, um sich weidlich herumzuschießen, und durch Knall und Dampf sein militärisches Gewissen beruhigen; für den weiteren Angriff aber wird es andere sorgen lassen."

„Es mag hiervon Ausnahmen geben, aber wer diesem Gemälde

*) Hiermit sind natürlich nur die besonders ausgebildeten zehn jeder Kompagnie gemeint.

die Wahrheit abspricht, kennt entweder den Krieg und die menschliche Natur nicht oder ist von Vorurteilen eingenommen."

Auch für die Verteidigung erteilt der Verfasser der geschlossenen Ordnung den Vorzug, obwohl ein Linien-Infanterie-Bataillon im durchschnittenen Gelände bei 300 Schritt Entfernung vom Feinde ohne Frage im Nachteil sei. „Aber dergleichen Feuergefechte meidet die Kunst überhaupt da, wo sie etwas entscheiden, wo sie nicht bloß zum Schein fechten will. Bei solchen Feuergefechten, man kann es nicht oft genug wiederholen, entscheidet das Ohngefähr, und dies ist dem Geist der Kunst entgegen." Mit sehr nahem Feuer und einem Stoße soll die Verteidigung geführt werden. „Beides ist der Tiraillerie überlegen; denn ein Bataillonsfeuer auf 50 bis 60 Schritt verjagt alle Tirailleure, sowie der Anlauf dies tut."

Nur müssen auch in der Verteidigung die Truppen vor zu frühem Schießen durch die zunftmäßigen berufenen Plänkler, die Schützen, bewahrt werden, die vor der Front ihr Wesen treiben.

Gegen den Schluß sagt der Aufsatz: „so ist das Tiraillieren der Linieninfanterie kein notwendiges Übel, sondern ein aus Übereilung und Nachahmungsgeist herbeigezogenes."

„Muß man mit Linieninfanterie nicht tiraillieren, so braucht man derselben das Tiraillieren auch im Frieden nicht zu lehren."*)

Wenn auch nicht mit solcher Deutlichkeit und Überzeugungstreue wie hier, so findet sich doch an vielen Orten das Bedenken ausgesprochen, daß das zerstreute Gefecht einen demoralisierenden Einfluß ausüben müsse. Selbst die Vertreter dieser Fechtart sagen doch, mit wenigen Ausnahmen, wie Bülow, es tauge für die Linieninfanterie nicht, sei ihrem Geist zuwider, beeinträchtige ihre wichtigeren Zwecke. Sie wiesen es als eine Besonderheit der leichten Infanterie zu. Diese aber litt noch immer unter dem alten Vorurteil, das sich gegen Friedrichs Freibataillone gerichtet hatte.

Es hat nicht an Männern gefehlt, welche das Irrtümliche dieser Auffassung bekämpften. Sie wiesen wohl nach, wie eine Vergleichung der alten Freibataillone mit den Füsilieren gar nicht möglich sei. Die

*) Vgl. v. Fransecky. Gneisenau. Beihefte zum Militär-Wochenblatt für Januar bis einschl. April 1856.

Zusammensetzung der Offizierkorps und Mannschaft habe sich in den leichten Truppen völlig geändert.*)

Vereinzelte Stimmen pflegen indessen im Geräusch des Tages überhört zu werden.

Auch die Erinnerung an die großen Kavallerieangriffe Friedrichs wurde ein Hemmschuh für die allgemeine Anwendung der zerstreuten Fechtart. Sie ließ die Gefahr, in der Schützenschwärme schweben, überritten zu werden, unnötig groß erscheinen. Es gab Schriftsteller, welche dieselben, entfernt von der geschlossenen Truppe, bei einem überraschenden Erscheinen der feindlichen Reiterei einfach für verloren erklärten.**) Einer derselben nennt sie in solcher Lage geradezu die „enfants perdus" des Heeres.***)

Die gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts sehr lebhafte Bewegung scheint überdies im Beginn des neuen ins Stocken gekommen zu sein. Der Glaube, daß die Franzosen, nachdem sie in politisch ruhigere Bahnen eingelenkt hatten, auch militärisch zum früheren historisch Begründeten zurückkehren würden, trug dazu bei. Als General v. Pelet, ein Füsilier-Brigadekommandeur von großem Rufe, im Jahre 1802 die Vermehrung der leichten Infanterie wieder in Anregung brachte, wurde er abgewiesen, obgleich er den damals entscheidenden Punkt berücksichtigt, d. h. die Vermeidung von Mehrkosten verheißen hatte.

Es bestätigte sich hier die alte Erfahrung, daß, wenn eine bestimmte geistige Strömung über ein gewisses Zeitmaß hinaus vergeblich, d. h. ohne praktischen Erfolg gegen das Bestehende ankämpft, ein Ermatten und damit unfehlbar ein Rückschlag folgt. So kam es, daß man 1806 nicht einmal mehr auf dem Standpunkte der Reglements und Instruktionen König Friedrich Wilhelms II. stand. Die Grenadiere und Musketiere übten das zerstreute Gefecht im allgemeinen gar nicht mehr, die Füsiliere wenig, je nach Ansicht ihrer Kommandeure, und nur die Feldjäger und die Schützen der gesamten Infanterie wurden außer Reih und Glied in der neuen Kampfweise verwendet.

*) Gedanken eines deutschen Offiziers über die jetzige Verfassung des Soldatenstandes. Hoyer, Neues militärisches Magazin, 3. Bd., 1. Stück. Leipzig 1804. S. 3.

**) Hoyer, Neues militärisches Magazin, 4. Bd., 2. Stück. Leipzig 1806. S. 34 ff.

***) In der ebenda angeführten Schrift „Versuch eines zweckmäßigen Vorpostendienstes".

2. Bewegung auf dem Gebiete der Truppen- und Heerführung im großen.

(Irrlehren der Epigonen Friedrichs. Militärmathematik. Meßkunst und Terrainlehre. Knesebeck. Phull. Venturinis Kriegsspiel. Normalstärke einer Armee. Scharnhorst. Der Herzog von Braunschweig. Massenbach. Verherrlichung des Prinzen Heinrich und des Herzogs Ferdinand.)

In den Bestrebungen für Umgestaltung der Fechtweise haben wir zwei ganz bestimmt ausgesprochene Richtungen wahrgenommen, die einander feindlich gegenüberstehen. Das Neue tritt dort in unverhüllter Gestalt mit offenen Forderungen neben dem Alten und gegen dasselbe auf.

Auf dem Gebiete der Heerführung fehlt es an einem bestimmten Widerspruch gegen die Überlieferung. Der allgemeine Zug der Zeit war es vielmehr, sich die Anschauungen und Grundsätze der Vergangenheit nach eigenem künstlichen System in verdünnter und verwässerter Gestalt zurechtzulegen. Den gewaltigen Fortschritten der großen Kriegführung stand dies Treiben völlig verständnislos gegenüber. Es mag wunderbar erscheinen und ist doch richtig, daß man in Deutschland in der Epoche vor Jena die echten Lehren der friderizianischen Kriegführung vergessen, diejenigen der napoleonischen noch nicht begriffen hatte. Auch die besten Köpfe zeigen sich hier in der unbegreiflichsten Weise befangen. Selbst in der Anlage der Feldzüge von 1813 bis 1815 finden sich auf seiten der Verbündeten noch Spuren genug davon vor.

Man kommt der Wahrheit nahe, wenn man sagt: „Vor Jena beherrschte nicht die Schule des großen Königs, sondern die des Prinzen Heinrich und des Herzogs Ferdinand die deutsche Heer- und Truppenführung.“ Es war die epigonische Blüte der Zopfzeit in der großen Kriegskunst.

Die bisherige Untersuchung hat ausreichend erwiesen, daß hochmütige Verachtung und Abschließung keineswegs der allgemeine Grundfehler der preußischen Armee jener Tage war. Aber das Streben, den schlichten Stoff der Kriegführung, den man einst nur nach Erfahrung behandelte, wissenschaftlich zu gliedern und zu durchdringen, führte auf die ödesten Abwege. Ein echter Stratege jener Periode glaubte, ohne Logarithmentabelle nicht mehr drei Mann über die Gosse führen zu können.

Eine Wissenschaft war entstanden, welche heute — Gott sei's gedankt — wieder verschwunden ist, die damals aber eine ganz hervorragende Rolle spielte, nämlich die Militärmathematik. Machte doch Lindenau der höheren preußischen Taktik schon den Vorwurf, daß sie „nicht auf Geometrie, als auf den wahren eigentlichen Maßstab derselben", begründet sei.*)

Diese Anschauungsweise spiegelt sich überall wieder. Unzählige Bücher entstanden, welche die Mathematik als Grundlage der Kriegskunst behandelten. Der Ingenieurleutnant Professor der Mathematik Friedrich Meinert in Halle schrieb 1788: „Über das Studium der militär-mathematischen Wissenschaften auf Universitäten".**) Ein Treibhaus für diese Gewächsart war die Karlsschule zu Stuttgart. Der Husarenleutnant Miller, der dort öffentlich Taktik lehrte, gab eine „reine Taktik der Infanterie, Kavallerie und Artillerie" heraus, von welcher die Rezension in Scharnhorsts Zeitschrift***) rühmend erwähnt: „sie hätte zum ersten Male die viel versuchte Aufgabe wahrhaft gelöst, die Taktik als einen Teil der angewandten Mathematik zu behandeln".

Millers Genosse, Hauptmann Roesch, setzte 1787 durch eine historische Rede an derselben Karlsschule dieser Richtung ein förmliches Denkmal. Er sprach „über den Einfluß der Wissenschaften auf die Kriegskunst" und entwickelte darin, daß die Römer zwar die größte Kriegserfahrung besessen, aber dennoch in der Kunst, zu kriegen, nicht um einen Schritt vorwärts gekommen seien. „Nach fünf verflossenen Jahrhunderten sah man zu Rom die Kunst noch auf eben der niedrigen Stufe, auf der sie anfangs gestanden hatte." Bitter tadelt er, daß der Römer „ganz Soldat gewesen" und sich bei allen seinen Siegen hartnäckig „ohne Meßkunst, Philosophie und schöne Wissenschaften" beholfen hätte. Aber die Griechen — mögen sie immerhin von den Römern besiegt und unterworfen worden sein — stehen wahrhaft hoch. „Die Meßkunst, die Philosophie, die Beredsamkeit, die Geschichte und die Dichtkunst waren bei diesem Volke zu Hause . . . . . Daher sahen die durch diese Wissenschaften gebildeten Offiziere den Krieg mit eben dem philosophischen Auge an als ein Newton

*) Siehe S. 334.
**) Neues militärisches Journal II, S. 110.
***) Ebenda I, S. 259.

die Natur ..... Im Kampfe für Vaterland und Freiheit maßen sie die Wirksamkeit der Kräfte, wo der gemeine Haufe an nichts denkt, als zu töten und den Tod zu vermeiden." Hannibal und Archimedes nennt Roesch als die Koryphäen, welche Kunst und Wissenschaften zuerst auf den Krieg übertrugen. Auch der große König findet vor seinen Augen Gnade: „Welches Gestirn hieß nun einen Friedrich solche großen Riesenschritte auf dem ungebahnten Pfade der heutigen Kriegskunst machen? Kein anderes als der Einfluß der Wissenschaften, durch welche er seinen Geist gebildet hatte."*)

Zum Unglück für unser Vaterland gelang es Roesch, seinen Schüler Massenbach für die Mathematik zu begeistern.**)

Aber es wurde durchaus nicht an der Karlsschule allein in dieser Richtung gesündigt. In Berlin stand es ebenso damit.

„Die Mathematik lehrt dem Verstande nicht allein denken und die Dinge ordnen, sondern sie hat noch wesentlicheren Einfluß auf das Militär, auf Taktik und auf alle kriegerischen Operationen", sagte die Königliche Verordnung für die „académie militaire" vom 7. Juni 1790.***) Taktische und strategische Schriften jener Zeit haben meist eine vertrakte Ähnlichkeit mit einem Leitfaden der Geometrie.

Als Bülow endlich im Jahre 1805 in der „Taktik der Neuern" mit der offenen Meinung hervortrat, „daß die Mathematik keine neuen Ideen erwecke, die Einbildungskraft auftrockne, nicht zur Erfindung und Genialität führe und daher undankbar zu sein scheine", erhob sich sofort ein erzürnter Kritiker, hielt ihm Tempelhoffs „Geometrie für Soldaten" und Nicolais „Versuch eines Grundrisses zur Bildung des Offiziers", sowie die Namen Lloyd, Archimedes, Newton, Leibniz, Euler, Lambert, Descartes, Kaestner entgegen, um ihm dann mit allem Nachdruck vorzuwerfen, er sei der erste, welcher dergleichen Dinge zu behaupten wage.†)

Derselbe Bülow aber opferte im „Geist des neuern Kriegssystems" wie alle andern dem Moloch der Mathematik. In diesem Werke hat

*) Militärische Monatsschrift (von Massenbach und Stamford). Berlin 1787. V, S. 457 ff.

**) Galerie preußischer Charaktere. Germanien 1808. S. 215.

***) Friedlaender, Die Königliche Allgemeine Kriegsschule. Berlin 1854. S. 171. (Siehe auch S. 240.)

†) Hoyer, Neues militärisches Magazin, IV. Leipzig 1806. 1. Stück, S. 31.

er in gleichem Maße gesündigt, als er sich später in seiner Taktik Verdienste erwarb. Ist die letztere auch durchaus nicht frei von Absonderlichkeiten, z. B. der Verteidigung der Pike als Waffe der Infanterie, so ist sie doch im großen eingegeben von einem vorurteilsfreien Geiste der Untersuchung, der den Dingen auf den Grund geht.

Im „Geist des neuern Kriegssystems“ stellt Bülow Grundsätze auf, wie: „Wenn die Basis so lang ist, daß die beiden äußersten Operationslinien am Objekt der Operation einen Winkel von mehr als 60 Grad machen, dann kann man vorgehen, eher aber nicht.“ Das war Wasser auf die Mühlen der Militärmathematiker.

Zu diesen mathematischen Spielereien gesellte sich sehr bald die Terrainlehre, welche wie durch eine chemische Verbindung unlöslich mit der ganzen Kriegführung verschmolzen wurde. Die hochgeehrte „Meßkunst“, freilich ein treffliches Mittel, junge Leute durch lange Übung an schnelles Zurechtfinden und ausdauerndes selbständiges Arbeiten zu gewöhnen, aber ohne direkte Einwirkung auf die Kriegführung, mußte den Vermittler spielen. Es ist bekannt, daß der große König Offiziere, die imstande waren, ihm gute Pläne anzufertigen, durch hohe Auszeichnungen belohnte. Die Kenntnis und Befähigung für diese mechanische Arbeit war eben damals nur bei wenigen Leuten zu finden, und das Seltene hat immer einen hohen Preis. Aber die Achtung vor dem Geschäfte blieb erhalten, auch als das Planzeichnen sich allgemeiner verbreitete. Das Gelände wurde bei allen kriegerischen Entwürfen wie ein lebendiger Faktor in Rechnung gestellt. Waren die Bewegungen der Heere erst einmal an die Kette der Geometrie gelegt, so ergaben sich naturgemäß bestimmte Stellungen, die besonders gut in das Netz hineinpaßten. Man fand alle möglichen Beziehungen heraus, in denen sie ständen, und von diesen Beziehungen war weit mehr die Rede als von den Streitkräften des Gegners.

Welchen Einfluß diese Liebhaberei in Feststellung und Leitung der Heeresbewegungen hatte, ahnt man, wenn man das wahrhaft leidenschaftliche Verhältnis zwischen Massenbach und dem Ettersberge bei Weimar verfolgt. Sobald er im Jahre 1806 sah, daß die von ihm vorgeschlagene Offensive nach Franken unterbleiben werde, setzte er alles daran, die Armee, wenigstens diejenige des Fürsten Hohenlohe, um jeden Preis auf den Ettersberg zu bringen. Er sah darin die einzige Rettung nicht nur für das Heer, sondern auch für den Staat.

Er erzählt selbst, daß er am 4. Oktober auf der Fahrt nach Erfurt zu dem ihn begleitenden Rittmeister v. der Marwitz gesagt: „Wir werden uns angreifen lassen: und haben wir dann eine andere Stellung als die auf dem Ettersberge, so werden wir geschlagen.“ Dabei will er beständig nach dem geliebten Ettersberge hingesehen und pantomimisch hinüber gedeutet haben, denn er kannte von 1805 her alle „Beziehungen“ dieser Perle von Stellung.*) Bei jeder Gelegenheit redete er auf Fürst Hohenlohe, den Herzog, den vielköpfigen Kriegsrat des Hauptquartiers ein, um sie für den Ettersberg zu gewinnen; und nach der verlorenen Schlacht von Jena ritt und schickte Massenbach allerorten herum, die Trümmer der Bataillone, welche über die Felder irrten, nach dem Ettersberge zu verweisen.

Als er sich 1813 an Kleist wendete, um eine Wiederanstellung im Heere zu erlangen, empfahl er ebenso dringend, die Armee in der „beherrschenden“ Stellung von Raudten südöstlich Glogau zu versammeln. — Nichts gelernt und nichts vergessen!**)

General v. Grawert, ein eifriger Anhänger der Terrainmanie, schwärmte im Jahre 1806 für eine Stellung bei Koppanz zwischen Jena und Magdala, ohne zu beachten, daß sich schwerlich jemand finden werde, sie anzugreifen.

Knesebeck verlangte in ausführlicher Denkschrift über das französisch-preußische Kriegstheater***) eine Leitung aller Operationen derart, „daß man nie in die Gebirge selbst hineingehe, sondern stets sich an ihrem Fuße und auf den sie umgebenden einzeln liegenden, von dem Hauptgebirge getrennten Höhenzügen halte“. Knesebeck glaubte diese Berggruppen der preußischen Taktik besonders günstig. Auch er blieb seiner Theorie bekanntlich noch 1814 treu.

Zu dieser geometrisch-terrestrischen Lehre gesellte sich das steife Verpflegungssystem mit Magazinen, Feldbäckereien, Brot- und Mehlfuhrwesen, das die Bewegungen der Armee an eine beschränkte Zahl von Märschen kettete. Bekanntlich erzeugte dasselbe wieder

---

*) Massenbach, Historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preußischen Staates seit dem Jahre 1794, II. Amsterdam 1809. S. 57.

**) Massenbach an Kleist, 26. Juni. Im Besitz der Familie v. dem Knesebeck auf Loewenbruch.

***) Kriegsarchiv D. I, 110. Grundlinien zu einem allgemeinen Terrainbilde des französisch-preußischen Kriegstheaters und Resultate daraus zu dessen militärischer Benutzung.

eine eigentümliche Anschauung von bestimmten Entfernungen, welche die Festungen unter sich und von der Grenze haben müßten. Oberst v. Phull machte einen Versuch, diese Entfernungen genau zu berechnen,*) wobei er von Tempelhoffs Grundsatz ausging, daß jede Festung einen Wirkungskreis von 15 Meilen Radius habe. Hieraus erwuchsen natürlich neue erschwerende Bedingungen für die Bewegung der Truppen, und das Ideal der Grübler war fertig. Es schien unmöglich, ein Heer ohne ungeheuren Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit überhaupt nur von der Stelle zu bringen. Die erhabene Wissenschaft, die dazu nach der nun herrschenden Meinung gehörte, konnte nimmermehr Gemeingut des großen Haufens werden, sondern mußte allein einer eingeweihten Priesterschaft zugänglich bleiben. Das Gefühl, ein Monopol zu besitzen, hat aber sicherlich viel dazu beigetragen, daß die Kriegskünstelei von ihren Anhängern immer höher und höher hinaufgeschraubt wurde.

Sie hat die sonderbarsten Früchte gezeitigt. Eine davon, vielleicht die originellste, ist Venturinis, des bekannten taktischen Schriftstellers, Kriegsspiel. Er hatte auch ein „Mathematisches System der angewandten Taktik oder eigentlichen Kriegswissenschaft"**) verübt und schrieb, kurz vor seinem Tode, die „Regeln eines neuen Kriegsspiels zum Gebrauch in Militärschulen". Schon 1797 war eine kleine Schrift über denselben Gegenstand aus seiner Feder geflossen. Er versichert, daß die neue Arbeit ihn unter allen, die er je getan, „die größte Anstrengung und die meiste Zeit gekostet". Das wird begreiflich, wenn man die Regeln und den Plan des Kriegsspiels mustert. Der letzte ist in unzählige Quadrate geteilt und sieht aus wie ein großes Schachbrett. Die Geländegegenstände füllen stets ganze Quadrate. Festungen, Städte, Flecken, Dörfer und alle verschiedenen Naturformen sind mit besonderen Farben bezeichnet, die Flüsse und Bäche gebrochen längs der Quadratlinien geführt. Von den Grenzen aus muß der Krieg beginnen. Jede Partei erhält halb so viel Steine als die Grenze Quadrate enthält. Die Steine sind Brigaden, zwei Dritteile davon bilden die Infanterie, ein Dritteil Kavallerie. Auf je zwei Infanterie-Brigaden erhält man eine Feld-Batterie, auf je

*) Versuch einer Theorie, die Entfernung der Defensivfestungen unter sich und von der Grenze zu bestimmen, von dem Obristen v. Phull. Eine Abschrift für die Militärische Gesellschaft in Potsdam. Rüchels Nachlaß.

**) Schleswig bei Roeß, 1800.

drei Kavallerie-Brigaden eine reitende. Nach ähnlichen Rechenexempeln werden Belagerungs-Batterien, Wagenbrigaden, Proviantfuhrwesen und Bäckereien zugeteilt, nicht etwa nach den aus einer angenommenen Kriegslage sich ergebenden natürlichen Bedingungen. Laufbrücken, Sturmleitern, Faschinenlinien, Erdbrustwehren, Wegstreifen, Magazinzeichen, kurz eine unendliche Menge Steine und Steinchen werden mitgenommen, künstlich zusammengestellt und aufgeladen. Dann wird der ganze Krieg in Feldzüge geteilt, jeder Feldzug enthält 48 Züge und teilt sich in zwölf Monate zu vier Zügen. In den Städten kann man nur halb so viel Steine unterbringen wie in den Festungen, seien sie so groß wie sie wollen. Im freien Felde darf man sich im Winter nur bedingungsweise bewegen. Bringt eine Figur dort während des Januar und Februar drei Tage zu, „so ist sie halbtot". Sogar die Portionen und Rationen werden bezeichnet und verzehrt, d. h. fortgenommen; regelrechte Verbindung mit dem Magazin muß immer vorhanden sein. Steht aber eine Figur in einer unversehrten Stadt, so backen die Bäcker, die daselbst wohnen, das Brot. Nur darf keine Brigadefigur etwas mitnehmen. „In einem Flecken oder Dorfquadrate sind die ansässigen Bäcker nur hinlänglich, täglich für eine einzige Brigadefigur das nötige Brot zu backen." Eine Figur wird immer mit Lebensmitteln für einen Schachzug versehen; im Notfalle kann sie für zwei Tage fortschaffen. Wird eine Figur auf größere Entfernungen entsendet, muß sie Wagen erhalten oder gar von einer Bäckerei gefolgt sein. Für Bewegung und Gefecht der Figuren ist ein Labyrinth von Regeln erfunden. Das Ganze gleicht etwa dem vor Jahren beliebten Post- und Reisespiel, wo man, wenn man unglücklich würfelte, in einen Sumpf geriet, die Achse brach und ähnliche Malheurs erlebte. So hofft Venturini „die sonst so sehr verwickelten und schwer ordnungsvoll aneinander zu reihenden Ideen eines Anfängers der Feldherrnwissenschaft möglichst und leicht über den Gang, den Zusammenhang, die Entstehung und Wirkung der großen Operationen aufzuhellen."*) Und ein derartiger Unsinn wurde für Ernst genommen.

Venturinis Kriegsspiel ist nun freilich ein arger Auswuchs der überfeinerten Kriegsgelehrsamkeit jener Zeit, die sich schließlich vor selbst aufgetürmten Schwierigkeiten nicht mehr rücken und rühren

*) Neue Bellona, Jahrgang 1804, 6. Bd., 3. Stück, S. 218 ff.

konnte. Ihr gehört auch die närrische Lehre an, daß eine Armee nur eine normale Stärke haben dürfe, derart, daß jede Vermehrung an Zahl der Streiter eine Schwächung ihrer Kraft bedeute. Trieben es nicht alle militärischen „Denker" ganz so schlimm, so bleibt die Behauptung, daß auch die besten Köpfe in das Netz erkünstelter Wissenschaftlichkeit und angeblicher Vergeistigung geraten waren,*) dennoch unerschüttert.

Klingt nicht sogar aus Scharnhorsts Lehren ein verwandter Ton, wenn er unter anderem in seinem Vortrage über die Schlacht von Marengo sagt: „Je mehr eine Armee ihre Zuflucht zu den Künsten der Strategie nahm, um desto mehr stand sie in Korps verteilt. Man sehe nur die letzten Feldzüge Friedrichs des Zweiten und vorzüglich die des Herzogs Ferdinand und des Marschalls Broglio."

Kunstvoll zu operieren, galt also auch ihm für ein Verdienst. „Immer siegte die preußische Armee durch Kunst", sagt er in der Denkschrift über „die Stärke und Verteilung der Artillerie bei einer in Divisionen oder Korps geteilten Armee."**) Einige Lehrsätze über Trennung der Streitkräfte, die er aufstellte, entsprechen zwar den Weisungen Friedrichs des Großen; aber während der König dieselben als eine Zutat gibt, gewinnen sie bei Scharnhorst das Ansehen der Hauptsache. Sie kommen außerdem mit einem starken Anflug von Künstlichkeit zur Welt. „Derjenige, der zuerst detachiert und seine Operationen so einleitet, daß er den Feind auch dazu zwingt, hat in den meisten Fällen eher Gelegenheit, mit Übermacht über ein

---

*) Sehr hübsch charakterisiert Karl v. Nostitz diesen Zug der Zeit (Leben und Briefwechsel, S. 97): „Täglich (September 1806) zogen preußische Regimenter über die Dresdener Brücke und durch die Stadt, die Gebirgsstraße entlang, die durch Sachsen längs Böhmen in das Reich führte, die natürlichste, geradeste Straße zu den Franzosen, denen es jetzt ernstlich zu gelten schien. Von der Elbe zum Rhein bezeichnete der natürliche Menschenverstand diesen Weg; doch das Natürliche paßte damals nicht in das Gebiet unserer politischen und militärischen Strategen, die in ihrer Vielwisserei und in der Verworrenheit ihrer Gedanken zuletzt wahrhaft dumm wurden und dem Molièreschen bourgeois gentilhomme glichen, der zur Magd, d. h. zur Einfachheit, sagt, als sie ihm mit ihrem Besen auf den Leib rückt: „Du greifst mich nicht nach den Regeln an, il faut que tu m'attaques ou de tiers ou de quart."

**) Siehe S. 310.

abgesondertes Korps herzufallen, als der, welcher sich so lange konzentriert hält, bis er zu dem Zerstückeln seiner Armee gezwungen wird."

„Der General", fährt er dann fort, „dem es an Kenntnis des Landes, an der Kunst, geschickte strategische Entwürfe zu machen, vorzubereiten und auszuführen, fehlt, wird immer beim Detachieren, beim Verteilen der Armee gegen einen andern, der ihm überlegen ist, den Kürzeren ziehen und vielleicht am besten tun, sich konzentriert zu halten und gerade darauf zu gehen."

„Die Kaiserlichen scheinen zu diesem verzweifelten Entschluß, bei welchem alle Strategie aufhört, am Ende des Krieges gekommen zu sein."

Das Detachieren erscheint hier als Selbstzweck oder um der Kunst willen geboten.

In diesem Zusammenhang wird es erklärlich, daß Scharnhorsts allerdings ganz modern gedachter Lehrsatz: „nie konzentriert zu stehen — aber sich immer konzentriert zu schlagen", von seiner Zeit gar nicht oder falsch verstanden wurde.*) Die Trennung wird nicht auf natürliche Art aus der ursprünglichen Bereitstellung der Streitkräfte hergeleitet, wie es 1866 beim Einmarsche der preußischen Heere in Böhmen geschah, sondern als eine absichtlich herbeigeführte, die mit einem weit im voraus ersonnenen Plane in Zusammenhang steht.

Ebenso tritt uns seine Neigung zu fein durchdachter Kriegskünstelei bei den Übungen entgegen, welche er mit den jungen Offizieren seiner Akademie in der Umgegend von Berlin vornahm. Alle strategische Weisheit läuft dort für unsern heutigen Geschmack auf eine sinnreiche Untätigkeit hinaus, obschon die Truppen unausgesetzt in Bewegung sind. Berlin muß es sich gefallen lassen, als „ein schwer zugänglicher Morast" zu gelten. In der Lösung der Aufgaben hatten Scharnhorsts Jünger nicht allein auf politische und Kulturverhältnisse, sondern selbst auf Charakter, Kenntnisse und Verhältnisse des feindlichen Generals zu achten. „Charakter: Tapfer und standhaft in der Ausführung seiner Entwürfe", „Kenntnisse: Unbekannt mit den Grundsätzen eines Turenne, Montecucoli u. a. m. Mangel an eigener Ressource. Verfahrungsweise: Sehr methodisch und vorsichtig. Ver-

*) Scharnhorst, Über die Schlacht von Marengo. Denkwürdigkeiten der Militärischen Gesellschaft in Berlin, I, 52 ff.

hältnisse: diese hängen in der Absicht der Hauptentwürfe und Mittel der Ausführung von den beiden Kabinetten ab."*)

Als Scharnhorst im Jahre 1806 dazu riet, durch allgemeine Bewaffnung eine halbe Million Menschen auf die Beine zu bringen, wäre — so nimmt man als selbstverständlich an — der nächste Gedanke gewesen, sich mit 400 000 Mann auf den kürzesten Wegen gegen Süddeutschland in Marsch zu setzen, um die Hauptmacht der Franzosen überraschend anzufallen und zur entscheidenden Schlacht oder zum eiligen Ausweichen über den Rhein zu zwingen. Mit nichten! Wir wissen, daß er eine Armee an der Weser, eine in Thüringen, eine an der Elbe, eine an der Oder bilden wollte.**) So würde denn bei Ausführung seines Vorschlages, trotz der reichen Mittel, Napoleon in Thüringen nur eine Minderzahl vor sich gefunden und sie geschlagen haben, ehe die Weser-Armee herbeigeeilt wäre. Ebenso hätten wohl die Elb- und Oder-Armee nacheinander isolierte Niederlagen erlitten.

Auch Scharnhorst lag in bezug auf die Kriegführung vielfach noch im Banne seiner Zeit. Oft brechen wohl die neuen Gedanken bei ihm wie Lichtstrahlen durch den Nebel der herrschenden Theorien. So lehrt er in seinen Vorträgen, daß eine Armee, die eine Provinz zu verteidigen habe, ihren Zweck am sichersten erreiche, wenn sie die zu deren Eroberung herankommenden feindlichen Streitkräfte vernichte. Er spricht davon, daß der Führer stets seinen Hauptzweck vor Augen haben müsse; er warnt vor Überschätzung der Geländehindernisse, da der Sieg weniger von der Stellung als von der Art abhänge, wie man sie verteidige.***)

Er erklärt, daß man bei einem Angriff in mehreren Kolonnen dem Feinde den Anmarsch besser verbergen und ihn länger über den eigentlichen Angriffspunkt im unklaren halten könne. Es sei dabei leichter, schwieriges Gelände zu durchschreiten, ungeübte Truppen, d. h. solche, die das preußische Massenexerzitium nicht kannten, zu verwenden, den Gegner zu umfassen oder einzuschließen. Daran knüpft

*) Als Gegner war eine verbündete Armee gedacht. Einer von Scharnhorsts Zuhörern, der Militärschriftsteller v. Strantz, hat uns den Inhalt dieser Aufgabe erhalten und sie in der Zeitschrift für „Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges" bekannt gemacht. (Berlin, Posen, Bromberg bei E. S. Mittler, Bd. 34, S. 171.)

**) Siehe S. 312.

***) Max Lehmann, Scharnhorst I, S. 315.

sich der mehrfach wiederholte Satz, daß Truppen, die von mehr als einer Seite angegriffen werden, als überwunden zu betrachten seien. Deutlich hebt er den Wert der Zahl bei gleicher Güte der Streitkräfte und die grundsätzliche Exzentrizität der Verteidigung, die Konzentrizität des Angriffs hervor.

Der starren preußischen Schlachtordnung in Treffen hintereinander stellt er die französische mit ihren selbständigen Einheiten aller Waffen nebeneinander gegenüber und entscheidet sich für diese. Mit dem Verpflegungssystem aus Magazinen hält er die Ernährung der Heere aus den Mitteln des Landes für gleichberechtigt.

Das alles klingt ganz modern. Aber das Technische und Systematische tritt noch stark in den Vordergrund. Die verschiedenen Formen werden uns als gleichwertig vorgeführt. Der innere Zusammenhang zwischen den einzelnen Elementen der neuen Kriegführung und die Überlegenheit, die sich aus ihrer Gesamtheit ergibt, treten nicht plastisch genug hervor. Wohl weist er darauf hin, daß nicht die gewonnenen, sondern nur die entscheidenden Schlachten Nutzen hätten, aber die entscheidende Schlacht steht für ihn noch nicht, wie für einen Napoleon, im Mittelpunkt der ganzen Kriegshandlung.

Indessen ist es nicht der geringste Beweis für die Helle seines Geistes, daß die erste Berührung mit dem wirklichen Leben ihn von den Fesseln befreite. Sein Vorschlag, als Napoleon die preußische Armee an der Saale zu umgehen drohte, mit dem ganzen Heere den Fluß zu überschreiten und den Kühnen durch Kühnheit zu übertreffen, ihn in Flanke und Rücken anzufallen, hat nichts mehr vom schulmeisterlichen Kleinkram seiner Vergangenheit an sich. Er war im großen Stile der neuen Heerführung gedacht. Er kam überein mit dem, was gleichzeitig Scharnhorsts genialster Schüler Clausewitz, dem es vergönnt war, sich ganz von den Fesseln der Vergangenheit frei zu machen, zur eigenen Prüfung im Marschquartier zu Tennstädt am 12. Oktober des Unglücksjahres niederschrieb.*)

In den Operationsentwürfen, mit denen 1806 das preußische Hauptquartier überschwemmt wurde, und in denen sich phantastische Ideen, Bilder aus der Befestigungskunst und allerlei Gemeinplätze bunt durcheinander tummeln, tritt die verzwickte Anschauungsweise der vorjenensischen Zeit deutlich zutage. Am klarsten dachte von

*) Schwartz, Leben des Generals Karl v. Clausewitz, I, S. 45—48.

den Heerführern wohl immer noch der alte Herzog von Braunschweig, der sich auch über die Mittel Preußens wenig Täuschung hingab.*) Auch von ihm aber besitzen wir ein Bruchstück von Treibhausstrategie, das in hohem Grade interessant ist. In seinem Operationsentwurfe für 1805, den er zu Anfang November in Potsdam dem im Beisein der Monarchen abgehaltenen Kriegsrate vortrug, schildert er im voraus, wie der in Süddeutschland vorgedrungene Napoleon mit arger List und Tücke umgarnt, vernichtet oder zur eiligen Flucht in die Schweiz gezwungen werden würde, wie man gleichzeitig auch Holland angreifen und sich dann am Rhein aufstellen müsse. Höchst bezeichnend ist es, daß der Herzog eine Niederlage der Franzosen gar nicht für unumgänglich notwendig erachtet, um alles dieses zu erreichen. Vielmehr spricht er von der Hoffnung, den bis dahin siegreichen Kaiser möglicherweise allein „durch die Macht des Manövers"**) zum Weichen zu bringen. Solche Erwartung wird einem Napoleon gegenüber ausgesprochen!***)

Bülow hat für die Methode jener Zeit ein hübsches Wort erfunden. Als er am 15. September 1807 in der Gefangenschaft zu Kolberg einen grotesken Plan entwarf, Napoleon aus Deutschland zu jagen,†) verlangte er zu seiner Hilfe Offiziere, aber „keinen vom Generalstabe, der immer rechnet und nach der Etikette Krieg führt".

Als die Berliner Regimenter am 30. und 31. August 1806 auszogen, wurde an die Soldaten ein anonymes Schriftchen verteilt, das man ihnen schon am 4. und 5. Dezember 1805 zum ersten Male in die

*) Vgl. Hoepfner I, 1, 120. (1. Aufl.)

**) Nach einem Ausdrucke in Massenbachs Abschrift des Operationsplans (Kriegsarchiv D. II, 61). Der französische Text, welcher von des Herzogs eigener Hand herrührt (Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg, herausgegeben von Ranke II [Eigenhändige Memoiren, Bd. 1], S. 317), drückt denselben Sinn in anderen Worten aus.

***) Kriegsarchiv D. II, 61 und Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abteilung für Kriegsgeschichte. Heft 1, S. 20 ff. Freilich war Austerlitz noch nicht geschlagen, aber schon nach seinen älteren Feldzügen und dem Vorgehen gegen Mack hätte man ihn besser kennen sollen.

†) E. Bülow und W. Rüstow, Militärische und vermischte Schriften von Heinrich Dietrich v. Bülow. Leipzig 1853, S. 41 ff.

Hand gegeben. Es führte den Titel: „Der alte Korbflechter im Invalidenhause vor Berlin an die Preußen bei ihrem Abmarsche.“*)

„Zu meinen Zeiten“, erzählt der alte Korbflechter und meint damit den Siebenjährigen Krieg, „ging es mehr schlecht und recht her.“ ...

„Seitdem ist die Welt raffinierter geworden, meinetwegen klüger, aber aus lauter Sinnen und Trachten, Grübeln und Klügeln ist unter manche Menschen eine Vorsichtigkeit gekommen, die alles ausmessen will, alles gewiß vorhersehen, bezweifeln und besorgen. Wer immer besorgen will, langt nicht hin. Wer darauf zugeht, ist da. Wenn sie Euch nun sagen, wo werdet Ihr essen, wo werdet Ihr trinken?, so denkt: wo andere essen und trinken, die von Süden herkamen, werden wir auch finden, was not tut“, usw.

Natürlichkeit in Beurteilung der kriegerischen Angelegenheiten war es in der Tat, was mangelte. Man hat in jener Zeit nicht so sehr, als man gewöhnlich meint, die Bedeutung der entscheidenden Schlacht übersehen. Fast alle Schlachten Friedrichs waren in der Militärischen Gesellschaft kritisch behandelt worden. In den Denkschriften spielt die Schlacht eine große Rolle. „Nie ist die Ursache, eine Schlacht zu liefern, dringender gewesen, als im gegenwärtigen Augenblick!“ beginnt das Memoire, das Phull am 12. Oktober 1806 dem Könige überreichte. Auf die Schlacht hoffte die Armee, die Revuetaktik drückte fortwährend ihr Bild aus.

Was man verlernt hatte, war, durch die Leitung aller Bewegungen mit unerbittlicher Beständigkeit auf die große Waffenentscheidung hinzudrängen, sie dem Feinde aufzuzwingen, wie Friedrich bei Prag und Kolin es getan. Man sah sie mehr als etwas zufällig Entstehendes an, gleich einem Gottesgericht, das im Kriege von oben her verhängt, nicht herbeigeführt wird durch die handelnden Personen.

Es war die Armseligkeit der eigenen Geisteskraft, welche Vorbilder in derjenigen Zeit des Siebenjährigen Krieges suchen und finden ließ, wo König Friedrich durch die Erschöpfung seiner Mittel gezwungen war, von den geraden Wegen zum Siege abzulassen, zu lavieren, hinzuhalten, Gelegenheiten zu erspähen und sich mit

*) Politisches Journal 1806, II, S. 924 ff. Eine französische Übersetzung findet sich in: **Histoire des campagnes de l'Empereur Napoléon de 1805—1806 et 1807—1809 (par le dépôt général de la guerre).** Paris 1845. I, 427 ff.

der Not seiner Lage abzufinden, so gut es eben gehen wollte. Den Hin- und Herzügen des Prinzen Heinrich und des Herzogs Ferdinand wendet sich das Interesse zu. Hier schien das Durchdachte, fein Ersonnene, Wissenschaftliche und Überlegte deutlicher hervorzutreten, hier die Kunst ihre höchsten Triumphe zu feiern. Die Überschätzung seines jüngeren Bruders hat der König durch das günstige Urteil, das er über ihn fällte, mitverschuldet. Die Mißvergnügten, die Friedrichs Härte irgend einmal gekränkt, erhoben den Prinzen auf ihren Schild. Herzog Ferdinand wieder wurde durch die Wilhelmsteiner Schule des Grafen Lippe verherrlicht. Scharnhorst hatte dort seine Bildung empfangen. Seine Schriften, sein Taschenbuch, seine Handbücher*) fanden weite Verbreitung. Sie entlehnten ihre Beispiele vorzugsweise den Feldzügen des Herzogs. Graf Lippe, sein Lehrer, hatte unter diesem kommandiert, die hannoverschen Truppen, bei denen Scharnhorst stand, unter ihm gefochten. Die Kenntnis der Einzelheiten aus Ferdinands Feldzügen lag dem Verfasser am nächsten. Es scheint, daß die Karlsschule in Stuttgart sich auch dieser Bewegung anschloß. So kam es, daß man schließlich glaubte, der Herzog Ferdinand, nicht der König sei es, von dem ein gewöhnlicher Sterblicher am meisten lernen könne. Friedrich war ein Genie, Heinrich und Ferdinand standen dem großen Haufen näher, waren menschlicher in ihrer historischen Erscheinung und galten darum als brauchbarere Modelle. Massenbach hat beiden vor großer militärischer Versammlung widerlich schwülstige Lobreden gewidmet.**)

Daß Prinz Heinrich in seiner Jugend Philosophie und vor allen Dingen viel Mathematik studiert haben müsse, galt ihm als ausgemacht. „Nichts ist dem Feldherrn nötiger, als der Geist der Kombination und des Kalküls." Als der junge Fürst zu selbständiger Tätigkeit berufen wurde, zeigten sich die Früchte solcher Vorbereitung. „Alle seine Stellungen und Märsche erhalten nach und nach das Gepräge der vollendeten Kunst. Gleich dem jugendlichen Adler, der mit ruhiger Vorsicht seine Kräfte erst erprobt und dann den kühnen Flug zur Sonne wagt, stählte der Prinz die Scharfsicht seines Geistes und führte in dem vierten Feldzuge den Verteidigungskrieg auf eine Be-

*) Vgl. Militärische Klassiker. Berlin 1881. Militärische Schriften von Scharnhorst.

**) Denkwürdigkeiten der Militärischen Gesellschaft in Berlin, II, S. 17 ff. und IV, S. 9 ff.

wunderung und Nachahmung verdienende Art." Der König wird getadelt, daß er 1759 den General v. Wedell und nicht den Prinzen Heinrich gegen die Russen sendete. Wäre dieser gewählt worden, hätte alles anders kommen müssen. „Nicht durch eigene Botschaft konnte dann Elisabeths Feldherr die schreckliche Nachricht an die wehklagenden Ufer der Newa senden. — Die schüchternen Musen entflohen dann nicht ihrem geliebten Wohnsitze und suchten in grausenvollen Wäldern nicht unsicheren Schutz." Nach der Schlacht von Kunersdorf aber wurde Prinz Heinrich Preußens Retter; das Schicksal hatte ihn, nach Massenbachs Ansicht, zu dessen Schutzgeist erkoren. — „Leihe mir, o Tacitus! deiner Sprache ausdrucksvolle Kürze, damit ich mit Kraft darstelle, was mit Kraft geschah!" deklamiert der Redner dazu. „Durch kühne Märsche schmeichelte der Prinz dem Glück" und „glücklicher als Cäsar bei Dyrrhachium, größer als Condé bei Rocroi, gleich dem unsterblichen Berwick erfocht er ohne Schlacht den Sieg."

Verblümt ist hier schon ausgesprochen, daß der Prinz höher stehe, als der König. Jener siegte durch Kunst, Wissenschaft und mathematische Vorbereitung, dieser bedurfte des ungewissen, unberechenbaren Mittels der Schlacht, also auch des Glücks dazu.

Unverhohlener tritt diese Tendenz in der Rede auf Herzog Ferdinand hervor. Die Vergleiche mit dem Könige sind unmittelbarer angestellt.

„Unsterblicher Ferdinand! Ich glaube deinen Schatten durch Schmeichelei nicht zu beleidigen, wenn ich deine Talente an die Seite der Feldherrntalente eines Monarchen setze, dem nur als König der Name des Einzigen gebührt."

„Der König unaufhaltsam, ungestüm, nicht immer vermögend, den Eintritt gewisser Nebenumstände abzuwarten, bringt oft seinem Gegner entscheidende Stöße bei, aber er verfehlt auch oft sein Ziel und verletzt sich selbst."

„Der Herzog kalt, ruhig, überlegend, pünktlich genau, behutsam, entdeckt mit ungemeiner Scharfsicht jeden möglichen Vorteil, benutzt ihn schnell und im entscheidenden Augenblick, verfolgt ihn mit unnachahmlicher Beharrlichkeit, überschreitet aber nie das Maß seiner Kräfte, so wie er nie diesseits des Zieles bleibt, das er durch die ihm anvertraute Macht zu erreichen imstande ist . . ."

„Wenige Fehler wähnt die klügelnde Kritik in dem Betragen des Herzogs auffinden zu können, viele in dem Betragen des Königs."

Auf diese Behauptung läßt Massenbach eine sehr gewundene Ehrenerklärung folgen. Der König sei besonders groß, sagt er, wenn es sich darum handele, den Folgen eines Ereignisses vorzubeugen, „das unsere kurzsichtige Weisheit einem begangenen Fehler beizumessen wagt". Erkennt man bei ihm einen Mißgriff, so muß man sich auch schon auf einen großen bewundernswürdigen Zug des Genies gefaßt machen. „Wenn man geneigt sein möchte, manchmal den Feldherrn zu tadeln, so kann man doch nie umhin, den Helden zu bewundern."

Mit anderen Worten heißt das: Friedrich war eben unberechenbar, groß vorzüglich durch seine allgemein menschlichen Eigenschaften. Der rein militärischen Bedeutung nach steht Herzog Ferdinand über ihm, ebenso wie Prinz Heinrich, und wer sich zum Feldherrn bilden will, tut wohl, sich nach diesen beiden Männern zu richten. „Ferdinand und Heinrich, beide sind kraftvolle Athleten, deren Arm den am Rande des Untergangs oft strauchelnden König hielt", lautet eine Stelle der Lobrede.*)

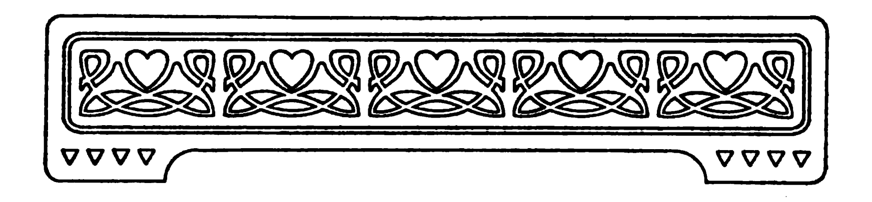
Auch Porbeck nannte den Herzog Ferdinand den Unsterblichen, den mächtigen Schild Deutschlands während des Siebenjährigen Krieges.**)

So begnügte man sich nicht mit den Lehren, welche der große König durch seine ersten Feldzüge aller Welt verständlich gegeben hatte, sondern glaubte das wahre Geheimnis bei seinen Rivalen zu entdecken. So dachte man zugleich das von ihm Überlieferte durch Abstreifung des Zuges von rohem Naturalismus zu vervollkommnen und der „echten Kunst" zu huldigen, die des Genies und des Heldentums nicht bedarf, sondern durch Grübelei und Wissenschaft zum Ziele gelangt. Nichts konnte einem Feldherrn wie Napoleon gegenüber gefährlicher sein, nichts gegen seine Art der Kriegführung hilfloser machen, wie diese Richtung.

*) Zu bedenken ist hier noch, daß diese Reden jedesmal am Geburtstage des großen Königs gehalten wurden, daß die Rücksicht also schon erforderte, ihn in den Vordergrund treten zu lassen und etwas von der wahren Meinung über seine Rivalen zurückzuhalten.

**) Neue Bellona II, 1. und 2. Stück, S. 181.





X. Preußen und Frankreich. Vergleiche.

1. Literatur und Presse. Die militärische Gesellschaft in Berlin.

Die praktische Vergleichsprobe von Roßbach und in den Feldzügen Ferdinands von Braunschweig hatte die Franzosen tief unter die Österreicher stellen lassen. In seinem militärischen Testamente sagt der große König von einem der Truppenführer, den er charakterisiert, man solle ihm in einem neuen Kriege zunächst kein selbständiges Kommando anvertrauen; denn er habe bisher nur gegen die Franzosen gefochten.

Im Jahre 1790 wurde ein jenseits des Rheins gezogener Vergleich zwischen der preußischen und französischen Armee durch Scharnhorsts militärisches Journal in Deutschland bekannt.*) Er war ausgegangen von den Offizieren der Garnison Straßburg, welche eine Adresse an König Ludwig XVI. und die Nationalversammlung richteten und nachwiesen, daß die französische Armee 26 000 Mann weniger zähle und 55 Millionen Livres mehr koste, wie die preußische. „Die Straßburger Herren Offiziere hätten — nach Ansicht des Journals — noch hinzusetzen können: und ist schlecht geübt und schlecht diszipliniert.“ Auch wird geltend gemacht, daß Frankreich 10 200 Quadratmeilen, 25 300 000 Menschen und 100 Millionen Taler Einkünfte habe,**) Preußen nur 3600 Quadratmeilen, 6 Millionen

*) Neues militärisches Journal, 4. Stück, S. 280.

**) Tatsächlich waren sie höher, nämlich 558 Millionen Francs im Jahre 1785. Dazu kamen noch 41 Millionen für die Lokalverwaltung der Provinzen. (Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, 4. Aufl., I, S. 36.)

Menschen, 23 Millionen Einkünfte, daß man ferner Preußens Macht gegen Frankreichs Schwäche, Preußens Schatz gegen Frankreichs Schuld halten müsse.

Nicht erheblich anders fiel eine Vergleichung von 1792 aus, deren Urheber vermutlich Scharnhorst selber ist. Auch dort, wo französische Neuerungen an der Hand des code militaire betrachtet werden, ist das Endergebnis, daß die französische Armee viel teurer und weniger zahlreich als die preußische sei,*) ein Ausspruch, der damals noch seine Richtigkeit hatte.**)

Bald folgte die erste praktische Probe der Rheinfeldzüge, auf die wir eingehender noch zurückkommen. Frankreich ging wohl als Sieger aus der großen Krise hervor und schob seine Grenzen weiter nach Osten. Allein für das Mißgeschick der Koalitionen gegen die Republik lagen sichtbare allgemeine Ursachen vor. Die Erklärung durfte nicht in größerer Tüchtigkeit der französischen Heere gesucht werden. Es nimmt nicht wunder, daß Blücher damals noch in sein Kampagnejournal verzeichnete: „Wenn sie einmal laufen, so ist an kein Halten zu denken, und sie sind in diesem Falle keine wütenden Republikaner, sondern noch immer die Roßbacher Franzosen.“***)

Auch war hinzugekommen, daß Preußen in diesen Feldzügen nur mit einem Bruchteile seiner Kraft auftrat, weil es, wie Clausewitz sagt, „auf eine anständige Weise untätig bleiben wollte“. Der Trost lag nahe, daß, wenn der Staat in einem großen Kampfe seine gesamten Mittel einsetzen werde, er auch das neue Frankreich leicht überwinden müsse.

Dennoch rief das „Glück der Franzosen“, wie man es in Deutschland nannte, zahlreiche Vergleiche hervor.

---

*) Bezüglich der Dekrete vom 28. Januar und 26. April 1791 über Aufstellung einer Auxiliararmee von 100 000 Mann wird gesagt, daß durch diese Einrichtung die nicht vollzählige und zu schwache Armee bald rekrutiert werden könne, wenn sonst nur alles in gehöriger Verfassung sei.

**) Erst durch die große Rekrutierung von 1793 und die Requisitionen im Lande änderte sich das Verhältnis zugunsten Frankreichs.

***) Man darf nicht vergessen, daß die Tüchtigkeit der neuen französischen Armee erst allmählich heranwuchs. 1796 brachte ihr Erzherzog Karl sehr ernsthafte Schlappen bei. Sie wurde 1795, 1796, 1799 noch über den Rhein zurückgeworfen.

Scharnhorst und Decken machten sich schon 1796 daran, die Gründe dieses Glücks zu untersuchen.*) Sie führten folgendes aus:

Die überaus schnelle Niederwerfung der holländischen Revolution hatte eine falsche Ansicht von der Widerstandsfähigkeit der französischen erzeugt. Ein Teil der maßgebenden Gesellschaft in den verbündeten monarchischen Staaten sah mit aristokratischer Geringschätzung auf die republikanischen Gegner hinab, ein anderer fürchtete ihre Umsturztendenzen. Die Wirkung beider Anschauungen kamen vollständig überein. „Die Furcht erzeugte eine allgemeine Ängstlichkeit, und man fing zuletzt auch an, diejenigen für Anhänger der französischen Revolution zu halten, welche nicht bei jeder Gelegenheit mit der größten Verachtung von den Franzosen sprachen, welche nicht ihre Ressourcen, ihre Macht, ihre Maßregeln und ihre Armeen so tief als möglich heruntersetzten, welche nicht behaupteten, die französischen Generale seien Schuster und Schneider, die Truppen seien feig, die Festungen schlecht verproviantiert usw. Natürlicherweise nahm ein jeder vernünftige Mann, der nicht ein Opfer der Rache sein wollte, sich wohl in acht, über die gegenseitige Lage der kriegführenden Teile, über die Vorteile, welche die besonderen Umstände den Franzosen darböten, und über die Schwierigkeiten, mit denen die verbundenen Mächte zu kämpfen hätten, zu reden." So steigerte sich auf künstliche Art die ohnehin schon vorhandene Unterschätzung des Feindes.

Als allgemeine Erklärungen für den Erfolg der Franzosen werden von Scharnhorst und Decken genannt: die Lauheit der verbündeten Kabinette, ihr Mißtrauen gegeneinander, die Teilnahmlosigkeit der höheren Schichten, die Zurückhaltung der einzelnen Staaten, von denen jeder nur einen Teil seiner Kräfte dem gemeinsamen Interesse weihen wollte.

Das Volk tat, als ginge der Krieg es nichts an; höchstens war er als eine Gelegenheit zu bequemem Verdienst erachtet. „Der Krieg glich in den kaiserlichen Niederlanden und Holland einer Privatunternehmung, bei der jeder wuchern, aber niemand das geringste aufopfern wollte. Hier verkaufte der Schiffer den Armeen seine alten Schiffe für neue; hier ließ man sich die Transporte zu Schiffe und die

*) Neues militärisches Journal, Bd. VIII. (Militärische Denkwürdigkeiten, Bd. I.)

Fuhren, die unentgeltlich geleistet werden mußten, dreifach bezahlen; hier betrog jeder die Armee, ohne daß er das tat, was sonst ein Landeseinwohner im Kriege zu leisten pflegt, das heißt, ohne daß er hilfreiche Hand zur Aufnahme und dem Transporte der Kriegs- und Mundbedürfnisse, der Hospitäler, der Waffen und Montierungen usw. leistete. Man weiß, daß die Plätze, wo die Parks standen, bezahlt werden mußten, wenn die Armee mit der Regierung der Provinzen nicht in Krieg geraten wollte; daß die Fähren nicht anders überfuhren, als wenn ihnen von dem Militär eine doppelte Bezahlung geleistet wurde; daß die Gerichtsbarkeiten vorgaben, der Einwohner sei vom Militär dadurch ruiniert, daß er, statt einen Soldaten eine Nacht im Hause zu haben, ein Pferd darin habe stallen müssen usw."*)

In Frankreich hingegen mußten wohl oder übel alle Kreise mit der rückhaltlosesten Opferwilligkeit für die Durchführung des Kampfes eintreten. Die Furcht vor Vergeltung und Reaktion mehrte die Mittel der Republik. Die Drohungen der Gegner hatten den Enthusiasmus angefacht, und endlich brachte der Terrorismus die Massen in Bewegung. *In den verbündeten Staaten scheuten milde Regierungen alle außergewöhnlichen Mittel.*

Scharnhorst hebt weiter hervor, daß die Franzosen aus ihren Festungen, aus der glücklichen geographischen Lage ihres Landes und aus der Natur des Kriegstheaters viele Vorteile gezogen hätten. Auch meint er, die französischen Truppen seien nicht so schlecht gewesen, als man sie sich vorgestellt, man habe vergessen, daß eine große Anzahl Linientruppen sich unter ihnen befanden. Die Rücksichtslosigkeit der republikanischen Gewalthaber brachte auch schließlich die richtigen Männer an die Spitze der Heere, und die Kriege gaben diesen die nötige Erfahrung. Die wesentlichste der Ursachen sieht auch Scharnhorst endlich in den politischen Verhältnissen, namentlich in dem Gegensatz zwischen Österreich und Preußen.

---

*) Neues militärisches Journal, VIII, S. 44. Diesen Angaben Scharnhorsts und Deckens ist noch hinzuzufügen, daß sich Pfalz-Bayern für neutral erklärte, ebenso die Reichsstadt Cöln, von kleinen Territorien ganz zu schweigen. Hamburg war sehr ungehalten, daß man ihm verbieten wollte, den Franzosen Kriegsbedürfnisse zuzuführen; es gingen auch ganze Schiffsladungen Getreide nach Frankreich, um den Reichsfeind mit Lebensmitteln zu versorgen. Und ein Mann, wie Busch, focht ganz einfach den Satz durch, diese verräterische Neutralität sei die einzig richtige Politik der Reichsstädte. Vgl. Häußer, Deutsche Geschichte, 1858, Bd. II, S. 411.

übrigens teilte er die Auffassung Blüchers und so vieler anderer, daß eine anfängliche Niederlage, selbst das Ausbleiben von Erfolg den Franzosen jedesmal entmutige und in Verwirrung bringe. Mit großem Vertrauen gehe derselbe in den Kampf, vernichte aber dann irgend ein Umstand seine Hoffnungen, so trete der Rückschlag um so heftiger ein. Daher seien alle verlorenen Schlachten bei der französischen Nation von um so größeren Folgen.*)

Ähnlich wie Scharnhorsts und Deckens Abhandlung sprach sich der bessere Teil der Militärliteratur überhaupt aus. Dumas' Werk: „Des résultats de la dernière campagne“ erschien und veranlaßte in Deutschland Untersuchungen über „das neue Kriegssystem der Franzosen“. Decken berichtet:**) „Es hat Schriftsteller gegeben, die in der Art, wie die Franzosen den Krieg führten, eine gänzliche Auflösung der in den vorhergehenden Kriegen festgesetzten Grundsätze haben erkennen wollen, und die uns für die Zukunft eine ganz veränderte Taktik weissagen. Ihre Behauptungen gründen sich nicht sowohl auf eine Zergliederung der Ursachen und der Bestandteile des neuen französischen Kriegssystems, als vielmehr auf die Wichtigkeit des Einflusses, die es auf die politischen Verhältnisse des Staats gehabt hat. Wenn es gleich sehr gewöhnlich ist, daß man sich ganz unbedingt für die siegende Partei erklärt, so ist es dennoch sehr unsicher, von der Wichtigkeit und Größe der Ereignisse auf große militärische Resultate zu schließen.“

Die hierauf folgende kritische Betrachtung findet heraus, daß die Taktik Friedrichs darin bestanden habe, die Kräfte zu konzentrieren und die Hauptpunkte, aber nicht zu gleicher Zeit, sondern einen nach dem anderen, anzugreifen, die der Franzosen, dasselbe mit geteilten Kräften und auf allen Punkten gleichzeitig zu tun. So groß die Verschiedenheit, heißt es weiter, war dennoch das Verfahren der Franzosen den Verhältnissen sehr angemessen, in welchen sie sich nach dem Massenaufgebot befanden. Eine Verkettung der Begriffe von Vaterlandsliebe, Gleichheit und Freiheit, verbunden mit einer starken Dosis Schwärmerei, um den unumgänglich nötigen Enthusiasmus zu erhalten und die Gemüter für das Regime der Strenge vorzubereiten, welches Robespierre herrschen ließ, endlich die Beimischung

*) Neues militärisches Journal, VIII, S. 98.

**) Ebenda IX. (Militärische Denkwürdigkeiten, II), S. 68.

geübter Soldaten machten die ungeregelten Scharen verwendbar und ihren sofortigen Gebrauch ratsam. Sie mußten sich zugleich aller überflüssigen Bedürfnisse des Lebens entschlagen, ohne Bagage marschieren, sich leichter von einem Ort zum anderen bewegen, als die Armeen des Siebenjährigen Krieges. Sie verbanden die nötige Ausdauer mit der Geschwindigkeit, ohne welche Eigenschaften das neue System nicht hätte ausgeführt werden können. Die Generale der verbündeten Mächte endlich hatten die Gefälligkeit, die Parallelstellung und mit ihr das Ausdehnungssystem anzunehmen. So konnten die Franzosen, noch dazu auf ihre festen Plätze gestützt, Erfolge erringen.

Aber die vorübergehende Veränderung der Taktik brachte selbst in der Epoche ihrer größten Wirkung keine Vervollkommnung der Kriegskunst. Der schwächere Teil vermochte von der neuen Veränderung, welche Reichtum an Mitteln voraussetzt, keinen Nutzen zu ziehen, und als wahre Verbesserung kann nur das gelten, was dem Schwachen zugute kommt, ihn gegen den Starken schützt. Es scheint hieraus zu folgen, daß die Kriegskunst keine Revolution erlitten habe, die auf die folgenden Kriege einen entscheidenden Einfluß ausüben werde.

So stellte sich die kritische Untersuchung auf einen moralischen Standpunkt und verlor den praktischen aus dem Auge.

Daß es den Franzosen gar nicht darauf ankam, die Kunst durch „wahre" Verbesserungen zu bereichern, für den Schwachen Waffen gegen den Starken zu schmieden, sondern lediglich darum, ihre politischen Zwecke zu erreichen und, nachdem die Invasion glücklich zurückgewiesen war, ihre Herrschaft und ihren Einfluß zu erweitern, ließ der sonst so geistvolle Schriftsteller außer acht.

Auf diesem praktischen Gesichtspunkte fußt die Untersuchung nur in einzelnen Folgerungen. Als erwiesen sah Decken an: „die großen Vorteile der Offensive, den Nutzen der erhöhten Beweglichkeit der Armee, den Einfluß der Festungen auf ihre Führung, die Unzulänglichkeit der sogenannten preußischen Taktik in sehr durchschnittenen Gegenden und die daraus entstehende Notwendigkeit, die leichten Waffen mehr als bisher mit den schweren zu vereinigen, die große Wirkung des Feuergewehrs und folglich die Notwendigkeit, besser schießen, d. h. zielen zu lernen" usw.

In der „Neuen Bellona“ stellte Porbeck*) eine Betrachtung über die Ursachen des französischen Kriegsglücks an, welche durch mehrere Jahrgänge lief.**) Er erkannte darin an, daß die Kriegswissenschaft in ihrem ganzen Umfange durch die neue Schöpfung der französischen Armeen große Abänderungen erlitten und „diesen, in Rücksicht ihrer Verpflegung, Bewaffnung und dadurch leichterer Bewegung in Märschen und Gefechten, durch ihre Führung und ihren Freiheitsfanatismus, ein großes Übergewicht über die verbündeten Heere gegeben“.***)

Dann wird auf Mängel des inneren Zustandes der verbündeten Heere hingewiesen. „Fast alle Dienste, wenige ausgenommen, hatten seit dem Siebenjährigen Kriege durch den Geist, den Lauf und die Ereignisse der Zeiten gewonnen, die mehrsten hatten in Rücksicht des frohen Gemeingeistes viel verloren, da sie teils am Solde und der Verpflegung, teils in sonstigen Einrichtungen eine außerordentliche Staatsökonomie an sich ausüben gesehen und dadurch äußerst eingeschränkt und mißvergnügt geworden.“

Die Warnungen, welche die Feldzüge von 1794 ab den alten Armeen zuteil werden ließen, wurden durch eine Reihe von Erfolgen abgeschwächt, und so kam es, daß die Nichtachtung des Gegners keineswegs schwand. Dies unterdrückte, wie Porbeck im Jahre 1803 aussprach, „den sorgenvollen Gedanken, daß, wenn diese neugeschaffenen fanatischen Heeresmassen, des kriegerischen Talents ihrer Vorfahren eingedenk, einmal ans Feuer gewöhnt, das Lehrgeld entrichtet, mit zusammenwirkender weit überlegener Macht, in Front und Flanken, zugleich unter dem Schutz ihrer Festungen, operieren würden“, das Kordonsystem ohne Flanken und Stützpunkte zusammenbrechen müsse.†) Trotzdem gibt auch Porbeck die Hauptschuld der Politik und bleibt bei der richtigen, aber wertlosen Meinung stehen, daß die Revolutionsfeldzüge nicht mit den Feldzügen großer Feldherren zu vergleichen seien.††)

Eingeräumt wurde, „daß man sich die Franzosen, die man seit

---

*) Zur Zeit hessischer Quartiermeister-Leutnant.

**) Neue Bellona. Leipzig bei J. C. Hinrichs. Vom I. Bd., S. 385, bis IV. Bd., S. 422.

***) Ebenda I. Bd., S. 388

†) Ebenda IV. Bd., S. 336.

††) Ebenda IV. Bd., S. 152.

dem Siebenjährigen Kriege in den deutschen Armeen als schlechte Krieger betrachtet, von denen man nicht gesprochen, ohne die Schlacht bei Roßbach zu erwähnen, die auf dem Theater, in den Wachen, allerwärts das Ideal der Feigheit hatten abgeben müssen",*) durch die eigene laue Kriegführung zu starken Gegnern herangezogen habe. Richtig würdigte man die Bedeutung einzelner Persönlichkeiten, welche die Revolution an die Spitze gebracht, so zuerst diejenige Robespierres und später auch die Bonapartes. Dieser erfuhr im Jahre 1798 in Deutschland durch sachkundige Federn eine erste sehr gründliche Beurteilung.**) Schon hatte sich sein Feldzug von 1796 und 1797 in Italien vor den staunenden Blicken der Welt entwickelt. Archenholz erklärte in der „Minerva": „Die Talente dieses Feldherrn sind groß, noch weit, noch unendlich größer aber ist sein Glück." Decken verglich die Lage des Korsen mit derjenigen Friedrichs. Er fand sie leichter, weil Bonaparte nur einen, nicht mehrere Feinde zu bekämpfen gehabt. Aber dessen Verdienst schien ihm darum nicht verkleinert. Zugeben müsse man, daß er die Umstände auf die allergeschickteste Weise zu benutzen verstanden. „Ihm bleibt das seltene Verdienst, seine Operationen nach den jedesmaligen Verhältnissen einzurichten." . . . „Er verfuhr nach anderen Grundsätzen, als der König von Preußen, ohne deshalb Tadel zu verdienen. Er zeigte sich tapfer und unternehmend, er machte von allen französischen Feldherren die schnellsten Fortschritte, er war ununterbrochen glücklich; er fand vorzügliche Unterstützung. Tüchtige Führer hatten ihm vorgearbeitet, aber" — so schließt die Beurteilung — „er verdiente es auch, ein Liebling des Glücks zu sein."

Zwei merkwürdige Betrachtungen finden sich in derselben Skizze. Die eine weist auf den Umstand hin, der viel zur falschen Beurteilung der kriegerischen Kraft Frankreichs beitrug, nämlich die Geringfügigkeit der in den italienischen Schlachten und Gefechten von 1796 und 1797 auftretenden Truppenstärken. Auf keinem Flecke schätzte man diese über 20 000 Mann.***) Der andere Hinweis wäre

---

*) Neues militärisches Journal, VIII, S. 294.

**) Minerva 1798, IV, S. 131 und Neues militärisches Journal, Bd. IX, S. 370 ff.

***) Auch Archenholz suchte in der Minerva (Jahrgang 1801, I, S. 5 ff.) nachzuweisen, daß die wirklich ins Feld gerückten Heere niemals so zahlreich gewesen eien, wie die Geschichte sie angenommen; dies sei insbesondere mit den französischen

geeignet gewesen, auf die richtige Bahn zu lenken. Er lautet: „Eine Nation, die für ihre Existenz streitet, verrichtet oft, gleich einem Verzweifelten, ganz außerordentliche Dinge, weil sie, durch keine Verhältnisse zurückgehalten, alle Mittel, die ihr zu Gebote stehen, anwendet. Geht sie aus diesem Zustande zu dem entgegengesetzten über, wird sie nun ihrerseits der angreifende Teil, so wird der Schwung, der durch die große Spannung allen Ressorts mitgeteilt ist, noch lange fühlbar sein. Und wenn sie nun auch zu gewöhnlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen muß, so erscheint sie doch in einer furchtbareren Gestalt, als wenn sie nie in jenen Zustand versetzt worden wäre."

Zugegeben wurde den Franzosen mehrfach die größere Leichtigkeit der Bewegung, die Kraft ihrer wütenden, regellosen Angriffe, der Enthusiasmus, gegen den auch die Kunst nichts vermocht hätte, ihre Bedürfnislosigkeit, ihre Unabhängigkeit von der Verpflegung und daher die reißende Schnelligkeit der strategischen Operationen.

Aber diese richtigen und günstigen Urteile werden immer wieder durch Bedenken eingeschränkt. Der Loslösung von der üblichen Magazinverpflegung müsse der Mangel und diesem das Schwinden der Mannszucht notwendigerweise folgen; durch die Auflösung im Gefecht verliere sich die Kraft für den geschlossenen Entscheidungskampf — daher erkläre sich auch die Seltenheit großer offener Feldschlachten in den Kriegen gegen Frankreich. In diesen werde sich die preußische Ausbildung glänzend bewähren.*)

Der Feldzug von 1805 zeigte statt dessen die Überlegenheit Napoleons und der Franzosen im hellsten Lichte. „Sind die Franzosen in den neuesten Zeiten in der Kriegskunst weiter gekommen als die Deutschen?", so lautet die damals in der „Minerva"**) beantwortete „wichtige" Frage,***) nicht etwa: „Sind die Franzosen stärker als wir, und was ist zu tun, ihnen erfolgreichen Widerstand zu leisten?"

---

der Revolutionskriege der Fall. Er meint, daß die Armee, welche Soltikow und Laudon 1761 in Schlesien vereinigten, die stärkste gewesen sei, welche sich je im freien Felde in Europa an einer Stelle versammelt hätte — die Züge Attilas und Bonapartes eingeschlossen.

*) Militärisches Taschenbuch 1801. Berlin bei Himburg.

**) „Minerva" 1806, II, S. 397.

***) Nach dem Dekanatsbuche der philosophischen Fakultät in Gießen hatte der Major der Artillerie Caemerer (siehe S. 345) seine Antrittsrede als ordentlicher Professor über ein ähnliches Thema gehalten: „Hat die Kriegskunst durch den französischen Revolutionskrieg gewonnen?"

Archenholz bemerkt: „Man kann jetzt, nach dem Feldzuge von 1805, fast keine politische Schrift in die Hand nehmen, ohne von den neuen Fortschritten der Franzosen in der Kriegskunst und deren Vervollkommnung mit einer Bestimmtheit reden zu hören, die jeden Zweifel ausschließt. Selbst deutsche Militärschriftsteller haben dies teils geradezu angenommen, teils stillschweigend eingeräumt. Wenn dies Wahrheit ist, so bleibt uns nichts übrig, als auch durchaus nach dieser Vollkommenheit zu streben, welches für eine kriegerische Nation, wie die deutsche, keine sehr schwere Aufgabe sein kann; oder, bei gänzlicher Untätigkeit, uns mit Kleinmut dem Schicksale zu überlassen." Die nachfolgende Untersuchung — meint er —, welche von einem trefflichen und sehr sachkundigen Denker angestellt sei, werde recht beruhigend wirken.

Diese Untersuchung führt aus:

Die Verschiedenheit zwischen den deutschen Stämmen ist sehr groß. Unter Friedrichs Schutz enthüllte sich die Sonne der Aufklärung über Norddeutschland, während über dem Süden Finsternis lag. Es ist also hauptsächlich das erstere mit Frankreich zu vergleichen und eigentlich zu fragen: „Sind die Franzosen in der Kriegskunst weiter als die Preußen, Sachsen, Hessen usw.?" Die letzten Feldzüge scheinen dies nicht zu erweisen. Die Preußen haben nur am 13. Juli 1794 unglücklich gefochten, die Franzosen wiederholt. In der theoretischen Kriegskunst stehen die Norddeutschen mit den Franzosen wenigstens auf gleicher Stufe. Die den Franzosen so oft nachgerühmte Schnelligkeit und Gewandtheit des Körpers mag beim Tiraillieren einigen Nutzen haben, aber bessere Krieger sind sie darum nicht. Die „geradezuhauenden" Pommern vom Husaren-Regiment Blücher waren ihnen immer überlegen.

Auch die neue „Kriegskunst" des Kaisers verdient im Grunde genommen keinen Vorzug. Die Konskription ist eine Nachahmung des deutschen Kantonwesens, und dieses für Deutschland jedenfalls besser. Die Einteilung der Franzosen in Divisionen mit ständigem Generalstabe kann als zweckmäßig gelten, obschon „die größere oder geringere Geläufigkeit, womit die Offiziere des Generalstabes ihre Geschäfte betreiben, über das Glück einer Kampagne nicht entscheidet". Die Bewegungen ohne Magazine und das Requisitionssystem sind nur durch außergewöhnliche Umstände begünstigt worden. In unfruchtbaren Gegenden werden sie den Ruin der Armee herbeiführen. Die Fran-

zosen haben allerdings weniger Bagage, und die Offizierpferde ließen sich wohl beschränken; denn auch zu Ende des Siebenjährigen Krieges gingen Offiziere zu Fuß, die nicht mehr imstande waren, sich Pferde zu kaufen. Ob man aber gar die Zelte abschaffen darf, wie es die Franzosen tun, darüber müßten erst einmal erfahrene Ärzte sich aussprechen. Das zerstreute Gefecht, von dem man so viel Wesens macht, ist nichts Neues und führt in der Ebene stets zum Verderben.

„Kühne Evolutionen" kann man in Napoleons Kriegsweise nicht entdecken. Seine Feldherrnpläne sind sehr fragwürdig. War es wohl gerechtfertigt, daß er 1797 bis Bruck an der Mur vordrang, während in Tirol und Kroatien die Österreicher noch auf seinen Flanken standen? Gewiß nicht! War der so oft gepriesene Übergang über die unwirtbaren Alpen ein nachahmungswürdiges Manöver? Nimmermehr! Denn, wenn die Österreicher richtig verfahren wären, hätten sie die aus dem Gebirge heraustretenden Kolonnen einzeln geschlagen und in die Alpen zurückgeworfen, wo sie verhungern mußten. Bernadottes Donauübergang 1805 war verwerflich; denn wäre Mack ein anderer gewesen als er war, hätte er den Marschall vernichtet. Napoleons Marsch nach Wien, später sogar nach Mähren zur Schlacht von Austerlitz ist entschieden zu verdammen; denn in Norddeutschland zogen sich ja bedeutende Streitkräfte zusammen, und wenn Preußen zugegriffen hätte, würde sein Unterfangen ihm übel bekommen sein. „Das bisher Gesagte mag genug sein, um zu beweisen, daß die Franzosen weder den Norddeutschen in der Kriegskunst überlegen, noch aber die Erfinder einer ganz neuen Kriegskunst sind."

Die Franzosen sind nicht stärker, auch nicht abgehärteter als die Deutschen; die Abhärtung nützt überdies nichts, da ihre Armeen sich schnell verbrauchen und durch junge unerfahrene Elemente erneuert werden. Sie marschieren und bewegen sich auch nicht schneller. Bei dem berühmten Marsch von Boulogne an den Rhein legten sie 3⅔ Meilen täglich zurück, das können deutsche Infanteristen auch. Wurde dabei viel gefahren, so beweist dies nur, daß die Armee zahlreiche Marode hatte.

Die Franzosen sind also weder bessere Soldaten, noch steht ihnen eine neue Kriegskunst zur Seite. Sie verdanken alles nur der Energie ihrer Führer, zumal derjenigen Napoleons, und diese Energie ist zu bekämpfen; daran werden es aber die norddeutschen Heerführer nicht fehlen lassen.

Die Untersuchung stellt sich meist auf einen objektiven wissenschaftlichen, keinen realistischen Nützlichkeitsstandpunkt. Ob die Kunst gewonnen hat, ob, was die Franzosen tun, neu oder schon dagewesen sei, ob, was ihnen zum Siege verholfen, nicht auch seine Bedenklichkeiten habe und zum Unheil führen könne, wird erwogen, niemals das schlichte Macht- und Kräfteverhältnis. Trotzdem war man von der numerischen Stärke der französischen Kriegsmacht unterrichtet. Noch im alten Jahrhundert hatte Archenholz sie auf 565 212 Mann angegeben.*) Es fehlte den Beurteilern der prophetische Blick, in der gewaltsamen Aufbietung dieser Fülle von ungeregelten Kräften den Keim einer künftigen großartigen Machtentwicklung zu erkennen.**)

Nur vereinzelte Stimmen erkannten unumwunden Frankreichs Stärke an, wie ein ungenannter Verfasser, der sich in der „Minerva" von 1801 vernehmen ließ:***) „Ich habe Frankreich als eine militärische Macht betrachtet; ich habe gezeigt, welche Übermacht es als solche über die vereinigten Mächte des festen Landes insgesamt und umsomehr über jede insbesondere hat. Bevölkerung, natürliche und erworbene Reichtümer, Fruchtbarkeit des Bodens, glückliche Lage, Industrie, die Leichtigkeit, seine Armeen zu rekrutieren, ohne in die Notwendigkeit versetzt zu sein, deren sehr zahlreiche zu unterhalten, alle Angriffsmittel, eine unüberwindliche Grenze, Enthusiasmus und Gewohnheit des Krieges, eine ganz aus Soldaten bestehende Nation, eine von seinen Feinden selbst anerkannte Gewalt über die Gemüter, Einheit der Ratschlüsse, Geschwindigkeit der Ausführung, mit einem Worte, alle Vorteile sind für Frankreich, gegen die Gegner, die es noch hat."

Diese goldenen Worte waren leider in langatmige philosophisch-wissenschaftliche Betrachtungen eingestreut und unter Schlacken so verborgen, daß sie dem flüchtigen Blick der Menge nicht sichtbar wurden.

*) „Minerva" 1799, III, S. 341.

**) Wie S. 384 (Anmerkung) erwähnt, tröstete sich auch Archenholz über die große Zifferstärke der französischen Landmacht mit der Betrachtung, daß die wirklich auf dem Kriegstheater zur Verwendung gelangten Teile derselben immer viel geringer gewesen seien, als man gemeinhin glaubte.

***) Untersuchung des politischen und militärischen Zustandes der europäischen Staaten in Beziehung auf Frankreich, im Anfang des Jahres 1801, Bd. IV, S. 45 ff.

Auch die Tagespresse beschäftigte sich mit dem Thema der Vergleichungen. Sie brachte ziemlich richtige Nachrichten über die Stärkeverhältnisse, erzählte viel von der Schnelligkeit der Heeresbewegungen der Franzosen, ihrer Art, ohne Magazine Krieg zu führen, aber zugleich von den zahlreichen Maroden, welche sie zurücklasse, und namentlich von dem schlechten Zustande ihrer Pferde. Allerlei Anekdoten spielen eine Rolle. Eine ernsthafte Parallele zwischen französischen und deutschen oder preußischen Heeresverhältnissen wurde nicht gezogen. Über den einfach berichtenden Ton kamen die bekanntesten Blätter nicht hinaus, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß ihnen die Zensur auch ein Mehr vielleicht nicht erlaubt hätte.

In der rastlos arbeitsamen Militärischen Gesellschaft Berlins fehlte es natürlich nicht an Schilderungen der französischen Armee, ihrer Waffentaten und an Vergleichen.

Gleich im ersten Jahre*) besprach Scharnhorst ausführlich den „Etat militaire de la République françoise, pour l'an X".**) Organisation, Stärke, Einteilung kamen dabei zur Sprache. Er schloß mit den Worten: „Man bemerkt in den meisten Einrichtungen der französischen Armee, z. B. in den Exerzier-Reglements, den Mobilmachungsplänen und der neuen Konskriptions-Verfassung, daß man die preußischen Einrichtungen mit sehr vieler Aufmerksamkeit da benutzt hat, wo die Lokal- und anderen Verhältnisse es gestatten."***) Den Etat militaire für das Jahr XII besprach Professor Kuhfahl in ähnlicher Weise. Die Feldzüge der Franzosen wurden in zahlreichen Vorträgen behandelt. Massenbach erklärte pathetisch, „das Jahr 1799 habe 1757 übertroffen."†) Oberst v. Phull lehrte, daß die Verbündeten das System hätten schlagen müssen, nach dem die Franzosen Krieg führten.††) Weiterhin sprachen: Major Graf Lottum vom Ober-Kriegskollegium, Major v. Menu, Major v. Berge,†††) Major v. Kleist, Hauptmann v. Schoeler, Leutnant v. Grolman u. a. m. über die Franzosen und ihre Kriege. Aus allen bemerkenswerten französischen Büchern erfolgten Mitteilungen.

*) 1802.

**) Paris. Bureau de l'Etat militaire, XXXVI, 1802.

***) Denkwürdigkeiten der Militärischen Gesellschaft, I, S. 183.

†) Denkwürdigkeiten III, S. 9.

††) Denkwürdigkeiten I, S. 1.

†††) Berge erklärte Napoleon für „ein Schoßkind des Glücks". Denkwürdigkeiten III, S. 60.

Der wichtigste Tag der Gesellschaft war wohl der 21. November 1803, an welchem Scharnhorst über das im Juni desselben Jahres in Hannover eingerückte französische Korps sprach.*) Zu dieser Vorlesung bemerkten die Mitglieder: „Die französischen Truppen sind sich in jeder Hinsicht sehr ungleich, die reitende Artillerie ist sehr gut. Der Etat der Kompagnien und Eskadronen ist inkomplett. Das Band der Subordination ist sehr schwach und zerreißt bei Unglücksfällen gewöhnlich gänzlich; daher eine geschlagene französische Armee in eine sehr schlimme Lage kommt. »Indem man so viel von den Taten dieser Truppen im Revolutionskriege spricht, sollte man bedenken, unter welchen ungleichen Umständen dieser Krieg ist geführt worden . . . .« Dieser Krieg gleicht dem, den leichte Truppen miteinander führen. Vergleicht man ihn mit dem Siebenjährigen, so findet man einen wesentlichen Unterschied. In keinem Feldzuge des Revolutionskrieges sind vor dem Feinde so viele Menschen geblieben, als in einer der großen Schlachten bei Prag, Torgau usw. Die Schlacht bei Marengo, welche man für die blutigste hält, kostete kaum den dritten Teil von Menschen, die in der Schlacht bei Torgau blieben oder verstümmelt wurden." Das nicht sehr glückliche Verfahren, den Wert der Truppen und ihrer Fechtart nach der Höhe der Verluste zu berechnen, findet sich mehrfach wieder und scheint das Seinige getan zu haben, die Täuschung zu erhalten.

Nach Vorlesungen, Mitteilungen, Besprechungen lief das Urteil schließlich darauf hinaus, daß an den Armeen der Republik und des Kaiserreichs manches gut sein möchte, daß sie sich aber selbstverständlich mit der preußischen nicht vergleichen könnten.

Es bleibt noch zu untersuchen, was von Amts wegen für Beobachtung der französischen Heereszustände geschah. Militärbevollmächtigte bei den Gesandtschaften gab es noch nicht. Staatsmänner und Diplomaten aber standen dem Heerwesen im allgemeinen näher als heute. Der Wechsel der Laufbahn und der Übertritt von Offizieren aus der einen in die andere Armee war häufiger. An militärischen Forschungsreisenden hat es nicht gefehlt. Zu den Zeiten des großen Königs scheint es üblich gewesen zu sein, denselben genaue

*) Scharnhorst besaß genaue Nachrichten über dasselbe. (Klippel III, S. 95.)

Weisungen zu erteilen, worauf sie bei den fremden Truppen zu achten hätten.*) Wenigstens ist eine solche Instruktion, von General Retzow aufgesetzt, erhalten geblieben.

---

2. Reiseberichte und Gutachten.

Lecoq. Schack. Knobelsdorff. Alvensleben.

Preußen lernte die Franzosen Bonapartes nicht aus eigener Erfahrung kennen, da es seit dem Baseler Friedensschlusse vom 5. April 1795 keinen tätigen Anteil am Kriege gegen Frankreich genommen hatte. Es war jedoch ein nahe interessierter Zuschauer geblieben. Die französischen Truppen wurden im Jahre 1796 in Deutschland von preußischen Offizieren gesehen. Der schon mehrfach genannte Oberstleutnant v. Lecoq vom General-Quartiermeisterstabe befand sich in Jourdans Hauptquartier und berichtet aus Plauen am 31. August an den König:

„Der General Jourdan kam um 6 Uhr abends in Erlangen an, wo er sein Quartier nahm. Eingeschlossen in sein Kabinett mit einem Teile der Adjutanten, dem Regierungskommissar Gaubert, dem Intendanten und mehreren Offizieren, welche Chefs verschiedener Departements sind, beförderte er sogleich die Befehle für die Operationen des nächsten Morgens, ferner die ganze Korrespondenz des Tages, auch die Antwort auf mein Memoire. Um 9 Uhr waren alle Angelegenheiten erledigt und die Ordonnanzoffiziere zu den verschiedenen Divisionen unterwegs. Jeder Divisionsgeneral wird von dem allgemeinen Zweck der Bewegungen und näher von dem unterrichtet, was seine Division angeht. An ihm ist es dann, die Einzelheiten seiner Aufgabe zu regeln. Ich habe die Ordnung, welche auf diesem Gebiete herrscht, nicht genug bewundern können . . .“

„Die Armee Jourdans habe ich in einem sehr guten Zustande gefunden, Sire, wenn man die buntscheckige Bekleidung der Infanterie ausnimmt. Die Kavallerie hat schöne Leute und ziemlich gute

---

*) Friedrich der Große forderte auch von seinen Gesandten sehr genaue Berichte über die Armeen des Staates, in dem sie beglaubigt waren. Sie mußten ihm die Etats verschaffen, über Manöver und neue Evolutionen Meldung erstatten. Den Versuchen St. Germains, die französische Armee zu reformieren, folgte er mit lebhaftem Interesse in allen Details, ebenso später den Maßnahmen Ségurs.

Pferde; die Grenadiere sind von schönem Wuchs, die Infanterie ist klein, aber aus jungen, kräftigen Mannschaften zusammengesetzt, welche geeignet sind, die Beschwerden zu ertragen. Die Bespannung der Artillerie ist ausgezeichnet. Diese Armee, fast ohne Equipagen, ist der reißendsten Bewegungen fähig. Während die Österreicher Positionen nehmen, um den Rückzug ihrer Equipagen zu decken, hören die Franzosen nicht auf, sie zu harcelieren."*)

Dieser Bericht, der erst in neuerer Zeit ans Licht der Öffentlichkeit gezogen worden ist,**) blieb in der Armee leider unbekannt und hat gewiß nur in sehr engen Kreisen gewirkt. Einige Jahre später gelangte die sehr ausführliche Abhandlung eines französischen Militärs über die in der Organisation und der nationalen Taktik vorgegangenen Veränderungen in die Hände der preußischen Militärbehörden.***) „Die unterscheidenden Charakterzüge der französischen Nation sind der Enthusiasmus, das »génie offensif« und die Triebkraft eines hohen Mutes", begann diese Schrift, welche sich zu einer begeisterten Lobrede auf die Heere der Republik gestaltet. Sie gab die Hauptzüge der Organisation, Einteilung und Ausbildung richtig an, hob die Momente der französischen Überlegenheit, wie sie sich in den letzten Feldzügen gezeigt, deutlich hervor. Jene kostbaren nationalen Eigenschaften zu entwickeln, trotzdem aber die für den Zusammenhang der großen Operationen einer Armee notwendige Ordnung zu erhalten, ist, so sagt der Bericht weiterhin, Zweck der Organisation der französischen republikanischen Armee gewesen. Von diesem Gesichtspunkte aus sind Angriffsmittel und Hilfsquellen für den Fall eines Rückschlages nach und nach gestaltet und durch die Erfahrung bestätigt worden. Den Grundpfeiler bildet eine zahlreiche und in acht ruhmvollen Kriegsjahren an den Kampf gewöhnte Infanterie. Sie ist es gewohnt, dem Choc der Kavallerie ebenso zu widerstehen wie dem Ungemach, und dies zwar im freien Felde wie auch hinter Wall und Graben. Gezwungen, sich den übermächtigen Legionen der Koalition

---

*) Die Armee Jourdans wurde freilich bei Amberg und Würzburg übel zugerichtet und über den Rhein zurückgedrängt.

**) Bailleu, Preußen und Frankreich 1795—1807. Leipzig 1881. S. 89, 90.

***) Kriegsarchiv D. I, 104. Précis sur les variétés, qui ont éprouvées l'organisation de l'armée et la tactique nationale, depuis la guerre actuelle. (Geschrieben nach dem zweiten Koalitionskriege, wahrscheinlich 1801.)

entgegenzustellen, hat sie sich nach und nach vermehren und die Fehler ihrer alten Verfassung beseitigen müssen. Alles in allem wird sie auf 450000 Mann veranschlagt. Ebenso hat sich die leichte Infanterie vermehrt und entwickelt, die gerade geeignet ist, dem französischen Ungestüm und der individuellen Tapferkeit dienstbar zu sein. Ihre Schnelligkeit und Gewandtheit ist nicht nur ein Ergebnis des Mutes und der Intelligenz, welche den französischen Soldaten auszeichnen, sondern auch seiner gleichmäßig leichten Ausrüstung, seiner physischen Beweglichkeit und vor allen Dingen der Unterdrückung alles Trosses, der sonst die Armeen schwerfällig macht. „Dieser Unterdrückung verdanken wir viele Erfolge unserer Truppen gegen einen Feind, der sich nicht davon loszumachen gewußt hat, weil nur der gleiche Enthusiasmus dieselben Opfer zu bringen vermag."

Der gewöhnliche Marsch von 1776 ist nur insofern geändert worden, als das französische Ungestüm ihn bei tausend Gelegenheiten beschleunigte.

Die von den Feinden so gerühmte, übertriebene, maschinenhafte Regelmäßigkeit ist insofern oft zur Sprache gekommen, als die französischen Streiter sich davon mit größter Kühnheit und dem glänzendsten Erfolge freimachten. Bei ihren Angriffen bequemte sich das innere Feuer niemals der automatenhaften Präzision an, welche den Enthusiasmus erstickt und „den Erfolg tötet, um die Symmetrie zu erhalten". Der Laufschritt endlich, der „französische Schritt", der Schrecken der Feinde, ist durch den Sieg sanktioniert worden und wird in den Jahrbüchern der französischen Infanterie ewig verzeichnet sein. Den Kolonnenangriffen wird der Vorzug gegeben, aber doch vor Überschätzung ihres Werts gewarnt, hinsichtlich des Feuergefechts ein Mangel an Genauigkeit zugegeben.

Bezüglich der großen Operationen ist vor allem hervorgehoben, daß die französische Armee es trotz ihrer zahlreichen Artillerie zu einer bis dahin unbekannten Schnelligkeit der Bewegungen, ja bis zu einer Verdopplung der in bestimmter Zeit durcheilten Entfernungen gebracht hätte. Man hat es selbst verstanden, der Schnelligkeit zu gelegener Stunde einen Teil der Artillerie zu opfern. „Das absurde Vorurteil, welches an einen derartigen Verlust die Idee einer Schlappe knüpfte, ist größeren Gesichtspunkten und gesunden taktischen Ideen gewichen."

Auch über die Schlachtordnung, über die Kriegskommissare und ihren Dienst sind recht gute Bemerkungen nebst Zahlen und reglementarischen Bestimmungen gegeben, kurz, man hat hier eine treffliche Skizze vor sich, welche trotz der parteiischen Überschätzung des französischen Wesens doch recht wohl geeignet war, einen richtigen Begriff von der überlegenen Kraft der französischen Wehrverfassung zu geben.*)

Gewiß bergen die Archive noch manchen ähnlichen bisher ungehobenen Schatz. Über einige preußische Besuche bei den Franzosen geben Gesandtschaftsberichte und Zeitungen Auskunft. Im Juni 1801 kam Kapitän v. Schack nach Paris, wurde dem „Ersten Konsul" vorgestellt und wohnte der am Marengotage**) stattfindenden Parade bei. Bonaparte unterhielt sich mit ihm. Der Schlaue unterließ es nicht, dem Gast gegenüber die Tugenden König Friedrich Wilhelms zu rühmen und von der preußischen Armee zu sprechen, „wie es alle Kenner der Kriegskunst" tun. Er erkundigte sich auch genauer nach den preußischen Truppen, die im Hannoverschen standen.***) Kapitän v. Schack wurde zu dem nach der Parade stattfindenden militärischen Diner geladen, erhielt die Einladung allerdings zu spät, um ihr noch folgen zu können, speiste aber in den nächsten Tagen beim Ersten Konsul. Dieser setzte den Kapitän neben sich und unterließ es nicht, ihm besondere Zeichen persönlichen Vertrauens zu geben, auch abermals seiner Achtung vor dem preußischen Heere Ausdruck zu verleihen.

Mit einer gewissen Genugtuung fügt Lucchesini einem seiner Berichte aus jenen Tagen hinzu: es scheine, daß General Duroc sehr günstig über die Präzision und Schnelligkeit der preußischen Truppen bei den Revuemanövern berichtet habe. Er ahnte nicht, daß jener statt dessen nach Paris geschrieben: „Je crois que le soldat a plutôt de l'apparence et qu'il manque tout à fait de nerf et d'intelligence."†)

---

*) Es ist leider nicht mehr zu ermitteln, welches Schicksal dem interessanten Schriftstück geworden ist. Jedenfalls aber dürfte es, da es sich in den Akten des Kriegsarchivs erhalten hat, zur Kenntnis der maßgebenden Persönlichkeiten gelangt sein.

**) Der 14. Juni.

***) Hannover war von Preußen im Februar 1801 besetzt worden, um der drohenden Okkupation von französischer oder russischer Seite zuvorzukommen.

†) Bailleu, Preußen und Frankreich 1795—1807. (Publikationen aus den Königlich preußischen Staatsarchiven). Leipzig 1881. S. 514.

Schack blieb die Monate Juni, Juli und August in Frankreich, sah noch eine Parade mit an, verabschiedete sich bei Bonaparte und überbrachte dann einen Gesandtschaftsbericht an den König, den er am 10. September in Freienwalde übergab.*)

Zu den Krönungsfeierlichkeiten kam er in Begleitung des Grafen Hacke wieder nach Paris und verweilte abermals geraume Zeit. Beide Offiziere äußerten den Wunsch, die Lager an der Küste und die militärischen Etablissements zu sehen, und erhielten durch Talleyrands Vermittlung in bereitwilligster Weise**) die begehrte Erlaubnis. Daß sie über den Zustand der französischen Armee an den König berichtet, läßt sich wohl annehmen, indessen ist ihr Urteil, wie es scheint, nicht weiter bekannt geworden. Die Armee erfuhr nichts davon.

Auch General v. Knobelsdorff war zur Krönung Napoleons entsendet worden und hielt sich von Anfang des November 1804 bis zu den ersten Tagen des Januar in Paris auf. Im Sommer 1805 lud Marmont den General in das Lager von Zeist ein, woselbst dieser am 20. Juli den Manövern beiwohnte, an denen sich 15 Bataillone, 10 Eskadrons beteiligten. Auch nach dem Helder war Knobelsdorff gegangen und hatte die dort vorgenommenen Aus- und Einschiffungsübungen gesehen. Wie er über die Franzosen geurteilt, scheint ein Geheimnis geblieben zu sein. Aus Kassel, das er auf seiner Durchreise berührte, unterließ er nicht, dem König zu berichten, er habe bei dem dortigen Grenadier-Bataillon eine neue Art zu richten wahrgenommen. Sächsische Offiziere, welche 1805 nach Paris gingen, wurden durch den preußischen Gesandten dem Kaiser vorgestellt. Fürst Hohenlohe sah bekanntlich kurz vor dem unglücklichen Kriege die Franzosen in nächster Nähe.***)

An Verkehr mit der französischen Armee hat es sonach nicht ge-

*) Gleichzeitig mit Schack hatte sich auch ein preußischer Kapitän v. Klitzing einige Zeit in Frankreich aufgehalten. (Bericht des Marquis Lucchesini vom 3. Oktober 1801. Geh. Staatsarchiv.)

**) Dieselbe erklärt sich durch Napoleons Absicht, Preußen zu ködern, entweder mit Frankreich gegen Österreich und Rußland zu gehen oder wenigstens sich still zu verhalten.

***) Er war nach der Auflösung der ihm 1805 anvertraut gewesenen preußischen Armee in sein süddeutsches Fürstentum Öhringen zurückgekehrt, hatte dort eine französische Ehrenwache und verkehrte viel mit den Offizieren der Division Gudin.

fehlt, ebensowenig an einzelnen vollkommen richtigen amtlichen Beurteilungen.

Der Minister des Auswärtigen v. Alvensleben führte in einer sehr merkwürdigen Denkschrift über Preußens Lage schon am 12. Mai 1798 aus:

„Um die Franzosen mit Vorteil zu bekämpfen, müßte man endlich ihre Gebräuche annehmen, ihre Mittel, ohne welche wir immer die Untergeordneten sein und beständig unterliegen würden. Welches sind diese Mittel im Heerwesen?“ „Keine Magazine, keine Equipage; man lebt von Requisitionen und versorgt sich mit allem Nötigen, selbst mit Überfluß . . . . .“ Um die Mittel zu beschaffen, hält Alvensleben Kriegsauflagen im Innern, und um die Rekruten aufzubringen, die Aufhebung aller Ausnahmen von der Gestellungspflicht für notwendig. „Um die Armee so leicht wie die französische zu machen, wo kein Offizier außer dem General und dem Adjutanten ein Pferd hat, müßte man unsere sämtlichen Stabsoffiziere, Kapitäne und Premierleutnants verabschieden; denn sie sind beim besten Willen von der Welt nicht mehr fähig, Fußmärsche zu machen und zu gleicher Zeit ihr Gepäck zu tragen. Das würde also einen allgemeinen Ersatz dieser Offiziere nötig machen, den man nur aus dem Stande der gemeinen Soldaten hernehmen könnte. Meiner Meinung nach würde man sich Illusionen hingeben, wenn man glauben wollte, daß man einen Krieg gegen die Franzosen anders mit Vorteil führen könnte, als indem man ihre Prinzipien annimmt.“

Alvensleben verkannte den Radikalismus der vorgeschlagenen Maßregeln gar nicht. Er befürchtete sogar, durch dieselben eine Revolution herbeizuführen, und kam daher leider nur auf den Ausweg, die Allianz mit Frankreich zu empfehlen.

---

3. Gesandtschaftsberichte.

Den meisten Nachdruck hätten solche vereinzelten Hinweise durch die fortlaufenden Berichte des preußischen Gesandten in Paris erhalten können, unter dessen Augen sich die Macht Frankreichs von Tag zu Tag mehr entfaltete. Von dieser berufenen Stelle aus hätten die Warnungen ertönen sollen, nicht zu rasten und die Waffen für den nahen Entscheidungskampf zu schmieden, solange es noch Zeit sei.

Diesen wichtigen Posten hatte der Italiener Lucchesini inne, den der große König an seinen Hof gezogen, zum Bibliothekar und Kammerherrn gemacht und endlich zu diplomatischen Sendungen verwendet hatte. Der Ruf, den er sich dabei erworben, wurde verhängnisvoll für Preußen; denn König Friedrich Wilhelm II. vertraute ihm schon 1790 und 1791 wichtige Aufträge an.*) Mit Beginn des neuen Jahrhunderts übernahm er die Vertretung Preußens in Paris.

Lucchesini war ein Diplomat der alten Schule und als solcher vielleicht mit Recht gerühmt. Für die Bedeutung der neuen Zeit, der durch die französische Revolution hervorgerufenen nationalen Entwicklung hatte er kein Auge. Wer seine Berichte liest, unternimmt eine mühselige Wanderung durch die Wüste. Man denke sich heute einen Gesandten in ähnlicher Lage im benachbarten Reiche, das eben eine vollständige soziale Umwälzung durchgemacht hat, das in einer Reihe von glücklichen Kriegen seine Grenzen fortwährend verschiebt und dessen Macht in unaufhörlichem Wachsen ist. Er würde mit den gegebenen Größen rechnen, die Kräfte abwägen, warnen oder beruhigen, je nachdem die Verhältnisse sich im Vergleich zum eigenen Vaterlande gestalten. Nichts von alledem. Auf so einfache Dinge ging der feine Sinn des Marquis nicht ein. Wie die gelehrten Taktiker und Strategen, so verfuhr auch der geschulte Diplomat. Es scheint auch ihm mehr auf staatsmännische Kunst als auf praktische Erfolge angekommen zu sein.

Lucchesini war sehr fleißig, wie man es damals überhaupt war. In Zeiträumen von drei bis vier Tagen gingen umfangreiche Berichte nach Berlin ab, manchmal sogar noch häufiger. Getreulich wird erzählt, was am Hofe des Ersten Konsuls und später des Kaisers vorgeht, was dieser oder jener andere Diplomat geäußert, welche Stellung sie einnähmen, welche Haltung sie beobachten, was die Gesellschaft von ihnen sagt. Endlos sind die Wiederholungen von Gesprächen mit Talleyrand, die Darstellungen von tausenderlei Kleinigkeiten, spitzfindigen Verknüpfungen und Auflösungen. Fast immer ist nur von Personen, ihren Meinungen und ihrem Verhalten, selten von allgemeineren Strömungen und fast nie von den bestehenden Machtverhältnissen die Rede. Eine schlichte Auffassung der Dinge, wie sie wirklich waren,

*) Er war in einem höchst bedeutsamen Momente preußischer Gesandter in Warschau.

scheint ganz aus dem Gesichtskreise des Gesandten verbannt zu sein. Treulich schreibt er, daß der „Sieur de Haller“ gesagt: „wenn man Napoleon nicht 14 Stunden täglich schlafen machen könnte, so würde die ganze Welt für seine Tätigkeit nicht genügen“. Aber den tiefen Sinn dieser Bemerkung scheint er nicht erfaßt zu haben und noch weniger, welche Gefahr für Preußen in dem unruhvollen Tatendrange des Gewaltigen lag.

Hin und wieder tauchen freilich richtige Gedanken aus dem Meere des Irrtums und der Täuschungen auf. Der Anlaß ist dann fast immer im persönlichen Benehmen des Konsuls und Kaisers zu suchen. Stellt dieser sich zürnend, wird Gefahr gemeldet, zeigt er sich freundlich, erscheint auch der Frieden gesichert. So berichtet Lucchesini am 2. Januar 1801 voll Schrecken über die Einwirkung, welche zufällige Ereignisse auf die politischen Ansichten des Ersten Konsuls übten, und welche Besorgnisse vor neuen Anmaßungen der französischen Nation sich daran knüpfen müßten. Aber er beruhigt noch in demselben Monat seinen Hof; — der Geist des Volkes habe sich geändert. Während dasselbe 1789 einer eingebildeten Freiheit nachjagte, sehne es sich jetzt nach einem ruhigen Regimente, und Bonaparte wolle den Frieden auf dem Kontinent, um alle Mittel des Staates gegen England zu wenden. Diesem die Herrschaft zur See zu entreißen, sei sein einziger Ehrgeiz.*) An die friedlichen Gesinnungen des Ersten Konsuls, an seine Bestimmung, die Ruhe in Frankreich zurückzuführen, glaubte man damals allgemein. Lucchesini nennt ihn „den Helden, der Frankreich gerettet hat“. Freilich ist zugleich von seinem „caractère impétueux“ die Rede.**) Bald danach wird er neuerdings als der Erhalter des Friedens geschildert, freilich unter der Bedingung, daß man ihn Italien beherrschen lasse.***)

Die Heimkehr der französischen Heere aus Deutschland nach dem durch den Frieden von Lunéville†) beendeten Kriege gab Anlaß, über die militärischen Verhältnisse zu sprechen. Lucchesini meldete, daß sich die Auflösung der auf den Friedensfuß gesetzten Truppen mit Ruhe und Ordnung vollzöge, daß die Regierung außerordentlich für die

---

*) Le Premier Consul n'a plus d'autre ambition, que d'arracher aux anglais la domination de la mer. (Lucchesinis Bericht vom 3. Februar 1801.)

**) Bericht vom 29. April 1801.

***) Bericht vom 1. Mai 1801.

†) Am 8. Februar 1801. Der Frieden von Lunéville richtete das Übergewicht Frankreichs bereits in bedrohlichster Weise auf.

Invaliden sorge, daß es in Frankreich wie bei den bestdisziplinierten Armeen Europas hergehe und die Generale ein gutes Beispiel gäben. Der Marquis glaubt, daß die französischen Truppen die Muße des Friedens benutzen würden, um sich in prompten Formationen und schleunigen Deployements, also in der preußischen Revuetaktik, zu üben. Er wagt am Schlusse sogar zu bemerken, daß die Garde der Konsuln und die Pariser Garnison ebenso fleißig exerzierten wie die Truppen Seiner Majestät.

Am 15. Juni 1801 hat der Marquis neue Friedensgarantien entdeckt. Die Unternehmungen gegen England beschäftigen, ihm zufolge, Frankreich und den Ersten Konsul ganz. Im Juli tritt hingegen eine Verstimmung ein. In einem geheimen Bericht vom 10. August ist von den „**Dispositions toujours très-douteuses du Premier Consul envers la Prusse**“ die Rede, sowie von Bonapartes Hinneigung zu Österreich. Die Konsulatsregierung wird jetzt als ebenso ehrgeizig bezeichnet wie die des Direktoriums; denn nicht nur sei der Konsul zu sehr Eroberer, um Frankreich und durch Frankreich Europa einen dauerhaften Frieden zu geben, sondern auch die Notwendigkeit, die zahlreiche Armee zu unterhalten, nötige ihn zu kriegerischen Unternehmungen gegen die Nachbarn.

Am Ende des langen Schriftstücks wird einer merkwürdigen Tatsache gedacht. Im letzten Winter hatte schon Bonaparte den ersten internationalen Entwaffnungsvorschlag gemacht. Jetzt ließ er denselben dem österreichischen Gesandten Grafen Cobenzl erneuern. Angeblich, um die Völker zu entlasten, brachte er eine in gleichen Verhältnissen vorgenommene Herabsetzung der von den großen Mächten unterhaltenen Heere zur Sprache. Graf Cobenzl erwiderte, der Wiener Hof verlange nichts Besseres, aber die Schwierigkeit bestünde gerade darin, den Berliner dafür zu gewinnen.*)

*) Lucchesini aus Paris (ohne Datum). Eingegangen in Berlin am 10. August 1801.

„Je ne saurais mettre fin à la longue dépêche sans prévenir Votre Majesté que Joseph Bonaparte a été chargé, il n'y a pas longtemps de renouveler au Comte de Cobenzl une question que le Premier Consul nous fit l'hiver passé à lui et à moi, savoir: s'il ne conviendrait pas pour soulager les peuples de diminuer proportionellement les armées que les grandes puissances entretiennent en temps de paix. Le plénipotentiaire autrichien a repondu cette fois, qu'assurément Sa cour ne demandrait pas mieux, mais que la difficulté serait d'y faire accéder la cour de Berlin.“

Bonaparte verstand es trefflich, den Gesandten durch ein System von Einschüchterungen und dann wieder von Zutunlichkeit sowohl zu beherrschen, als auch irre zu führen. Er zeigte sich einmal barsch und kurz, erklärte Lucchesini rund heraus, er habe schon drei Monate nach dessen Eintreffen in Paris den Chifferschlüssel der preußischen Gesandtschaftskorrespondenz gekannt, und der Marquis dürfe nicht hoffen, geheim zu berichten;*) das andere Mal wieder war er voll von Lobeserhebungen über die Haltung Preußens, die Weisheit seiner Regierung die Trefflichkeit seiner Heere. Deutlich erkennt man beim Durchlesen der Berichte Lucchesinis die ganze Hilflosigkeit seiner kunstvollen Diplomatie der Schlauheit und Rücksichtslosigkeit des Konsuls gegenüber. Im allgemeinen wurde Preußen von Frankreich nur Weihrauch gestreut und ihm für sein neutrales Wohlverhalten reichliche Anerkennung gespendet. Das böse Österreich wird als Störer des Friedens bezeichnet. Lucchesini berichtet: „on dit, que l'attitude guerrière que conserve l'Autriche, oblige le Premier Consul à en faire autant.“**)

General Moreau, „ce héros simple et modeste“, bewarb sich um die Erlaubnis, den Revuen und Manövern von Berlin und Potsdam beiwohnen zu dürfen. Lucchesini beeilte sich, darüber mit Genugtuung nach Berlin zu schreiben.***)

Es ist ersichtlich, wie geschickt in Paris die Miene angenommen wurde, als sehe man Preußen neben sich als die einzig wahrhaft starke Militärmacht an. Wie zwei Rivalen, deren äußerlich gutes Einvernehmen auf geheimem Respekt des einen vor dem anderen beruht, erscheinen beide Staaten und Armeen nebeneinander. Während Lucchesini gelegentlich eine Anerkennung für die französischen Heere einfließen läßt, versäumen es Bonaparte und seine Leute nicht, wiederholt

---

*) Bericht vom 7. August 1801.

**) Bericht vom 31. Oktober 1801.

***) Lucchesini, Paris, 26. September 1801.

„J'ai eu les jours passés l'occasion de m'entretenir assez longtemps avec le général Moreau, qui ne paraît que rarement à Paris, et jamais dans les endroits publics. Ce héros simple et modeste m'a témoigné le plus vif désir de pouvoir aller l'année prochaine assister aux revues et aux manoeuvres de Berlin et de Potsdam. Il fait beaucoup de cas de l'intelligence et de la bravoure des troupes légères prussiennes, tant infanterie que cavalerie, et il m'a protesté que ni l'Autriche, ni la France ne possédaient un état major de l'armée aussi distingué que celui de Votre Majesté.“

ihre Achtung vor der preußischen Stärke und Klugheit an den Tag zu legen. Das dem Corps législatif am 31. Dezember 1804 vorgelegte Exposé der Lage des jungen Kaiserreichs erklärte: „Le roi de Prusse, sous toutes les occasions, s'est montré l'ami de la France, et l'Empereur a saisi toutes celles qui se sont présentées de consolider cette heureuse harmonie.“ Napoleon übersandte dem Könige das Großkreuz der Ehrenlegion*) und der Kaiser, Cambacérès, Talleyrand, Duroc, Murat und Bernadotte erhielten im Austausche die Zeichen des Schwarzen Adlerordens. Auf besonderen Wunsch Napoleons brachte Lucchesini dieselben zur Krönung nach Mailand, wo er sie am 12. Mai 1805 dem Imperator überreichte, der den Stern sofort zur Parade anlegte und am Abend damit im Theater erschien.

In derselben Zeit warf sich die Gazette nationale (Moniteur universel) sogar zur Verfechterin des preußischen Waffenruhms auf. In der Nummer vom 5. April 1805 sagt das amtliche Blatt bei Besprechung der Zwistigkeiten zwischen Preußen und Schweden, daß 200 000 Preußen noch immer 200 000 Soldaten Friedrichs seien und daß niemand berechtigt wäre, diese Armee nicht als eine der furchtbarsten Europas anzusehen.**)

Bei seiner Anwesenheit in Verona nahm der Kaiser abermals die Gelegenheit wahr, einem österreichischen General gegenüber die Einsicht der preußischen Regierung zu loben: diese Äußerung wird Lucchesini hinterbracht, der sie sogleich nach Berlin rapportiert.***)

Ob sich der König in Wahrheit habe täuschen lassen, ist nach dem Inhalte einiger seiner Aufzeichnungen zweifelhaft.†) Aber der Umstand, daß seine politischen Berater fast durchweg im Glauben an Napoleons Wohlwollen befangen waren, erschwerte seine Lage.

*) Talleyrand an Lucchesini: „Le roi de Prusse est le premier souverain, auquel l'empereur a voulu offrir la grande décoration de la légion d'honneur et sans doute le roi verrait avec plaisir que le premier ordre porté en France par l'empereur fut celui de la Prusse.“ Lucchesinis Bericht vom 15. April.

**) Deux cent mille Prussiens sont toujours deux cent mille soldats de Frédéric, et rien n'autorise aucune puissance à ne pas regarder une telle armée comme l'une des plus formidables de l'Europe. Bekanntlich trieben Napoleon und Talleyrand Preußen an, sich das so wohl gelegene Schwedisch-Pommern anzueignen. Preußen hätte durch einen solchen Schritt endgültig mit Rußland gebrochen, mit welcher Macht Schweden damals eng verbündet war.

***) Bericht Lucchesinis vom 5. August 1805.

†) Siehe S. 277.

Nicht minder ist zu berücksichtigen, daß die öffentliche Meinung, wie sie dem Frieden von Basel und der neutralen Haltung Preußens während des zweiten Koalitionskrieges zugestimmt hatte, auch dem Kaiser Napoleon sehr günstig gesonnen war. In den Zeitungen jener Periode ist viel von dessen friedfertigen Gesinnungen die Rede. England und Österreich werden beharrlich als die eigentlichen Friedensstörer gebrandmarkt. Nicht nur der „Hamburger Korrespondent"*) ließ sich von seinem Pariser Berichterstatter schreiben: „Man hat in England friedfertige Gesinnungen von unserer Seite zu erkennen gegeben, aber es findet es nicht für dienlich, sie anzunehmen." Überall stößt man auf ähnliche Bemerkungen. Von Napoleons Milde und Menschlichkeit, von seinen Wohltaten, seiner Sorge für die Witwen, Waisen und Unterdrückten, seinen guten Absichten gegen die Völker, gegen die Deutschen insbesondere, von seiner Freundschaft und Achtung für Preußen, seiner Würdigung von Kunst und Wissenschaft, wissen die Zeitungen nicht genug zu erzählen.**) Wo er sich in deutschen Gauen sehen ließ, wurde er festlich empfangen.***)

Nur ausnahmsweise wagten sich Einsicht und Ingrimm mit der Waffe des Spotts und der Ironie an den „großen Mann".†) Die

*) Vom 13. Februar 1805.

**) Professor Hegewisch in Kiel verglich ihn in einer Schrift mit Karl dem Großen.

***) Eine pfälzische Gemeinde ließ es sich nicht nehmen, ihm an der Stelle ein Denkmal zu setzen, an welcher er auf ihrem Grund und Boden einmal gefrühstückt hatte. Nach der Spenerschen Zeitung lautet die „gutgemeinte ländliche Inschrift":

„Am 18. Vendemär, im 13. Jahr,
Ist der Tag, an welchem es war,
Wo Napoleon, der große Held,
Speiste hier auf freiem Feld;
Drum wird dies Denkmal zu seiner Ehr,
Auf heute als den 11. Frimär,
Hier aufgericht und wo eben derselbe auch zugleich
Auf heute wird gekrönt als Kaiser von Frankreich.
Heut steigt er auf Frankreichs Thron,
Vivat, es lebe Napoleon!
Gott erhalte den größten Mann,
Der jetzt unser Glück verbessern kann."

†) Als solche ist wohl die nachstehende Einsendung zu betrachten, welche die „Berlinischen Nachrichten" vom 11. Juni 1805 unter der Rubrik Miszellen als „Entlehnt" brachten:

„Cäsar war ein ungemein tapferer und kluger Mann, der der Menschheit Ehre

Menge jauchzte ihm Beifall und deutsche Städte empfingen ihn mit festlichen Illuminationen, als er 1806 nach Franken reiste, um den letzten Hort deutscher Unabhängigkeit zu zertrümmern.*)

Bei solcher weit verbreiteten Auffassung wäre es bis zum Neutralitätsbruch von 1805 in der Tat nicht ganz leicht gewesen, an Krieg in Sicht und Gefahr im Verzuge glauben zu machen, um auf Grund dessen von Land und Leuten Opfer zu verlangen und zu erhalten.

Außer 1800 und 1801 hätte das Jahr 1805 dem Marquis Lucchesini am ehesten Gelegenheit geben müssen, die kriegerische Stärke Frankreichs richtig zu würdigen. Die Vergleiche Napoleons mit Karl dem Großen mehrten sich. Als die Sachsen, deren starren Nacken der Frankenkaiser beugte, werden jetzt die Österreicher angesehen; Norddeutschland bleibt aus dem Spiel.**) Von militärischen Dingen ist trotzdem in den Gesandtschaftsberichten dieses Jahres anfangs wenig die Rede. Nur wird einmal gemeldet, daß der spanische General O'Farill, der die „französische Küstenarmee" gesehen, ihren Zustand nicht genug loben könne. Dann folgte die Mailänder Krönungsfahrt, und es ist sehr bezeichnend, daß die Abwesenheit des geschulten und bewährten Diplomaten von Fach die Berichterstattung nunmehr in ein natürliches und zweckmäßiges Fahrwasser bringt. Lucchesinis Vertreter, Legationsrat Le Roux, wußte sich eine ganz genaue Dislokationsübersicht der französischen Armee zu verschaffen und sendet die-

---

machte. Nachdem er 10 Jahre hindurch Gallien, Helvetien und Germanien verheert, 800 Städte eingenommen, 300 freie Stämme zu Sklaven gemacht, in seinen Schlachten den Tod von 3 Millionen Menschen veranlaßt und beinahe 1200 mit eigener Hand (!!) umgebracht hatte, wollte sein Vaterland ihn nicht als Herrn anerkennen; aber er wußte seine Verdienste geltend zu machen, — wiewohl auf die großmütigste Weise. Nachdem er noch etwa 200 000 seiner Landsleute hatte töten lassen, verzieh er zwanzig, daß sie Patrioten waren."

*) Vossische Zeitung vom 18. Oktober 1806.

**) Die Affaire Rumboldt nahm ferner die Gemüter in Anspruch. R. war Vertreter Englands in Hamburg. Napoleon ließ ihn hier mitten im Frieden (November 1804) aufheben. Der König, als Direktor des niedersächsischen Kreises, war verpflichtet, einzuschreiten. Napoleon gab nach und ließ Rumboldt frei, um Preußen nicht auf Rußlands Seite zu drängen. Diese Nachgiebigkeit steigerte die Stimmung in Preußen zugunsten Napoleons. Lucchesini berichtet zwar, daß der Kaiser im vertrauten Kreise gedroht: „Le roi de Prusse m'a fait passer un mauvais moment, mais je pourrai bien à mon tour lui faire passer de mauvaises heures"; allein er fügt abschwächend hinzu, daß des Königs Festigkeit den besten Eindruck auf die Pariser gemacht habe.

selbe im Mai 1805 dem Könige ein. Es ist eine sehr gute, im Original unverkennbar von französischer Hand geschriebene Arbeit, aus der sich die Stärke der Kaiserlichen Feldarmee leicht auf 400 000 Mann und darüber berechnen ließ. Im Juni und Juli sendet Roux Veränderungsnachweisungen, bittet aber um Geld, um diejenige Person belohnen zu können, der er die Mitteilung verdanke.*)

Bald nahm der drohende Ausbruch des Krieges gegen Österreich die Aufmerksamkeit des wieder nach Paris zurückgekehrten Lucchesini in Anspruch. Zunächst berichtet er ziemlich genau über die „Küstenarmee", ihre Stärke, sowie über die Verteilung der französischen Streitkräfte. Dann folgen die Angaben über die Zusammensetzung und Zahl der durch den Marschbefehl vom 23. August nach dem Rhein in Bewegung gesetzten Korps, über die neuen Aushebungen und andere Kriegsvorbereitungen. „L'orage qui gronde sur le ciel autrichien est effrayant; le deployement des forces françaises du côté de l'Allemagne étonnera par sa rapidité et par son étendue." Von Napoleons rastloser Tätigkeit,**) den reißenden Märschen seiner Heersäulen ist die Rede. Lucchesini meint aber beschwichtigend, die Truppen würden sich dadurch sehr ermüden, das Land erschöpfen, sie verlören viel Pferde, weil dieselben vorher wochenlang eingeschifft gewesen; — in Deutschland würde das Heer große Requisitionen vornehmen müssen. Am Rhein, so glaubte er, sei es aber sicherlich gezwungen, erst 14 Tage zu ruhen.

Um die Mitte des September muß in den Ansichten des Gesandten eine Wandlung vor sich gegangen sein. Er erzählt am 16. dieses Monats von dem großen Eindruck, den die Kühnheit und Schnelligkeit der österreichischen Bewegungen auf Napoleon gemacht hätte.***) Auch schildert er die Unzufriedenheit des französischen Volks mit dem Kriege und mit den Konskriptionen, wodurch sich die Zahl der „mé-

*) Lucchesini fuhr nach seiner Rückkehr noch eine Zeitlang mit diesen Sendungen fort, schickte auch einmal ein neues amtliches Übersichtstableau über die Armee ein; dann aber scheint er damit aufgehört zu haben.

**) Cependant Napoléon redouble d'activité et de soins pour multiplier les moyens de combattre et hâter leur réunion. Au travail journalier il ajoute souvent celui de la nuit, et il n'est pas rare, qu'il fasse appeler à St. Cloud avant le jour le Maréchal Berthier, avec lequel il arrange tout ce qui concerne la grande armée."

***) Tatsächlich kam das Vordringen der Österreicher nach Schwaben den geheimen Wünschen des Kaisers durchaus entgegen.

contents“ und „frondeurs“ erheblich steigere. Die Machtentfaltung Preußens aber werde, sei sie auch nur zur Aufrechterhaltung der Neutralität bestimmt, doch allen kriegführenden Staaten einen großen Eindruck machen und ihnen friedliche Gefühle einflößen.

Dann wieder schreibt der Marquis von der Ordnung, mit welcher sich die Aufstellung der Reservearmee, die Einberufung von abermals 200 000 Konskribierten vollziehe, sowie von den schnellen Bewegungen der französischen Heere, von dem Unwillen, der sich in Paris über die Verletzung des preußischen Gebiets kundgäbe, und daß man selbst dort Preußens weise und feste Haltung billige. Es folgte sodann eine Reihe von Berechnungen derjenigen Truppen, welche Frankreich noch gegen Preußen, zumal gegen die Besetzung Hannovers, verwenden könne. Sie werden im günstigsten Falle auf 60 000 bis 70 000 Mann veranschlagt.*) Die in der Gesellschaft schwirrenden Gerüchte über einen Krieg mit Preußen, über Napoleons Zorn gegen dieses, über seine Absichten, die Wiedererrichtung Polens unter Murat zu betreiben, sich selbst aber zum Kaiser des Okzidents krönen zu lassen, füllen die weiteren Berichte. Er erzählt, daß man in Paris glaube, Napoleon werde Preußen angreifen, auch wenn dieses nicht zu Feindseligkeiten schreite, der Kampf sei unvermeidlich, Graf Haugwitz werde bei seiner Sendung an den Kaiser eine schwere Aufgabe zu erfüllen haben; denn jener befände sich in der Lage, von Venedig bis Mainz außerhalb Frankreichs über 400 000 Mann zu verfügen. Es ist zwar von den ungewöhnlich großen Verlusten der Armee, aber auch von deren schnellem Ersatz die Rede, welchen Lucchesini als musterhaft zur Nachahmung empfiehlt. Das Hin- und Herschwanken der Meinungen, das Gerede in den Pariser Salons, die viel- oder nichtssagenden Äußerungen der Diplomaten finden wieder einen treuen Spiegel in den dickleibigen Berichten, die aus dem Pariser Gesandtschaftshotel nach Berlin abgehen; aber es fehlt an einem klaren sicheren Erfassen der Lage im großen, an einem ernsten Hinweis auf die drohende Gefahr.**) Es fehlt an der Mahnung, sich für alle Fälle auf einen

*) In Wirklichkeit waren die für diesen Zweck verfügbaren Streitkräfte unbedeutender.

**) Nur von der kriegerischen Stimmung, welche sich in den von der großen Armee nach Paris gelangenden Briefen ausspricht, berichtet der Marquis öfters 9. Dezember 1805: „Toutes les lettres de la grande armée respirent des dispositions guerrières contre la Prusse.“ 20. Dezember 1805: „Depuis hier on parle plus que jamais de la guerre contre la Prusse. Il faut que les dernières lettres de l'Empereur l'aient représenté comme inévitable.“

Waffengang gefaßt zu machen und sich gegen das erdrückende militärische Übergewicht Frankreichs wohl zu rüsten.

Die Friedenshoffnungen leuchten sogar trotz der Haltung, welche Preußen 1805 infolge des Potsdamer Vertrages angenommen, wieder auf, nachdem Graf Haugwitz durch den Schönbrunner Vertrag die Krisis zu einem trügerischen Abschluß gebracht hatte.*) „Wenn der Kaiser noch etwas auf seine Minister hört, wird er dem Kontinent einen soliden Frieden geben", berichtet der vertrauensselige Gesandte am 13. Februar 1806. Selbst Murats räuberische Übergriffe bei der Ausdehnung seiner Bergschen Besitzungen scheinen dem bewährten Diplomaten die Augen nicht geöffnet zu haben. Auch täuschte er sich völlig über den Zweck, den das Verbleiben der großen Armee in Süddeutschland hatte. Er hielt dasselbe in der Tat nur für eine Drohung gegen Rußland, das die Hafenstadt Cattaro besetzt hatte, welche Österreich mit Dalmatien im Preßburger Frieden an Frankreich abgetreten hatte. Noch am 13. Mai 1806 berichtete Lucchesini in diesem Sinne und glaubte an einen französischen Feldzug im Orient. Erst als Graf Haugwitz, der infolge des Traktats vom 15. Februar 1806 das Auswärtige Amt übernommen hatte, von Berlin am 30. Juni 1806 an den Marquis die erschreckt angstvolle Frage richtete: „Mais nous en voudrait-il?**) Nous chercherait-il querelle? Lui faudrait-il une nouvelle guerre? C'est avec peine, que je m'abandonne à une telle hypothèse" — erst da erkannte Lucchesini das drohende Unheil, und nachdem er in St. Cloud „geheime Informationen" genommen, gestand er sich und dem Grafen unumwunden ein, daß Napoleon in der Tat wegen des letzten Winters brennend nach Rache an Preußen dürste.***)

*) Lucchesini, Paris, den 23. Dezember 1805:

„Celles (die Briefe) de l'Empereur écrites à Vienne le 15 et parvenues ici hier au matin ont confirmé les espérances d'une paix générale sur le continent, par la satisfaction que Sa Majesté Impériale y témoigne des ouvertures du ministre de cabinet Comte de Haugwitz, et par l'assurance, que ce ministre doit avoir pu lui donner, Sire, de Vos intentions pacifiques et amicales envers la France."

**) Napoléon.

***) Lucchesini an Haugwitz, 22. Juli 1806: „Le souvenir du mal, que les armées prussiennes ont voulu et pu lui faire l'hiver passé est encore tout criant, tout ennemi, tout respirant le désir de la vengeance!" Es ist nach diesem Berichte nicht wahrscheinlich, daß, wie Müffling behauptet, Marquis Lucchesini, als er von

Napoleon hatte Preußen vollständig hinters Licht geführt. Doch waren es durchaus nicht die Staatsmänner allein, die sich täuschen ließen. Es gab Leute genug im Vaterlande, welche die noch im August 1806 abgegebene Versicherung des „Journal de Paris": „Frankreich und Preußen sind durch die genaueste Freundschaft verbunden", für bare Münze nahmen. Wie ein Märchen klingt es uns, daß in jenen Tagen unaufhörlicher Kriegsgefahr in Deutschland nicht nur über Abschaffung der stehenden Heere, sondern auch über die Möglichkeit und die nahe Herstellung des ewigen Friedens philosophiert wurde. „Noch nie war eine Epoche im Zusammenhange aller Umstände mehr geeignet, dieses große, die Menschheit beglückende Projekt zu realisieren, als die jetzige", erklärt ein Weiser in den „Berlinischen Nachrichten" vom 9. Mai 1805. Bald darauf*) wendet sich ein anderer in demselben Blatt gegen Galls Behauptung, daß der ewige Frieden ein Hirngespinst wäre, mit dem Hinweis auf Friedrichs Fürstenbund und — auf Napoleons Äußerungen. Dieser soll nämlich am 2. September 1802 Fox gegenüber alle Nationen des Abendlandes als eine Familie, einen Krieg zwischen ihnen daher für einen Bürgerkrieg erklärt haben. „Liegt in diesen Worten nicht ein Keim, der, gehörig gepflegt, zu einem Baum entsprossen könnte, unter dessen Schatten unsere Enkel sicher ruhen und der goldenen Frucht, die er hoffen läßt, sich erfreuen sollten?" — setzt die salbungsvolle Philisterseele der Aufklärungsperiode hinzu.

Den König deklamierte noch 1806 ein Poet der „Minerva" an:

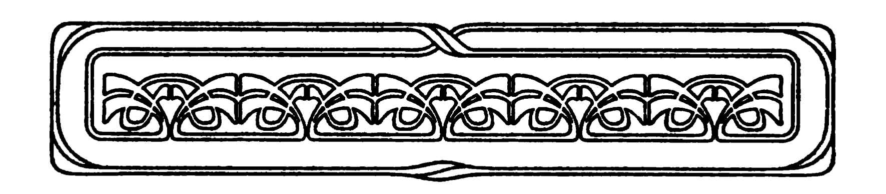
> „Gieb Frieden uns, doch gilt es Krieg, so schwebe
> Ein zweiter Friedrich siegumlaubt hervor."

Der Irrtum der Diplomaten war also der Irrtum vieler. Um so verhängnisvoller hat er gewirkt, um so sicherer wiegten die Gemüter sich in Sorglosigkeit.

Paris in Naumburg eintraf, zum Herzoge von Braunschweig auf dessen Frage nach Napoleons Absichten geantwortet habe: „Monseigneur, il ne fera jamais l'aggresseur, jamais, jamais!"

*) In der Nummer vom 18. Juli 1805.





XI. Kriegserfahrungen.

Man spricht in der Regel von dem langen Frieden, der den Schlachten von Jena und Auerstedt vorangegangen sei; doch ist der Gedanke einer vollständigen Waffenruhe damit nicht zu verbinden. Die Periode nach dem Baseler Frieden war die längste ohne kriegerische Unterbrechung*) und dauerte doch nur wenig über elf Jahre. 1778/79, 1787 und von 1792 bis 1795 standen preußische Truppen im Felde. Es fehlte ihnen also nicht an Kriegserfahrung. Die Vorstellungen, welche sie aus diesen Feldzügen mitgebracht haben, müssen im Heere von 1806 lebendiger gewesen sein als die aus dem Siebenjährigen Kriege, der 44 Jahre zurücklag. Wir schulden ihnen daher eine kurze Betrachtung.

Der bayerische Erbfolgekrieg 1778/79.

(Hierzu Skizze 6.)

Das Einrücken der Österreicher in Bayern im Januar 1778 gab dem großen Könige den Anlaß zum kriegerischen Einschreiten gegen den alten Erbfeind Österreich. Im März wurde die Armee mobil gemacht und eilte in starken Märschen nach der schlesisch-böhmischen sowie nach der sächsischen Grenze. Sachsen trat diesmal auf Preußens Seite, Frankreich blieb neutral. Der König schlug sein Hauptquartier in Frankenstein auf, wohin ihn der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig als Stellvertreter und Kommandeur des ersten Treffens der Infanterie begleitete. Prinz Heinrich übernahm den Be-

---

*) Abgesehen von der Zeit gleich nach dem Siebenjährigen Kriege.

fehl über die andere Armee, welche sich zwischen Berlin, Halle und Cottbus versammelt hatte.

Die Aufstellung in zwei weit getrennten Gruppen, jede rund 80 000 Mann stark, ergab sich aus der geographischen Gestalt Preußens und der Lage der Friedensgarnisonen; aber es wirkten dabei auch die ersten Operationsentwürfe des Königs mit, die ein Vordringen nach Böhmen und nach Mähren in Aussicht genommen hatten, während die Lausitz durch ein Verbindungskorps gesichert werden sollte.

Demgegenüber sammelten sich die Österreicher in Böhmen zwischen der oberen Elbe und der Iser, im ganzen rund 142 000 Mann stark. Sie standen also von Hause aus zwischen den beiden preußischen Heeren, doch ohne jede offensive Absicht, durch welche deren Trennung hätte ausgenutzt werden können. Verhandlungen zögerten den Kriegsausbruch bis zum 3. Juli hin.

Am 5. Juli zog der große König seine schlesische Armee bei Lewin, zwischen Glatz und Nachod, gegenüber der von den Österreichern stark verschanzten Linie der oberen Elbe zusammen. Er beabsichtigte, gegen diese bei Königinhof einen Scheinangriff auszuführen und sie zugleich weiter oberhalb zu umfassen, rückte ins Lager von Wölsdorf, dem Städtchen Schurz gegenüber, vor und blieb dort einstweilen stehen, da die nähere Erkundung große Schwierigkeiten für den Angriff ergab.

Prinz Heinrich marschierte gleichzeitig in Sachsen ein, bezog ein Lager südlich Dresden zwischen Plauen und Strehla und vereinigte sich mit den bei Pirna stehenden Sachsen. Sein Plan war es, den General v. Möllendorff mit einer stärkeren Heeresabteilung nach rechts hin eine große Scheinbewegung über Freiberg auf Komotau ausführen zu lassen, während die Hauptmacht über Stolpen, Neustadt und Rumburg, mit dem rechten Flügel an der Elbe, gegen Leipa vorrücken sollte. Er hoffte, die Österreicher zurückwerfen, von der Elbe abdrängen und sich mit dem Könige vereinigen zu können.

Kaiser Joseph II., der die österreichische Armee persönlich befehligte, teilte seine Kräfte, der Trennung der Preußen entsprechend, in zwei Gruppen. 62 000 Mann unter Feldmarschall Laudon, später auf 80 000 Mann verstärkt, bildeten eine Iser-Armee gegen den Prinzen Heinrich und waren bis Niemes vorgerückt. 80 000 Mann unter Lacy blieben an der Elbe zwischen Königgrätz und Arnau, den König beobachtend. Nun machte zwar Laudon dem Kaiser den richtigen und naheliegenden Vorschlag, die über die Grenze gegen

die Elbe vorgegangene, bei Wölsdorf lagernde Armee Friedrichs mit vereinten Kräften anzugreifen, da augenblicklich vom Prinzen Heinrich noch keine Gefahr drohe. Mit 45000 Mann der Iser-Armee wollte er in vier Märschen Königinhof erreichen und von da dem Könige in die Flanke fallen, während der Kaiser von Jaromir und Schurz aus direkt gegen ihn vorgehe. Der Kaiser aber wollte keine Schlacht, zum Teil wohl aus Mangel an eigener Initiative, zum Teil unter der Einwirkung Maria Theresias, die von Anfang an gegen den Krieg gewesen war und unausgesetzt davor warnte, eine Waffenentscheidung zu suchen.

An der oberen Elbe blieben nun die Heere einander gegenüber stehen, und es kam nur zu kleinen Zusammenstößen vorgeschobener Truppen, welche meist die unter ihrem Schutze stattfindenden Furagierungen zu sichern hatten. Der König rechnete darauf, daß die Ereignisse durch das Eingreifen des Prinzen Heinrich in Fluß kommen sollten, und dieser wieder hoffte, daß ein Erfolg des Königs ihm das Vorgehen erleichtern werde. Er blieb nämlich bis zum 17. Juli in seinem Lager bei Dresden stehen. Beide Heere nahmen hüben und drüben zahlreiche Entsendungen gemischter Abteilungen zu irgendwelchen Nebenzwecken vor.

Verpflegungsschwierigkeiten, Krankheiten und die Desertion begannen sich im preußischen Heere fühlbar zu machen, und der König dachte bereits daran, den Krieg durch die Entsendung eines Korps unter dem braunschweigischen Erbprinzen nach Mähren zu tragen, um überraschend Wien zu bedrohen, Prinz Heinrich aber stimmte auf das lebhafteste dagegen, weil dann die Unterstützung des einen Heeres durch das andere unmöglich sein werde.

Er hatte sogar etwas Entgegengesetztes getan, den General Möllendorff nach Marienberg, Streifparteien nach Sebastiansberg und Komotau vorgeschoben und mit den Hauptkräften nicht die Richtung auf Leipa, sondern an der anderen Elbseite über Dippoldiswalde nach Frauenstein eingeschlagen. Das war eine bedeutende Abweichung von dem ersten Plane und eine ganz exzentrische Bewegung. Aber sie hielt nicht lange an. Auf die falsche Nachricht, daß Laudon zwischen Teplitz und Außig stehe und starke Abteilungen gegen die Lausitz vorgeschoben habe, gab er sofort die Befehle zum Rückmarsch; denn während des ganzen Feldzuges verließ ihn die Sorge nicht, vom Könige getrennt zu werden. Alles rückte

wieder in ein Lager bei Rabenau südwestlich Dresden. Glücklich war jeder entscheidende Schlag vermieden. Starke Vortruppen blieben bei Maxen nahe der Grenze.

Unterdessen hatte Laudon seine Hauptkräfte südöstlich von Leitmeritz an der Elbe zusammengezogen, denn er erwartete das weitere Vorgehen der Preußen gegen die Eger. Prinz Heinrich aber machte sich nach kurzer Ruhe wieder auf den Weg, überschritt die Elbe, rückte gegen Rumburg vor, warf die schwachen österreichischen Posten aus den Gebirgspässen nach Böhmen zurück und erschien bei Gabel auf österreichischem Boden. Dort verblieb er bis zum 8. August, um seine Artillerie und seinen Fuhrpark herankommen zu lassen.

Beunruhigt durch diese Bewegungen war Laudon von der Elbe erst nach Pleißwedel, dann nach Neuschloß abgerückt, um endlich vor dem Prinzen hinter die Iser zurückzuweichen. Auch diese glaubte er nicht halten zu können, da die Ausdehnung der Linie zu groß sei, das rechte Flußufer meist das linke beherrsche, der Fluß auch stellenweise außerhalb der Brücken zu überschreiten wäre. Zudem vermochte er hinter der Iser das befestigte Prag nicht zu decken. Allein der Kaiser verlangte von ihm den Widerstand, weil sonst die Elb-Armee von dem aus Sachsen gekommenen Heere des Prinzen Heinrich im Rücken gefaßt werden könne. So stellt sich denn Laudon, aus der Elb-Armee noch verstärkt, hinter der oberen Iser bis nach Jung-Bunzlau hinab zur Verteidigung auf, die Hauptkräfte bei Münchengrätz.

Prinz Heinrich rückte am 9. August heran, aber er machte schon bei Neuschloß, Niemes und Wartenberg wieder Halt und verschanzte sich, obwohl er mit zwei kleinen Märschen die Iser und den Feind hätte erreichen können. Möllendorffs richtiger Plan wurde von ihm zurückgewiesen. Das Korps bei Maxen an der sächsischen Grenze war dort unter General v. Platen zurückgelassen worden, um die ganze Bewegung des Prinzen zu verdecken. Nunmehr wurde es gegen die Biela in Bewegung gesetzt, wo schwache österreichische Truppen vor ihm zurückwichen. Sein Marsch sollte Laudon um die linke Flanke besorgt machen.

Dem Prinzen gegenüber war aber Laudon von ganz gleichen Besorgnissen erfüllt. Er glaubte an einen Angriff von beiden Flanken her und sah sich im Falle einer Schlacht „ohne rechte Retraite“. Der Kaiser, der sich am 11. August selbst zu ihm begeben hatte, wurde

durch ihn zu einer höchst trüben Auffassung der Gesamtlage gebracht. So fürchteten sich hier an der Iser die beiden Feldherren in gleicher Art voreinander.

Kein großer Unglücksschlag war geschehen, und doch hatte Joseph II. die düstersten Schilderungen von den Gefahren nach Wien gesandt, denen die Armee in Böhmen ausgesetzt sei. Die Kaiserin Maria Theresia, deren Besorgnisse vor einem unheilvollen Ausgang des Krieges dadurch nur gesteigert wurden, trat von neuem in diplomatische Verhandlungen mit König Friedrich ein. Thugut erschien in des Königs Hauptquartier zu Wölsdorf. Am 13. August begannen Konferenzen in Braunau, wurden aber am 15. ergebnislos wieder geschlossen.

Zum Angriff kam es auf keiner Seite. Wie mit den Figuren auf dem Schachbrett, wenn die Spieler sich vor Verlusten fürchten, unternahm man mit den Truppen Zug um Zug, ohne einander ernsthaftes Leid anzutun.

Prinz Heinrich blieb der Iser gegenüber untätig stehen. Er hielt sich zu einem defensiven Verfahren für genötigt, „denn wenn wir die in die Lausitz führenden Straßen verlieren, ist ein Rückzug unmöglich; man durchschreitet nicht ungestraft ein zweites Mal diese Gegend", so hatte er schon am 6. August dem Könige geschrieben. Erst sollten Möllendorff von Neuschloß aus, Platen von der Biela her durch Demonstrationen gegen Prag die Österreicher zu „falschen Manövers" verleiten, und der König an der Elbe Fortschritte machen, dann wollte er zum Angriffe schreiten. Am 17. August sah er sogar seine Stellung wegen Mangel an Verpflegung als unhaltbar an. „Ich werde mich deshalb nach Gabel und von da in die Lausitz zurückziehen müssen!"

Auch in des Königs Armee war unterdessen die Not gestiegen. Eine Rechtsschiebung nach der Gegend zwischen Trautenau und Hohenelbe sowie von dort aus eine Anzahl von Entsendungen gemischter Truppenabteilungen folgte, um das Heer in ein frisches Land zu bringen.

Prinz Heinrichs Absicht, sich zurückzuziehen, kam nicht zur Ausführung. Der König hinderte ihn daran, aber er dehnte sein Heer nun, in viele Teile zerlegt, von Linay an der Biela über Lobositz, Leitmeritz und Niemes bis in die Gegend von Zittau aus und bereitete durch Streifzüge, welche die Österreicher täuschen sollten, den späteren Abmarsch vor. Sein Gegner Laudon wiederum glaubte, gerade in

diesen Bewegungen die Vorbereitung zu einem großen konzentrischen Angriff zu erkennen, und entschloß sich am 29. August zur Räumung der Iserstellung und zum Abmarsch auf Nimburg. Allein die bereits erteilten Befehle wurden zurückgezogen, als er erkannte, daß die Preußen nichts Ernstes im Schilde führten. Seine alarmierenden Meldungen hatten freilich auch die Elb-Armee beunruhigt, und auch diese leitete die Räumung der Elbe schon ein.

Auch sie war nicht bedroht gewesen. König Friedrich hatte am 21. August die Überzeugung gewonnen, daß die Umgehung der Österreicher durch das Riesengebirge — an die er zuletzt gedacht hatte — unausführbar sei. Länger war seines Bleibens auch nicht mehr, denn der üble Zustand der Truppen verschlimmerte sich. Zu Ende August sollen bei der Armee 12 000 Kranke vorhanden gewesen sein.

Prinz Heinrich gab zugleich die Hoffnung auf, sich den Weg zum Könige freizumachen. Er zog allmählich seine Armee bei Neuschloß zusammen und ging am 12. September hinter die Elbe bei Leitmeritz zurück. Im Laufe des Monats wich er dann weiter aus gegen Dresden, ging aber bei Pirna wieder auf das rechte Elbufer hinüber. Nur ein Teil seines Heeres unter Prinz Anhalt war über Gabel abgezogen und gelangte am 12. September nach Zittau.

Auch der König begann am 8. September den Abmarsch auf Landeshut. Er hielt dann noch einmal bei Schatzlar und Libau im Gebirge, um erst seinen Bruder glücklich in Sachsen eintreffen zu lassen, und marschierte dann weiter nach Schlesien.

Beide Heere bezogen schon im Monat Oktober die Winterquartiere. Die Verluste waren groß gewesen. Bei des Königs Armee soll der Abgang mehr als 18 000 Mann und 7000 Pferde betragen haben. Bei dem des Prinzen Heinrich war der Krankenstand in Böhmen etwa 6000 Mann gewesen; auf dem Rückzuge waren zahlreiche Pferde und Trains verloren gegangen.

Die Österreicher hatten trotzdem nichts Energisches unternommen, um den Rückzug der beiden preußischen Heere zu stören. Sie begnügten sich damit, ihn als ein „Meisterstück der Kriegskunst" zu bewundern,*) bei dessen Ausführung sich Möllendorff und Belling auf

*) Kurd Wolfgang v. Schoening. Der bayerische Erbfolgekrieg. Berlin und Potsdam 1854. X, S. 224. v. Sch. zitiert dabei den österreichischen Veteranen Cogniazo.

der e i n e n, Friedrich Wilhelm, Prinz von Preußen, und der Erbprinz von Braunschweig auf der a n d e r e n Seite „in dem schönsten Lichte der Taktiker" zeigten. Nur bei Trautenau war es zu einem lebhafteren Gefecht gegen die Nachhut des Königs gekommen.

So schlossen die Operationen auf dem böhmischen Kriegstheater.

Auf dem schlesisch-mährischen war es gleichfalls nur zu unbedeutenden Zusammenstößen gekommen. Dort hatte ursprünglich im Sommer ein kleines preußisches Korps an der Oppa zwischen Jägerndorf und Troppau gestanden, die Österreicher ihm gegenüber hinter der Mohra. Im August gingen dann die Preußen vor, griffen aber die Mohra-Stellung nicht an, sondern zogen unverrichteter Sache auf Troppau ab. Dann traf der Erbprinz von Braunschweig, vom Könige nach dem Rückzug über die Grenze abgeschickt, mit Verstärkungen am 30. September in Troppau ein und ging am 2. Oktober vor, um über Grätz den rechten feindlichen Flügel zu umfassen. Die Österreicher hatten sich inzwischen an der Mohra bedroht gefühlt und waren gleichzeitig gegen Olmütz zurückgegangen, so daß der Erbprinz sie nicht mehr fand, sondern umkehrte und seine Truppen hinter Troppau in Kantonements verlegte. Die Österreicher kamen darauf wieder an die Mohra zurück und sandten ihre Streifparteien gegen die schlesische Grenze vor.

Im Monat November verließ der König die Armee und ging mit dem Prinzen von Preußen, der sich in seiner Begleitung befand, nach Breslau. Bei Landeshut, Kamenz, Neustadt blieben stärkere Truppenabteilungen stehen, und auch aus Jägerndorf waren die Österreicher vertrieben worden. Dies besetzte dann General v. Stutterheim, während der Erbprinz von Braunschweig bei Troppau Winterquartiere bezog. Im Januar 1779 gingen beide noch einmal gegen die österreichischen Stellungen vor, richteten aber auch diesmal nichts aus, obschon eine Kolonne unter dem General v. Wunsch sie von der Grafschaft Glatz her unterstützte. Dann antwortete der österreichische Feldmarschall-Leutnant Wurmser mit einer glücklichen Expedition in die Grafschaft Glatz hinein, deren Südwestgrenze er überraschend mit fünf Kolonnen überschritt, Habelschwerdt erstürmte und dort sowie beim Blockhause von Oberschwedelsdorf westlich von Glatz zahlreiche Offiziere und Mannschaften zu Gefangenen machte.

Des Königs Ärger über diese Vorgänge war groß. Er kehrte zur Armee nach Reichenbach zurück und führte mit seinem Bruder in

Sachsen einen gereizten Briefwechsel; denn er fand, daß Prinz Heinrich durch seine Untätigkeit das Unglück mit verschuldet habe. Dies beruhte auf der ihm zugegangenen Nachricht, daß 20 österreichische Bataillone von Prag aus zu dem Unternehmen gegen die Grafschaft mitgewirkt hätten. „Ich erwarte daher, daß Sie ohne Zeitverlust irgend etwas tun, was die Österreicher zur Defensive nötigt und sie zwingt, an Böhmen zu denken", schrieb er dem Prinzen Heinrich am 26. Januar. So mußte denn am 2. Februar General v. Möllendorff von Sayda in Sachsen aufbrechen, das schneebedeckte Erzgebirge überschreiten und über Einsiedel auf Brüx vorrücken, während sich auch an der schlesischen Grenze bei Reichenbach und Friedland Truppen von der Armee des Königs versammelten. Vor Möllendorff wichen die Österreicher nach lebhaftem Gefecht von Brüx auf Laun zurück, worauf er nach Sachsen umkehrte. Es ist selbstverständlich, daß dies Unternehmen auf die Vorgänge bei Troppau und Jägerndorf keinen Einfluß üben konnte, von denen sein Schauplatz in der Luftlinie 250 km entfernt lag. Ende Februar wurde sogar noch Neustadt in Oberschlesien durch die Österreicher erfolgreich überfallen und die preußische Besatzung vorübergehend vertrieben.

Damit schlossen auch hier die kriegerischen Vorgänge ab; denn durch Frankreichs und Rußlands Vermittlung kam am 7. März ein Waffenstillstand zustande, den die kriegführenden Parteien mehrfach verlängerten und dem am 13. Mai der Frieden von Teschen folgte. Österreich verzichtete auf seine bayerischen Ansprüche und erhielt nur das Inn-Viertel mit Braunau und Schärding., Seinen nächsten politischen Zweck hatte der König erreicht.

Das ganze seltsame Unternehmen verdient kaum den Namen „Krieg", denn kein Teil zeigt den Willen, zu einer Waffenentscheidung zu gelangen. Richtiger wäre es, von einer Friedensverhandlung unter Waffen zu sprechen. Es ergibt sich das merkwürdige Schauspiel, daß beide Teile sich gewissermaßen dauernd auf der Defensive halten. Der Einmarsch der preußischen Armee in Böhmen mit zwei Heeresgruppen, die einander zunächst nicht zu unterstützen vermochten, schloß die Gefahr in sich, daß die einzelnen Teile von Überlegenheit angegriffen und geschlagen werden könnten. Das aber war nur möglich, wenn der Gegner schnell und entschlossen handelte. Gerade das

Gegenteil geschah, und daß es so war, darüber konnte nach dem ganzen Verhalten der Österreicher ein Zweifel nicht bestehen. Ein Angriff des Königs auf die Elb-Armee wäre sicher geglückt. Allein er stand immerhin einer stark verschanzten und gut besetzten Flußlinie gegenüber, und so läßt sich bei den damaligen Verhältnissen, bei denen eine Erschütterung des gut gedeckten Verteidigers durch Artillerie auf größere Entfernung nicht möglich war, sein Zögern allenfalls erklären, wenn es auch nicht dem Charakter seiner früheren Kriegführung entspricht. Des Prinzen Heinrich Verhalten dagegen erscheint völlig unverständlich, ebenso rätselhaft freilich der Umstand, daß der König ihm nicht einen ganz bestimmten Befehl zum Vorgehen gegen die Iser gab.

Bei beiden Parteien zeigt sich ein erstaunlicher Mangel an Tatkraft und Entschlossenheit. Die Sorge vor Umfassungen und Umgehungen beherrscht sie und alles verläuft in einer Reihe von Bedrohungen und Demonstrationen, mit denen ängstlich jedem größeren Zusammenstoß ausgewichen wird, während die teilweise weit im Raum verzettelten Kräfte sich durch Hin- und Hermärsche verbrauchen.

Die Kaiserin Maria Theresia hatte von vornherein nicht die geringste Hoffnung auf einen guten Ausgang des Krieges, und das Verfahren Friedrichs erscheint um so seltsamer, als es ihm bekannt war, daß die Weisungen aus Wien alle etwa vorhandene Unternehmungslust und Widerstandsfähigkeit Josephs II. lähmen mußten. Der König schreibt einmal an Prinz Heinrich, er wisse genau, daß die Kaiserin eine Schlacht nicht wolle, schon damit das Leben ihres Sohnes nicht gefährdet werde.

Daß dieser letzte Feldzug Friedrichs, der das Gegenteil wirklicher Kriegführung darstellt, nachgewirkt und im Heere Spuren zurückgelassen hat in bezug auf die Vorstellung von dem, was Kriegführen heißt, erscheint zu natürlich, als daß man daran zweifeln sollte. Verhängnisvoll war, daß gerade der Erbprinz von Braunschweig, der spätere unglückliche Feldherr von Jena und Auerstedt, sich an seiner Seite befand.

Auf die Armee hatte der Feldzug niederdrückend gewirkt. Die Verdrossenheit darüber, daß nichts geschehen war, verbreitete sich bei der Rückkehr aus Böhmen selbst unter den Offizieren, und die Verluste an der als Lagerkrankheit bezeichneten Ruhr waren so große, daß ein energisches Zugreifen vermutlich nicht mehr gekostet hätte, dafür aber

einen glänzenden Sieg verhieß. Der Armee, selbst ihren Generalen, kann indes eine Schuld nicht beigemessen werden und ist ihnen auch nicht beigemessen worden; denn Friedrichs und auch des Prinzen Heinrich Autorität stand zu hoch, als daß ohne ihren Willen oder gar gegen denselben ein Dritter den Dingen hätte eine andere Richtung geben können. Man murrte, man schüttelte den Kopf, aber man sagte sich im stillen, daß der große König wohl seine triftigen Gründe gehabt haben müsse, so, wie geschehen, und nicht anders zu verfahren.

Der Zug nach Holland 1787.

Persönliche Motive des Königs Friedrich Wilhelm II., das heißt die Teilnahme für seinen mit der Absetzung bedrohten Schwager, den Erbstatthalter von Holland, gaben den Anlaß zu dem merkwürdigen Zuge, der sich hauptsächlich gegen die antioranische Provinz Holland richtete. 26 000 Mann aller drei Waffen wurden unter dem Herzoge von Braunschweig an der Grenze zusammengezogen. Die holländische Bevölkerung spaltete sich demgegenüber in drei Parteien. Ein Teil verhielt sich neutral, der zweite scharte sich um den Erbstatthalter, nur der dritte, die sogenannte Patrioten-Partei, stellte sich ihm feindlich gegenüber. Sie hatte allerdings augenblicklich das Heft in Händen und zog unter dem Rheingrafen von Salm an 20 000 Mann, meist jedoch aus neugebildeten Truppen bestehend, zur Gegenwehr zusammen. An den zahlreichen Flußläufen und Kanälen wurden Befestigungen angelegt, Überschwemmungen in dem flachen Lande vorbereitet.

Der Herzog von Braunschweig erwartete den Widerstand hauptsächlich an der Vecht, welche vom Rijn bei Utrecht in der Richtung auf Amsterdam nordwärts fließt und die sich südlich durch Kanäle zum Leck und von dort zur Waal nach Gorkum fortsetzt. Er beabsichtigte den Durchbruch dieser Linie bei Vreeswyk, auf dem Norduser des Leck. Ein Eingreifen Frankreichs wurde für möglich gehalten.

Am 13. September überschritt das preußische Korps in drei Kolonnen die Grenze, und zwar die rechte und mittlere über Arnheim, die linke über Nymwegen. Es sollte die erste nördlich des Leck, die zweite am Leck selbst zu dem beabsichtigten Durchbruch und die dritte am Norduser der Waal vorgehen. Alles verlief glücklich und schnell.

Die südliche Kolonne nahm das befestigte Gorkum und andere zur Verteidigung hergerichtete Punkte, die von den Holländern geräumt wurden. Utrecht, wo sich das Hauptquartier befand, wurde vom Grafen Salm verlassen. Bei der mittleren Kolonne nahmen die Husaren von Eben durch Überraschung ein Schiff, das die Vaart (Kanal) bei Vreeswyk bestreichen sollte. Weesp und Niuwesluis öffneten bald ihre Tore. Die erste Kolonne langte vor Naarden an.

Nun erfolgte eine große Schwenkung nach Norden, die gegen Süden durch einen Teil der mittleren Kolonne gedeckt wurde, und der Herzog von Braunschweig rückte mit dem ganzen Expeditionskorps vor Amsterdam. Am 26. September kam es zu einem Waffenstillstande, der aber am 30. wieder gekündigt wurde, und am 1. Oktober erfolgte der Angriff gegen die Amsterdam deckende Stellung. Es kam zum Gefecht von Amstelveen,*) das Clausewitz im 10. Bande seiner Werke vom Kriege „eine der schönsten Unternehmungen gegen eine Postierung" nennt. An sich war das Gefecht indessen unbedeutend; der Widerstand wurde schnell gebrochen, und am 2. Oktober abermals ein Waffenstillstand geschlossen. Am 10. erfolgte die Kapitulation von Amsterdam, wohin der Weg dem Sieger offen stand.

Preußen erhielt die geforderte Genugtuung; der Erbstatthalter wurde wieder eingesetzt, und die Truppen kehrten im Oktober und November heim. Nur 4000 Mann unter General Graf Kalckreuth blieben noch in Holland zurück. Nicht einmal die Kriegskosten ließ man sich erstatten und lieferte so das Gegenstück zu des großen Königs realer Politik, der einmal in ähnlicher Lage gesagt hatte: „Je me garderai bien de faire le Don-Quichote pour les Turcs." —

Auch dies Unternehmen war kein eigentlicher Kriegszug gewesen, da man nirgends nennenswerten Widerstand fand. Die holländischen Patrioten suchten überall, wo die Preußen erschienen, schnell das Weite, und die festen Plätze fielen nach wenigen Kanonenschüssen. Die häufig erwähnte Wegnahme des Kriegsschiffs bei Vianen war keine besondere Kriegstat, denn es handelte sich nur um ein armiertes Gütertransportschiff, das sich auf einer Sandbank festgefahren hatte und nach wenigen Schüssen die Flagge strich.

Aber die Vorbereitungen waren gut getroffen, insbesondere auch hinsichtlich der Einziehung von Nachrichten. Alles verlief ordnungs-

*) 1½ Meile südlich von Amsterdam.

mäßig, die Mannszucht wurde bei den Truppen mit Strenge aufrecht erhalten; bei einem an sich unbedeutenden Anlaß griff insbesondere der Herzog von Braunschweig mit großer Schärfe ein. Keinerlei besondere Mängel scheinen sich fühlbar gemacht zu haben, und man kann die Expedition, wenn man von dem unblutigen Hergange absieht, als ein Kabinettsstück militärischer Umsicht und Geschicklichkeit bezeichnen. Die Verluste blieben ganz unbedeutend; sie beliefen sich auf 211 Mann, davon 71 vor dem Feinde, und 98 Pferde. Freilich waren 233 Mann desertiert, davon gehörten aber 218 allein den drei Regimentern aus Wesel an, die mancherlei Beziehungen zum Nachbarlande und zur See hatten, und die sich auch bei anderen Gelegenheiten in dieser Beziehung unrühmlich hervortaten. Sie besaßen aber auch keine eigenen Kantons zur Inländeraushebung, bestanden fast ganz aus Ausländern und galten als zweite Qualität.

Der glänzende Verlauf der Expedition machte überall einen großen Eindruck, denn man hatte einen langen und zähen Widerstand erwartet. Das Selbstgefühl der Armee hob sich; schien es doch mit Recht, als sei alles noch zum besten bestellt. Vor allen Dingen aber stieg wieder der Feldherrnruhm und das Ansehen des Herzogs von Braunschweig, der in den letzten Jahren des Siebenjährigen Krieges und auch im Bayerischen Erbfolgekriege keine sonderlichen Erfolge mehr gehabt hatte und über den das allgemeine Urteil schon zweifelhaft geworden war.

1792. Der Feldzug in der Champagne.

Hierzu Übersichtsskizze zu den Feldzügen am Rhein und in den Niederlanden von 1792, 1793 und 1794. (Skizze 8.)

Beim Herannahen der großen Gefahr im Westen schlossen Preußen und Österreich am 25. Juli 1791 einen Präliminarvertrag gegen die antimonarchischen Tendenzen der französischen Revolution. König Friedrich Wilhelm II. und Kaiser Leopold II., traten am 27. August mit einer öffentlichen Erklärung hervor, die besagte, daß die Lage Ludwigs XVI. einen Gegenstand der Sorge bilde, an dem alle Souveräne in gleichem Maße interessiert seien. Sie hofften, daß dieses Interesse von den Mächten anerkannt werde und sie bereit sein würden, die wirksamsten Mittel anzuwenden, um dem Könige von Frankreich die Freiheit des Handelns wiederzugeben. Für

diesen Zweck seien sie entschlossen, mit der erforderlichen Macht zu wirken. Am 7. Februar 1792 folgte ein Verteidigungsbündnis zwischen Österreich und Preußen.

Das war die unverhohlene Drohung mit einer europäischen Koalition und am 20. April 1792 erklärte Ludwig XVI. auf den Druck der Girondisten, die längst dazu drängten, den Krieg.

Augenblicklich standen auf französischer Seite:

23 000 Mann der aus Festungsbesatzungen zusammengezogenen Nord-Armee unter Lafayette bei Sedan,

25 000 Mann, die sogenannte Armee des Zentrums, unter Luckner bei Metz,

etwa 30 000 Mann, das Gros der Rhein-Armee, bei Weißenburg, Kellermann, von derselben vorgeschoben, bei Lauterburg am Rhein.

Auf seiten der Verbündeten sammelte sich die Hauptarmee von 42 000 Preußen und etwa 6000 Hessen*) am rechten Rheinufer bei Coblenz.

4500 französisch-royalistische Emigranten standen bei Bingen.

15 000 Österreicher unter dem Fürsten Hohenlohe-Kirchberg im Badischen südlich Mannheim und Heidelberg, 2000 Mann kurmainzische Truppen stießen später noch zu ihnen.

Der Hauptarmee sollte sich beim Vorgehen noch das zur niederländisch-österreichischen Armee gehörende Korps Clerfaits mit 15 000 Mann anschließen. —

Der Plan der Franzosen ging dahin, durch überraschenden Einbruch in die Niederlande, wo die Österreicher zur Zeit nur schwach waren, den Verbündeten zuvorzukommen, im übrigen zunächst in der Verteidigung zu beharren.

Die Verbündeten beschlossen den Angriff, der auch allein den politischen Absichten entsprach. Die Hauptarmee sollte, mit Clerfait vereint, durch das Luxemburgische nach Frankreich vorrücken und zunächst Longwy und Verdun durch Bombardement nehmen. Alsdann wurde es von der Haltung der französischen Armee und Bevölkerung abhängig gemacht, ob man sofort auf Paris marschieren könne oder sich erst durch Eroberung der übrigen Maasfestungen sichere Winterquartiere und eine Grundlage für den nächsten Feldzug schaffen müsse.

*) Der Landgraf von Hessen-Cassel hatte sich der Koalition angeschlossen.

Zur Unterstützung sollte der Herzog von Sachsen-Teschen von den Niederlanden aus, wo ein erster Einbruchsversuch der Franzosen im Frühjahr schon an der Grenze leicht zurückgewiesen worden war, die französischen Nordfestungen angreifen, Fürst Hohenlohe aber auf Saarlouis-Thionville vorgehen, um diese Plätze zu nehmen und später der Hauptarmee zu folgen. Im oberen Baden blieb ein gesondertes Korps unter Esterhazy stehen.

Die Unklarheit über das Endziel des Feldzuges deutet von Hause aus auf den Mangel an ernstem Willen hin. Auf keinen Fall konnte mit der Eroberung von ein paar kleinen Festungen und der Besetzung eines unbedeutenden Landstriches irgend etwas erreicht werden.

Am 25. und 27. Juli richtete der Herzog von Braunschweig die berüchtigten Manifeste an die französische Nation. Trotz dieser energischen Kundgebung in Worten war er im Herzen wohl nur halb bei der Sache — darüber kann kein Zweifel bestehen. In der allerdings richtigen Überzeugung, daß die verfügbaren Kräfte für das große Unternehmen nicht ausreichen würden, war er vom ersten Schritt an von Bedenklichkeiten erfüllt und sein Handeln lau und zögernd in allem. Bald sah man sich in der Erwartung getäuscht, in Frankreich als Befreier vom Joche der Revolutionsmänner mit offenen Armen empfangen zu werden. Auch dies wirkte ersichtlich lähmend auf den Herzog. Leicht gewann in seiner Seele die Strategie des bayerischen Erbfolgekrieges die Oberhand.

Bezeichnend für den Geist dieser Heerführung ist die erstaunliche Langsamkeit aller Bewegungen. Am 30. Juli erfolgte der Aufbruch von Coblenz; am 5. August bedingten angebliche Verpflegungsschwierigkeiten bereits bei Trier einen siebentägigen Aufenthalt. Die Ruhr begann bei den Truppen aufzutreten.

Am 8. trafen die Emigranten von Bingen her ein; am 11. nahm Hohenlohe, der die Avantgarde führte, durch Überfall das feste Schloß Sierck, am 20. war man endlich an der Grenze und schloß Longwy ein. Ein Marsch, der höchstens 10 Tage hätte dauern sollen, hatte drei volle Wochen gefordert.

Clerfait traf auf dem rechten Flügel am Chiers westlich Longwy ein, das am 23. kapitulierte. Er selbst umzingelte Montmedy und ging auf Stenay vor.

Die französische Armee des Zentrums, die im Lager von Fontoy gestanden hatte, war beim Erscheinen der Preußen nach einem Reiter-

gefecht auf Metz zurückgewichen; die Hauptarmee setzte ihren Schneckengang fort und stand am 30. August vor Verdun. Am 2. September fiel auch dieser Platz.

Bei der französischen Nord-Armee war das Kommando inzwischen auf Dumouriez übergegangen, der sich mit dem Plane eines Einfalls in die Niederlande trug und seine Zeit mit den Vorbereitungen dazu verlor, als er durch den Vormarsch der Verbündeten aufgeschreckt wurde. Nunmehr setzte er sich, den Absichten des Kriegsministers Servan entsprechend, gegen den Argonner Wald in Bewegung, um den Verbündeten den Austritt aus demselben so lange zu verwehren, bis die anderen Armeen herankommen könnten. Infolgedessen rückte er von Sedan ab, rief auch alle sonst im Norden verfügbaren Kräfte zusammen und nahm bei Grand Pré und St. Menehould Aufstellung. Von hier aus gelang es auch noch, den wichtigen Paß von Les Islettes, westlich Clermont en Argonne, zu besetzen und dort die Besatzung von Verdun heranzuziehen. Diese hatte, ebenso wie die von Longwy, freien Abzug unter der Bedingung erhalten, daß sie gegen die Verbündeten nicht mehr dienen dürfe, kehrte sich aber an diese Verpflichtung nicht.

Weiter nördlich wurde der Paß von La Croix aux Bois (östlich Vouziers) und Le Chesne (südlich Sedan) besetzt, um so den Verbündeten die Wege nach Westen zu versperren. In dieser Stellung verstärkte sich Dumouriez noch, zog auch Truppen nach Rethel und Chalons s. M. heran.

Auch in Metz war inzwischen ein Wechsel im Oberbefehl eingetreten, Luckner abberufen und durch Kellermann ersetzt, die Armee verstärkt worden.

Da Fürst Hohenlohe-Kirchberg den Rhein von Schwetzingen aus überschritten, Landau eingeschlossen, sich dann aber nicht gegen Metz, sondern gegen Thionville gewendet hatte, wo die Emigranten zu ihm stießen, so stand für Kellermann der Weg nach Süden und Südwesten offen. Er beschloß daher den Abmarsch zur Vereinigung mit Dumouriez, dem er Nachricht gab, daß er am 14. oder 15. September bei Revigny aux Vaches, einen Tagemarsch nordwestlich Bar le Duc, eintreffen werde.

Zwischen beiden französischen Heeresgruppen stand aber das preußische Hauptheer unter dem Herzog von Braunschweig, gestützt auf die von ihm genommene Festung Verdun. Bei tätiger Führung

wäre es völlig in der Lage gewesen, erst den einen, dann den anderen der beiden Gegner abzutun; denn jedem von ihnen war es überlegen. Aber zu solchen Unternehmungen fehlte die Entschlußfreudigkeit. Der Herzog machte den im Hauptquartier befindlichen Emigranten bittere Vorwürfe, ihn über die Schwierigkeiten des Unternehmens irregeführt zu haben. Die Armee litt seit dem Einmarsche in Frankreich unter der Ruhr und dem fortdauernden schlechten Wetter; die Verpflegungsschwierigkeiten wuchsen. Der weit wichtigere Umstand, daß sich die Widerstandsfähigkeit der französischen Truppen sowohl an der Grenze wie auch bei Longwy und Verdun als ganz gering erwiesen hatte, wurde nicht in Anschlag gebracht.

Die Armee blieb bis zum 11. September dicht westlich Verdun stehen und richtete dort Magazine ein. Sie zog die bei Longwy noch verbliebenen Hessen, den Fürsten Hohenlohe-Kirchberg und einen Teil der Emigranten heran. Vor Diedenhofen, das 2 Tage lang vergeblich beschossen worden war, verblieben nur schwache Kräfte.

Inzwischen trat eine entscheidende Wendung in anderer Art ein. Der Herzog entschloß sich zu einem Rechtsabmarsch, um Dumouriez, der jetzt bei Grand Pré 20 000 Mann versammelt hatte, nördlich zu umgehen und ihn so zur Räumung seiner Stellung zu veranlassen. Diese Bewegung sollte durch die auf dem rechten Flügel der Verbündeten über Stenay herankommenden Kräfte Clerfaits und Kalckreuths unterstützt werden und gelang vollständig.

Gerade als die Preußen, von Verdun kommend, am 12. bei Landres östlich Grand Pré eintrafen, nahm Clerfait den nördlich davon gelegenen Bergpaß bei La Croix aux Bois, und der Versuch der Franzosen, ihn wiederzuerobern, scheiterte.

Die Stellung von Grand Pré wurde dadurch unhaltbar. Dumouriez räumte sie in der Nacht zum 15. September, um seine Truppen über die Aisne zurück nach Dommartin, nordwestlich St. Menehould, zu führen — und zwar angesichts der bei Landres ihm gegenüber lagernden preußischen Armee. Was geschehen wäre, wenn diese zugegriffen hätte, erwies der Überfall einiger preußischer Eskadrons gegen die Nachhut, der in der ganzen französischen Truppenmacht eine derartige Panik verbreitete, daß alles in wilder Unordnung auf St. Menehould, Chalons oder Reims zurückströmte. Dumouriez war nach Dommartin vorausgeritten, um das neue Lager zu bestimmen, eilte nun herbei, und seinem persönlichen Eingreifen gelang

es, den größten Teil der Truppen bei Dommartin zu sammeln. Doch verbreitete sich in der nächsten Nacht neuer Schrecken im Lager. Erst am 16. September gelang es, die Ordnung wiederherzustellen und mit der Armee in eine Stellung zwischen dem Bionne-Bach und der Aisne abzumarschieren. Sie stellte sich mit dem rechten Flügel an diesen Fluß gelehnt, Front gegen Norden, mit dem linken Front nach Westen gewendet auf.

Hier erhielt Dumouriez noch einen starken Zuzug über Chalons, der unter Beurnonville auf Umwegen von der Nordgrenze eintraf. Ebenso rückt Kellermann heran, der vorsichtig weit nach Süden über Pont à Mousson, Toul, Ligny und Bar le Duc ausgebogen war.

Es charakterisiert die Stimmung und Haltung des französischen Heeres, daß Beurnonville, einmal am 16. schon im Anmarsche auf St. Menehould begriffen, Dumouriez' Marschkolonnen sah, die von Grand Pré kamen, sie für die Preußen hielt und sofort wieder umkehrte. Kellermann aber zog von Bar le Duc auf die Nachricht hin, daß Dumouriez an verschiedenen Punkten angegriffen werde, ohne weiteres auf St. Dizier ab, bis er durch mehrfache Befehle zurückgeholt wurde. Er stellte sich auf Dumouriez' linkem Flügel auf.

Beide erreichten nach diesen Abenteuern am 19. September das Lager. Es kamen dort 53 000 Mann zusammen, und Dumouriez entschloß sich, den Angriff anzunehmen oder — wenn die Verbündeten auf Paris marschieren sollten — ihnen zu folgen.

Diese hatten inzwischen am 15. den Abmarsch Dumouriez' entdeckt. Prinz Hohenlohe*) war ihm mit der Avantgarde gefolgt und führte gegen die französische Nachhut glückliche Gefechte. Dennoch folgte noch ein Aufenthalt von zwei Tagen wegen der leidigen Verpflegungssorgen. Erst am 19. ging es weiter.

Der Herzog hatte ein kunstvolles Manöver ersonnen. Er wollte den Posten von Lachalade,**) nordwestlich von Clermont en Argonne, nehmen, dadurch die Franzosen zum Aufgeben des Passes von Les Islettes veranlassen und sich so die Verbindung mit seinem Magazin Verdun eröffnen. Danach sollten dem französischen Heere die Ver-

*) Nicht zu verwechseln mit dem Fürsten Hohenlohe-Kirchberg, dem Befehlshaber der aus dem Badischen herangerückten Österreicher.

**) Siehe Skizze 9 zu den Operationen vom 2. bis 20. September 1792 und zur Kanonade von Valmy.

bindungen mit Vitry und Chalons geraubt werden, um es so in Verlegenheit zu bringen.

Während der Einleitung dieses „Schachzuges“ kommt die falsche Nachricht vom Abmarsch der Franzosen, und der König greift direkt ein, indem er den Rechtsabmarsch befiehlt. Der Irrtum klärte sich zwar bald auf, aber der Befehl blieb in Kraft, und abends steht die Armee im Lager von Somme Tourbe, die Avantgarde bei Somme Bionne den Franzosen gegenüber — beide mit verkehrter Front, die Preußen den Rücken auf Paris; die Franzosen gegen Verdun und die deutsche Grenze.

So schien es, als solle die Schlacht, die niemand gewollt, doch durch die Macht der Umstände herbeigeführt und den Preußen vom Schicksal ein glänzender Sieg geradezu aufgezwungen werden.

Am nächsten Morgen — dem denkwürdigen 20. September — ging die Avantgarde auf das ihr gegenüberliegende Dorf Valmy los, von wo her sie im dichten Nebel Geschützfeuer erhielt.

Kellermann hatte seine Stellung auf dem linken Flügel verlassen, um in eine festere hinter der Auve zurückzugehen, als die preußische Avantgarde anrückte. Nun ging er wieder vor und stellte sich vorwärts und seitwärts Valmy auf. Dumouriez verstärkte ihn auf beiden Flügeln, wollte auch rechts und links noch vorgreifen, doch gelang dies nicht mehr.

Die preußische Hauptmacht war unterdessen gleich nach der Avantgarde aufgebrochen, formierte sich hinter derselben, besetzte zur Rechten La Lune Auberge, von wo aus der linke Flügel der Franzosen bedroht wurde, und trieb diese, als sie dorthin vorrückten, durch Geschützfeuer wieder zurück.

Der Nebel verzog sich allmählich, und auf beiden Seiten wurde eine starke Artillerielinie sichtbar. Unter den französischen Truppen verbreitete die Explosion von Munitionswagen zeitweise Verwirrung und Schrecken.

Die preußische Infanterielinie kam heran. Der König wollte den Angriff, aber nach wenigen hundert Schritten wurde das Vorgehen ohne Grund wieder unterbrochen. Massenbach berichtet, der Herzog von Braunschweig habe, „nach einer tiefen Betrachtung, sein Auge fest auf die Stellung des Feindes heftend“, geäußert: „Hier müssen wir nicht schlagen.“

Nur das Geschützfeuer dauerte bis 5 Uhr nachmittags fort. Kellermann räumte in der Nacht seine Stellung und ging nun wirklich hinter die Aube, Dumouriez kehrte an die Aisne zurück, wo er gestanden, den Rücken gegen den Fluß gekehrt. Die Verluste waren ganz unbedeutend; sie betrugen bei den Preußen 184, bei den Franzosen 300 Mann.

Selten ist eine Gelegenheit, dem Feinde eine entscheidende Niederlage beizubringen, in ähnlicher Weise versäumt worden — und in welcher allgemeinen politischen Lage! Goethe, der den Herzog von Weimar ins Feld begleitete, hatte Recht, wenn er am Abend des 20. September, im Lager um seine Meinung befragt, zu dem ihn umgebenden kleinen Kreise äußerte: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen."

Der Feind stand mit verkehrter Front, den Rücken an der Aisne, einen Tagemarsch hinter sich den zweiten Flußlauf — die Aire —, und an demselben die dort herankommenden Hessen und Österreicher unter Hohenlohe-Kirchberg. Wieder einen Marsch weiter lag das in den Händen der Verbündeten befindliche Verdun an der Maas. Die numerische Überlegenheit war allerdings auf seiten der Franzosen, nachdem man durch die kunstvolle Saumseligkeit die Vereinigung von Kellermann und Beurnonville mit Dumouriez zugelassen hatte. Den 53 000 Franzosen standen nur etwa 34 000 Preußen gegenüber. Allein dieser Nachteil wurde dadurch ausgeglichen, daß sich stärkere Abteilungen der Verbündeten im Rücken der Franzosen befanden, und daß das preußische Heer in bezug auf den inneren Halt ihnen erheblich überlegen war. Ein Zweifel konnte über diese Tatsache im preußischen Hauptquartier nach den letzten Vorgängen nicht mehr bestehen. Wie es drüben aussah, ergab sich zudem deutlich daraus, daß die Franzosen trotz ihrer Vereinigung nicht zum Angriff übergingen, um sich die Verbindung mit Paris wieder zu eröffnen. Wäre noch eine Sorge vorhanden gewesen, so hätte der Herzog das Korps von Clerfait und die Emigranten, die am 20. abends und in der darauf folgenden Nacht wirklich herankamen, abwarten können, ehe er zum entscheidenden Schlage antrat.

Massenbach will aus dem Munde des Herzogs von Braunschweig gehört haben, daß er den Angriff nicht allein mit Rücksicht auf die ganze Lage, sondern insbesondere auch deshalb unterlassen habe, weil

nicht zu übersehen war, was hinter den Höhen von Valmy stand. Beide Gründe, falls der Herzog sie wirklich genannt haben sollte, sind gleich hinfällig, denn die „ganze Lage" erheischte gerade eine Waffenentscheidung, und es ist auch nicht einzusehen, warum man, unter Preisgabe der natürlichen Verbindung, überhaupt bis an den Feind herangegangen war, wenn man eine Schlacht in Rücksicht auf die Gesamtverhältnisse nicht wollte. Über das, was etwa bei den Franzosen noch hinter den Höhen stand, wäre es leicht gewesen, sich aufzuklären. Das Gelände bot keine unüberwindlichen Hindernisse. An Reiterei fehlte es nicht. Überdies war die Ungewißheit nicht größer als in sehr zahlreichen ähnlichen Fällen.

Napoleons I. Feldzug von 1812 in Rußland hat bewiesen, daß es nicht unter allen Umständen von Vorteil ist, die Trennung beim Gegner aufrecht zu erhalten, und auch hier hätte es unter Umständen gerade günstig für die Verbündeten wirken können, daß sie die Gegner vereint an einem Fleck vor sich fanden, weil sie stark genug waren, um sie auch so noch entscheidend zu schlagen. Es ist klar, daß die entscheidende Niederlage aller Streitkräfte in Frankreich einen ganz anderen Eindruck gemacht hätte als ein Unfall Dumouriez' allein.*)

So bleibt nichts als des Herzogs strafbare Unentschlossenheit und seine Sorge vor den möglichen Folgen eines Rückschlages als Erklärung für sein unbegreifliches Verhalten übrig.

Man hatte angeführt, daß die Anwesenheit des Königs bei der Armee den Herzog im Hinblick auf die Möglichkeit einer Niederlage bedenklich gemacht habe, und diese höfisch-diplomatische Rücksicht liegt ganz im Stile der Zeit. Aber sie ist von schwächlichster Natur; denn der König selbst war es gewesen, der den Angriff in Bewegung setzte. Ihn im Falle eines Unglücks vor Gefahr zu schützen, hätte die brave Kavallerie allein genügt.

Daß das ursprüngliche Ziel des ganzen Krieges, die Erhaltung der Königlichen Autorität in Frankreich, mit dem Aufgeben des An-

*) Selbst Massenbach sagt in seiner schwülstigen Art: „Als Nachrichten über die bevorstehende Vereinigung des Gegners einliefen erheiterten sich die Gesichter, auf welchen Gram und Kummer nicht undeutliche Furchen einzudrücken anfingen. Wir wurden alle neu belebt, und feuervoller war der Lauf des Blutes, weil man mit einiger Hoffnung einer schönen Zukunft entgegensehen zu können berechtigt zu sein glaubte, und, wie es schien, die ganze Macht des Feindes mit einem Schlage zu Boden werfen wollte."

griffs verfehlt und die Königliche Familie nunmehr verloren sei, konnte auch dem blödesten Sinne nicht verborgen bleiben.

Lähmend hat in den höheren Regionen der Armee ohne Zweifel die Theorie von einer vergeistigten Taktik gewirkt, die in eine wahre Scheu vor der Schlacht und dem Blutvergießen ausartete. Man höre nur Massenbach über den Feldzug: „Das Glücklichste, was sich ereignen könnte, meinte man, bestehe darin, wenn Dumouriez und Kellermann ihre starken Stellungen*) verlassen, sich vereinigen und sich der Königlichen Armee in der Front entgegenstellen wollten. Träten diese Ereignisse ein, so gäben sie dem Genie des Feldherrn Gelegenheit, ein entscheidendes Manöver auszuführen und durch die Kraft dieses Manövers mehr zu gewinnen, als durch eine Schlacht gewonnen werden konnte." Auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm verzeichnet in seinem Tagebuche über das unerwartete Haltmachen bei Valmy: „Es war auch wohl noch das Beste: denn was sollten wir eigentlich tun!" Auch sein jugendfrischer Blick wurde durch den Nebel der herrschenden Ansichten von der Kriegführung schon getrübt. Ohne Zweifel hatte er sich mit der Hoffnung getragen, daß die Vorwärtsbewegung allein den Gegner zum Weichen bringen werde.

Der Umgehungsmarsch über Grand Pré entbehrt, trotz aller Langsamkeit, nicht einer gewissen Kühnheit, als aber das Kunststück ohne Eindruck und der Feind stehen blieb, da war die allgemeine Rat- und Entschlußlosigkeit da.

Nach der Kanonade von Valmy geschah das Übelste, was geschehen konnte. Die Armee blieb stehen, trotzdem das numerische Übergewicht der Franzosen ausgeglichen und die Hoffnung auf einen entscheidenden Erfolg für den Fall des Angriffs nicht geschwunden war.

In Paris wurde am 21. September der Konvent errichtet und das Königtum aufgehoben. Am 30. erschienen drei Konventsdeputierte in Dumouriez' Lager, und die neue Verfassung wurde vom Heere beschworen.

Die Verbündeten waren in Unterhandlungen mit ihm eingetreten; eine Art Waffenruhe wurde verabredet, und als am 27. ein Kriegsrat wegen der Verpflegungsschwierigkeiten und der Krankheiten den Rückzug beschloß, wurde eine Übereinkunft „behufs unbelästigten Abzuges nach Koblenz" getroffen.

*) An der Nordgrenze und bei Metz.

Tatsächlich ging der Rückzug auch vom Feinde fast ungestört vonstatten. Am 14. Oktober wurde Verdun wieder aufgegeben. Der Herzog von Sachsen-Teschen rief Clerfaits Korps nach den Niederlanden ab; die Hessen kehrten infolge von Custines Einfall in Deutschland zum Schutze ihrer Heimat zurück. In sehr kleinen Märschen und mit häufigen Rasttagen gingen die Hauptkräfte auf Luxemburg zurück, wo sie, bis auf die Hälfte ihres ursprünglichen Bestandes zusammengeschmolzen, am 24. Oktober eintrafen. Tags zuvor war auch Longwy geräumt worden. Die vor Thionville verbliebenen Truppen schlossen sich der Armee an; das Korps der Emigranten löste sich auf.

Am 24. Oktober traf die Nachricht von der Übergabe von Mainz im Hauptquartier der Verbündeten ein, und der allgemeine Rückzug wurde auf Koblenz fortgesetzt. Am 14. November hatte der Herzog seine letzten Truppen dort über den Rhein geführt.

So endete der mit großen Erwartungen begonnene und pomphaft angekündete Zug. Die Franzosen aber hatten freie Hand gewonnen und säumten nicht, sich dessen zu bedienen. Dumouriez war schon am 6. Oktober von St. Menehould gegen Valenciennes und Maubeuge zur Eroberung der Niederlande aufgebrochen. Über Verdun folgten die Franzosen bis zur Grenze bei Sedan, Longwy und Saarlouis.

Abgesehen von den allgemeinen politischen und militärischen Ursachen, krankte das ganze Unternehmen von vornherein an dem Zwiespalt in der Seele des Oberbefehlshabers. Dieser war offenbar überhaupt nicht für den Krieg, und es fehlte ihm die rechte Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang. Anderseits war er aber auch zu schwach, dem Könige gegenüber seiner Meinung mit Bestimmtheit Ausdruck zu geben oder den Oberbefehl abzulehnen. So blieb es denn bei einem fortwährenden Schwanken zwischen Wollen und Nichtwollen. Wenn der Einmarsch in Frankreich überhaupt einen Sinn haben sollte, so mußte er reißend geschehen und bis Paris ausgedehnt werden. Hielt der Herzog die zur Verfügung stehenden Kräfte für zu schwach und das damalige Verpflegungssystem— von dem übrigens stellenweise abgewichen wurde — mit Rücksicht auf die Länge der Verbindungen für ungeeignet zu einer solchen Durchführung, so war der Zug im ganzen freilich verfehlt. Der erste Teil aber, die rein militärische Aufgabe, hätte zweifellos trotzdem gelöst werden können; denn man war über

die Lage des Gegners bei Beginn der Operationen und später auch über den Anmarsch Kellermanns von Metz zur Vereinigung mit Dumouriez frühzeitig unterrichtet. Um diese Umstände auszunutzen, bedurfte es keineswegs einer besonderen Feldherrngröße und auch nicht einmal einer ungewöhnlichen Schnelligkeit des Handelns. Ansehnliche Vorteile wären zu erringen gewesen. Der Herzog würde, wenn er sich zu kühnerem Verfahren aufgerafft hätte, beim Könige auf keinen Widerstand gestoßen sein; denn dieser hatte die Erringung kriegerischer Erfolge im Sinn. Er war kriegs- und angriffslustig, unterwarf sich aber der vermeintlichen höheren Einsicht des Braunschweigers.

Diesem kam nun nach allen Versäumnissen das Glück eigentlich noch zu Hilfe insofern, als er den Feind auch nach dessen Vereinigung noch in einer Lage fand, die nichts weniger als günstig war und die Aussicht bot, ihm eine entscheidende Niederlage beizubringen. Allein auch diese ließ er unbenutzt, und so tut man ihm wohl kein Unrecht, wenn man ihm die Hauptschuld an dem kläglichen Verlaufe des Feldzuges beimißt. Sein Ansehen war groß genug, um ängstliche Gemüter zu beruhigen, widerstrebende zum Schweigen zu bringen. Kein wirklich ernstes Hindernis hätte sich seiner Initiative entgegengestellt, und wenn er sie nicht betätigte, so lag der Grund dafür nur in der Schwäche des eigenen Gemüts.*)

Die Haltung der Truppen war offenbar eine gute und derjenigen der Franzosen überlegen trotz der ungünstigen Einwirkungen des schlechten Wetters, bei dem große Hitze und kalter Regen schnell aufeinander folgten, der mangelhaften Verpflegung, der Krankheiten, Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Art.

Ihnen werden von den Augenzeugen die besten Zeugnisse gegeben. So sagt Valentini:**) „. . . . Dagegen die ruhige besonnene Kampflust der preußischen Truppen läßt gar keinen Zweifel übrig, daß Kellermann auf Dumouriez, der in Reserve hinter ihm stand, und beide zusammen in das Tal der Aisne hinabgestürzt worden wären. . . . . . War je eine Schlacht geeignet, die Vernichtung des Feindes herbeizuführen, so war es diese beabsichtigte auf den Höhen

*) Es entlastet den Herzog durchaus nicht, daß Fürst Hohenlohe-Kirchberg, wie die Korrespondenz beider ergibt, ihn in all seinen Bedenklichkeiten bestärkte.

**) Valentini, Erinnerungen eines alten preußischen Offiziers aus den Feldzügen 1792, 1793 und 1794. Glogau und Leipzig 1833. S. 8.

von Valmy! ..... Alle Gründe, welche den Herzog nach Angabe seiner Verteidiger und Lobredner vom kräftigen Durchführen der Schlacht abhielten, hätten gerade ihn dazu veranlassen müssen."

Vier Tage nach der Kanonade von Valmy war die Armee ohne Brot und lebte von gekochten Weizenkörnern, dem trüben Wasser des Kreidebodens und des in Strömen herabfallenden Regens. Ihre Leiden auf dem Rückzuge waren große, aber sie verlor ihre Haltung nicht. Man kann ihr bezeugen, daß sie in diesem Feldzuge wohl Ursache hatte, das Vertrauen zu ihren Führern, nicht aber das Vertrauen zu sich selbst zu verlieren. Der Truppe mußte auch nach demselben ein Gefühl von unbedingter Überlegenheit über die Truppe des Gegners innewohnen.

Operationen in den Niederlanden und gegen Mainz.

(Siehe Skizze 8.)

Der Herzog von Sachsen-Teschen hatte nach seinen anfänglichen Erfolgen im Frühjahr die österreichischen Truppen in den Niederlanden, der Gewohnheit der Zeit entsprechend, längs der Grenze auf 15 Märsche Ausdehnung zersplittert. Mit der Hauptkraft — nur 15 000 Mann und 54 Geschütze — stand er in verschanzter Stellung bei Mons an der großen Straße nach Brüssel, eines erneuten starken Angriffs wenig gewärtig.

Dumouriez brach in drei Kolonnen ein, der linke Flügel, etwa 20 000 Mann, längs der Schelde gegen Gent, der rechte Flügel, 15 000 Mann, an der Maas gegen Namur. Das Zentrum, 50 000 Mann, rückte am 5. November in breiter Front zum umfassenden Angriffe gegen Mons vor. Am 6. November verdrängte es in der Schlacht von Jemappes den Herzog aus seiner weitläufigen Aufstellung und veranlaßte ihn zum langsamen Rückzuge über die Maas, Roer und Erft gegen Köln.

Dumouriez besetzte Brüssel und Lüttich und schloß Maastricht ein.

Als Fürst Hohenlohe-Kirchberg im August Landau eingeschlossen, dann aber gegen Diedenhofen vorgegangen war, entstand bei den Franzosen der Plan, Landau wieder zu entsetzen. Unbekümmert um Hohenlohe brach deshalb General Custine mit einem Teile der bei Metz ver-

bliebenen Armee dorthin auf, marschierte über Saargemünd und Bitsch auf Landau, befreite diesen kleinen Platz am 15. September und faßte den kühnen Entschluß, nordwärts am linken Rheinufer vorzudringen. Am 15. Oktober stand er bei Worms, drang weiter gegen Mainz vor und nahm diesen elend verteidigten Platz am 22. Er streifte sogar bis Frankfurt a. M., verlor es indessen wieder, als der Herzog von Braunschweig sich nach dem Rückzuge über den Rhein bei Koblenz von dort aus südostwärts wandte und Rüchel mit den Hessen entschlossen angriff, anscheinend gegen den Willen des Oberbefehlshabers, der, wie Valentini sich ausdrückt, der Meinung war, daß „das Unternehmen, der Kunst zu Ehren, nicht hätte glücken müssen". Mainz aber blieb in französischer Hand. So hatte das Ende des verfehlten Feldzuges noch den Verlust des wichtigsten Bollwerks Deutschlands im Westen mit sich gebracht.

Der Feldzug gegen Frankreich 1793.

1. In den Niederlanden.

(Siehe Skizze 8.)

Nach der Abschaffung des Königtums in Frankreich — im September 1792 — war ein Botschafter der Republik in London erschienen, dort aber nicht anerkannt worden. Auf die Hinrichtung Ludwigs XVI. am 21. Januar 1793 erfolgte weiterhin die Weisung an den Gesandten, England sofort zu verlassen. Die Folge davon war eine Kriegserklärung des Konvents an England am 1. Februar 1793, die sich zugleich auf den Erbstatthalter von Holland, als Englands und Preußens Verbündeten, richtete.

Dumouriez erhielt den Befehl, die Feindseligkeiten ungesäumt zu eröffnen. Er hatte um diese Zeit 14000 Mann bei Antwerpen versammelt, die schon am 17. Februar gegen die untere Maas aufbrachen und sich der Festungen Breda, Klundert und Gertruidenburg unschwer bemächtigten, da das holländische Heer sich im Zustande gänzlichen Verfalles befand.

Die Österreicher, die sich in ihren Winterquartieren hinter der Roer und Erft bis auf 40000 Mann verstärkt hatten, erhielten in der Person des Prinzen von Coburg einen neuen Oberbefehlshaber. Ein preußisches Korps von 11000 Mann, das sich unter dem Herzog von

Braunschweig-Oels bei Wesel versammelte, rückte auf ihrem rechten Flügel bis zur Niers vor. Links von ihnen stand General Beaulieu bei Arlon und Fürst Hohenlohe-Kirchberg bei Trier. Beaulieu wurde später gegen Namur vorgeschoben. Es waren also ganz ansehnliche Kräfte verfügbar, und der Prinz von Coburg zögerte nicht, die Offensive zu ergreifen.

Am 1. März überschritt er mit den Hauptkräften bei Jülich und Düren die Roer, überraschte die Franzosen vollständig und vertrieb sie unter großen Verlusten an Gefangenen aus der Gegend von Aachen. In Eile verließen sie sogar die Maas und gaben auch die Blockade von Maastricht auf.

Der Herzog von Braunschweig-Oels begleitete die Offensive weiter nördlich.

Im Verlaufe des Rückzuges sammelten die Franzosen bei Löwen und Diest an 50 000 Mann, und vor diesen Kräften machten die Österreicher bei Maastricht und Lüttich wieder Halt. Ihre Offensive kam zum Stocken; keiner der beiden kämpfenden Teile zeigte die Neigung, eine taktische Entscheidung zu suchen.

Erst am 14. März brach der Prinz von Coburg neuerdings auf und überschritt angesichts der Franzosen die vor ihrer Front hinfließende Geete. Als ihm Dumouriez*) nun aber entgegenkam, wich er am 16. wieder hinter den Fluß zurück. Dort wurde er am 18. März bei Neerwinden lebhaft angegriffen, wies aber nach hartnäckigem Kampfe die Franzosen vollständig ab. Seinen Sieg benutzte er indessen nicht, ließ vielmehr Dumouriez, der nach seiner Niederlage vor Tirlemont stehen geblieben war, unbehelligt in der Richtung auf Löwen weiterziehen. Der österreichische Verlust in der Schlacht hatte 97 Offiziere, 2747 Mann betragen, der der Franzosen 4000 Mann und 29 Geschütze. 6000 Nationalfreiwillige liefen außerdem davon, und in den nächsten Tagen nahm die Desertion noch reißend zu. Am 21. März kam es östlich von Tirlemont noch einmal zu lebhaftem Gefecht, doch behaupteten diesmal die Franzosen ihre Stellung. Dann kam es zwischen Coburg und Dumouriez zu einer Übereinkunft, infolge deren die Franzosen ohne weiteren Widerstand über die fran-

*) Dumouriez hatte zunächst die Expedition gegen die untere Maas begleitet, kehrte aber auf die Nachricht von der Offensive der Österreicher am 13. März zur Armee zurück.

zösische Grenze zurückgehen sollten. Ihr Abmarsch vollzog sich mit den Hauptkräften über Brüssel auf Tournay und von dort südlich gegen St. Amand, während andere Teile des Heeres auf Mons, Maubeuge und Givet auswichen. Die mittlerweile von der unteren Maas wieder auf Antwerpen abgezogenen Truppen sollten nach Courtray rücken, liefen aber unterwegs zum größten Teile auseinander.

Die Österreicher folgten bis zur französischen Grenze; Dumouriez, der in St. Amand den bei ihm erschienenen Kriegsminister und vier Konventsdeputierte festsetzen ließ, dann aber von den eigenen Truppen bedroht wurde, mußte sich persönlich ins österreichische Lager flüchten. —

Der Herzog von Braunschweig-Oels war zunächst bis zur Maas vorgerückt und hatte sein Hauptquartier in Geldern genommen. Dann vertrieb er die Franzosen aus ihren Verschanzungen bei Swalmen, nahe unterhalb Roermond an der Maas, und besetzte am 5. März auch diesen Platz, den die Franzosen eilig räumten.

Am 9. März erschien bei ihm im Auftrage des Prinzen von Coburg der Oberst v. Mack mit einem Entwurfe für die Fortsetzung der Operationen, demzufolge er zur Unterstützung der Holländer gegen die an die untere Maas vorgedrungenen Franzosen in deren rechte Flanke auf Herzogenbusch und Breda vorstoßen sollte. Für später wurden ihm Antwerpen und Brüssel als Ziel angewiesen.

Infolgedessen überschritt er schon am 11. die Maas und stand am 14. mit allen Truppen in und bei Herzogenbusch versammelt. Dort trifft ihn ein neues Verlangen des Oberbefehlshabers, daß er zur direkten Unterstützung der Österreicher nach Süden abmarschieren sollte. Wohl mit Recht widersetzte er sich demselben und führte in den nächsten Tagen seine Offensive gegen Westen fort. Eilig wichen vor ihm die Franzosen auf Antwerpen aus, nachdem sie die Werke von Klundert gesprengt hatten. Breda und Gertruidenburg hielten sie noch besetzt. Neue Aufforderungen zum Abmarsch nach Süden trafen beim Herzog von Braunschweig-Oels ein, der aber krankheitshalber sein Kommando niederlegte und durch General v. Knobelsdorff ersetzt wurde.

Dieser rückte am 2. April mit seiner Avantgarde in Antwerpen ein, und am gleichen Tage kapitulierten Breda und Gertruidenburg vor den Holländern. Von Antwerpen marschierte das preußische

Hilfskorps über Oudenarde auf Tournay und bezog wiederum auf dem rechten Flügel der Österreicher Kantonements. Von dort aus sollte es Lille und das französische Lager bei Maulde, nördlich St. Amand beobachten und Verbindung mit den Österreichern halten. Später wurde es näher nach St. Amand herangezogen und griff von dort aus, als die Franzosen am 1. Mai sich offensiv gegen die österreichischen Stellungen wendeten, mit Nutzen in deren linker Flanke ein. Während der nächsten Tage wies es mehrfach französische Angriffe gegen die eigenen Stellungen zurück. Auch am 23. und 24. Mai leistete es den Verbündeten, als diese einen allgemeinen Vorstoß gegen den Feind bei Valenciennes unternahmen, wertvolle Dienste. Später wurde es bei Marchiennes und Orchies zur Deckung der Einschließung von Valenciennes aufgestellt. Flandern sicherten die Holländer.

Am 10. Juli kapitulierte die kleine Festung Condé, nördlich von Valenciennes, und am 28. auch dieser größere Platz. Beide Festungen wurden „für den Kaiser" in Besitz genommen.

Zu Anfang August erhielt Knobelsdorff den Befehl des Königs zum Abmarsch über Luxemburg und Trier zur Hauptarmee, doch verzögerte sich derselbe auf Grund dringender Vorstellungen Coburgs bis zum 23. August, da die in die Stellungen der Preußen als Ersatz einrückenden Truppen aus verschiedenen Gründen nicht früher zur Stelle sein konnten.

Das kleine preußische Hilfskorps hatte der Armee in den Niederlanden eine wirksame Unterstützung gebracht, sich tätig und brav gezeigt. Knobelsdorffs Adjutant, Graf Dohna, hat den kurzen Feldzug in einem 1798 erschienenen vierbändigen Werke behandelt. Es enthält alle Einzelheiten der Gefechte und auch den Briefwechsel zwischen Knobelsdorff, Coburg und den übrigen Befehlshabern. Wenn man von dem vielen Schmeichelhaften, das die Briefe der letzteren über Knobelsdorff und die preußischen Truppen enthalten, auch manches auf die damalige allgemeine Neigung, sich Höfliches und Angenehmes zu schreiben, setzen will, so scheint doch immerhin festzustehen, daß das preußische Korps sich besonderer Wertschätzung erfreute. Man rechnete stets mit Sicherheit auf sein tatkräftiges Eingreifen. Dohnas Schilderung gibt auch ein durchaus günstiges Bild von dem Zustande und dem Verhalten der Truppen, ja sogar der Initiative der Offiziere.

28*

Insbesondere hat Blücher, der sich bei dem Korps befand, jede Gelegenheit benutzt, seine Husaren an den Feind zu bringen.

2. Am Rhein.

(Siehe Skizze 8.)

Das Vordringen des Herzogs von Coburg in die Niederlande hinein hatte auch den König von Preußen bestimmt, die Operationen am Rhein eröffnen zu lassen. Beabsichtigt war ein Übergang mit allen Kräften bei Mannheim, um so die Franzosen in Flanke und Rücken zu fassen; doch erhob hiergegen der Kurfürst von der Pfalz Einspruch, und dieser Einspruch wurde beachtet! Man ging infolgedessen bei Bacharach über den Strom.

Die Stellungen waren im Beginn, zu Mitte März 1793, folgende:

Braunschweig mit 60 000 Mann vor Kastel, schwache Kräfte am linken Mainufer;*)

Wurmser mit 33 000 Österreichern rheinaufwärts;

Hohenlohe-Kirchberg, wie schon erwähnt, bei Trier mit 12 000;

Beaulieu bei Arlon mit 13 000 Österreichern.

Demgegenüber hielt Custines Rhein-Armee mit 20 000 Mann Mainz besetzt; 25 000 Mann standen an der unteren Nahe.

Andere 25 000 Mann bildeten an der Saar die sogenannte Mosel-Armee.

So war auf seiten der Verbündeten im Augenblick eine erdrückende Überlegenheit verfügbar, aber trotzdem kein großer entscheidender Schlag im Plane. Es beginnt von nun ab die Einwirkung der polnischen Frage auf die militärischen Unternehmungen im Westen und macht sich mehr und mehr fühlbar. Methodisch und langsam sollte nach der Sitte der Zeit verfahren und das außerhalb Mainz stehende französische Heer aus der Pfalz verdrängt werden.

Der Übergang bei Bacharach begann mit der Avantgarde am 21. März, und erst sechs Tage später folgte das Gros, so daß jene der Gefahr ausgesetzt war, isoliert geschlagen zu werden, wenn sie einen tätigen Gegner fand. Dieser indessen stellte sich nicht ein; Custine wich von der Nahe gegen den Rhein bei Worms zurück, wohin er noch 7000 Mann aus der Festung an sich ziehen wollte. Bei Rheindürk-

*) 3700 Hessen-Darmstädter und einige preußische Truppen.

heim, nördlich von Worms, holte die preußische Avantgarde noch eine französische Kolonne ein und nahm ihr nach leichtem Gefecht 1400 Gefangene ab. Weiter ging der französische Rückzug rheinaufwärts nach Edenkoben, und als nun auch Wurmser den Strom nordöstlich Speier überschritt und mit der Avantgarde Germersheim erreichte, bis hinter die Lauter, wo Custine Verstärkung erhielt. Die aus Mainz heranziehende Kolonne erschien am 30. März abends bei Alsheim, einen Tagemarsch südlich der Festung, wo gerade der König sein Hauptquartier genommen hatte, ward aber von Hohenlohe schnell wieder in den Platz zurückgeworfen.

Nun erfolgte leider eine vorher schon zwischen Preußen und Österreich verabredete Teilung der preußischen Kräfte, deren vereinigter Vormarsch bis dahin zu einem so schnellen Erfolge geführt hatte. Das zweite Treffen der Armee blieb vor Mainz in der Linie Odernheim—Alsheim, die Avantgarde bei Worms, Vortruppen bei Dürkheim, während das erste Treffen zu Anfang April in die ausgedehnte Linie Homburg—Landstuhl—Kaiserslautern—Neustadt a. H. vorging. Sie hatte dort zur Linken Anschluß an Wurmsers Truppen, die in der Gegend von Germersheim standen und ihre Avantgarde bis zur Queich vorgeschoben hatten.

Vor Mainz trafen zur Verstärkung des Einschließungskorps noch Graf Kalckreuth mit einem Teil des Hohenlohe-Kirchbergschen Korps und ebenso eine Division von Wurmser ein. Den April und Mai füllten mehrfache Gefechte vor der Festung aus; starke Ausfälle der Besatzung wurden zurückgewiesen. In der ersten Hälfte des Juni war endlich auch das Belagerungsmaterial zur Stelle und es wurde zum Angriff auf die Südfront geschritten. Am 25. Juni eröffneten die Verbündeten die erste Parallele, aus der am 5. Juli der Geschützkampf begann. Am 12. folgte die zweite Parallele und schon am 22. die Kapitulation, trotzdem der Hauptwall noch unberührt dastand. Die Besatzung, 18 000 Mann stark, erhielt freien Abzug unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen die Verbündeten zu dienen.

Recht bezeichnend für die damaligen Verhältnisse und die Anschauungen über die Kriegführung ist der weitere Verbleib des Belagerungskorps. Einige preußische und darmstädtische Bataillone, später auch noch drei Bataillone fränkischer Kreistruppen übernahmen die Besetzung der eroberten Festung. Die übrigen Darmstädter zogen in ihre Heimat; doch gingen in der Folge noch drei Bataillone davon

im österreichischen Solde zu Wurmser. Zu diesem marschierte auch ein Teil der Österreicher ab, während der andere zum Korps nach Trier ging. Das pfalz-bayerische Kontingent trat gleichfalls zu Wurmser über, das sächsische Kontingent und sechs preußische Bataillone rückten unter Kalckreuth an die Nahe ab. Die Hessen-Kasselschen Truppen — 5 Bataillone, 5 Eskadrons — wurden vom Landgrafen zurückgezogen, da sein Kontingent schon durch die sonst noch bei der Armee befindlichen zwei Bataillone und drei Eskadrons erfüllt war. Im weiteren Verlauf des Krieges gingen sie übrigens im englischen Solde nach den Niederlanden. Von den übrigen preußischen Truppen, die vor Mainz gewesen waren, stellten sich 10½ Bataillone und 15 Eskadrons unter dem Könige als Reserve bei Dürkheim auf und der Rest ging zum Herzog von Braunschweig nach Kaiserslautern. So waren alle Interessenten etwa gleich beteilt worden, und es sieht aus, als habe man jeden der Führer zufriedenstellen wollen, ohne daran zu denken, wie der Feind geschlagen werden solle.

Während der Belagerung von Mainz hatten die Franzosen auf Drängen des Konvents verschiedene Vorstöße gegen die zerstreuten Abteilungen der Verbündeten unternommen. Eine Anzahl von nichts entscheidenden Gefechten war daraus entstanden. Auch nach dem Falle von Mainz, wo doch ein Zusammenfassen der verstärkten Kräfte wahrlich erleichtert gewesen wäre, wurde dieser Detachementskrieg in nutzloser Weise fortgeführt, ohne daß es zu einer weiter wirkenden Entscheidung kam. Keinerlei einheitlicher Wille machte sich geltend, auf seiten der Verbündeten auch keinerlei Gedanken an Ausnutzung der errungenen Erfolge. Der König Friedrich Wilhelm II. wollte freilich eine Offensive gegen die Saar und die Belagerung von Saarlouis. Hierzu aber war die Zustimmung des Wiener Hofes notwendig, und auf diese wartete man vergebens.

Dabei zeigten die Truppen wiederum offenbare Tüchtigkeit und gaben Beweise hervorragenden Mutes. An innerem Halt waren sie den Franzosen ohne Frage überlegen.

Mitte Juli regte sich übrigens auch die Mosel-Armee, erschien bei Neunkirchen auf dem Plane und rückte demnächst gegen Kusel vor; eine Seitendeckung in der Richtung auf Trier stellte sich bei Tholey

auf. Bei Hornbach richtete sich eine andere französische Division, die von nun ab als Vogesenkorps bezeichnet wird, zur Verbindung zwischen Rhein- und Mosel-Armee, in einem befestigten Lager ein, von wo sie gelegentlich Abteilungen nordwärts aussandte.

Der Herzog von Braunschweig traf gegen diese Bedrohung schon seine Vorkehrungen durch Ausdehnung seines rechten Flügels von Kaiserslautern nördlich bis Lauterecken, aber die Franzosen blieben stehen und gingen gegen Ende Juli wieder zurück.

Zu Mitte des Monats August begann der König den Plan eines Feldzugs gegen die Saar einzuleiten und stellte seine Streitkräfte in vier Divisionen auf:

Kalckreuth rückte mit 11 Bataillonen und 10 Eskadrons von Kreuznach nach Neunkirchen,

Hohenlohe-Ingelfingen mit 14 Bataillonen, 35 Eskadrons nach Homburg,

der Herzog von Braunschweig mit 19 Bataillonen, 25 Eskadrons nach Hoheneinöd, einen Tagemarsch nördlich Pirmasens.

Der König selbst stand mit 14 Bataillonen, 15 Eskadrons bei Edenkoben.

So waren die verfügbaren 58 Bataillone, 85 Eskadrons auf 70 km Luftlinie auseinandergezogen und noch dazu durch das Gebirge voneinander getrennt.

Dem rechten Flügel gegenüber hielten zwei französische Divisionen bei St. Ingbert und Blieskastel; dann folgte weiter nach Osten das Lager von Hornbach und von diesem noch weiter hinausgeschoben ein starker Posten auf dem Kettrich*) an der Paßstraße zwischen Pirmasens und Stürzelbronn.

Statt nun einen gemeinsamen überlegenen Angriff auf den französischen linken Flügel bei St. Ingbert und Blieskastel zu führen, der jedenfalls von großer Wirkung auf beide französische Armeen hätte

*) Der Kettrich ist eine Paßhöhe nördlich des Kettrichhofes, halbwegs zwischen Pirmasens und Stürzelbronn. Damals führte die Hauptstraße von Pirmasens nach der Straße Bitsch-Weißenburg dort hinüber; heute liegt sie, nach den neueren Karten zu urteilen, etwas weiter westlich. Der Kettrich spielte eine ähnliche Rolle wie das Lager von Hornbach. Nach General Gravverts gelehrter Auseinandersetzung war es ein „Prinzipalpunkt“.

sein müssen, beschloß der Herzog die Durchbrechung der feindlichen Linie bei dem Kettrich. Am 17. August erfolgte der Vormarsch in dieser Richtung; die Franzosen gingen auf Bitsch zurück, kamen wieder, wichen nochmals aus, und die preußischen Truppen nahmen dann eine verschanzte Stellung bei Pirmasens ein, während eine starke Avantgarde auf dem Kettrich verblieb.

Auch in Wurmsers Linien kam es zu derselben Zeit und ebenso noch im September zu einer Reihe von teils recht verlustvollen Gefechten, die wiederum nichts entschieden.

Am 13. September brach der französische General René Moreaux,*) von neu angekommenen Konventsdeputierten getrieben, mit dem Vogesenkorps aus dem Lager von Hornbach auf und griff am folgenden Tage die Preußen bei Pirmasens lebhaft an. Schnell entschlossen ging der Herzog seinerseits zum Gegenangriff vor, warf den Feind zurück und nahm ihm 19 Geschütze, sowie zahlreiche Gefangene ab. Der Gesamtverlust der Franzosen betrug an 4000 Mann, der preußische war nur gering; denn von den gerade verfügbaren 11 Bataillonen, 10 Eskadrons kamen nur die Kavallerie und etwa 3 Bataillone zu wirklich ernsthaftem Gefecht. Wieder war ein großer Teil der Truppen verzettelt gewesen, weil nach allen Seiten hin zur Sicherung viel zu starke Kräfte entsendet standen. Hohenlohe hatte auf die Nachricht vom französischen Anmarsch die Absicht gehabt, von Homburg her zu Hilfe zu eilen, wurde aber durch eine französische Demonstration festgehalten. Auch Kalckreuth sah sich von St. Ingbert aus angegriffen.

Der Sieg von Pirmasens blieb wie alle anderen Erfolge unbenutzt. Man wollte erst das aus den Niederlanden schon heranbeorderte Korps des Generals v. Knobelsdorff abwarten, ehe man weiteres unternahm. Dabei war der Zustand der französischen Truppen auch nach eigenem Urteil der denkbar schlechteste. „Die Auflösung war vollständig, die Volksvertreter nannten sie schrecklich und verzweiflungsvoll.“ Um 1 Uhr nachmittags am Gefechtstage war das Vogesenkorps nur noch eine Herde von Flüchtigen. Selbst nach dem Rückzuge über die Saar blieb der Zustand der Truppen noch ein erbärmlicher.

---

*) Nicht zu verwechseln mit Victor Moreau, dem Sieger von Hohenlinden.

General v. Knobelsdorff kam am 22. September in der Gegend von Neunkirchen an, und nun sollte gegen die Lager von St. Ingbert und Blieskastel, sowie gegen das von Hornbach in der Front und mit dem rechten Flügel umfassend vorgegangen werden. Aber die Nachricht eines bevorstehenden neuen Angriffs auf Pirmasens hatte stattdessen nur eine Linksschiebung der Kräfte zur Folge. Es kam zu nichts Ernstem. Einem Vorstoße des äußersten rechten Flügels auf Blieskastel wichen die Franzosen zu Ende September gegen Bitsch hin aus.

Mittlerweile war im Hauptquartier des Königs auch der Operationsplan des Wiener Hofes eingetroffen. Danach sollte der Krieg im wesentlichen auf den Raum beschränkt bleiben, auf dem die Armeen zur Zeit standen. Nur die Wegnahme von Landau war beabsichtigt und dazu die Entfernung der Franzosen aus den Weißenburger Linien notwendig. Wurmser sollte diese nehmen und in das Elsaß eindringen, zu seiner Rechten durch die Preußen unterstützt, welche sich des Hornbacher Lagers zu bemächtigen und der französischen Rhein-Armee die linke Flanke abzugewinnen hatten. Das war alles!

Wurmser führte den Angriff am 13. Oktober nach einer 16 Druckseiten langen Disposition mit 43 Bataillonen, 67 Eskadrons in nicht weniger als sieben Kolonnen aus. Dennoch gelang dieser Angriff, die ganze Stellung zwischen Weißenburg und Lauterburg wurde genommen. Die 65 000 Mann starken Franzosen wichen nach bedeutenden Verlusten*) auf Hagenau zurück. Nun drangen die Österreicher in das Elsaß ein, die Rhein-Armee wich vor ihnen aus und kam erst nördlich von Straßburg wieder zum Stehen, wo auch die Österreicher Halt machten. Fort Louis am Rhein fiel in ihre Hand.**) Beide Parteien blieben nun beobachtend einander gegenüber. Zur Rechten der Österreicher und zu ihrer Unterstützung hatte der Herzog von Braunschweig einen Teil seiner Truppen bis in die Gegend von Lembach und südlich vorgeführt, Hohenlohe gegen Bitsch demonstriert. Landau war eingeschlossen, aber es fehlte an Belagerungsmaterial.***) Auf die Nachricht von Hohenlohe, daß der Feind

*) Darunter 28 Geschütze, 750 Gefangene, viele Tote und Verwundete. Die Österreicher verloren 40 Offiziere, 1500 Mann.

**) Mit 107 Offizieren, 4300 Mann.

***) Landau war französische Enklave in der Pfalz. Die Rolle, die es während des Feldzuges gespielt hat, ist eine höchst seltsame. Während der ganzen Zeit

sich ihm gegenüber verstärke, schob der Herzog von Braunschweig dann seine Truppen wieder nach rechts zusammen und es vereinigten sich in der westlichen Pfalz Kräfte genug, um einen Schlag gegen die Franzosen hinter der Saar zu führen, nachdem die Österreicher an der Lauter gesiegt hatten. Allein er unterblieb.

So gewannen die beiden französischen Heere die Zeit, sich zu verstärken, auch erhielten sie neue und tätigere Oberbefehlshaber. Hoche übernahm die Mosel-Armee, Pichegru die Rhein-Armee; die erstere wuchs Anfang November auf 40 000, die zweite auf 60 000 Mann an, indessen sind diese Stärkeangaben nicht zuverlässig.

Der Herzog von Braunschweig entschloß sich, seine Truppen mehr den am Rheine gelegenen Magazinen zu nähern. Dabei wirkte die allgemeine Sehnsucht nach den Winterquartieren mit, deren baldiges Beziehen auch der König gewünscht zu haben scheint; denn er wollte das neu erworbene Südpreußen bereisen. Schon waren die Befehle für die an der Saar stehenden Kräfte gegeben; doch sollte zuvor noch ein Versuch gegen Bitsch unternommen werden. Was man damit bezweckte, ist freilich nicht einzusehen, überdies hatte ein Sturmversuch auf das unersteigbare Felsennest ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten. Dennoch wurde er in der Nacht zum 17. November von 1600 Mann ausgewählter Truppen unternommen, scheiterte aber trotz allen Heldenmuts der Angreifer mit großem Verlust*) und wurde nicht wiederholt. Gleichzeitig begann der Rückzug nach Osten, von Kalckreuth gedeckt, der einen Angriff der nachfolgenden Mosel-Armee mit nur 7000 Mann gegen etwa 20 000 glänzend zurückwies. Die Masse der Kräfte versammelte sich um Kaiserslautern; nur Hohenlohe ging in enge Quartiere zwischen Anweiler und Bergzabern, um Wurmsers Armee näher zu sein. Zur Rechten wurde nördlich von Kaiserslautern noch Lauterecken besetzt, so daß die Verbündeten schließlich eine weit ausgedehnte Stellung von dort bis nach Offendorf a. Rhein, nördlich

---

kantonierten und bewegten sich die Truppen der Verbündeten in nächster Nähe des Platzes, und man hört nicht, daß er sie in irgend einer Weise geniert hätte. Die Festung scheint also gar keine ernste Bedeutung besessen zu haben, und es ist nicht recht verständlich, wenn da und dort die Rede davon ist, daß die Blockade Landaus gedeckt werden müsse, oder daß der Platz von den Franzosen zu entsetzen sei. In den beiderseitigen Operationen wäre wohl auf Landau am besten überhaupt keine Rücksicht genommen worden.

*) 24 Offiziere und etwa 550 Mann.

von Straßburg, mit der Front nach Westen einnahmen, über 100 km lang. Vergeblich suchte der Herzog Wurmser zum Zurückgehen zu veranlassen, vor dessen Front täglich Gefechte vorfielen.

Am 28. November erschien Hoche mit der Mosel-Armee vor des Herzogs verschanzter Stellung von Kaiserslautern und an den beiden folgenden Tagen kam es zu der bekannten Schlacht, in der die Umfassung des preußischen rechten Flügels vom Herzoge durch energische Gegenstöße unter starken Verlusten abgewiesen wurde. Hoche wich hinter die Blies zurück. Der Sieg war ein glänzender; denn gegen die gesamte Mosel-Armee waren nur etwa 20 000 Mann auf verbündeter Seite zur Verfügung gewesen. Aber die Verfolgung unterblieb.*) Bei diesem Mangel an jeder Ausnutzung übte derselbe, so hat man gesagt, eigentlich nur eine nachteilige Wirkung aus, indem er Wurmser in dem Glauben bestärkte, er könne in seiner weit vorgeschobenen und auseinandergezogenen Stellung, für deren Behauptung übrigens ein plausibler Grund nicht zu erkennen ist, ohne Gefahr noch weiterhin verharren. Die Schlacht von Kaiserslautern wurde somit gewissermaßen die Ursache für Wurmsers bald folgende Niederlage.

Hoche marschierte, da er nicht verfolgt wurde, mit dem größten Teil seiner Streitkräfte zu Pichegru ab, und nun begann eine starke französische Offensive im Rheintal. Am 22. Dezember überwältigten die Angreifer den österreichischen rechten Flügel in der Gegend von Reichshofen; bei Lembach hielten ihnen die Preußen stand. Der Herzog von Braunschweig eilte von dort nach Langen-Sulzbach, sammelte die zurückströmenden Österreicher, griff überall energisch ein, konnte aber doch schließlich das Geschick seiner Verbündeten nicht aufhalten.**) Wurmser, in der rechten Flanke entblößt und bedroht, räumte seine Stellungen in der nächsten Nacht, ging auf Sulz und demnächst auf Weißenburg zurück, mit dem linken Flügel bei Lauterburg am Rhein.

*) Die Verluste hatten betragen: Bei den Verbündeten 44 Offiziere, 762 Mann, bei den Franzosen 3000 bis 4000 Mann, davon 700 Gefangene.

**) Durch kräftigeres und früheres Eingreifen wäre ihm dies vielleicht möglich gewesen. Abgesehen davon, daß ihn der Zustand seiner Armee zögern ließ (Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, herausgegeben vom Großen Generalstabe, Heft 16, S. 869), wagte er auch eine energische Unterstützung der Österreicher nicht, da er nicht sicher war, ob er damit, angesichts der Spannung zwischen Wien und Berlin wegen Polens, des Königs Intentionen entspräche.

Am 25. Dezember sprach sich der Kriegsrat der österreichischen Generale für die gänzliche Räumung des linken Rheinufers aus, und in der Tat marschierte Wurmser über Germersheim und Philippsburg hinter den Strom ab. Fort Louis wurde gesprengt. Nun mußten auch die Preußen weichen und bezogen die Winterquartiere in der Pfalz. Die französische Rhein-Armee blieb hinter der Queich; die Mosel-Armee rückte wieder nach der Saar ab. Dann trat Ruhe ein.

Der einzige positive Gewinn des Feldzuges war somit die Wiedereinnahme von Mainz, das Ende dagegen, trotz materieller und moralischer Überlegenheit der Armee und trotz mehrfacher taktischer Erfolge, ein allgemeiner Rückzug. Dabei hatte der Feldzug der Armee Opfer auferlegt, wie sie einige entscheidende Schlachten wohl nicht größer gefordert hätten. Wir können nach den einzelnen erhalten gebliebenen und einigermaßen zuverlässigen Zahlenangaben 400 Offiziere und 10 000 Mann zusammenrechnen. Das gleicht den Verlustziffern von Wörth und Sedan auf deutscher Seite. Kein sprechenderer Beweis dafür, daß eine zögernde, gekünstelte Kriegführung nicht einmal humaner ist als eine frische und energische die auf große Schläge ausgeht! Es kommt hinzu, daß die Zahl der Kranken, wenn auch nicht so groß wie im Bayerischen Erbfolgekriege, doch auch hier bei dem langen Hinziehen der Operationen eine recht ansehnliche geworden zu sein scheint. Von Wurmsers Armee lagen beispielsweise zu Ende Dezember etwa 1800 Kranke in Weißenburg.

Die Ursachen des traurigen Ausganges sind einmal in den üblen politischen Verhältnissen, in den Schwächen der Koalition*) und in der obersten militärischen Führung, daneben hier noch insbesondere in den Reibungen zwischen dem Herzoge und Wurmser zu suchen. Die preußischen Truppen nannte Graf Wurmser in einem Dankschreiben an den Herzog „unverbesserlich brav."**) Auch die unteren Führer

*) Von Interesse ist in dieser Hinsicht ein Brief, den der Generaladjutant Oberst v. Manstein an Tauentzien, den preußischen Bevollmächtigten im österreichischen Hauptquartier in den Niederlanden, schrieb. (Großer Generalstab, Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 16, S. 278.) „Wir können, dürfen und müssen nicht mehr und nicht weniger tun als wir tun usw."

**) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, herausgegeben vom Großen Generalstabe, Heft 16. Pirmasens und Kaiserslautern. S. 370.

zeigten vielfach eine für die damaligen Verhältnisse und die militärische Ausbildung, die ihnen zuteil geworden war, überraschende Initiative. Diesen Eindruck gewinnt man aus allen Darstellungen der Geschichte. Bemerkenswert ist, daß sich unter den taktischen Erfolgen zwei der überhaupt seltenen Fälle finden, in denen der Sieg in der Verteidigung errungen wird. Von den Truppen, die bei Pirmasens und Kaiserslautern in der Defensive den Gegner zum Abzuge zwangen, darf man wohl annehmen, daß sie, einheitlich zum Angriffe vorgeführt, nicht versagt haben würden. „Man hatte während der langen Friedensjahre in der Armee durchaus nicht auf Lorbeeren geruht. An den Truppen lag es nicht, wenn der Feldzug ohne Erfolg blieb. Die Armee war so gut, wie sie bei der Knappheit der Mittel und bei der damaligen Verfassung von Staat und Kriegswesen überhaupt nur sein konnte."*) Aber man gebrauchte sie eben nicht zum Angriff und hätte sie am liebsten der Einwirkung des Feindes ganz entzogen.

Ein großes Maß der Verantwortung fällt auch in diesem Jahre dem Herzoge von Braunschweig zu. Er war offenbar eine sehr komplizierte Natur. Persönlich tapfer und entschlußkräftig, wenn der Feind ihm unmittelbar gegenübertrat, scheute er *sonst* jedes Wagnis und jeden energischen Gebrauch der vorhandenen Kräfte. „Alle Berichte des Herzogs um diese Periode des Krieges", sagt Valentini,**) „mögen als Dokumente der Aufbewahrung wert sein, wohin die fixen Ansichten und Gewohnheiten des Schwierigkeitmachens einen Herrscher und Feldherrn führen können, der an den Tagen des Kampfes *ein Held* war. . . . Sah man ihn in den Tagen vom 26. und 27. Dezember auf dem Felde daselbst (Weißenburg und Umgegend) seine Truppen zur Schlacht ordnen, und die Österreicher trotz der Erschöpfung nach 28 hintereinander gelieferten Treffen von neuem Mute belebt, da *er* es war, der sie gegen den Feind führte, so hätte man wünschen mögen, man hätte ihn nie anders als zu Pferde und besonders nie am Schreibtische gesehen, wo er die Bedenklichkeiten ausspann und in die Welt auslaufen ließ, die wieder in ihre Fugen einzurichten er berufen schien."

Der König wäre, wie schon 1792, für energisches Handeln un-

*) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Heft 16. Pirmasens und Kaiserslautern. S. 279.

**) Erinnerungen. S. 75, 76.

schwer zu gewinnen gewesen. Er wurde aber von seiner Umgebung in ganz anderem Sinne beeinflußt, und der Herzog nahm auf diese Einflüsse Rücksicht. Dies beweist schon der Umstand, daß er seinem täglichen Bericht an den König jedesmal noch ein Schreiben an den Generaladjutanten v. Manstein beifügte. Dieser war aber, wie auch andere einflußreiche Persönlichkeiten, gegen den Krieg, wenigstens gegen einen solchen in ernster Gestalt, und dachte frühzeitig an die Winterquartiere. Noch in der Nacht vom 29. zum 30. November schrieb der Herzog vom Schlachtfelde von Kaiserslautern aus einen Brief an Manstein, worin er sich gewissermaßen entschuldigt, daß der Feind ihn an dem sofortigen Abmarsch in die Winterquartiere durch seinen Angriff verhindert habe.

Selbst wenn man die damaligen Ansichten über Krieg und Kriegführung, die schwerfällige Art der Verpflegung und ähnliche Hemmnisse in Betracht zieht, hätte der Feldzug *diesen* Ausgang nicht zu nehmen brauchen; denn trotz der gewohnheitsmäßigen Verzettelung der Kräfte im Raum zur Deckung aller Zugänge war man doch mehrfach in der Lage gewesen, einen entscheidenden Schlag zu führen, wenn man es nur gewollt hätte.

Der Feldzug gegen Frankreich 1794.

1. In den Niederlanden.

(Siehe Skizze 8.)

Die lässige Benutzung der beiden letzten Kriegsjahre von seiten der Verbündeten bot Frankreich die Mittel, durch die levée en masse Heere in bedeutender numerischer Stärke auf die Beine zu bringen. Pichegru, zum Oberbefehlshaber der Nord-Armee ernannt, erhielt den Befehl, mit über 100 000 Mann die Niederlande wiederzuerobern, während die Mosel- und Rhein-Armee zu seinen Gunsten geschwächt worden waren und sich anfänglich defensiv halten sollten.

Zunächst eröffnete an der Nordgrenze noch die Kapitulation des von den Verbündeten eingeschlossenen Landrecies' den Reigen. Pichegru vermochte Coburg nicht zurückzudrängen, bis, durch Carnot herbeigerufen, Jourdan von Kaiserslautern her das Operationstheater betrat, Charleroi einschloß und den Entsatzversuch Coburgs bei Fleurus zurückwies. Jetzt entschloß sich dieser zum Rückzuge auf

Brüssel. Die Verschiedenheit der Interessen bewirkte wiederum verschiedene Rückzugsrichtungen. Clerfait, der Coburg ersetzt hatte, ging mit den Österreichern über Löwen hinter die Maas, Oranien mit den Holländern auf Antwerpen. York mit den Engländern nach Herzogenbusch zurück.

Am 9. Juli erreichte Jourdan Brüssel und rückte noch bis zur Maas vor, während Scherer die von den Österreichern besetzten kleinen Plätze an der Grenze überwältigte. Als er im September wieder bei der Armee eintraf, ergriff Jourdan mit den verstärkten Kräften die Offensive über die Maas hinweg und verdrängte durch eine Reihe von Einzelgefechten, welche den Namen der Schlacht von Aldenhoven tragen, am 3. Oktober Coburg von der Roer. Dieser zog sich am 5. und 6. hinter den Rhein zurück. Jourdan kehrte zur Maas bei Maastricht um.

Pichegru stand bis zum 20. August vor Antwerpen, beließ dort später nur ein Korps zur Beobachtung des Platzes und ging gegen York vor, den er am 15. und 16. September zum Ausweichen hinter die Maas bei Nymwegen zwang. Am 6. November wurde auch dieser Platz aufgegeben. York kehrte nach England zurück und überließ das Kommando dem hannöverschen General v. Wallmoden, der die Truppen in dem besonders strengen Winter unter außerordentlichen Leiden und Schwierigkeiten über die Yssel und Ems auf deutschen Boden führte. Oranien ging auf den Haag zurück; Pichegru proklamierte die Batavische Republik.

2. Am Rhein.

Preußen glaubte, 1793 die Hauptlasten des Krieges getragen und beispielsweise die sämtlichen Kosten der Belagerung von Mainz bestritten zu haben.*) Dies und die Verhältnisse in Polen brachten beim Berliner Kabinett den Entschluß zuwege, am Rheine nicht mehr als das vertragsmäßige Hilfskorps von 20000 Mann stehen zu lassen. Der Rückmarsch der übrigen Truppen war schon eingeleitet, als am 24. Mai 1794, auf die Vorstellungen der Verbündeten hin, eine Vereinbarung zustande kam, wonach Preußen gegen entsprechende Subsidien 62400 Mann den Seemächten, England und Holland, zur Verfügung stellte.

*) Von österreichischer Seite wird dieser Annahme widersprochen.

Den Befehl hatte der neuernannte Feldmarschall Möllendorff übernommen.*) Die Hauptkräfte standen bei Mainz, vorgeschobene Abteilungen südlich des Platzes in der Pfalz, an der unteren Nahe und im Hunsrück. Die Österreicher hielten den Rhein von Mannheim bis Basel mit 85 000 Mann. 9000 Mann unter Blankenstein, zum niederländischen Heere gehörig, standen in der Gegend von Trier.

Gegenüber standen 20 000 Franzosen bei Kaiserslautern, 10 000 Mann an der Saar und bis Longwy hin, beide zusammen als Mosel-Armee, unter Moreau. 36 000 Mann unter Michaud bildeten die Rhein-Armee, nämlich 18 000 Mann bei Neustadt a. H. hinter dem Rehbach, 9000 Mann zur Beobachtung des Rheins, andere 9000 Mann zum Schutze der Vogesen.

Erst am 22. Mai setzte sich Möllendorff mit fünf Kolonnen konzentrisch gegen Kaiserslautern in Bewegung, während eine sechste von Wadern**) aus gegen Saarlouis demonstrieren und Fürst Hohenlohe-Ingelfingen mit einer siebenten am Rehbach die Rhein-Armee festhalten sollte. Zu seiner Unterstützung führte Fürst Hohenlohe-Kirchberg bei Mannheim eine österreichische Division über den Rhein vor.

Dieser ganze Aufwand aber wurde vertan, um 5000 Franzosen, die unter Ambert bei Kaiserslautern standen, anzugreifen. Sie wichen am 25. natürlich schnell auf Pirmasens aus, und nur Blücher hatte noch Gelegenheit zu einem lebhaften Verfolgungsgefecht zwischen Hochspeyer und Weidenthal in der Richtung gegen Neustadt zu. 67 Offiziere, 2000 Mann und 17 Geschütze fallen in preußische Hand.

Im Rheintale stießen Hohenlohe und die über den Strom gekommenen Österreicher gegen den Rehbach vor, ohne viel auszurichten. Die Franzosen wichen trotzdem bis hinter die Queich zurück. Die Verluste der Verbündeten waren bei der gesamten Operation nur gering.

Ein Gegenstoß der Franzosen auf Neustadt wurde von General Blücher in glänzendem Gefechte zurückgewiesen; doch nützten die Verbündeten ihren Erfolg nicht aus, sondern begnügten sich damit, den gewonnenen Landstrich durch eine 15 Meilen lange Kordonstellung von Wadern über St. Wendel, Landstuhl und Kaiserslautern nach

*) Der Herzog von Braunschweig hat zu Ende des Feldzuges von 1793 um seine Entlassung.

**) Am Fuße des Hochwaldes, 25 km nördlich Saarlouis.

Edenkoben zu sichern. So wurde die Initiative wieder ganz den Franzosen überlassen, während weitläufige und ergebnislose Verhandlungen zwischen den Verbündeten über die eigenen Operationen gepflogen wurden. Die Seemächte verlangten auf Grund des Subsidienvertrages den Abmarsch der Preußen nach den Niederlanden. Möllendorff widersetzte sich dem und trägt wohl einen Teil der Schuld am Verluste der Niederlande. Er kam aber auch mit dem Herzog von Sachsen-Teschen nicht ins klare darüber, was am Rheine zu unternehmen sei.

Ein allgemeiner Angriff der inzwischen verstärkten Franzosen gegen die Kordonstellung am 2. Juli scheiterte; eine Wiederholung am 12. und 13. war erfolgreich. Der preußische Bergposten auf dem „Schänzel" bei Edenkoben im Haardtgebirge wurde überwältigt, sämtliche Geschütze gingen dabei verloren, und der Führer, General Pfau, fiel, tödlich verwundet, im Handgemenge.

Nun schienen den Verbündeten ihre ausgedehnten Linien nicht mehr haltbar, weil sie auf dem einen Punkte durchbrochen waren, und sie entschlossen sich zum Rückzuge. Die Niederlage einiger Bataillone gab also die Entscheidung für eine Armee von 70 000 Mann. Die Österreicher kehrten bei Mannheim auf das rechte Rheinufer zurück; die Preußen zogen gegen Mainz ab. Dann wurde, auf die Nachricht von Coburgs Rückzug hinter die Maas, eine Aufstellung der Hauptkräfte im Anschlusse an Blankensteins bei Trier stehendes Korps beschlossen. Als dieser aber, von Moreaux geworfen, über Wittlich gegen den Rhein zurückging, entstand vorübergehend der Entschluß zum Angriff, um Trier wiederzugewinnen; doch fiel er, als die schlechten Nachrichten aus den Niederlanden eintrafen, und es geschah nichts.

Nur Fürst Hohenlohe-Ingelfingen, der das Rheintal decken sollte, löste diese Aufgabe durch einen Vorstoß. Er ging am 17. September von Göllheim gegen Kaiserslautern und Hochspeyer vor, warf erst am 18. und 19. die ihm entgegenkommenden Franzosen zurück und schlug sie am 20. völlig. 100 Offiziere, 3000 Mann, 3 Fahnen und 4 Geschütze fielen in seine Hand. Die französischen Verschanzungen bei Kaiserslautern wurden zerstört. Sein eigener Verlust war gering. Blücher zeigte sich an der Spitze seiner Kavallerie besonders tätig. Auf Möllendorffs Befehl kehrte Hohenlohe nach diesem glücklichen Zuge wieder in seine alten Stellungen bei Pfeddersheim und Worms zurück.

Bald aber ergriffen die Franzosen, als Coburg aus seinen Stellungen an der Roer vertrieben war, die allgemeine Offensive, und auch die Preußen gingen vor ihnen erst hinter die Selz, dann hinter den Rhein zurück. Mainz wurde von den Franzosen eingeschlossen; der Brückenkopf von Mannheim ging durch Kapitulation an sie über, auch Luxemburg fiel bald in ihre Gewalt. Am 1. Oktober waren bereits die Subsidien für Preußen ausgeblieben, und Friedrich Wilhelm II. zog seine Armee am 16. vom Rhein in die eigenen Lande zurück.

Mit dem Frieden von Basel, am 5. April 1795, schied Preußen unter dem Beifall der Berater des Königs sowohl, als auch unter der vollen Zustimmung der öffentlichen Meinung im Volke aus der Koalition aus.

Die unselige Neutralitätspolitik begann.

So kläglich auch der Verlauf und der Ausgang des Feldzuges gewesen waren, so hatten die Truppen doch wieder nur überall gute soldatische Eigenschaften gezeigt. Auch jetzt noch waren sie an Wert ihren Gegnern erheblich überlegen. Der Unfall von „Schänzel" war die einzige empfindliche Schlappe der beiden letzten Feldzüge. Die Verteidigung der Gebirgsposten an jenem Tage aber und Hohenlohes Erfolge bei Kaiserslautern sprechen durchaus für die Tüchtigkeit des Heeres.

Ein Mitkämpfer spendete ihm in seinen Briefen an einen Freund folgendes Lob: „Was Sie aber als ein Preuße besonders freuen muß, ist der Ruhm, den unsere braven Krieger auch in diesem Feldzuge behauptet haben. . . . . Sie sind, glauben Sie mir sicher, noch die nämlichen Preußen, welche in dem ungleichen Kampf des Siebenjährigen Krieges den Staat gegen halb Europa verteidigten und erhielten. Ich getraue mir noch mehr zu sagen und zu behaupten, daß die preußische Armee durch verschiedene sehr gute Einrichtungen des jetzigen Königs in mancher Rücksicht noch besser ist, als sie damals war. Der Offizier hat von seiner Energie nichts verloren, und in der Theorie ist ein größerer Teil gebildet. Auch der gemeine Mann ist im ganzen besser, treuer und nicht weniger brav. Die Verpflegung und Lazarette sind in besserem Stand. Es ist also mit dieser Armee eben das zu machen, was Friedrich der Große mit ihr unternahm. Sie hat in diesem Kriege, wo sie nicht für ihren Herd ficht, ja wo sie

die Ursache des Krieges gewissermaßen als fremd betrachtet, auffallende Beweise ihres Mutes und ihrer guten Disziplin und Organisierung gegeben. Lassen Sie erst die Armee für ihren Herd, für ihr Vaterland fechten, dann werden Sie eben die Wunder der Vorzeit sehen."*)

Der Zwiespalt unter den Verbündeten, die verschrobene Kriegsgelehrsamkeit der Zeit, der Mangel an Kriegslust bei den maßgebenden Persönlichkeiten, insbesondere auch bei Möllendorff, verdarben wiederum alles. Möllendorff hatte schon im Monat Juli 1794, ohne Vorwissen des Königs, geheime Verhandlungen mit Frankreich gepflogen. Sein Unterhändler berichtete am 16. September nach Paris, daß die Österreicher sich am 22. auf Trier werfen wollten; die Preußen könnten die Mitwirkung nicht ganz ablehnen, sie würden sich aber auf das Beobachten beschränken, falls man sie nicht zwinge, sich zu verteidigen. Den Angriff Hohenlohes auf Kaiserslautern suchte Möllendorff, als gegen das Programm verstoßend, zu entschuldigen.**) Mit einer solchen Kriegführung wollte man das revolutionäre Frankreich niederwerfen.

Der Feldzug in Polen 1794.

(Hierzu Skizze 10.)

Ende Januar 1793 war General v. Möllendorff mit mäßigen Streitkräften in Polen eingerückt, um das laut Übereinkunft mit Rußland in der verabredeten zweiten Teilung Polens Preußen zugesprochene Gebiet zu besetzen. Es handelte sich um Posen und den westlichen Teil von Großpolen, der den Namen Südpreußen erhielt, doch blieb Warschau ausgenommen. Die Okkupation vollzog sich ohne alle Feindseligkeiten, und noch vor Ende des Jahres konnte der größte Teil der preußischen Truppen in seine gewöhnlichen Standquartiere zurückkehren, nachdem der polnische Reichstag zu Grodno die erzwungene Abtretung anerkannt hatte. Die bisherigen polnischen Besatzungen hatten sich auf das Polen noch verbleibende Gebiet zurückgezogen, und der König konnte im Herbste die neu er-

*) Briefe über den Feldzug von 1794 von einem Offizier der Armee an seine Freunde in B. Erschienen 1795.

**) Sybel, Geschichte der Revolutionszeit (4. Aufl.) III, S. 228 und 248.

worbene Provinz bereisen. Möllendorff wurde zum Feldmarschall ernannt. Alles ließ sich gut an.

Erst im Frühling 1794 brach der Aufstand los, als sich General Madalinski, Kommandeur einer National-Kavallerie-Brigade, deren Auflösung widersetzte, die von ihm infolge der vertragsmäßig ausbedungenen Reduktion der polnischen Armee verlangt wurde.

Augenblicklich standen nur 8000 Mann preußischer Truppen unter dem Generalleutnant Grafen Schwerin auf dem Friedensfuße in Südpreußen mit dem Hauptquartier zu Petrikau (Piotrkow). Warschau war von 9 Bataillonen, 8 Schwadronen Russen, gegen 10 000 Mann unter dem Gesandten Katharinas II., General Igelström, besetzt.*) Zu Krakau erschien der alte Vorkämpfer polnischer Selbständigkeit, General Kosciusko, bekanntlich ein Mitstreiter George Washingtons.

Madalinski versammelte seine Brigade am 12. März 1794 bei Ostrolenka, brach von dort über Mlawa in Südpreußen ein, überschritt, nach mehreren Erfolgen gegen kleine preußische Abteilungen, bei Wyszogrod, zwischen Nowo Georgiewsk und Plock, die Weichsel und erreichte am 19. März bereits Sochaczew an der Bzura.**) Von dort ging sein kühner Marsch am rechten Rawkaufer aufwärts. Der gegen ihn abgesendeten preußischen Kolonne gelang es nicht, ihn einzuholen und aufzuhalten. Bei Inowlodz überschritt er sodann die Piliza, nachdem er eine kleine preußische Abteilung, die dort die Brücke bewachte, trotz heldenmütiger Gegenwehr überwältigt hatte, und setzte den Marsch über Opoczno auf Krakau zur Vereinigung mit Kosciusko fort.

Dieser hatte, von Madalinskis Unternehmen hörend, sofort die Wiedergewinnung der in der zweiten Teilung verloren gegangenen Gebiete als Ziel der nationalen Erhebung proklamiert und begann ein Heer aus polnischen Truppen und Insurgenten zu bilden.

Eine russische Abteilung, die von Süden her auf Radom abziehen wollte, wurde durch eine polnische Brigade zum Ausweichen nach Osten gezwungen und vereinigte sich bei Opatow mit anderen russischen Truppen. Dort wurde ein Angriff der Polen am 29. März abgewiesen und deren Verfolgung bis Skalmierz fortgesetzt, wo

*) Sybel III, S. 67 und 70.

**) Westlich Warschau.

General Denissow das Kommando der mittlerweile angesammelten 5000 Russen übernahm. Von Oberschlesien gingen einige preußische Truppen vor, um mit ihm Verbindung zu suchen.

Am 4. April aber wurden die Russen infolge der Verzettelung ihrer Streitkräfte bei Raclawice mit erheblichem Verlust*) geschlagen, und dieser erste größere Waffenerfolg der Insurgenten fachte die Gärung im ganzen Lande an. Zwar konnte Denissow, neu verstärkt, seine Stellung von Skalmierz bald wieder einnehmen, aber die Wirkung seiner Schlappe nicht mehr verhüten.

Am 17. April brach in Warschau der Aufstand aus; die russische Garnison wurde in zweitägigem Straßenkampfe überwältigt, der Gesandte, General Igelström, schlug sich mit einem geringen Rest der Seinen zu den auf der Nordwestseite der Hauptstadt stehenden Preußen durch.

Inzwischen war General Graf Schwerin vom Könige ermächtigt worden, so viel Streitkräfte, als er für nötig hielt, aus Ost-, Westpreußen und Schlesien heranzuziehen. 15 Bataillone, 24 Eskadrons setzten sich nach Südpreußen in Bewegung. Die so verstärkten Truppen nahmen nun eine Kordonstellung ein, die im Osten bei Wiznja, westlich Bjelostok, begann und sich den Narew sowie die Weichsel bis Plock entlang zog. Andere Truppen sammelten sich bei Lowicz und Umgegend westlich Warschau, ferner bei Czenstochau und Beuthen. Am 15. April wurde Graf Schwerin krankheitshalber beurlaubt und General v. Favrat übernahm den Oberbefehl.

Dieser ging zu Anfang Mai nach Czenstochau und leitete von dort einen Vorstoß über Piliza gegen das verschanzte Lager von Skala ein, in dem sich die Polen, größtenteils nur bewaffnete Bauern, zum Schutze von Krakau aufgestellt hatten. Das Unternehmen wurde mit einer lächerlichen Langsamkeit und Feierlichkeit nach einer höchst umständlichen Disposition ins Werk gesetzt. Favrat ließ seine Truppen „nach Folard" in Karrees marschieren, und es war nicht einmal irgend jemand da, um das Kunststück zu bewundern. Im Quartier ersann Favrat mit aller Anstrengung des Geistes kunstvolle Manöver, mit denen er jeden darauf eingehenden Feind vernichten wollte. Draußen im Felde aber fand er, daß er sich nicht rücken und rühren könne, geschweige denn fechten, weil seine Armee noch einer

*) 400 Tote, 800 Versprengte und 12 Geschütze.

regelrechten Bäckerei, ja sogar der etatsmäßigen Kochtöpfe entbehrte. Die Polen ließen es aber gar nicht auf einen Angriff ankommen, sondern gingen in wilder Hast zurück,*) so daß die ganze Aktion für beide Teile ohne Verlust ablief.**) Statt nun aber sofort mit seinen allerdings nur schwachen 15 Bataillonen und 18 Eskadrons nach Krakau zu gehen, sich dieses ursprünglichen Herdes der Erhebung zu bemächtigen und ihr damit einen empfindlichen Stoß zu versetzen, kehrte General Favrat, durch falschen Alarm beunruhigt, wieder nach Piliza um.

Inzwischen hatte Denissow mehrfache Gefechte nordöstlich Krakau zu bestehen, wurde dann auch durch eine neue von Lublin über die Weichsel kommende polnische Kolonne unter Grochowski bedroht und nahm schließlich bei Szczekozyn Stellung, um sich den Preußen zu nähern. Ihm gegenüber vereinigte Kosciusko bis zum 20. Mai etwa 26 000 Mann bei Sobkow an der großen Straße von Krakau nach Warschau.

Favrat rückte nach Zarnowiec, südlich Szczekozyn, vor, leistete aber mehrfachen berechtigten Aufforderungen Denissows zur Vereinigung und zum Angriff auf Kosciusko keine Folge. Denissow eilte am 1. Juni sogar selbst zu ihm, konnte ihn aber trotzdem nicht zum Entschlusse bringen, weil der König im preußischen Lager erwartet wurde. Am 3. Juni traf Friedrich Wilhelm II. wirklich ein und wollte angreifen. Erst aber sollten nach der Methode der Zeit einige Bataillone und Eskadrons von Lowicz gegen Warschau vorgehen, um Kosciusko zu einer Entsendung dorthin zu verleiten und ihn so zu schwächen.

Inzwischen meldete Denissow, daß die Polen gegen ihn vorgingen, und der König brach noch in der Nacht zum 6. von Zarnowiec auf, marschierte am linken Pilizaufer gegen Szczekozyn, vereinigte sich mit den Russen und griff mit etwa 26 500 Mann die in eine Stellung östlich dieser Stadt zurückgewichenen Polen an, schlug sie bei dem Dorfe Rawka, nahm ihnen 17 Geschütze ab, ließ sie aber unverfolgt davonziehen. Der Aufmarsch zum Angriff war bei Preußen und Russen noch ganz im alten Stile erfolgt und hatte viel Zeit erfordert.

*) Sybel III, S. 199.
**) Kosciusko befand sich selbst nicht im Lager, sondern in Krakau.

Kosciusko ging auf Malogoszcz und Kielce zurück. Die Preußen und Russen blieben bis zum 9. Juni stehen. Dann rückten sie langsam nach der Gegend von Pinczow an die Nida vor, und Kosciusko wich weiter auf Radom aus; nur Madalinski ließ er bei Konskie. Als dann der König nach Kielce folgte, zog auch dieser auf Radom zu ab. Mittlerweile war am 15. Juni Krakau von Beuthen her durch ein kleines preußisches Truppenkorps besetzt worden; die dort noch verbliebenen Polen zerstreuten sich. Am rechten Weichselufer bei Nowo Aleksandrija (Pulawy) erschien unterdessen, nach glücklichen Gefechten, der russische General Derfelden. Der König forderte ihn auf, zum Angriff auf Warschau mitzuwirken, erhielt indessen zur Antwort, daß der General vom Fürsten Repnin bestimmten Befehl habe, zu diesem nach Litauen heranzurücken.

Statt trotzdem schnell mit den zu seiner Verfügung stehenden Truppen auf Warschau zu marschieren, um durch Besetzung der Hauptstadt dem organisierten Aufstande ein Ende zu machen, zögerte der König bis zum 23. Juni. Erst dann setzte er sich langsam in Bewegung und vereinigte sich am 9. Juli bei Nadarzyn, südwestlich Warschau, mit dem Kronprinzen, der mit den Truppen von Lowicz herankam, über die er den Befehl übernommen hatte. Da auch die Russen von der Rawka vorgegangen waren, so vereinigten sich vor Warschau ziemlich ansehnliche Kräfte, nämlich 27 Bataillone, 41 Eskadrons und 5 Batterien oder 25 000 Mann an preußischen Truppen und 23 Bataillone, 44 Eskadrons, 3 Pulks Kosaken — 13 000 Mann — und 64 Geschütze an Russen.

Allein auch Kosciusko war es gelungen, über die untere Piliza die Hauptstadt zu erreichen. Im ganzen waren zu deren Verteidigung 17 000 Mann polnischer Truppen sowie angeblich 33 000 bewaffnete Bürger und Bauern vorhanden. Warschau zählte damals 75 000 Einwohner, hatte aber mit seinen Gärten und der weitläufigen Bauart den zu dieser Zahl außer Verhältnis stehenden Umfang von drei Meilen. Ein niedriger bastionierter Erdwall umgab es; vor demselben zogen vorgeschobene Verschanzungen eine Anzahl von Ortschaften in die Verteidigung hinein. Nach rückwärts stellte eine 1600 Schritt lange Schiffbrücke über die Weichsel die Verbindung mit dem nicht eingeschlossenen Praga her, so daß der Verkehr mit dem Hinterlande offen blieb.

Im preußischen Hauptquartier machte sich die Meinung geltend,

man dürfe in diesem Kriege keine weiteren Anstrengungen machen, ehe Rußland nicht den Lohn für dieselben zugesichert habe. Ein Sturm unterblieb. Der König ließ sich für die Ansicht gewinnen, daß schon durch die Vorbereitungen zu einer Belagerung die Kapitulation herbeigeführt werden würde. Schweres Geschütz wurde aus Graudenz und Breslau heranbefohlen. Die eingeleiteten Verhandlungen aber scheiterten. Eine Aufforderung an die Russen zum Angriff erwiderten diese mit dem Hinweis darauf, daß sie allein zu schwach dazu seien, aber bereit wären, mit den Königlichen Truppen gemeinsam vorzugehen.*) Am 30. Juli begann der Bau der Laufgräben und Batterien. Die Feuereröffnung lehrte jedoch, daß diese in zu großer Entfernung angelegt waren. Der Erfolg blieb aus. Da der linke Flügel der Einschließung nicht bis zur Weichsel reichte, gelang es den Polen, dort die Belagerer von der Seite her zu fassen und ihre Lage sehr zu erschweren. In den wiederholten heftigen Kämpfen auf jenem Flügel zeigten die preußischen Truppen eine gute Haltung. Für den 1. September wurde ein entscheidender Angriff in Aussicht genommen.

Allein schlechte Nachrichten über die Ausbreitung der Insurrektion in Südpreußen, mehr vielleicht noch politische Rücksichten, bewirkten dennoch den Entschluß des Königs, die Belagerung aufzuheben, um die eigenen Grenzen zu sichern und der Erhebung in Südpreußen Einhalt zu tun. Die Bedrohung der rückwärtigen Verbindungen hatte die Entscheidung herbeigeführt. Der Sturm unterblieb; am 5. und 6. September erfolgte der Abmarsch.

Russen und Preußen trennten sich überdies. Jene zogen weichselaufwärts ab; die Preußen teilten sich, verstärkten die Truppen am Narew, besetzten die untere Piliza, sandten gemischte Abteilungen in verschiedene Teile der Provinz und nahmen mit dem Rest in der Gegend von Rawa Aufstellung.

Die Besatzung von Warschau ließ den Abzug völlig unbehelligt. Dennoch wirkte dieser wie eine Niederlage auf die Truppen. Ein guter Geist war trotz der ergebnislosen Hin- und Herzüge in ihnen lebendig geblieben; viele von der Mannschaft dienten „mit einer wirklichen Ambition und freuten sich, wenn es Gelegenheit gab, sich hervorzutun; sie alle empfanden einen lebhaften Unwillen und

*) Sybel III, S. 215 und 216.

würden jeden noch so mörderischen Sturm einer jeden noch so ruhigen Retraite vorgezogen haben. . . . War der gemeine Mann über den bevorstehenden Rückzug mißvergnügt und betroffen, so war er für die Offiziere ein wahrer Donnerschlag, der sie betäubte".*)

In Litauen war inzwischen eine entscheidende Wendung eingetreten, Fürst Repnin hatte Wilna genommen, marschierte gegen den Niemen und Kosciusko ordnete die Versammlung der polnisch-litauischen Insurgenten um Grodno an. Der polnische General Sierakowski sollte mit 13 000 Mann den Bug verteidigen.

Von Warschau aus aber durchbrach General Dombrowski die preußischen Linien, um den Aufruhr in das Posensche zu tragen. Er verließ die Hauptstadt mit nur 2000 Mann und 12 Geschützen, vereinigte sich an der unteren Bzura mit Madalinski, der dort mit 1000 Mann und 4 Geschützen stand, überwältigte nach lebhaftem Kampfe den schwachen preußischen Posten von Kamion an der Mündung der Bzura in die Weichsel und ging in Eilmärschen auf Kolo vor. Dort verstärkte er sich durch Zuzug von Insurgenten und marschierte über Konin auf Slupce an der Straße nach Posen.

Der preußische General v. Schwerin,**) der gegen die Aufständischen operierte und zuletzt bei Kalisch zur Deckung der dortigen Magazine Aufstellung genommen hatte, erschien nunmehr bei Konin, wagte aber nicht, Dombrowski anzugreifen, da die Stärke von dessen Truppen, wie gewöhnlich unter solchen Umständen, durch das Gerücht übertrieben wurde. Er kehrte wieder nach Kalisch zurück, blieb dort untätig einige Tage stehen und marschierte dann nach Posen, wo er am 9. Oktober ankam. Dort traf er noch andere fliegende Kolonnen, so daß, einschließlich der Garnison, 6 Bataillone, 16 Eskadrons und 13 Geschütze zusammenkamen.

Inzwischen hatte der König am 18. September schon die Armee verlassen und den Befehl an den wieder genesenen Generalleutnant Grafen Schwerin abgegeben, der nun seinen Namensvetter aufforderte, anzugreifen. Dieser aber verweilte bis zum 21. Oktober in Posen, jeder Angriff unterblieb. So hatten Dombrowski und Madalinski die Provinz durchziehen und über Gnesen und Labischin vor

*) Der polnische Insurrektionskrieg von 1794. Von einem Augenzeugen. 1797.

**) Nicht zu verwechseln mit dem Generalleutnant Grafen Schwerin, der zu Beginn und Ende des Feldzuges den Oberbefehl führte.

Bromberg erscheinen können, das sie nach heftigem Kampfe am 2. Oktober nahmen. Madalinski verfolgte die unter erheblichen Verlusten auf Graudenz abziehende preußische Besatzung bis Fordon; Dombrowski bedrohte erst Danzig und unternahm dann einen Versuch gegen Thorn, der aber scheiterte.

König Friedrich Wilhelm II., der in Potsdam die Nachrichten aus Südpreußen empfing und den namentlich der Fall von Bromberg erzürnte und beunruhigte, entsandte eine neue Kolonne, die sich bei Landsberg a. W. sammelte,*) unter General v. Byern auf Nakel, von wo sie mit General Schwerin gemeinsam operieren sollte.

Mittlerweile aber hatten die Russen unter Suworow den am Bug stehenden General Sierakowski wiederholt geschlagen und standen drohend bei Terespol dicht westlich Brest Litowsk. Kosciusko war sofort entschlossen, sie dort anzugreifen, sammelte Truppen bei Lukow halbwegs zwischen Warschau und Brest und wollte noch die aus Litauen heranziehenden Kräfte abwarten, als General v. Fersen unterhalb Iwangorod am linken Ufer der Weichsel erschien, um sich mit Suworow zu vereinigen. Nun eilte er Fersen entgegen, traf ihn am 10. Oktober bei Maciejowice**) noch nahe dem Strom, ward aber völlig geschlagen und fiel selbst verwundet in russische Hände.

Mit dem Verluste dieses Führers brach auch die Erhebung im wesentlichen in sich zusammen.

Dombrowski ward von dem neuen Oberbefehlshaber Wawrzecki, der alle Kräfte um Warschau versammeln wollte, dorthin zurückberufen. Er brach auf dem Rückwege, von Warschau her durch Poniatowski unterstützt, am 23. Oktober abermals durch die preußische Stellung an der Bzura hindurch, obschon ihm der preußische Posten bei Sochaczew heldenmütigen Widerstand leistete. Madalinski folgte ihm.

Der preußische Oberbefehlshaber Generalleutnant Graf Schwerin rührte sich jetzt endlich aus seiner Stellung nordöstlich Rawa und marschierte über Skierniewice nach der unteren Bzura, um die beiden polnischen Parteigänger aufzuhalten, kam aber zu spät. Dombrowski

*) Sechs Bataillone, die Regimenter Gardes du Corps und Gendarmen sowie eine Batterie.

**) Südlich Garwolin.

und Madalinski hatten sich hinter der Bzura bereits mit den Ihrigen vereinigt.

Suworow hatte den Sieg von Maciejowice benutzt und war auf Warschau marschiert, erschien am 3. November vor Praga und erstürmte es schon am 4. Warschau kapitulierte unter dem Eindrucke dieses Schlages; Wawrzecki zog mit dem Rest seines Heeres nach Süden ab, wohin Dombrowski und andere Parteigänger schon vorausgesandt worden waren. Suworow rückte nunmehr in die Hauptstadt ein und beauftragte Fersen mit der Verfolgung der Polen.

Graf Schwerin war von Suworow aufgefordert worden, etwas gegen Warschau und die noch westlich davon stehenden Polen zu unternehmen, um seinen Übergang über die Weichsel unterhalb der Hauptstadt zu unterstützen, falls diese die Kapitulation verweigern sollte. Er erhielt aber nur ausweichende Antworten. Graf Schwerin blieb untätig; er wies auf den schlechten Zustand seiner Truppen hin und wollte auch erst Favrat heranziehen, der jetzt am Narew befehligte, sich dort aber für gefesselt hielt.

Graf Schwerins saumselige Führung hatte endlich des Königs Unwillen so weit erregt, daß er ihn abberief und Favrat wieder an seine Stelle setzte. Am Narew übernahm General v. Günther, wohl der tüchtigste Mann in der im Osten verwendeten preußischen Generalität, den Befehl.

Es kam aber nicht mehr zu größeren kriegerischen Vorgängen; denn Wawrzeckis entmutigtes Heer löste sich schon am 17. November bei Radoszyce, südwestlich Konskie, auf. —

Am Narew, wo die Polen durch Streifzüge und Überfälle die preußischen Truppen viel in Bewegung hielten, und namentlich deren linken Flügel bedrängten, war es zu lebhafteren Gefechten gekommen. Am 26. Oktober wurden polnische Truppen bei Magunszewo am Orzyc völlig geschlagen, verloren 1 General, 10 Offiziere, 400 Mann an Gefangenen, 500 an Toten und Verwundeten, nebst 6 Geschützen. Auch der preußische Verlust war beträchtlich. Am 31. wurden 7 Offiziere, 600 Mann und 1000 bewaffnete Bauern bei Zbojna durch den preußischen General Herzog von Holstein auf freiem Felde zur Waffenstreckung gezwungen und am gleichen Tage Wiznja überfallen, wohin 500 Polen gelangt waren, von denen ein großer Teil bei der Flucht über den Narew umkam.

Auch in diesem Feldzuge werden den Truppen die besten Zeugnisse ausgestellt, wo sie wirklich gebraucht worden waren. Sie hatten, „wo es zum Fechten gekommen war, wie die Löwen gefochten, das beweisen die beiden blutigen Gefechte von Kamion und Sochaczew. Die Befehlshaber hatten auf ihren verschiedenen Posten weit mehr getan, als man gemeiniglich zu tun pflegt".

Die höhere Führung aber hatte völlig versagt. Es fehlte ihr an Umsicht, Tätigkeit und leider auch an jedem gesunden Ehrgeize. Sie stand nicht nur der russischen, sondern auch der polnischen erheblich nach. Im Vergleiche zu der gelehrten Tatenscheu der preußischen Generale machen Dombrowskis und Madalinskis Züge, sowie Kosciuskos Entschlossenheit und nicht minder Suworows dreistes Zugreifen auf den Soldaten einen wahrhaft erfrischenden Eindruck.

Erschwert wurde den preußischen Generalen ihr Amt allerdings dadurch, daß sie aus Potsdam fortwährend Weisungen, zum Teil sehr gelehrter und unklarer Art, erhielten, und daß der König auch mit den einzelnen Unterführern direkt in Korrespondenz trat.

Auch die besonderen Verhältnisse des Insurrektionskrieges, der Mangel an zuverlässigen Nachrichten, die verhältnismäßig große Ausdehnung des Kriegsschauplatzes und vielfach auch das Fehlen eines sicheren Zieles erklären bis zu einem gewissen Grade die Verzettelung der Kräfte und die Unsicherheit in den Anordnungen, aber es ist doch nicht zu verkennen, daß weit mehr hätte geschehen können, wenn nur einige natürliche Frische und Entschlossenheit in den höheren Stellen zu finden gewesen wäre.

Prüft man den Verlauf der Feldzüge zwischen dem Siebenjährigen Kriege und 1806, so kann man sich der Überzeugung nicht erwehren, daß dieselben eher schädlich als nützlich auf die weitere Entwicklung der preußischen Armee eingewirkt haben. Kriegserfahrung frommt nicht unter allen Umständen einem Heere; es kommt ganz darauf an, in welchen Verhältnissen sie erworben wird. Die Bekämpfung eines Gegners, der, sei es in der Beschaffenheit der Truppe, sei es in der Führung oder aus anderen Gründen, in Summa nur einen untergeordneten Wert darstellt, kann dem Sieger verderblich werden. Die Franzosen haben die Nachwirkung der Feldzüge gegen Berberstämme und Mexikaner 1870 bitter empfunden.

Die Begriffe von der großen Kriegführung verschieben sich. Die Truppe verliert leicht den Maßstab für die Bedeutung ihrer Leistungen. Wenn Siege ohne Mühe errungen werden, führt dies zum Nachlassen in der Anstrengung, zur Unterschätzung nicht nur eines, sondern aller Gegner. Auch den Führern schwindet der Blick für die Kraftäußerung, die für die siegreiche Durchführung großer Entscheidungen erforderlich ist. Sie werden dazu verleitet, an schwere Aufgaben mit geringen Mitteln heranzutreten.

In den Rheinfeldzügen und den Feldzügen in den Niederlanden war das Charakteristische der Kleinkrieg. Selbst was in denselben Schlacht genannt wurde, war meist ein Gefecht, das auf langausgedehnter Linie ohne viel Energie geführt und am Ende durch irgend eine Zufälligkeit entschieden wurde. Im Vergleich zu den Schlachten des Siebenjährigen Krieges waren die Verluste gering; allmählich schwand das Verständnis für die große Entscheidung. Der Zug der Zeit, durch Kunst siegen zu wollen und diesen Erfolg höher zu stellen als den des temperamentvollen Entschlusses mit seiner Blutarbeit, ließ in den mit geringen Opfern errungenen Erfolgen nicht ein Erlahmen der Energie der Kriegführung erblicken, sondern gerade einen Triumph der vergeistigten Lehre. Dachten doch die oberen Führer unzweifelhaft, in der Kunst des Krieges höher zu stehen als die rauhe Zeit Friedrichs. Wo sie zugegriffen hatten, wie bei Pirmasens und Kaiserslautern, war der Sieg schnell errungen worden, den wenig gewandten Gegnern fühlten sie sich in der Truppenführung mit Recht überlegen.

Das einzige Mal, wo eine große Entscheidung bevorstand, welche den ganzen Verlauf des Feldzuges beeinflussen konnte, bei Valmy, war es schließlich nicht dazu gekommen, aber das Urteil der Armee beugte sich hier vor dem Entschlusse des Herzogs von Braunschweig, der seit 1787 wieder als der erste Feldherr Europas galt. So hatte man sich neun Jahre vorher auch vor der Weisheit des großen Königs und des Prinzen Heinrich gebeugt.

Der Nebel, der die Anschauungen von der großen Kriegführung umhüllte, ward auf diese Weise nicht zerstreut, wenn auch die jüngere Generation empfand, daß man auf falschem Wege war. „Ein jeder hatte wohl einmal eine Periode in seinem Leben, wo er auf die Autorität des Magisters schwor. Es bedarf daher keiner Entschuldigung,

wenn wir zu damaliger Zeit der Weisheit unserer Feldherren huldigten und die schlechten Erfolge den Umständen zuschrieben", erklärt Valentini.*)

In den Reihen der Truppe fand weder die spießbürgerliche Ansicht Eingang, daß jedes Kriegsopfer dieser Feldzüge — wie es dem Könige dargestellt wurde — bedauernswert sei, noch teilte sie die Schwärmerei für die Siege ohne Schlacht. Immer gleich tüchtig und wohlgemut, wo es nur irgend zum Schlagen kam, verleugnete sich in ihr niemals der gute Grundstoff von Ehre, Gehorsam und Vaterlandsliebe. „Nur in den Hauptquartieren waren die tiefer liegenden Triebfedern und Hemmungen und die Parteihäupter bekannt, die bald mit Staats- und Kriegsgelehrtheit, bald mit Phrasen und sarkastischem Witz sich bekämpften, und, zum Teil dem sybaritischen Leben im ruhigen Hof- und Feldlager oder in der lieben Heimat geneigt, den dunklen Gedanken des Egoismus nährten, daß selbst das größte Übel zu ertragen sei, wenn es nur erst nach uns komme."**)

Wo nur einige Bataillone und Eskadrons zum regelmäßigen Liniengefechte gelangen konnten, waren sie des Sieges, selbst gegen bedeutende Überlegenheit, sicher. Über die Truppen wird auch keine Klage laut. Keines der erhalten gebliebenen und beachtenswerten Urteile bestreitet, daß sie dem Feinde an soldatischen Eigenschaften weit überlegen gewesen seien. Die geschlossene Ordnung bewährte sich überall; dem preußischen Stoße wich der Feind jedesmal, wo er nur ernsthaft angesetzt wurde. Der Umstand, daß die Franzosen bei allen Gelegenheiten zahlreiche Gefangene verloren und daß beim Rückzuge ganze Kolonnen auseinanderliefen, schien zudem den Beweis zu liefern, daß der innere Gehalt der alten Heeresverfassung immer noch weit höher stehe als die neue der Franzosen.

Von einer Überlegenheit der Franzosen im kleinen Kriege und im Vorpostendienste war ebensowenig zu spüren als von der im Kampfe auf den Gefechtsfeldern. Es ist schon erwähnt worden, daß gerade der Vorpostendienst, mit dem Maß der Zeit gemessen, in der preußi-

*) Erinnerungen eines alten preußischen Offiziers aus den Feldzügen 1792, 1793 und 1794. Leipzig und Glogau 1833. S. 24.

**) Valentini, Erinnerungen. S. 39, 40.

schen Armee mustergültig betrieben wurde. Nur die allzu durchschnittenen und bedeckten Gelände raten die Taktiker den Preußen zu meiden. Dies müsse die Führung verstehen.

Es kann nicht wundernehmen, wenn auch denkende Leute aus diesen Feldzügen mit dem Gefühl heimkehrten, daß die altpreußische Truppenerziehung und Ausbildung noch die beste in Europa sei, und daß man nicht daran rühren dürfe. „Wir müssen bei einer Methode bleiben, die von jeher die beste war, die von den Griechen und Römern in ihrem blühendsten Zustande, die von einem Gustav Adolf, von einem Friedrich als die beste anerkannt wurde", — so etwa lautete das allgemeine Urteil.*)

Die qualitative Überlegenheit der Kavallerie trat offenkundig hervor; der Feind hatte nichts Ähnliches entgegenzustellen. Auch die Tüchtigkeit der Artillerie wird allgemein gelobt.

Nun darf man nicht vergessen, daß diese Vorgänge nur zwölf Jahre vor Jena und Auerstedt liegen, und daß es etwas Natürliches hat, wenn man das damals gewonnene Urteil noch bis auf die Unglückszeit hin übertrug. Zwölf Jahre sind eine kurze Spanne im Leben der Heere.

Freilich fußen die günstigen Urteile alle auf Kämpfen geringen Umfanges. Daß die Dinge sich im großen anders gestalten könnten, daß die entfesselte Nationalkraft dem französischen Heere trotz sichtbarer Mängel eine erdrückende Wucht verleihen könne, ahnte man nicht. Aber es hätte dazu auch ein seltsam weitschauender Geist gehört, der seiner Zeit vorauseilte.

Mehr als die Rheinfeldzüge hätte der polnische Feldzug von 1794 die Armee stutzig machen können. Daß sich preußische Generale, von fremden zum Handeln aufgefordert, beinahe durchweg versagten, daß sie an der Spitze stärkerer Detachements die vor ihnen befindlichen Insurgentenhorden nicht anzugreifen wagten, hätte den König und seine Berater erschrecken und zu dem Entschlusse bringen müssen, auf dem Gebiete der Truppenführung eine radikale Umwandlung, vor allem eine Verjüngung des Offizierkorps und eine ganz andere Aus-

*) Briefe über den Feldzug von 1794 von einem Offizier der Armee am Rhein an seinen Freund in B. Erschienen 1795.

bildung für den Krieg eintreten zu lassen. Was half es, daß die beiden Schwerin zur Verantwortung gezogen wurden, ihrer Stellungen verlustig gingen und zu Festungshaft verurteilt wurden. Der Eingriff hätte ein viel tieferer sein sollen.

Valmy und Warschau hätten einen klaren und energischen Geist zum Reformator machen und ihm die Überzeugung aufdrängen müssen, daß die Dinge so nicht weiter gehen durften. Im übrigen aber begreift man, daß die heimkehrenden Krieger mit der Überzeugung in die unselige Periode der Neutralität eintraten, daß alles im Heere noch zum besten bestellt sei.

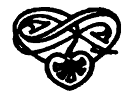
Am Abschluß dieser letzten kriegerischen Periode der preußischen Armee vor Jena und Auerstedt möge hier das umfassende allgemeine Urteil über den damaligen Zustand einen Platz finden, das in Valentinis Erinnerungen erhalten ist. Er machte freilich die Rheinfeldzüge noch als junger Jägeroffizier mit, aber seine spätere Laufbahn gab ihm Gelegenheit, nicht nur die eigene, sondern auch fremde Armeen genauer kennen zu lernen und daraus einen Maßstab für den Wert der eigenen Truppen zu gewinnen. Im Kriege 1806/07 war er Generalstabsoffizier, trat dann in österreichische Dienste, focht 1809 mit, hierauf 1810 unter den russischen Fahnen gegen die Türken und wurde, als er 1811 nach Preußen zurückkehrte, wieder angestellt. 1813 stand er York als Oberquartiermeister zur Seite, trat im Spätherbst zum Bülowschen Korps über, machte den Feldzug in den Niederlanden mit, kehrte in Frankreich zu York zurück und befand sich 1815 abermals bei Bülow. Im Jahre 1828 wurde er zum Generalinspekteur des Erziehungs- und Bildungswesens ernannt und starb 1834 in Berlin, erst 59 Jahre alt. Das Urteil eines Mannes, der soviel erfahren und in längerem Verkehr mit zwei ausgezeichneten Heerführern gestanden hat, verdient wohl Beachtung, und dies umsomehr, als seine Erinnerungen im reifen Mannesalter geschrieben worden sind.*) Er sagt:

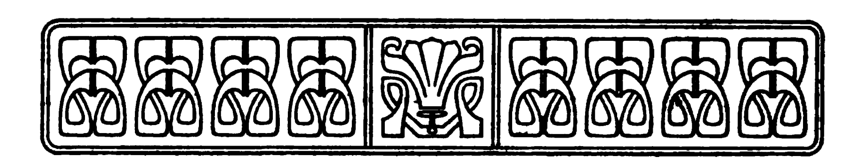
„Betrachten wir die Armee, wie sie in unserer lebhaften Erinnerung steht, so durfte sie ihren Vorfahren, mit denen Friedrich II.

*) Valentini ist bekannt als Verfasser der „Abhandlung über den kleinen Krieg", der hier mehrfach angeführten „Erinnerungen eines alten preußischen Offiziers aus den Jahren 1792, 1793 und 1794", Glogau und Leipzig 1833, und der „Lehre vom Kriege", 6. Aufl., 1833.

seine ersten Kriege in Schlesien anfing, vollkommen gleichgestellt werden. In Tapferkeit, gutem Willen, regem Ehrgefühl und taktischer Vollkommenheit kamen ihr zu der Zeit keine Truppen in der Welt gleich. Man würde sich sehr irren, wenn man den gemeinen Soldaten nach dem Bilde, das die Philanthropie heutiger Zeit wohl von ihm entwirft, beurteilen wollte. Die Anzahl geworbener Ausländer in den Regimentern, die überdies zum großen Teil sich nationalisierten, machten solche keineswegs zu zusammengepreßten, nur durch den Zwang festgehaltenen Rotten ......"*)

*) Valentini, Erinnerungen, S. 61/62.





XII. Das Jahr 1805.

Das Jahr 1805 brachte einen Augenblick zum Handeln für Preußen, wie er seit 1740 so günstig nicht dagewesen. Die österreichische Armee unter Mack war im September bis zur Iller vorgegangen. Sie erwartete den Gegner aus den Schwarzwaldpässen; ihr rechter Flügel fand eine trügerische Anlehnung an dem zu Preußen gehörigen ansbachschen Gebiet, dessen Unverletzlichkeit anzuerkennen Österreich sich beeilt hatte. Nichtsdestoweniger beschloß Napoleon, gerade diesen Flügel zu umgehen und Macks Stellung aufzurollen. Es schien, als habe den Übermütigen alle Vorsicht verlassen. Die Kolonnen des linken Flügels marschierten auf seinen direkten Befehl über den preußischen Boden hinweg. Damit beseitigte er das für Preußen größte Hindernis kriegerischen Auftretens, nämlich des Königs Bedenklichkeiten, der nur gezwungen zu den Waffen greifen wollte. Der Zwang war jetzt da. Tatsächlich beabsichtigte der König in der ersten zornigen Aufwallung, dem französischen Gesandten Laforest und dem in besonderer Mission in Berlin weilenden Duroc die Pässe zustellen zu lassen.*)

Wunderbar war die Gunst der militärischen Lage. Schon am 7. September hatte Preußen eine teilweise Mobilmachung angeordnet, um seine Neutralität zu wahren. Die Ankündigung Kaiser Alexanders, zur Vereinigung mit der österreichischen Armee durch die preußisch-polnischen Lande und Schlesien marschieren zu wollen, hatte sodann die vollständige Mobilmachung vom 19. September herbeigeführt. Als vom 3. bis 6. Oktober die französischen Durchmärsche

*) Paul Bailleu. Vor 100 Jahren. Der Berliner Hof im Herbst und Winter 1805. Halbmonatshefte der Deutschen Rundschau 1905/06. Heft 4, S. 252 ff.

durch Ansbach geschahen, befand sich das Heer fast schon kriegsfertig unter Waffen.*) Es bedurfte nur der Marschbefehle. Leider wollte es Preußens Verhängnis, daß es dem Minister Hardenberg gelang, den König zu beschwichtigen. Zwar entschloß sich Friedrich Wilhelm III. am 3. November, aus seiner lange und zähe festgehaltenen Neutralität herauszutreten und an der Koalition Österreichs und Rußlands gegen Frankreich teilzunehmen. Er behielt sich aber unglücklicherweise noch den Versuch einer bewaffneten Neutralität vor. Graf Haugwitz ging als Unterhändler in Napoleons Hauptquartier ab; doch die Langsamkeit seiner Reise verriet die Schwäche des Entschlusses, dem sie entsprungen war. Bekannt ist, wie der Kaiser ihn hinzuhalten wußte, bis der Sieg von Austerlitz ihm freie Hand gewährte.

Eine recht stattliche preußische Armee, freilich nicht die ganze Macht, setzte sich inzwischen in Bewegung. Sie marschierte auch nicht geradeswegs gegen Napoleons linke Flanke, sondern erst nach Hannover und Thüringen hinein, später nach Franken. Aber immerhin hätte sie einen wirksamen Druck auf Napoleon ausüben können, als dieser in Mähren stand. Im weiteren Verlaufe des Feldzuges würde Preußen bei zweckmäßigen Maßnahmen vermocht haben, mit 150 000 bis 160 000 Mann auf dem Kriegsschauplatze zu erscheinen. Wenn es dann entschlossen handelte, so lag die Entscheidung über die nächsten Geschicke der kämpfenden Parteien in seiner Hand. Anfängliche Erfolge unserer Waffen konnten nach menschlicher Voraussicht nicht ausbleiben. Eine vernichtende Niederlage aber, wie die von Jena, war überhaupt ausgeschlossen, weil die Stärkeverhältnisse sich ganz anders gestalteten als im Oktober 1806.

Es war damals nur ein Schritt noch zu tun, und wie anders würde heute die ob ihrer Niederlage bei Jena und Auerstedt so vielgeschmähte Armee beurteilt werden, wenn die Politik diesen Schritt wirklich getan hätte, wenn die Kriegserklärung an Frankreich im November 1805 erfolgt wäre. Nichts von Verrottung, Verwahrlosung, Eigendünkel und Schwäche! Es gehört nicht viel prophetische Gabe dazu, um zu behaupten, daß die Geschichte von ihr erzählt haben

*) Hierdurch wurde der Nachteil, daß zwei starke Korps gegen die Ostgrenze hin aufgestellt worden waren und ein Teil der Truppen nunmehr Kontremärsche zu machen hatte, um sich gegen die Franzosen zu wenden, reichlich aufgewogen.

würde: „sie war freilich nicht genugsam mit der Zeit fortgeschritten, aber sie bewahrte auch in dieser Lage den Ruf alter Tapferkeit und wußte sich bald in die Bedingungen einer neuen Zeit zu finden."

Die Armee fühlte es deutlich, daß ihr alles auf dem Spiel stände. Sie sehnte den Krieg, der für sie ein glücklicher hätte werden können, lebhaft herbei. Aus fast allen Briefen jener Zeit spricht der heiße Wunsch, daß losgeschlagen würde, es koste, was es wolle. Scharnhorsts Schreiben an Knesebeck aus jener Zeit ist schon bekannt.*) „Ich bleibe dabei", steht in einer Nachschrift, „wir haben jetzt die beste Gelegenheit, uns eine große Reputation zu erwerben. Aber wir müssen sterbelustig sein — und dann schnell Frieden machen."**) „Die Franzosen geschlagen, unsere Grenzen ohne Vergrößerung verändert, das war unser Tagewerk!" steht in einem anderen Briefe von seiner Hand.***) Knesebeck in einem Promemoria für den Kurfürsten von Hessen, Kamptz, Schoeler und viele andere, wie Blücher und Rüchel, sprachen sich ganz ebenso aus. Am schärfsten tat es Prinz Louis Ferdinand „in einem der herrlichsten Briefe, den je ein Hohenzoller geschrieben hat. Er goß darin den ganzen Zorn seines leidenschaftlichen Herzens über das widerspruchsvolle Berlin aus, „das dem Heere zujauchze und den Krieg fürchte, das abwechselnd Strenge und Zügellosigkeit, Einfachheit und Frivolität, Sparsamkeit und Üppigkeit sei, dieses Berlin, welches tanze und tanzen lasse, da man entweder einem wechselvollen und hartnäckigen Kriege oder einem Frieden entgegen gehe, der die Keime eines Krieges in sich trage, »welcher unsere politische Freiheit vernichten wird«".†)

An Mahnern und Warnern fehlte es nicht. Eines derselben müssen wir noch gedenken.

Dumouriez war, 66 Jahre alt, zur schlechtesten Jahreszeit von England übers Meer gekommen,††) um Österreich zu retten. Unter falschem Namen irrte er, wie er selber klagt, von Gebirge zu Gebirge, bis er einen Fürsten finden würde, der die Kühnheit besaß, seine Teilnahme für ihn einzugestehen und ihm öffentlich seinen Schutz zu ge-

---

*) Siehe S. 166.

**) Kriegsarchiv D II, 72b.

***) Gleichfalls an Knesebeck, Dezember 1805. Kriegsarchiv D II, 72a.

†) Max Lehmann, Scharnhorst I, S. 362.

††) Er landete am 22. November 1805 in Cuxhaven. (Pol. Journal 1805, II, S. 1167.)

währen. Die schlaflosen Nächte, die er durchwachte, wünscht er den Herrschern, damit sie die Katastrophe, die sie alle bedrohte, mit vollem Ernste vor ihren geistigen Blicken emporsteigen sähen.

Er schrieb aus Troppau am 20. Dezember 1805*) und stellte mit großer Klarheit die Lage dar. Er wies nach, daß Bonaparte trotz seiner großen Erfolge durch einen schnellen Frieden aus schlimmer Verlegenheit befreit werden würde. Dann ging er auf die Stellung Preußens über, dessen Versuch einer bewaffneten Intervention in den Augen des Kaisers ein „unverzeihliches Verbrechen" sein werde. „Durch seine Vermittlung wird der König von Preußen das Unglück Europas vergrößern. Er wird auf sich selbst aber den Zorn und die Rache eines Eroberers von 36 Jahren ziehen, da er die Kühnheit besessen, der Welt zu zeigen, daß er in Zeit von zwei Monaten mit einer Macht von 200 000 Mann auftreten könne." — Sofortige Entwaffnung oder Gebrauch der Streitkräfte, um Bonapartes Siegeslaufbahn aufzuhalten, sei allein die Rettung.

Weiterhin ist Dumouriez' Gedankengang folgender:

Durch eine glückliche Schlacht hat Bonaparte Österreich vermocht, sich selbst aufzugeben, die russische Armee zu einem eiligen Rückmarsche zu bewegen, der einer Niederlage gleiche. Kaiser Franz muß sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Bald wird der gefürchtete Tyrann daher in der Lage sein, Österreichs Streitmittel, ähnlich wie diejenigen Bayerns und des übrigen Süddeutschlands, für seine Zwecke dienstbar zu machen. Von diesen frisch gewonnenen Kräften unterstützt, wird Bonaparte Preußen unfehlbar angreifen, das trotz aller Tüchtigkeit seiner Armee den Krieg im eigenen Lande nicht lange aushalten kann. Das ganze Land zwischen Magdeburg und Schlesien liegt offen; keine große Festung verschließt hier den Weg zur Hauptstadt, und ihn wird der französische Kaiser von Süddeutschland aus

*) Kriegsarchiv D II, 72a. An wen der Brief gerichtet war, ist nicht festzustellen. Eine Abschrift befand sich, ebenso wie eine solche von einem Briefe Dumouriez' vom 28. Dezember 1805, unter den Papieren Knesebecks. Die Anrede lautet: „Cher Baron". Es ist ferner Bezug genommen auf mündliche, am 17. Dezember 1805 stattgehabte Verhandlungen. Auch in Massenbachs Nachlaß sind Kopien erhalten geblieben. Ein französischer Abdruck der Briefe befindet sich, nebst einigen Notizen über die Briefe, in „Histoire des campagnes de l'Empereur Napoléon en 1805—1806 et 1807—1809 (par le dépôt général de la guerre)." I, S. 441 ff.

wählen, ohne Magdeburg zu belagern oder sich um Schlesien zu kümmern.

Was soll dagegen geschehen?

Preußen muß sogleich handeln, ehe sich Österreich ganz in Frankreichs Hände gegeben hat.

Die militärische Lage der Verbündeten erscheint trotz der Schwierigkeiten nicht hoffnungslos.

Zwar befindet sich Bonaparte augenblicklich im Besitz von Italien, Tirol, Österreich mit Wien, von Mähren und halb Böhmen. Dennoch steht es um seine Armee nicht gut. Mangel und Krankheit dezimieren sie. Die Sterblichkeit ist so groß, daß er Brünn schon aufgeben mußte, um sich der Donau zu nähern. Er hat in seinen Schlachten die Blüte seiner Soldaten verloren und nur mangelhaft durch die in Schwaben und Bayern aufgestellten Truppen ersetzt. Italien kann ihm nur wenig Rückhalt liefern, und vom französischen Ersatz vermag man ihn abzuschneiden. Eine kräftige „Diversion" am Niederrhein wird seine Hilfsmittel noch mehr schwächen und die französische Nation eines Krieges überdrüssig machen, welcher ihre Lebenskraft verzehrt, nur um dem Ehrgeize eines einzigen zu dienen.

Der Kaiser von Österreich hat keinen Staat mehr, aber noch den Kern einer Armee. Die 80 000 Mann des Erzherzogs Karl haben nur glücklich gefochten und sind nicht entmutigt. Das böhmische und das mährische Korps zusammen sind 40 000 Mann stark und verstärken sich täglich; die Reserve in Polen beläuft sich auf 30 000 Mann. Sobald die Verhandlungen abgebrochen sind und Erzherzog Karl in Ungarn erscheint, wird das Land in Waffen stehen. Man kann also auf mehr als 200 000 Mann, zur Hälfte vortreffliche Truppen, rechnen, die zur Wiedereroberung Wiens verfügbar sind.

Der Kaiser von Rußland ist weit entfernt davon, die Koalition zu verlassen. Seine Truppen sind noch nahe; er wünscht die Umkehr, seine Niederlage zu rächen, und ein ganz intaktes Korps von 40 000 Mann unter Bennigsen steht auf preußischem Boden. Dasselbe kann von dort in Böhmen und Mähren einbrechen. Ist der Kaiser von Rußland zurückgekehrt, so berechnen sich die Streitkräfte schon auf 300 000 Mann.

Aber der König von Preußen allein ist es, der die Entscheidung geben kann und muß. Er vermag durch einfache Märsche

und Stellungen, welche den Rückzug der Franzosen durchschneiden, Bonaparte zur völligen Räumung Deutschlands zu zwingen.*)

Ein Umschwung ist also möglich, die höchste Eile aber geboten, und der König von Preußen ist es, der die Entscheidung geben kann und muß. Entschließt sich Preußen nicht, so wird es in zwei Feldzügen erliegen; denn seine militärischen und seine Geldmittel reichen nicht hin, um einen Krieg gegen Frankreich zwei Jahre lang durchzuführen.

Am Schlusse faßt Dumouriez seine Meinung noch einmal in kurzen Sätzen zusammen: „Nach der Unterwerfung Österreichs wird Preußen die erste Macht sein, die Bonaparte angreift; denn nach seinem ganzen politischen System, nach seinem Charakter kann und darf er in seiner Nähe einen Staat nicht dulden, so gemäßigt auch dessen Grundsätze sein mögen, der imstande ist, ihm in zwei Monaten 200 000 bis 300 000 Mann entgegenzustellen."

Jede Mittlerrolle, jede Neutralität erklärte Dumouriez mit bestem Grunde für eine gefährliche Illusion.

Ein zweiter, vom 28. Dezember ohne Ortsangabe geschriebener Brief geht noch näher auf das Militärische ein.

Die französische Armee wird sich, wenn sie Wien, Mähren und Böhmen ausgesogen hat und der Frieden geschlossen ist, hinter den Inn zurückziehen und ihre Winterquartiere zu beiden Seiten der Donau nehmen, mit Augsburg als Mittelpunkt. Da Schwaben und Bayern erschöpft sind, so muß sie ihre Subsistenz vom Rheine her beziehen, außerdem wird Bonaparte das Korps des Marschalls Augereau nach Würzburg und Bamberg verlegen, um es auf Kosten dieser Bistümer leben und zugleich Franken für sich ausnützen zu lassen. Durch Ankauf wird er alle dort und in Sachsen irgend lagernden Vorräte an sich ziehen, um der preußischen Armee die Operationen durch Sachsen und Franken zu erschweren. Seine nach Bamberg und Würzburg sowie in die Oberpfalz vorgeschobenen Truppen umstellen Ansbach und Bayreuth, dahinter werden ihm Brückenköpfe, die

*) Es folgen hier zahlreiche Einzelheiten, welche beweisen, daß auch Dumouriez stark im Banne der alten Anschauung von der Kriegführung lag und mehr von „Schachzügen" als von Schlachten das Heil erwartete.

er zwischen Passau und Ulm errichtet, eine feste Linie geben. So basiert, wird es ihm leicht sein, nach Sachsen zu debouchieren, zwischen Leipzig und Dresden hindurch vorzugehen und, Magdeburg links, Schlesien rechts lassend, die Elbe bei Dresden, Torgau, Wittenberg oder Dessau zu überschreiten und auf Berlin vorzudringen. Die französische Armee aus den Niederlanden aber wählt ebendahin ihren Weg durch Mecklenburg über Perleberg und Fehrbellin.

Wunderbar ist es, wie der alte Feldherr der Republik die geheimen Absichten des glühend Gehaßten durchschaute.

Er meint, daß es leicht sei, die „griefs" zu erraten, die Bonaparte gegen Preußen schon bereit habe. „Es entgeht ihm kein Schritt, der beim Könige getan wird, er kennt aufs genaueste alle Verhandlungen, welche stattgefunden haben, die bedingungsweisen Verpflichtungen, die Epochen, in denen sie erfüllt werden sollten, auch, daß sie durch die Niederlage von Austerlitz nur unterbrochen worden sind. Er kann Preußen den Stolz, offen zu vermitteln, und die großen militärischen Kräfte, die es mit solcher Schnelligkeit in so reichem Maße entfaltete, nimmermehr verzeihen."

Noch einmal rät er zu sofortigem Losschlagen: „Ich wage zu versichern, daß, wenn der König von Preußen diese Partie ergreift, er Europa retten wird, und daß im entgegengesetzten Falle er verloren ist und ganz Europa nach ihm!"

„Voilà ce que peut le roi de Prusse, gloire, profit, honneur, justice, intérêt de la couronne et de ses peuples, salut de l'Europe, tout dépend de la détermination actuelle et doit la fixer."

Auch diese merkwürdige Voraussage blieb ungehört.

Graf Haugwitz war inzwischen mit dem Schönbrunner Vertrage vom 15. Dezember nach Berlin zurückgekehrt, durch den Neufchatel an Frankreich, Cleve an einen noch zu bestimmenden deutschen Fürsten, Ansbach an Bayern abgetreten werden sollte, während Hannover und sämtliche englischen Besitzungen in Deutschland sowie ein Landstrich in Bayern zur besseren Gestaltung des Bayreuther Gebietes Preußen zugesprochen wurden. Die Wirkung war um so verhängnisvoller, als Österreich sich nunmehr zu dem nachteiligen Frieden von Preßburg bequemte. Inwieweit Haugwitz durch des Königs geheime Befehle entlastet wird, ist hier nicht zu entscheiden. Für uns genügt, daß Friedensseligkeit und Mangel an kühnem Entschluß

Preußen verhindert haben, wieder in die Reihe der tatkräftigen großen Mächte einzutreten, welche es beim Baseler Frieden verließ. Preußens Verhalten in jenen Tagen ist ein ernstes Kapitel aus der Geschichte der verlorenen Gelegenheiten, das den Leitern unseres Staatswesens ewig zu denken geben wird.

Die hochherzige Königin war gegen die Ratifikation; der König nahm den Vertrag nur bedingungsweise an; er wollte die Erfüllung bis zum allgemeinen Frieden hinausgeschoben wissen. Haugwitz ging mit neuen Vorschlägen nach Paris.

Eine Mitteilung des französischen Ministeriums wurde in Berlin als deren Annahme und als friedfertig aufgefaßt. Die Sorge vor den großen Ausgaben veranlaßte am 24. Januar die Demobilmachung.

Die Armee war jubelnd im Marsche gewesen; nun kehrte sie mißmutig um; sie hatte ein richtiges Gefühl für das Vorgefallene. „Zum letzten Male hat der schwarze Adler seine Flügel über uns geschwungen und uns zu Taten gemahnt, diese Gelegenheit wird nie wiederkommen", äußerte Rüchel voll trüber Vorahnungen zu einem seiner Adjutanten. Ein anderer General klagte: „Hätten wir doch jenen glücklichsten aller Augenblicke benutzt, möchte jetzt vielleicht auch mancher anders denken, der damals nicht eines Sinnes mit uns war, aber es ist nun zu spät."*)

In der Masse des Volkes sowohl wie in den Kreisen der Gebildeten dagegen pries man, wie bekannt, die Weisheit, die den Krieg noch einmal zu vermeiden gewußt hatte, und glaubte darin den Triumph diplomatischer Geschicklichkeit zu erkennen.**) In Wirklichkeit war Napoleon durch die Rüstung gereizt, auf die ihm von Preußen mög-

---

*) Kriegsarchiv D II, 72b. Der Brief ist aus Kassel, den 18. Februar 1806, von dem damaligen kurhessischen Generalquartiermeister v. Ochs geschrieben.

**) Posselts Europäische Annalen von 1806, III, S. 142, sagen z. B. darüber: „Wer zweifelt an der Schiefheit eines Urteils, das jenes kluge Benehmen Preußens, unter so verwickelten Umständen und bei der Verschiedenheit der Meinungen in dem Berliner Staatsrate, für eine bloß lauernde Staats- und Kriegspolitik erklärte?"

„Preußen ist durch Erfahrung belehrt, daß mittels wohlersonnener und geschickt in Ausführung gebrachter diplomatischer Taktik sich ebensowohl, nur mit minderer Gefahr und fast ohne allen Aufwand an Geld und Menschen, Eroberungen machen lassen als durch das Wagestück des Krieges."

licherweise eines Tages drohende Gefahr aufmerksam, durch dessen zaghaftes Verhalten aber zugleich sicher und übermütiger gemacht worden. Bei den Verbündeten erntete man ein gerechtes Mißtrauen und mit der erzwungenen Besitznahme von Hannover die Feindschaft Englands. Preußen stand vereinsamt da; doch war es keine „splendid isolation“. Unter diesen Umständen sah sich Haugwitz am 15. Februar zu einem noch übleren Abkommen genötigt, worin die Schließung der Häfen zugestanden wurde, welche die Blockade der preußischen Küsten durch englische Schiffe zur Folge hatte.

Die günstige Lage von 1805 hatte sich in die denkbar ungünstigste von 1806 verwandelt.

Gewalttaten Frankreichs gegen Preußen folgten, wie die Wegnahme der Ortschaften Elten, Essen und Werden, die Murat, der neu ernannte Herzog von Berg und Cleve unter dem Vorwande besetzen ließ, daß sie clevesche Dependenzen seien. Die Stiftung des Rheinbundes geschah, ohne daß Preußen vorher davon verständigt worden wäre. Kaiser Franz legte die Krone nieder, und das Deutsche Reich löste sich auf. Zur Bildung eines Norddeutschen Bundes unter Preußens Führung forderte Napoleon offen auf und hinderte sie zu gleicher Zeit insgeheim. In den vertraulichen Friedensverhandlungen mit England bot er, ohne die mindeste Scheu vor dem preußischen Recht, die Rückgabe Hannovers an. Die „große Armee“, die 1805 gegen Österreich und Rußland gefochten, blieb weiterhin in Süddeutschland stehen, so daß sie in jedem Augenblick nach Norden in Bewegung gesetzt werden konnte. Endlich begriff man in Preußen, daß man sich vollkommen in des Kaisers Hand befand und sich entweder zum willenlosen Werkzeuge Frankreichs herabwürdigen oder kämpfen müsse. „Wenn Napoleon mit London verhandelt, so will er mich verderben“ — schrieb der König selbst an den Zaren. Der Entschluß zur erneuten Mobilmachung des Heeres wurde gefaßt.

Die drohende Nähe des Krieges am Ende von 1805 hätte zur richtigen Einschätzung des Gegners und zur Erkenntnis von der Größe der Gefahr führen können, in der Preußen schwebte. Damit wäre schon viel gewonnen gewesen.

Verschiedene Offiziere hatten die vorüberziehenden Kolonnen der Franzosen beobachtet. Einer der Adjoints des Generalstabes berichtete

aus Hof vom 24. Oktober 1805, nachdem er die traurige Lage der Österreicher geschildert, in das Hohenlohesche Hauptquartier,*) daß die Franzosen in bester Stimmung seien, daß ihre Kavallerie sich sehr gebessert habe, trotz ihrer schlechten Pferde wirksame Massenangriffe mache, ja sogar häufig ganz allein der Armee vorauseile und außer Verbindung mit den anderen Waffen handle. Die Artillerie wurde als schlecht bezeichnet, bei Günzburg habe sie den ganzen Tag wirkungslos geschossen.

Im Monat Juni 1806 sandte ein französischer Offizier Nachrichten über die Armee des Kaisers**) ein. Er behauptete, diese sei bei weitem nicht so stark, als man glaube und glauben mache, man dürfe den amtlichen Zahlen nicht trauen; denn aus Gewinnsucht der höheren Befehlshaber wären sie vielfach übertrieben. Es folgen zahlreiche Angaben über die Einteilung der Armeekorps und ihre Stärke, Winke für die Spione und endlich über die allgemein bekannte Zusammensetzung der Armee in Süddeutschland. Eine lange Abhandlung ist Napoleons Verpflegungssystem ohne methodische Magazinanlagen gewidmet, „dem man die Schnelligkeit seiner Märsche und Bewegungen zuschreibt, und das man als eine der Hauptursachen seiner Erfolge ansieht."

Der Umstand, daß die französische Armee auf vollem Kriegsfuß in Süddeutschland stehen blieb, erleichterte die Bekanntschaft mit derselben. Aber nur wenig Militärs fragten danach. Simple Dinge, wie Zahl und Zustand der Streiter, übersah man. Statt dessen wurde eine Terrainstudie nach der andern bearbeitet.***) Ideale Feldzugspläne drängten sich, Stellungen für Avantgarden und größere Schlachtkörper wurden gesucht und gefunden oder vermißt. Von den lebendigen Kräften des Gegners war nicht viel die Rede.

Wo dies aber der Fall war, hat man den Eindruck, daß die Beurteiler sich von einer engpreußischen Auffassungsweise nicht losmachen konnten. In der französischen Armee ging manches, wie es selbst Scharnhorst in der Militärischen Gesellschaft betont, bunt her und fiel dem preußischen Soldatenauge störend auf. Die Ungleichmäßigkeiten in Stärke, Ausrüstung, Anzug, die schlechten Pferde, die

*) Kriegsarchiv D II, 72a.

**) Notes sur l'armée française et sa tactique. Kriegsarchiv D II, 72b.

***) Namentlich über Westfalen, weit weniger über Franken und Thüringen.

Freiheiten und Unordnungen, welche sich die Truppe erlaubte, der starke Abgang aller Art beleidigten den an strengste Peinlichkeit gewöhnten preußischen Sinn.

Mit dem starren Doktrinarismus eines gelehrten Militärprofessors hielten die meisten und gerade die sonst vorzüglichsten Männer im Heere an der Vorstellung fest, daß eine aus der französischen Revolution, der Konskription und den Kriegen des Konsulats und Kaiserreichs hervorgegangene Armee durchaus dasselbe Bild darbieten müsse, wie die glänzenden preußischen Garden. Sie sagten sich nicht, daß die äußeren Mängel des französischen Heeres in dessen Natur und Ursprung lägen und daß sie die Wucht der Masse, die kriegerische Stärke Frankreichs nicht beeinträchtigten.

Major v. Kamptz sah die Franzosen im Sommer 1805 in Hannover. Er war ein braver, sehr tüchtiger Offizier, der 1805 an seinen Freund Knesebeck schrieb, er wünsche den Krieg, sollte er ihm selbst ein schmerzvolleres Ende bringen als eine schwere Krankheit, an welcher er gerade litt, und der diese Worte dann tatsächlich auf dem Schlachtfelde von Auerstedt mit dem Heldentode besiegelte. Sein Urteil indessen war nicht minder befangen als das aller andern. „In drei Monaten peitschen wir die Kerls mit zwei Dritteil Force über den Rhein, darauf wette ich meine Seligkeit. Es sind immer noch die alten Roßbacher, wenn man sie nur aufs Leder geht. Ich habe sie nirgends brav tun sehen während der drei Kampagnen, die ich gegen sie gemacht habe."

„Dies, mein Freund, müssen alle Generals und auch wir besonders uns zur Pflicht machen, öffentlich auszuposaunen, weil es wahr ist, und weil es, kommt es von oben, guten Effekt macht. Alle Schwarzkiefer und ewige Fürchter muß man zum Teufel wünschen, sie sind keine wahren Preußen."*)

Ähnlich lauten dem Inhalte nach die meisten Äußerungen. „Es sind noch immer die alten Roßbacher!" war ein Schlagwort geworden.**)

---

*) Kamptz an Knesebeck aus Münster, den 31. August 1805. Kriegsarchiv D II, 72a.

**) Sogar der sonst so bescheidene Fürst Hohenlohe soll sich bekanntlich, nach v. der Marwitz' Zeugnis, von dem allgemeinen Vertrauen zu der Rodomontade haben fortreißen lassen: „J'ai battu les Français dans plus de soixante affaires

In jener Zeit nun will Müffling das Unglück vorausgesehen haben. Er war 1805 und 1806 in Bayreuth und konnte von dort aus die Franzosen im Ansbachschen hinlänglich beobachten. In seinen 1844 abgeschlossenen Memoiren sagt er darüber:

„Ich sah die französische Armee in Ansbach, die Leichtigkeit der Bewegung ihrer Infanterie und erkannte, daß ohne bedeutende Veränderungen in der unsrigen wir in einem Kriege unterliegen müßten.*)

So wäre Müffling der echte Prophet gewesen.

Doch nun wissen wir schon, daß er zwei Jahre nach dieser Erfahrung behauptete, „die preußische Armee sei in der Taktik von keiner übertroffen gewesen."**) Die Forschung im Aktenmaterial führt ferner zu der Originalquelle über seine Ansicht, die er sich damals an Ort und Stelle wirklich gebildet hat. Da heißt es in einem Briefe an Knesebeck aus Bayreuth vom 3. April 1806:***)

„Ich habe die französische Armee gesehen; sie hat viel Vortreffliches, aber ich habe mir auch manches hinters Ohr geschrieben. Der gemeine Mann und der Subalternoffizier ist so weit, daß er sich für unüberwindlich hält. — Ein großer Vorteil! — aber es sind doch noch die alten Franzosen. Einmal sie gut geschlagen, so würde unbeschreibliche Verwirrung entstehen."†)

---

et ma foi je batterai Napoléon, pourvu qu'on me laisse les bras libres, quand je serai aux prises avec lui." (Marwitz, Nachlaß II, S. 65.) Nach Bülows Behauptung äußerten preußische Generale: „Bonaparte verdiene nicht Korporal in der preußischen Armee zu sein." Man wird indessen diese Nachrichten ebenso mit Vorsicht aufnehmen müssen wie alle anderen der damaligen Armee nacherzählten Anekdoten. Zumal Hohenlohes Charakter entspricht die angeführte Äußerung durchaus nicht.

*) Müffling, Aus meinem Leben, S. 14.

**) C. v. W. (Müffling). Operationsplan der preußisch-sächsischen Armee. Weimar 1807. Vorbericht S. VI. Vgl. S. 76.

***) Kriegsarchiv D II, 72b.

†) Richtiger schilderten damals nach russischen Zeugnissen die unter Bülows Mitwirkung herausgegebenen „Annalen des Krieges" (Band I. Berlin 1806. S. 153): „Die Franzosen sind die schnellsten Soldaten, greifen mit unglaublicher Geschwindigkeit an, eilen ebenso schnell zurück, kommen wieder und eilen ebenso leicht wieder davon."

„Sie behalten bei der Retraite die mehrste Besonnenheit und werden nicht niedergeschlagen, wenn sie Terrain verlieren."

Das klingt ganz anders. Es sind nicht die Worte eines Mannes, der das Unglück des Vaterlandes vor Augen sieht.*)

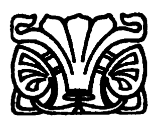
„Der Tod ihrer Offiziere bringt keine Verwirrung unter ihnen hervor. Wenn der kommandierende Offizier fällt, nimmt der nächste nach ihm das Kommando und dann wieder der nächste. Das kleine Kommando verstehen sie fast alle."

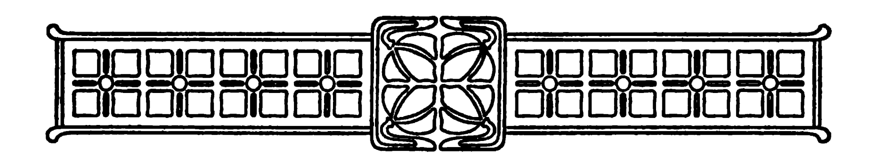
„Der französische Soldat ist gewohnt, in einem pays à requisition bald als Prinz und bald als Sansculotte zu leben. Gleichheit in der Lebensart wird nicht durchaus erfordert, damit er gut diene."

„Es herrscht ein großer esprit de corps unter den französischen Truppen. Im Anfange der Revolution band sie republikanischer Fanatismus und am Ende derselben das Wort „la grande nation"."

Die Arbeit vergleicht die Franzosen, Österreicher und Russen; sie zieht die Preußen nicht hinzu.

*) Auch der Preußische Staatsanzeiger von 1806, herausgegeben von einer Gesellschaft von Geschäftsmännern, brachte im Maistück einen Aufsatz: „Über die Verschiedenheiten des preußischen und französischen Militärs", und im Oktoberstück Bemerkungen zu demselben.





XIII. Vertrauen auf die Revuetaktik.

Bekanntlich wird erzählt, Massenbach habe für jeden möglichen Krieg einen Plan vorrätig gehalten, nur für den gegen Frankreich nicht. Für Massenbach mag dies zutreffen; nicht für den Generalstab im allgemeinen.

Ein erster Entwurf rührt aus der Zeit des zweiten Koalitionskrieges, 1799 bis 1801, her.*)

Die französischen Streitkräfte werden darin auf 170 000 Mann, die preußischen mit Einschluß der norddeutschen Bundesgenossen auf 120 000 bis 125 000 Mann berechnet, da „ein reputables corps d'armée" zur Überwachung von Österreich und Rußland zurückbleiben und auch die schlesischen und preußischen Festungen gut besetzt sein mußten. „Rechnet man, wie billig, auf die anerkannte innere Vortrefflichkeit und Manövrierfähigkeit unserer Truppen, auf große Feldherren und unsern Monarchen an ihrer Spitze, so wird man unsere Stärke der feindlichen sehr gewachsen finden."

Der Verfasser erläutert weiterhin, daß er einen Angriff von 70 000 Mann über Düsseldorf durch Westfalen gegen die Weser, ferner einen anderen von 100 000 über Mainz, Koblenz oder Köln und einen dritten von 30 000 Mann gegen die fränkischen Besitzungen erwartet.

„Man mache hier nicht den Einwurf, der bei jeder anderen Puissance gegründet sein würde, daß die feindlichen Armeen zu diesen großen und weiten Operationen feste Plätze am rechten Rheinufer sowie auf ihrer Operationslinie und in diesen sehr große Magazine jeder Art haben müßten. Die Kampagnen der Generale Jourdan und Moreau im Jahre 1796, wie ersterer vom Rhein bis an die böh-

*) Kriegsarchiv D I, 104.

mische Grenze und letzterer von eben diesem Fluß bis ins Herz von Bayern, ohne feste Plätze auf ihren Operationslinien und ohne vorher zusammengebrachte Magazine irgend einer Art, vordrangen, und ohne die auffallenden Fehler des Generals Jourdan, der sich ganz éparpillirte, wahrscheinlich in ihren Eroberungen behauptet haben würden, beweisen die Möglichkeit solcher Bewegungen bei denen französischen Armeen nur zu deutlich; man wird also wohl gut tun, sich auf dergleichen*) Operationen von seiten des Feindes gefaßt zu halten."

Es werden nun die Gegenmaßregeln in sehr umständlichen, auf die einzelnen Fälle berechneten Heeresbewegungen vorgeschlagen.

„Womöglich in allem und besonders bei Eröffnung einer Campagne seinem Feinde stets zuvorzukommen, ist eine Maxime, die Preußen immer auszuüben suchen muß", heißt es hierbei.

Mit der Raschheit und Entschlossenheit des Handelns soll strenge innere Disziplin, Güte und Manövrierfähigkeit der Truppen sowie die Ausbildung vorzüglicher, nicht durch die Last der Jahre untätig gemachter Feldherren, endlich ein reicher Kriegsschatz, ohne den nichts Wesentliches unternommen und ausgeführt werden kann, zusammenwirken.

„Diese zuvorkommende Schnelligkeit aber ist bei uns um so leichter möglich, da unsere Könige stets unsere ersten Feldherren sind und sich stets selbst an die Spitze ihrer Armeen setzen, um mit ihnen alle Gefahren des Krieges nicht allein zu teilen, sondern ihnen das erste und erhabenste Beispiel jeder militärischen Tugend zu geben, alles Umstände, die unglaublich viel zur Schnelligkeit einer jeden Operation und zum kühnen Unternehmungsgeist unserer Armeen beitragen müssen."

Der Verfasser empfiehlt, sowohl in der Offensive wie in der Defensive, die Entscheidung in großen Schlachten zu suchen. Wo er von Nachdruck spricht, erklärt er besonders: „Unter dem Worte Nachdruck verstehe ich, daß man immer bereit sei, dem Feinde eine Schlacht zu liefern, sowie die Gelegenheit nur irgend favorable dazu ist oder die Umstände Entscheidendes notwendig machen." —

Seit dem Juni 1803 stand der Feind nach Besetzung Hannovers an den preußischen Grenzen. Im Oktober dieses Jahres verfaßte

*) Das Wort fehlt im Originaltext.

Knesebeck, der damals besonders fruchtbar an Entwürfen war, „Einige Berechnungen bei einem plötzlichen ausbrechenden Kriege zwischen Frankreich und Preußen".*)

Darin eröffnete er folgende Aussichten:

Napoleon kann drei Armeen sogleich verwenden: die in Hannover unter Marschall Mortier eingerückte, die in Holland und zwischen Dünkirchen und Boulogne an der Küste stehende, endlich die Reserve aus dem Innern.

Die Armee von Hannover kann Berlin in acht Tagen erreichen. Führt sie den Marsch bis dahin selbst in ihrer ganzen Stärke von 35 000 Mann aus, so ist dennoch ein Erfolg nicht zu erwarten, weil mittlerweile bei Berlin 22 000 Preußen versammelt sein können, welche unter allen Umständen ausreichen, 35 000 Franzosen zu schlagen. Nun müssen aber die Franzosen in Hannover einen Teil ihrer Kräfte gegen General v. Blücher**) und gegen die Dänen zurücklassen, also erst die Verstärkungen aus Holland abwarten.

Wenn Bonaparte die Armee aus Holland folgen läßt, so kann er in 21 Tagen mit 80 000 Mann vor Magdeburg stehen. In derselben Zeit versammelt Preußen dort 99 000 Mann. Außerdem sind bei Kassel oder Paderborn von Blücher 28 000 Mann Preußen und Hessen zusammenzubringen, welche entweder vor dem Erscheinen der Verstärkungen über Mortier herfallen oder sich an die Hauptarmee heranziehen.

Keine Hoffnung auf Erfolg für Bonaparte!

Greift er nun aber mit 200 000 Mann an, so kann Preußen in gleicher Zeit 170 000, Sachsen 20 000, Hessen 15 000 Streiter aufstellen. Im ganzen stehen also 205 000 Verbündete ihm gegenüber. Kurz und gut, bei Magdeburg, dem entscheidenden Punkte, vermag Preußen immer stärker aufzutreten als Frankreich. Es ist ihm dort überlegen um 5000 Mann, ferner durch seine Disziplin und durch die Manövrierfähigkeit seiner Truppen. Preußen wird also den Feind in diesem Falle nicht nur besiegen, sondern ihm sogar eine Niederlage beibringen, an welcher er viele Jahre kranken muß.

---

*) Kriegsarchiv D I, 36.

**) Befehligte in Westfalen.

Selbst wenn die Franzosen in der Stärke von 300 000 Mann erscheinen, können sich 170 000 Preußen und Bundesgenossen bei Magdeburg, 50 000 bei Bayreuth versammeln. Bonaparte muß auf Magdeburg vorgehen, kann sich aber zwischen Weser und Elbe nie mit seinen Gegnern messen, richtet daher auch mit solchen Kräften nichts aus.

Die preußische Armee vermag sich nämlich bei dieser Operation leicht aus den Vorräten von Magdeburg und Erfurt zu ernähren; die Franzosen sind gezwungen, ganz aus dem Lande zu leben, und dies ist im größten Teile von Westfalen, das sie beim Vorgehen gegen Magdeburg hinter sich haben würden, sehr schwer. Auch geraten sie bei der Annäherung an die Elbe in die Wirkungskreise von Magdeburg und Erfurt, die ihnen verderblich, den Preußen aber die größte Hilfe sind.

„Eben daher werden die Franzosen nicht lange zwischen Weser und Elbe verweilen, sich nicht unserer Stärke anpassend bewegen können, weil wir immer mehr Kräfte auf einen Punkt hinbringen werden als sie, folglich also werden sie geschlagen werden, wenn die Eigenheiten des Terrains auch wirklich für sie sein sollten."

Zum Schluß erteilt dann Knesebeck den Rat: „Wir müssen die geschlagenen französischen Heere zwar bis zum Rhein lebhaft verfolgen, nie aber uns auf ernste Operationen dort einlassen, wenn wir den Sieg an unsere Fahnen fesseln wollen."

Beunruhigt durch die Befestigung von Hameln und Nienburg seitens der Franzosen schrieb er bald danach — am 20. November 1803 — ein politisches Memoire: „Es ist Zeit!"*) Auch hier wiederholt er: „Jenseits des Rheins wird der Krieg Preußen den Untergang bringen; diesseits der Elbe werden die Franzosen aus denselben Ursachen unvermeidliche Niederlage erleben!"

Das fortwährende Nachschieben von Reserve-Armeen, das sie mit so viel Glück in Süddeutschland und Italien durchgeführt, ist in Norddeutschland nicht möglich. Schon die dritte Armee würde nichts mehr zu leben finden; sie müßte ihr Brot von Hause mitnehmen — „und in diesem »Mitnehmenmüssen« liegt unser Sieg!"

„Unsere Verpflegung bis zur Elbe ist dagegen durch die Wasserverbindung mit der Oder und Weichsel gesichert und durch mehrere

*) Kriegsarchiv D I, 36.

Festungslinien begründet, unsere Bewegungen werden daher schnell, die ihrigen aber langsam, unsere Schläge kräftig, die ihrigen matt sein. Ein Sieg von uns wird sie unvermeidlich bis zum Rhein, ein Sieg von ihnen über uns unsere Heere nur bis zur nächsten Festung und dem nächsten Flusse treiben. Alles dies gilt jedoch nur, so lange sie keine Festungen an der Weser haben."

Die erste Schaufel Erde, von den Franzosen an der Weser ausgehoben, will Knesebeck schließlich als casus belli betrachtet wissen.

Abgesehen von dem unfruchtbaren Doktrinarismus, der die ganze Anschauungsweise jener Zeit durchzog, spricht sich auch hier das Vertrauen auf das Übergewicht Preußens in einzelnen großen Schlägen aus, mag immerhin bei den kleinen Vorgängen Frankreich die Oberhand haben.

In Knesebecks schon erwähnter Abhandlung über das französisch-preußische Kriegstheater tritt dies noch deutlicher hervor. Er beweist hier zunächst, daß sich das Land am rechten Elbufer weit mehr für eine preußische, als für eine französische Armee eignet, „so lange der preußischen die taktische Überlegenheit bleibt, die ihr den Erfolg des nachdrucksvollen geschlossenen Angriffs verspricht." „Der preußische Soldat, in der Ebene geboren, findet sich hier besonders gut zurecht, während der Alpenbewohner sich fern von seinen Bergen so verloren glaubt, wie der Märker im Hochgebirge." Einen besonderen Vorteil erblickt er wiederum darin, daß Frankreich auf diesem Kriegstheater sich von seinen Hilfsquellen entfernen müsse, während sein Verpflegungssystem gerade darauf nicht eingerichtet ist, da es nicht auf Nachschaffung, sondern auf dem Aufzehren des Vorgefundenen beruhe.*)

Anders gestaltet sich das Verhältnis im südlichen Teile des Kriegstheaters links der Elbe, zwischen diesem Strom, der Weser und Werra. Im Gebirgslande, meint Knesebeck, müsse man dem Franzosen wegen des geringen Trosses, der wenigen Pferde und des Tirailleursystems, das seine Stärke ausmache, selbst wegen des Nationalcharakters den Rang vor dem Preußen erteilen. „Aus dieser Rücksicht betrachtet, scheint es also, als wenn eine preußische

*) Kriegsarchiv D I, 110. Grundlinien zu einem allgemeinen Terrainbilde des französisch-preußischen Kriegstheaters und Resultate daraus zu dessen militärischer Benutzung. (Wahrscheinlich 1803 oder 1804 geschrieben.)

Armee es in dem südlichen Distrikt dieses Kriegstheaters auf die Länge der Zeit nicht mit einer französischen würde aufnehmen können."

Daher sollte sie, wie bekannt,*) sich nur auf den Vorbergen hin und her bewegen.

Die Vorteile besserer Basierung spricht Knesebeck aber auch hier noch den Preußen zu.

Dies ändert sich erst zwischen Weser, Main und Rhein, wo Frankreich die beste Basis am Rhein besitzt und nach Kassel nur so weit hat, wie Preußen von Magdeburg aus. Taktisch würde auch hier alles darauf ankommen, „sich allezeit so zu stellen, daß man bei der preußischen Armee das Gefecht mit geschlossenen Heereshaufen und die taktische Beweglichkeit der verschiedenen Waffenarten nicht aufzugeben braucht, — als worin, wie schon oft bemerkt, ihre Überlegenheit über die französische Armee besteht."

Die Denkschrift ist von besonderem Interesse, weil Scharnhorst sie mit zahlreichen Bemerkungen versah, welche sich namentlich gegen die Neigung wendeten, den geographischen Verhältnissen zu viel Wichtigkeit beizumessen. Sehr richtig bemerkt Scharnhorst, daß die großen Heiden Westfalens und die offenen Felder am Main für den geschlossenen Angriff und die Überlegenheit der preußischen Kavallerie ebenso vorteilhaft seien, wie das Land zwischen Elbe und Oder. Der Umstand, daß der preußische Soldat in der Ebene geboren wäre, meint er, habe für die gegenwärtige Art, Krieg zu führen, keine Bedeutung. Die preußischen Regimenter hätten bei Zorndorf zum Teil schlechter gefochten als in Sachsen und Böhmen; die Österreicher, die sich bei Novi und Stockach tapfer schlugen, wollten im Österreichischen ihre Schuldigkeit nicht tun. Daß die Franzosen, wenn sie erst bis zur Elbe vorgedrungen, fern von ihrer „Basis" hilflos sein würden, bestreitet Scharnhorst, da gerade der Besitz der Länder zwischen Rhein und Elbe ihnen gestatte, auf fremde Kosten zu leben. „Die stehenden Heere sind bestimmt, die Untertanen und das Land für feindliche Einfälle zu sichern, aber nicht in dem Innern des Landes Krieg zu führen und es selbst zu verwüsten. — Kein Krieg kann unglücklicher genannt werden, als der, in dem man dem Feinde die Hilfsmittel zur Führung des Krieges in die Hände gibt und sie sich dagegen selbst entzieht.".... „Darum spielte Herzog Ferdinand auch den Krieg an den Rhein."

---

*) Siehe S. 365.

Gegenüber den Berechnungen Knesebecks, wonach sich an der Weser schon ein für Preußen ungünstiges Verhältnis der Verbindungen ergeben müßte, sucht Scharnhorst die einfacheren, natürlicheren und lebendigen Verhältnisse in den Vordergrund zu bringen. Er betrachtet die Länder zwischen Elbe und Rhein als natürliche Machtsphäre Preußens und will die preußische Armee daher von Hause aus am linken Weserufer versammelt wissen. Die Maßnahmen des Herzogs Ferdinand gelten ihm durchweg als Muster.

In diesem Gutachten spricht Scharnhorst zugleich von einem Memoire, das er selbst über das westliche Kriegstheater aufgesetzt, und worin er nachgewiesen haben will, daß bei einem Verteidigungskriege die Lage der preußischen Armee im Vergleich zu der der französischen wesentliche Vorteile voraus habe.*) Es ist fraglich, ob seine an Hardenberg überreichte Denkschrift vom 2. Dezember 1804**) oder eine vor 1806 verfaßte „Übersicht der militärischen Beschaffenheit des Kriegstheaters gegen Westen"***) damit gemeint ist.†) Scharnhorsts Ansichten über die Mittel, mit welchen man die Franzosen bekämpfen müßte, sind jedenfalls festzustellen. Sie sprechen sich deutlich in seinen Vorschlägen für die Beigabe von Artillerie an die großen taktischen Einheiten††) aus.

Er erkennt die große Schnelligkeit, mit der die französischen Armeen „agierten", an, hofft aber, sie von der preußischen auch darin übertroffen zu sehen. Deren starke Seite erblickte er in rasch ausgeführten entscheidenden Angriffen auf bestimmten Punkten. Noch in den Revolutionskriegen habe sie,

---

*) Kriegsarchiv D I, 110.

**) Siehe S. 311.

***) Kriegsarchiv D. I. 104.

†) Von strategischen Beziehungen ist in dieser Schrift Scharnhorsts unmittelbar nicht die Rede, sie enthält vielmehr nur Angaben über Fruchtbarkeit und Beschaffenheit des Landes, über Festungen und einige Verteidigungslinien. Immerhin kann die angeführte Stelle darauf Bezug haben, da sich aus der Schilderung allerdings entnehmen läßt, daß zwischen Elbe und Weser eine Armee von 100 000 Mann, gestützt auf Magdeburg, sich längere Zeit ohne Schwierigkeit behaupten könne. Möglicherweise hat man in dieser ursprünglich mit vier, leider nicht mehr vorhandenen Karten ausgestatteten Skizze nur die Einleitung einer umfangreicheren Abhandlung vor sich. (Die Skizze schildert das ganze Land zwischen Elbe und Maas nach seiner Beschaffenheit für kriegerische Zwecke.)

††) Kriegsarchiv D I, 123. Siehe auch S. 310 und 368.

so führt er an, durch Schnelligkeit und Geschicklichkeit, z. B. in Frontveränderungen, da den Sieg erlangt, wo alle anderen Heere unterlegen wären. „Diese Armee", sagt er von der preußischen, „hat also einen unwidersprechlichen Vorzug in der Geschwindigkeit ihrer Manöver." Weiterhin spricht er abermals von deren Kühnheit und Geschwindigkeit, von dem Geist der Offensive, der im preußischen Heere lebe, von dem bei ihm herrschenden Grundsatze, „von jedem Fehler des Feindes, jedem günstigen Umstande im ersten Momente zu profitieren."

Auch Scharnhorst sah augenscheinlich die eigentümliche Kraft unserer Armee jener Zeit in der pünktlichen und schnellen Bewegung bedeutender Truppenmassen. Er rechnete darauf, unter allen Umständen durch diese Eigenschaft in den großen Entscheidungen das Übergewicht wieder zu erlangen.

Dies lenkt den Blick auf die einst weltberühmten preußischen Revuemanöver, denen noch eine kurze Betrachtung gebührt. Sie sind nach der Katastrophe einstimmig als Spielerei verurteilt worden. Vor derselben, im Jahre 1805, sagte Bülow von ihnen:

„Die Taktik auf den Exerzierplätzen ist etwas in sich selbst Vollendetes, nach dem ästhetischen Grundsatze von Goethe und Schiller. Sie hat ihren Zweck in sich selbst. Auf dem Exerzierplatze zu glänzen, das ist ihr Zweck."*) Clausewitz schrieb in späteren Jahren nieder: „Am schmerzlichsten fiel es mir auf, daß diese lange vorher einstudierten, viel besprochenen, genau vorgeschriebenen, an Ort und Stelle gezeigten Spiegelfechtereien von den ausgezeichnetsten Männern des Heeres, wie Möllendorff und Rüchel waren, mit einem das ganze Leben absorbierenden Ernst, mit einer an Schwäche grenzenden Lebhaftigkeit betrieben wurden."**)

Man glaubte, der Armee das ausreichende Gewicht für die moderne Schlacht dadurch geben zu können, daß man schneller und sicherer als jede andere zwanzig, ja dreißig Bataillone gleichzeitig

*) Neuere Taktik der Neueren, II, S. 3.

**) Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe. (Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, herausgegeben vom Großen Generalstabe, Heft 10, S. 429, Berlin 1888.)

auf einen zum Angriff bestimmten Punkt der feindlichen Stellung zu bringen vermochte.

Ein geflügeltes Wort jener Tage lautet: „Die Stärke der preußischen Armee beruht auf der Schnelligkeit und Präzision ihrer Bewegungen.“ Es kommt ebensowohl in dem Gutachten der Reorganisationskommission als in Scharnhorsts Denkschriften vor — daher auch die unendliche Mühe, die man sich mit den Revuemanövern, mit dem tadellosen Avancieren, Retirieren und Schwenken, mit den Flußübergängen, mit Defileedurchzügen, Aufmärschen, Entwickelungen und vor allem mit dem Echelonangriff jeder Art gab.

Die Dispositionen dieser Revuemanöver aus den Jahren 1797 bis 1805 sind zum großen Teile noch vorhanden*) und Muster von Ausführlichkeit und Pedanterie. Möllendorffs Revuedisposition zum 15. Mai 1797 zählt für 18 Bataillone, 10 Eskadrons sieben volle enggeschriebene Bogenseiten. Aber damit noch nicht genug! Fünf eben solcher Seiten besprechen insbesondere die Attacke und den Rückzug, wenn er nötig werden sollte. Die Disposition zum Manöver vom 15. Mai 1798 ist gar zehn Seiten lang. Alle Aufstellungen, alle Bewegungen, die meisten für verschiedene Fälle berechnet, werden haarklein darin vorgeschrieben, jedes Ding aufs peinlichste geordnet.

Freilich war das Alles auch schon zu König Friedrich Wilhelms I. Zeiten so gewesen, und Leopold, der alte Dessauer, übertrifft sogar noch Möllendorff.

Revuen und Manöver unterschieden sich. Die ersteren waren**) ein einfaches Exerzieren im Feuer ohne untergelegte Idee. Das Vorgehen, Zurückgehen, Treffendurchzüge, Schwenkungen, Richten, Pelotonfeuer, die so viel gerühmten Salven mit überspringenden Bataillonen, die „différents feux dont les Prussiens font un cas particulier“***) wurden unabläßig geübt. Diese Exerzitien fanden in einem Maßstabe statt, den wir heute nicht mehr kennen. Am 21. Mai 1798 exerzierten bei Berlin nicht weniger als 30 Bataillone, 25 Eskadrons nach 18 durch Kanonenschüsse bezeichneten Momenten.

Der Ausmarsch aus der Hauptstadt erfolgte stets in gleicher

---

*) Kriegsarchiv E II, 91—104 u. a. a. O.

**) Abgesehen von den sogenannten Spezialrevuen, wobei die Mannschaft gemustert wurde.

***) Jules Finot et Galmiche-Bouvier, Une mission militaire en Prusse, S. 229.

Weise, von einem Treffen zum Halleschen, vom andern zum Potsdamer Tore hinaus. Beide vereinigten sich dann am unteren Ende von Schöneberg. Mehrfach handeln ein paar Seiten nur von der ersten Aufstellung. Vor der Front eines bestimmten Regiments versammeln sich die Stabsoffiziere zur Empfangnahme der Disposition. Es scheint aber, daß diese schon vorher bekannt war. Niemand hätte sie auch sonst behalten können. Jede Kleinigkeit wird vorgesehen; jeder Abmarsch irgend eines Truppenteils, ob in Sektionen, in halben Zügen, rechts oder links, ist von oben her befohlen. Meist wurde dann eine Örtlichkeit angegriffen, — bei den Berliner Manövern fast regelmäßig der Weinberg bei Schöneberg, hin und wieder auch das Dorf Tempelhof. Eine Lehmgrube spielte eine verhängnisvolle Rolle. Es wird befohlen, wie die einzelnen Truppen vorrücken, welche Exerzierbewegungen sie machen, wie weit sie an das Ziel herangehen, wieviel Patronen sie verfeuern, wie sie dann zurückgehen sollen usw. In verwickelter Art und Weise, mit maschinengleichem Ineinandergreifen der einzelnen Teile wurde der Angriff aufs umständlichste durchgeführt und am Ende auf dem erstürmten Weinberg die Parole ausgegeben. Man kann sich wohl vergegenwärtigen, daß das Ganze einen höchst glänzenden Anblick gewährt haben muß, ja daß diese zahlreichen, wie Hebel und Räder pünktlich durcheinander arbeitenden Truppenmassen einen Eindruck von Unwiderstehlichkeit erweckt haben.

Bezeichnend für die Zeit ist die wahrhaft ängstliche Sorge des Kommandierenden, ein Betreten von Saaten zu verhüten; der Plan des Manövers wird ihnen zuliebe gewaltsam in Unnatürlichkeiten gezwängt: „Überhaupt werden wir durch die Saat und die Lehmgrube in der richtigen Ausführung des Manövers sehr eingeschränkt, und der Kunstverständige muß danach die Natur der Bewegungen beurteilen", klagt der alte Möllendorff in einem seiner Befehle.

Bei den Herbstmanövern wurde am ersten Tage in der Regel ähnlich verfahren, an den übrigen herrschte größere Freiheit. Zwar blieb der Gang der Übung vorgeschrieben, aber es wurden doch mehrere Fälle vorgesehen, über welche die Entscheidung erst an Ort und Stelle getroffen ward. Dem kleineren Korps, das bei diesen Gelegenheiten den Feind darstellte, ließ man einigen Spielraum in seinen Unternehmungen. Angriffe auf ausgedehntere Positionen, die

von allen drei Waffen besetzt waren, Vorrücken und nach verfehltem Angriff ein Zurückgehen mit Echelons von je drei Bataillonen, Aufnahmestellungen großer hohler Karrees von mehreren Bataillonen, einige besondere Unternehmungen der Jäger und Schützen bildeten hier die Hauptgegenstände.

Auch hier waren 28, 30 Bataillone und ebenso viele Schwadronen mit einer Anzahl Geschütze vereinigt, die Mannigfaltigkeit der Bewegungen war größer als im Frühjahr.

Zahlreiche Offiziere wohnten den Manövern dienstlich oder freiwillig bei. 1798 waren bei Potsdam, neben 9 fremdherrlichen Offizieren, nicht weniger als 33 Generale, 390 Offiziere aus allen Teilen der Monarchie als Zuschauer versammelt.*) Die Erfolge der Revuetaktik wirkten daher auf die ganze Armee. Es gab sicherlich seit der Entstehung der modernen Kriegsheere nichts, das diesen Revuemanövern in ihrer Art gleichgekommen wäre. Keine andere Armee hätte es der preußischen darin nachtun können. In der Ausführung dieser Übungen, die einem gut einstudierten Theaterstück ähnlich sahen, welche man aber für ein getreues Bild des wirklichen Kampfes nahm, leisteten die Truppen Bewundernswertes.

Schon Marquis Toulongeon hat in seinem Reisebericht ausführliche Erzählungen davon geliefert.**) Er tadelt wohl das Monströse der militärischen Riesenschauspiele: „On sent bien“, sagt er einmal, „que la formation et la marche d'un bataillon quarré de 12 000 hommes ne peuvent estre qu'un tour de force et son utilité une chimère“,***) sonst aber ist er des Lobes voll.

So erging es fast jedem Augenzeugen. Sie waren alle hingerissen von dem Eindruck, den die tadellosen Stellungen und Bewegungen der unabsehbaren Linien, ihre glatt fallenden Salven, ihre überraschenden Ver- und Entwicklungen hervorriefen. Wie die Mauern standen sie und setzten sich dann mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks wieder in Marsch.

Gneisenau, der die Revuemanöver späterhin bitter tadelte, hatte sich, freilich als junger Offizier, 1786 durch sie zu einem langen

*) Kriegsarchiv E II, 92.

**) Une mission militaire en Prusse, S. 229 ff.

***) Ebenda S. 245.

begeisterten Hymnus fortreißen lassen, in dessen Schlußvers er sich pathetisch an die anwesenden Fremden wendet:

> „Ihr aber, die Ihr fernher zu uns kamet,
> Zu sehn, was Friedrichs Volk durch ihn vermag,
> Sagt, welches unter allen Völkern ahmet
> Wohl ganz dies wunderbare Schauspiel nach?“ *)

Franz v. Kleist schildert die Revuetaktik im Jahre 1791 mit den Worten: „Welche bewundernswürdige Wirkung erzeugt hier der weise Gebrauch einzelner Kräfte, zu einem mächtigen Ganzen vereinigt. Hier reißt sich ein zusammengedrängter Körper los und zerteilt sich mit Zauberschnelle in mehrere Reihen! Dort rückt eine stählerne Mauer der Krieger in abgemessener Bewegung gegen den Feind, in lebloser Stille mit Maschinengleichförmigkeit! Ein Wort, und Leben ergießt sich durch ihre Reihen, und tötender Donner stürzt sich aus ihrer Mitte — Ein Wunderanblick dem ununterrichteten Neuling und dem ältesten Krieger, obgleich nicht mehr neu durch Gewohnheit — immer noch schön. Denn wer kann ohne Begeisterung ein preußisches Heer manövrieren sehen, hier, wo die Kunst die Natur übertrifft und der menschliche Verstand in seinem schönsten Siege erscheint.“**)

Zufälligerweise hat genau in demselben Jahre der französische Militärschriftsteller Baron d'Ecrammeville den preußischen Revuen seine Huldigung dargebracht.***) Er meint, daß kein unterrichteter und eifriger Offizier es ohne Bewunderung ansehen könne, wie 24 preußische Bataillone immer nur genau die gleiche Zeit brauchten, sich in Kolonne zu setzen und wieder zu deployieren.

Auch Scharnhorsts Neues militärisches Journal hat mehrere preußische Manöver aus der Zeit vor Jena genau geschildert. Dort wird an denselben als nachahmenswert eigentümlicherweise gerühmt, daß die Dispositionen nicht bestimmter gegeben würden, als sie bei wirklichem Verlauf gegeben werden könnten,†) daß in den Übungen eine ungekünstelte Folge herrsche, „so daß sie mit den Vorfällen im Kriege die genaueste Übereinstimmung haben“, daß sie ferner eine

---

*) Pertz, Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt v. Gneisenau, I, 637.

**) Kleist, Über die eigentümlichen Vollkommenheiten des preußischen Heeres. Berlin 1791.

***) d'Ecrammeville, Examen historique et militaire 1791, S. 355.

†) Neues militärisches Journal IV, S. 31—34.

wahrhafte Belehrung für die Führer und eine treffliche Probe für neue Grundsätze gewesen seien.

Mit den sicher bewegten langen Linien hoffte man die französischen Tirailleurschwärme vom Felde zu fegen, die Kolonnen umfassen und vernichten zu können. Man hielt sie für geradezu unwiderstehlich.

Es war wohl erkannt worden, daß die französische Kriegsweise die individuelle Kraft des einzelnen Soldaten zur Geltung bringe, aber man vertraute mehr auf die geschulte Gesamtkraft und hielt diese für die relativ stärkere. Die Reorganisationskommission sprach es in ihrem Gutachten über Knesebecks Vorschläge aus, daß am Tage der Schlacht die „Bravour des Korps" und nicht die des einzelnen Individuums entscheidend sei.

Die im Beginn des 19. Jahrhunderts fühlbar werdende Reaktion machte sich, wie erwähnt,*) im engsten Anschlusse an die politische Rückstauung geltend. Der Erste Konsul, Bonaparte, war im Dezember 1799 mit der Gewalt eines konstitutionellen Fürsten an die Spitze der französischen Republik getreten. Der Sieg von Marengo hatte ihn in seiner neuen Stellung derart befestigt, daß sie sich in nichts mehr als in der Form von einer monarchischen unterschied. So waren also die Geister der politischen Revolution gebannt, und unwillkürlich glaubte man auch die der militärischen beschwichtigt. Ein innerer Zusammenhang zwischen der zerstreuten Fechtart und revolutionärer Gesinnung wurde stillschweigend angenommen. Zwar war beides der Natur der Sache nach unabhängig voneinander. Immer aber machen sich, wie unter den Menschen so auch unter den Gedanken, die Gevatterschaften geltend, die in den Augen der Menge selbst der Idee verhängnisvoll werden. So erging es hier der individuellen Ausbildung und der neuen Fechtart: Beide galten für Blutsverwandte der Revolution und hatten darum im monarchischen Lager viele Feinde.

Durch einige Zutaten hoffte man der preußischen Revuetaktik neue Stärke zu geben.

Vor allen Dingen war es die Einteilung in selbständige Divi-

*) Siehe S. 360.

sionen,*) durch welche die Armee die Fähigkeit erhalten sollte, mit getrennten Heereskörpern zu gemeinsamen Zwecken zu operieren und die Scharnhorst endlich durchgesetzt hatte. Obwohl sie ganz im Sinne der neuen Kriegführung lag, hat sie dennoch nicht glücklich gewirkt, weil sie, erst 1805 und dann 1806 bei der mobilen Armee eingeführt, unverstanden blieb und lediglich eine Zersplitterung der Kräfte, keine Erleichterung für Unterkunft, Bewegung und Ernährung bewirkte.**)

Die Divisionseinteilung war auch nicht ganz nach Scharnhorsts Wünschen ausgefallen, nämlich ohne Ausscheidung größerer Kavalleriekörper.

Eine weitere Verbesserung, ebenfalls von Scharnhorst lebhaft vertreten, war die schon angeführte Vermehrung der reitenden Artillerie.***) Er erklärte sie für dringend notwendig, nachdem die französische Armee, trotz des Pferdemangels bis zum Ende des Krieges damit fortgefahren habe. Sehr viel beschäftigte man sich mit Erhöhung der Beweglichkeit der Artillerie überhaupt. Die Schnelligkeit galt schließlich fast mehr bei den Geschützen als ihr Feuer. Es wurde eben die Manövrierfähigkeit am Ende als Selbstzweck betrachtet und bis zu den höchsten Anforderungen getrieben, gleichgültig, ob diese noch einen praktischen Nutzen hatten oder nicht.†)

Die Gerechtigkeit erfordert es, anzuerkennen, daß der Revuetaktik zwei an sich richtige Gedanken zugrunde lagen.

---

*) Siehe S. 30 und 316.

**) Um die Divisionseinteilung populär zu machen, trat Scharnhorst in einem Vortrage in der Militärischen Gesellschaft der Annahme entgegen, daß sie nur eine Nachahmung der französischen Einrichtung sei, und wies darauf hin, daß sie schon im Siebenjährigen Kriege in der Armee des Herzogs Ferdinand von Braunschweig bestanden habe. Auch betonte er, daß die Franzosen nicht alle Kavallerie verteilt, sondern etwa die Hälfte in Kavalleriereserven zusammengezogen hätten. (Vergl. auch seine Denkschrift im Kriegsarchiv D I, 123 und D I, 126.)

***) Siehe S. 310 und Kriegsarchiv D I, 123, Über Stärke und Verteilung der Artillerie usw.

†) Wie weit hierbei über das Ziel hinausgeschossen wurde, ahnt, wer Bülows köstliche Schilderung von der Besichtigung einer kleinfürstlichen reitenden Artillerie liest, bestehend aus einem schön polierten Sechspfünder, „der von vier Pferden gezogen, von sechs Mann bedient, von sechs Offizieren kommandiert" wird. „Der Sechspfünder war aber wirklich so mobil, daß er über einen Zaun hätte springen können." Nachher ist er aus Mangel an Finanzkraft des Ländchens in Gnaden entlassen worden.

Niemand wird in der Gegenwart leugnen, daß bei sonst gleichen Umständen in der Schlacht derjenige Teil die Oberhand hat, der es versteht, große Massen schnell und geschickt zu lenken, sie überraschend, auch über Hindernisse hinweg, auf den entscheidenden Punkt zu bringen und sie dort sogleich ihre volle Feuerkraft entwickeln zu lassen. Das aber war ursprünglich der Sinn der Revuetaktik.*)

Nicht ohne Grund sträubte sich die preußische Infanterie dagegen, die Kolonne als **Kampfform** anzunehmen. Diese kann es der Natur der Sache nach nicht sein; denn die Kugel entscheidet, und nur die dünne Linie allein vermag, alle Feuergewehre in Tätigkeit zu bringen. Die Leute, welche im dritten, vierten oder achten Gliede hinterdrein folgen, vermögen dem Feinde nichts anzuhaben, es sei denn, daß dieser vom Schreien und Trommeln allein davonliefe. Nur im dichten Walde, bei Nacht, im großen Gewirr der Kämpfer mag eine dicht geschlossene Kolonne gelten; denn es handelt sich dann im Grunde genommen mehr um Vorwärtsbewegung als um eigentlichen Kampf.

Der zweite an sich berechtigte Grundgedanke der Revuetaktik war der **einer sicheren Leitung des Feuers von oben her**.

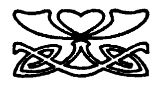
Unstreitig hätte die Revuetaktik auch 1806 kein solches Fiasko erlebt, wenn man statt des unnützen Beiwerks, der Ausscheidung der Grenadiere und ähnlicher Dinge, das weit einfachere und natürlichere Mittel gewählt hätte, die alte lineare Fechtweise mit dem neuen Dienst der leichten Infanterie in engere Verbindung zu bringen, und diese nicht bloß zu Sonderzwecken zu verwenden.

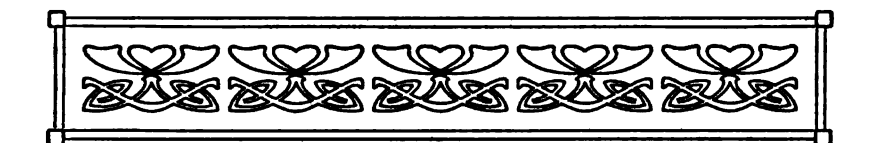
*) Bei dem Potsdamer Manöver vom 22. September 1798 stand der König mit 22 Bataillonen, 25 Schwadronen, 14 Geschützen verdeckt in einer Terrainfalte am Reiherstande auf der Bornstedter Feldmark. Während nun die Kavallerie, die vorgezogenen Schützen und eine Avantgarde gegen die Front des die Bornimer Pannenberge und das Katharinenholz haltenden Feldmarschalls Möllendorff vorgingen, zogen sich die noch übrigen 18 Bataillone, 5 Eskadrons und die Artillerie in der Bodenfalte 2500 Schritt rechts fort auf das Nordende von Bornim zu, schwenkten hier links ein und gingen unverzüglich zum Echelonangriff vor, während die Jäger in das Dorf eindrangen. Vor dem versuchten Einbruch überschütteten die Bataillone den Gegner mit ihren Salven. Die ganze Bewegung verlief ohne jedes Zögern. Da die Echelons schließlich dicht vor der Stellung in dieselbe Linie rückten, so trafen alle 18 Bataillone mit nur 900 Schritt Frontausdehnung auf den an Bornim gelehnten linken Flügel des Feindes. (Da die Königsurlauber im Herbst nicht eingezogen wurden, so waren die Bataillone sehr schwach.)

Die Wichtigkeit dieser Verbindung hat ein Schriftsteller früh erkannt. In der 1808 geschriebenen Kritik des Feldzuges in Deutschland im Jahre 1806*) heißt es sehr richtig: „Ich habe eben gesagt, daß die preußischen Generale die Mittel vernachlässigten, welche sie zur Verminderung der Nachteile ihrer Infanterietaktik anwenden konnten; ich verstehe darunter hauptsächlich die Vereinigung der Füsiliere mit der Linieninfanterie zur gegenseitigen Unterstützung; diese mußten die Linientruppen gegen das fürchterliche Feuer der französischen Tirailleure decken, indem sie auf die Art gebraucht wurden, wie ich die Schützen der Kolonnen angewendet wissen will...... Auf diese Weise mit gleichen und selbst mit überlegenen Waffen bekämpft, würde der Feind in der Schlacht bei Jena nur schwer und in der Bataille bei Auerstedt niemals gesiegt haben, vorzüglich wenn man nächst dieser Vereinigung der Infanteriearten die Lehre von der gegenseitigen Unterstützung der Waffen gehörig befolgt hätte. Schon im Gefecht bei Saalfeld sehen wir, daß von allem diesen gerade das Gegenteil von der preußischen Armee geschah; die leichten Truppen agierten völlig getrennt von der Linieninfanterie, und selbst die Schützen waren von ihr abgesondert."

Die Vereinigung der beiden Fechtarten hatte ja schon des großen Königs militärisches Testament für den Angriff einer festen Stellung empfohlen. Es durfte nur verallgemeinert werden. Hätte man gar das von Bülow angepriesene Laufen und Niederlegen gestattet, weil auch die Feinde liefen und sich niederlegten, um Verluste zu meiden, so wäre vieles schon getan gewesen. Schützenschwärme, dahinter die langen geschlossenen Linien, mit unfehlbarer Sicherheit auf den Angriffspunkt dirigiert, und dazu einige Geländebenutzung und geleitetes Feuer hätten der alten preußischen Infanterie auch der französischen Napoleons gegenüber einen ansehnlichen Gefechtswert verliehen. Freilich wäre der volle Inhalt der neuen Kriegslehre damit noch nicht erschöpft gewesen. Doch hiervon zum Schluß.

*) Ohne Angabe des Verlagsortes erschienen.





XIV. Die Ursachen der Katastrophe.

1. Die Politik.

Unter den Ursachen der Katastrophe steht obenan die unglückliche Politik. Sie brachte den alten preußischen Staat auf unverantwortliche Weise zu Fall. „Jeder große politische Körper muß gewisse Ideale der Ausdehnung haben, wenn er nicht rückwärts in Stagnation, Zank und Pessimismus zerfallen soll."*) Freilich hatte Preußen Land erworben, aber ohne ernsten Kampf, ohne eine große Anstrengung, welche die Kräfte der Nation gestählt und ihnen eine bestimmte Richtung für die Zukunft gegeben hätte. Man hatte mit anderen im trüben gefischt und Profite im Osten gemacht; darin liegt nichts Erhebendes. Der großen Gefahr im Westen gegenüber verschloß man die Augen.

Der Abschluß des Baseler Friedens läßt sich aus dem Mißtrauen Preußens gegen Österreich und Rußland sowie aus der finanziellen Erschöpfung des Staates erklären. Aber er hätte nicht den Abschluß für das Vergangene, sondern den Ausgangspunkt für eine neue Ära bilden sollen. Preußen hatte Süd- und Westdeutschland jenseits des Rheines aufgegeben. Dies konnte nur gesühnt werden durch eine furchtlose Verteidigung der Unabhängigkeit Norddeutschlands, das zur preußischen Machtsphäre gehörte. Der Entscheidungskampf gegen Frankreich war von Hause aus mit allen Mitteln vorzubereiten. Zumal mußte Preußen die norddeutschen Staaten, die sich seines Schutzes erfreuten, unauflöslich an sich ketten und sie, wenn nötig, zur gleichen gemeinsamen Kraftanstrengung zwingen.

*) Dr. Fr. Naumann. Die Politik der Gegenwart. Verlag der „Hilfe". Berlin-Schöneberg. S. 15.

Statt dessen sollte die Neutralität durch den Verzicht auf jede aktive Rolle sichergestellt werden. Friedrich Wilhelm III. gab sich der verhängnisvollen Täuschung hin, daß es genüge, den Frieden mit heiligem Ernste zu wollen, um ihn auch zu erhalten. Er verabscheute nach seinem eigenen Bekenntnisse den Krieg und gab seiner Friedensliebe bei jeder Gelegenheit Ausdruck. Dem Volke wurde damit der Antrieb genommen, der die inneren Kräfte lebendig werden läßt. Was anders hat denn sieben Jahre nach der Niederlage demselben Geschlechte die überraschende Spannkraft verliehen, als der alle gleichmäßig beherrschende Gedanke der Befreiung von der Fremdherrschaft. Wer von den älteren Männern des heute lebenden Geschlechtes weiß nicht, welchen Sporn für die Anstrengung in Preußen vor 1870 die Überzeugung bildete, daß ein neuer Entscheidungskampf gegen Frankreich unvermeidlich sei. Irgend eine solche Empfindung muß ein Volk beherrschen, wenn es tatkräftig bleiben soll. Sie fehlte vor 1806, und man ließ es sich damals gern sagen, daß der Krieg verwerflich und Erhaltung von Frieden und Ruhe die höchste Pflicht sei. „Mehr bedurfte es nicht, um, bei der bestehenden Einrichtung des Heeres, Volk und Heer unkriegerisch und kleinmütig zu machen."*) Man darf nicht vergessen, daß mit Ausnahme der jungen Offiziere bei einer Mobilmachung jedermann im Heere die Hälfte seines Einkommens verlor: die Mannschaft durch Aufhören des Nebenverdienstes, die älteren Offiziere durch das Verschwinden ihrer Einnahmen aus der Kompagniewirtschaft. So waren diese Elemente ohnehin Parteigänger des Friedens und sahen einem Kriege mit Sorge entgegen. Der letzte Funke von Kampfeslust mußte in ihnen erlöschen, wenn sie von oben her nichts als das Evangelium des Friedens vernahmen. Wohl darf ein Monarch den Frieden lieben und preisen, aber doch immer nur in einem Sinne und in einer Haltung, daß jedermann überzeugt bleibt, er werde auch entschlossen zum Schwerte greifen, sobald die Staatsraison es verlangt; sonst wird er sein Volk, ohne es zu wollen, tatenscheu und energielos machen.

Die entscheidende Frage nach der wahren Höhe seines Mutes blieb Preußen schon 1803 nicht erspart, als der schlaue Corse, der unsere Kriegsscheu auf den ersten Blick gewahrte, zu der dreisten

*) Clausewitz. Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe. S. 430, 431.

Besetzung Hannovers schritt. Daß Preußen diese zugab, war der Kardinalfehler seiner äußeren Politik, aus dem sich die späteren in natürlicher Reihenfolge entwickelten. Es büßte dabei das Vertrauen seiner Freunde ein und verriet dem Feinde seine klägliche Schwäche. „Ein Staat gleicht einem Handelshause: hat er den Kredit verloren, so ist er seinem Falle nahe."*)

Wohl ahnte Friedrich Wilhelm III. in Augenblicken düsterer Stimmung, daß seine Politik einer Neutralität um jeden Preis undurchführbar sei,**) aber dennoch vermochte er sich nicht davon loszureißen. Seine persönliche Moral hinderte ihn, die große Gelegenheit von 1805 zu benutzen. Dann folgten 1806 unter dem Eindrucke des Schreckens über die Gefahr, in der man schwebte, übereilte Maßnahmen. Zwar bestand noch die Verbindung mit Rußland, die der König sich selbst gesichert hatte. Aber die russischen Heere waren fern und auf ihre Unterstützung erst nach Monaten zu rechnen. Statt jetzt mit äußerster Vorsicht zu handeln, gab man dem Auftreten Preußens bald einen unnötig alarmierenden Charakter, als wolle man durch Kühnheit nachholen, was durch Mangel an besonnener Energie zuvor versäumt worden war. Mißtrauen in die höchste Leitung, die den günstigen Augenblick hatte verstreichen lassen, um im unglücklichsten das Schwert zu ziehen, Reue über die verlorene Gelegenheit und eine fieberhafte Unruhe —, das war die krankhafte Stimmung, welche die Armee ins Feld führte. Dabei war mit der Mobilmachung der Entschluß zum Kriege nicht einmal klar gefaßt worden; die unbestimmte Hoffnung, es könne der entscheidende Kampf noch einmal vermieden werden, lähmte die Energie des Handelns. Fast willenlos trieb man sich selbst in den Kampf hinein. „Noch glaubt man nicht an den Krieg, tut alles, um ihn jetzt hervorzurufen, wo man nicht vorbereitet ist, ergreift halbe Maßregeln; und es ist nicht zu be-

---

*) Scharnhorst in der Denkschrift vom 2. Dezember 1804. Vgl. Max Lehmann, Scharnhorst, I, S. 341. Siehe auch unsere Darstellung S. 310.

**) Nach Alopaeus, des russischen Gesandten, Bericht äußerte er zu Köckeritz: „Mehr als ein König ist untergegangen, weil er den Krieg liebte; ich, ich werde untergehen, weil ich den Frieden liebe." Vgl. Paul Bailleu. Vor 100 Jahren. Der Berliner Hof im Herbst und Winter 1805. Halbmonatshefte der Deutschen Rundschau 1905/06, Heft 4, S. 263.

zweifeln, diese werden die mutige und tüchtige Armee zu Grunde richten. . . ."*)

2. Die Heerführung.

Das Wort von den halben Maßregeln war nur allzu richtig. Nicht allein, daß Preußen völlig vereinsamt in den entscheidenden Kampf ging — es trat in denselben auch ohne jede außergewöhnliche Anstrengung ein, ganz als handle es sich um irgend einen Grenzfeldzug alten Stils, wie wir sie aus den Koalitionskriegen kennen, nur daß zufällig die Dimensionen etwas größer als sonst geworden waren. Weder wurde ein allgemeines Aufgebot der waffenfähigen Mannschaft, noch auch nur die sofortige Aufstellung der schon vom Könige genehmigten 78 Reserve-Bataillone angeordnet. Wir wissen ferner, daß eine bedeutende Truppenzahl immobil blieb.**) Wäre diese schwere Unterlassungssünde nicht begangen, dafür aber alles an verfügbaren Kräften herangezogen worden, was möglich war, so hätte die Armee auch ohne besondere neue Aufgebote in der entscheidenden Stunde an der Saale 108 000 Mann stärker sein können, als sie es war,***) und der Krieg würde ein anderes Gesicht bekommen haben.

Von allen Festungen wurden nur vier in Verteidigungszustand gesetzt;†) denn auch jetzt noch wich aus der Staatsverwaltung der spießbürgerliche Gedanke nicht, den Krieg möglichst billig abzumachen.

*) Rüchel an seine Gemahlin, aus Berlin den 15. August 1806. Vgl.: Aus Rüchels Nachlaß. Berlin 1878. S. 34.

**) Ein Teil der östlichen Inspektionen: nach Lettow 33 000 Mann und 17 Batterien (Lettow, Der Krieg von 1806 und 1807, I, S. 30). Der Mobilmachungsbefehl für diese zurückgelassenen Truppen erfolgte erst am 30. September 1806.

***) Außer den 33 000 Preußen blieben auch 8000 Sachsen immobil. 20 000 Hessen und 10 000 Mann der kleinen norddeutschen Staaten ließ man neutral beiseite stehen, während energisches Auftreten vor dem Kriegsausbruche sie hätte mitreißen können. 5600 Mann blieben unnütz an der Westgrenze, 4000 hätten noch aus Magdeburg, Nienburg und Hameln herausgezogen werden können. Das Reservekorps des Herzogs von Württemberg von 16 000 Mann hätte gleichfalls zur Schlacht herankommen müssen, die 12 500 Mann unter dem Herzoge von Weimar und General v. Winning durften nicht entsendet werden. (Lettow, Der Krieg von 1806 und 1807, I, S. 99 und 100.)

†) Magdeburg, Hameln, Nienburg und der Petersberg bei Erfurt.

So wenig Ahnung hatte man von der Tiefe des Abgrundes, an dem man stand.

Kleinlich waren Entschlüsse und Maßnahmen in dem großen Augenblick. Daß es sich für die preußische Monarchie um einen Kampf auf Leben und Tod handle, haben der König und seine Berater sich erst dann wirklich klar gemacht, als es zu spät war.

Allmählich empfand man, daß Preußen im Begriff sei, sich einem sehr überlegenen Gegner unter den übelsten Bedingungen zum Zweikampfe zu stellen. Das Andenken an den alten Ruhm, den man zu bewahren hatte, lähmte dabei die Tatkraft. Es ist dasselbe Gefühl, was alternde Feldherren so oft hinter der Höhe ihrer Jugend hat zurückstehen lassen. Die Ängstlichkeit in der preußischen Heerführung sprach sich darin aus, daß sie nur ganz sichere Schritte tun wollte. Sie kam daher lediglich zu halben und zog auch diese wieder zurück, sobald sich eine Gefahr in ihnen erkennen ließ.

Hierzu gesellte sich die unglückliche Verfassung des Oberkommandos. Da der König bei der Armee war, so sah diese ihn als den eigentlichen Oberbefehlshaber an und erwartete alles von ihm. Das minderte die Autorität des Herzogs von Braunschweig, der der wirkliche Oberbefehlshaber sein sollte, natürlich herab. Gegen dessen Entscheidungen gab es für alle, die ihm nicht folgen mochten, eine höhere Berufungsinstanz. Bei seiner inneren Unsicherheit war der Herzog aber gar nicht dazu geschaffen, einer solchen Beeinträchtigung durch stolze Selbständigkeit entgegenzuwirken. Für ehrgeizige Gemüter wie Hohenlohe, und für eitle Selbstüberschätzung, wie sie Massenbach vom Kopf bis zur Zehe erfüllte, lag darin geradezu ein Anreiz, eigene Wege zu gehen und die Einheit der Führung zu vereiteln. Es scheint jedoch, daß der Herzog sich nicht ungern in seine Zwitterstellung fügte, von dem geheimen Gefühl beherrscht, damit einer Verantwortung zu entgehen, die ihn schwer bedrückte. Ist aber erst die Festigkeit in der höchsten Leitung verloren, so finden sich auch die unbefugten Einflüsse und die nicht berufenen Ratgeber ein, sei es, daß selbstgefällige Wichtigtuerei, oder daß der Gedanke, helfen zu *müssen*, ihre Triebfeder bilde. Die Umgebung der Befehlshaber mischt sich in die Führung. Die Verwirrung wird bald eine allgemeine.*) Es tritt dann der Zustand ein, wo ein jeder sich insgeheim

*) Siehe S. 41, 42.

sein Teil denkt, gerade die klar blickenden Männer aber schweigen, um den Widerstreit der Meinungen nicht zu verschärfen. „Als ich die grenzenlose Verwirrung sah, beschloß ich, nicht mehr zu sagen, als man mich zu fragen beliebte. . . . Mit seinen Ansichten durchdringen wird keiner. . . . Der törichtste Entschluß wäre jetzt eine Wohltat, so es eben zu keiner Resolution kommt."*)

Nicht ein Feldherr, sondern eine Ratsversammlung leitete in Wahrheit die Operationen der preußischen Armee,**) und das war von allen militärischen Mängeln, die sich im unglücklichen Kriege fühlbar machten, wohl der verhängnisvollste. Wenn er unter gewöhnlichen Umständen schon den guten Gang der Dinge gefährdet hätte, so mußte er einem Napoleon gegenüber jede Hoffnung auf den Sieg vernichten.

Der erste richtige Entschluß des Herzogs, die ganze Armee bei Naumburg, dem bequemsten Ausgangspunkte für alle in Betracht kommenden Richtungen, zu versammeln, fiel, weil Major v. Rauch, der Gehilfe des Generaladjutanten v. Kleist, die Teilung und Trennung der Armee vorschlug, um das Land nach alter Art in größerer Breite zu decken, und weil Kleist und Fürst Hohenlohe diesem Gedanken beistimmten. Mit dem Vorschlage des Vormarsches auf Bayreuth, wo man am ehesten hoffen durfte, auf Teile, nicht auf die gesamte französische Armee zu treffen, drang der Herzog nicht durch. Dann folgte der Entschluß zur Offensive und zum Vormarsche über den Thüringer Wald.***)

Auch dieser Entschluß lag nicht im Sinne der modernen Kriegführung. Er setzte einen stillstehenden Feind voraus, was gerade bei Napoleon am allerwenigsten angebracht war. Am 25. September wurde er gefaßt, erst am 12. Oktober sollte die Armee den Südfuß des Thüringer Waldes erreichen, so lange also hätte der Kaiser in der unveränderten, weit ausgedehnten Stellung, wie er sie vor dem Kriegsausbruch inne gehabt hatte, untätig verharren müssen, damit die Verbündeten ihr Ziel trafen.

Als nun im Hauptquartier sich die Bedenken an der Ausführ-

*) Rüchel an seine Familie am 8. Oktober 1806. Vgl. „Aus Rüchels Nachlaß". Berlin 1878. S. 35, 36.

**) Siehe S. 46.

***) Siehe S. 30.

barkeit dieser Offensive einstellten, folgte der Beschluß, nördlich des Thüringer Waldes am linken Saaleufer zu verbleiben, um sich dort angreifen zu lassen, oder selbst anzugreifen, wenn die Franzosen auf dem rechten Saaleufer an der preußischen Stellung vorbeigehen sollten. Clausewitz' günstiges Urteil über diesen Plan ist subjektiv richtig, weil er an die unbedingte qualitative Überlegenheit der preußischen Truppen glaubte. Denkt man sich Friedrich auf der linken und die Roßbacher Franzosen auf der rechten Seite der Saale, so muß man ihm beipflichten. Aber leider standen die Dinge anders. Für die Preußen von 1806 gegenüber den Franzosen Napoleons war die Lage sehr gefährlich. Das fühlte der Herzog heraus und deshalb unterblieb die Ausführung.

Nun folgte der Linksabmarsch am 13. Oktober, der durch die Verkettung der Umstände noch einmal eine äußerlich sehr günstige Lage herbeiführte. Die Hauptarmee hätte am 14. bei Auerstedt den weit schwächeren Feind entscheidend schlagen, Hohenlohe mit Rüchel vereint auf der Hochfläche zwischen Ilm und Saale glücklichen Widerstand leisten, oder mindestens ohne nennenswerten Schaden vor Napoleon hinter die Ilm zurückweichen können. Aber die Gunst der Umstände hätte erkannt werden, die Führung zweckmäßig handeln müssen. Doch das erste fand nicht statt, und die Führung versagte, wie unsere Schilderungen haben erkennen lassen, auf beiden Schlachtfeldern vollkommen.

So konnte auch die unerwartete und unverdiente Gunst der Umstände dem Heere und dem Vaterlande nichts mehr nützen.

Gewiß war die taktische Ausbildung der Armee keine zeitgemäße, aber auch wenn sie besser gewesen wäre, hätte sie bei einer solchen Leitung von oben her die Niederlage nicht abgewendet.

---

3. Der Geist der Zeit.

Erschreckend tat der Geist der Zeit sich kund, als die Niederlage eingetreten war. Statt der Aufwallungen eines entrüsteten Nationalgefühls, das zu den Waffen ruft, um die Niederlage des Heeres zu rächen, nehmen wir Gleichgültigkeit, hin und wieder sogar Schaden-

freude wahr, vor allen Dingen aber eine das Ehrgefühl beleidigende Unterwerfung unter die Macht der vollendeten Tatsachen. Wohl mag der Landmann, der in seiner Jugend als Einländer gedient hatte, der Gutsbesitzer, dessen Söhne im Heere standen, der auch selbst unter dem großen Friedrich das Offizierssponton getragen, um den verlorenen Glanz der preußischen Waffen getrauert und dem Feinde grimmige Rache geschworen haben. Die große Zahl der „Aufgeklärten", zumal in den Städten, fand sich mit betrübender Gewandtheit in die neue Lage der Dinge.*)

Man muß gerecht sein und anerkennen, daß der am 14. Oktober gefallene Schlag geradezu betäubend auf das Land wirkte und ihm die Besinnung raubte. Niemand hatte einen derartigen Ausgang für möglich gehalten, sondern schlimmstenfalls einen ungünstigen Herbstfeldzug an der Elbe, dem die Winterquartiere und im Frühjahr der russische Beistand folgen würden. Äußerst geschickt wußte Napoleon die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten zu bearbeiten. Trotzdem bleiben es traurige Tatsachen, daß der Zwang, den er übte, sich so leicht und anstandslos vollzog, daß die Spuren auch nur von passivem Widerstande so äußerst seltene waren, daß sich vor allen Dingen dem Feinde überall, wohin er kam, der staatliche Verwaltungsapparat für seine Zwecke bereitwillig zur Verfügung stellte. Die Eidesleistung aller Beamten auf die neue Autorität vollzog sich in Berlin am 9. November 1806 ohne Schwierigkeit.

Es erscheint bedenklich, aus der Presse jener Tage ohne weiteres Beweise herzunehmen. Die französische Einwirkung auf dieselbe ist unverkennbar. Nicht alles aber, was zum Lobe der Unterdrücker geschrieben wurde, ist gemacht oder erzwungen gewesen. Ein großer Teil davon rührt unzweifelhaft von freiwilligen Anbetern des Erfolges her und behält seine Kraft als Zeugnis für die Verirrungen des Volks, zumal des gebildeten Teils.

Wer in den preußischen Zeitungen von damals blättert, könnte meinen, es handle sich um einen Krieg in fernen Ländern, so gleich-

*) Vgl. unter anderem Marwitz' originelle Schilderung: Aus dem Nachlasse Friedrich August Ludwig v. der Marwitz'. Berlin 1852. I, 190 bis 196. Von höchstem Interesse ist ferner: Hermann Granier: Die Franzosen in Berlin 1806 bis 1808 in Paul Seydels Hohenzollern-Jahrbuch, wo ein etwas milder gefärbtes Bild vom Verhalten der Berliner entworfen wird. Berlin und Leipzig. 9. Jahrgang. S. 1 bis 43.

mütig wird von den furchtbaren Vorgängen im Vaterlande gesprochen.*)

Wo man Parteinahme entdeckt, gilt sie den Fremden, doch nicht den eigenen Waffen. „Der König von Preußen ist über die Weichsel gegangen und befindet sich in Graudenz. 12 000 bis 15 000 Mann ist das Höchste, was sich an der Weichsel befinden kann!", meldeten die „Berlinischen Nachrichten" vom 8. November 1806, nachdem sie soeben Dabrowskis und Wybickis Proklamation an die Polen zur Erhebung gegen Preußen gewissenhaft abgedruckt hatten. Der Kammerrat Wislinke, der dem Könige nach dem Osten der Monarchie gefolgt war, wird mit heftigen Vorwürfen überhäuft und ein Meineidiger genannt. „Es ist sonderbar, daß manche Menschen so blind sind, sich freiwillig in ihr Verderben zu stürzen", setzten die „Berlinischen Nachrichten" vom 30. Dezember 1806 hinzu.

Die „St. Petersburger Zeitung" vom 16. November hatte der preußischen Vaterlandsliebe eine Anerkennung zuteil werden lassen und zuversichtlich geschrieben: „Das Mißlingen der Schlachten hat die Anhänglichkeit der Preußen an ihren König nicht erschüttert. Alle wünschen sie die Fortsetzung des Krieges." Eine so simple Anschauungsweise durfte in der Stadt der Aufklärung, die auch das eigene Elend vom erhabenen kosmopolitischen Standpunkte herab betrachtete, nicht ungerügt bleiben. Haude und Spener**) beeilten sich, die Petersburger Kollegin ob ihres guten Glaubens zu verhöhnen und fügten hinzu: „Alle Preußen wünschen die Fortsetzung des Krieges — dies kann man wohl in Petersburg glauben, aber nicht in Berlin!"

Leider hatte das Blatt damit recht; denn in Berlin dachte man durchaus nicht an Widerstand. Kurz zuvor noch hatten die Häupter der Stadt gegen die militärischen Übungen der Truppen Einspruch erhoben. Mit bittrem Hohn und „dämonischer Schadenfreude"***)

*) Unmittelbar unter dem offenen Brief an den Herzog von Braunschweig, der am 4. November 1806 mit Behagen die Wunden des Vaterlandes aufdeckte (siehe S. 100) und von bitteren Schmähungen erfüllt war, finden wir die Anzeige: „Königliches Nationaltheater: Das unterbrochene Opferfest. Mittwoch: Beschämte Eifersucht und Der kleine Matrose." Ob hier ein französisches Gebot im Spiele ist, hat sich leider nicht feststellen lassen.

**) Berlinische Nachrichten vom 20. Dezember 1806.

***) Hermann Granier im Hohenzollern-Jahrbuch von 1905. S. 17.

wurden die gefangenen Offiziere vom Regiment Gensdarmes in den Straßen der Stadt empfangen. Fürst Hatzfeldt, der an Stelle des mit der ganzen Garnison abgezogenen Gouverneurs, Grafen Schulenburg, auf Antrag der Bürgerschaft die Leitung der Verwaltung übernommen hatte, weigerte sich, 40 000 neue Gewehre, wie der König es befahl, aus dem Zeughause zu Berlin nach dem Osten abzusenden, weil der Stadt „dadurch unabsehbares Unglück bevorstände". Dafür wurden alle Vorbereitungen zum Empfange des Feindes getroffen, die Büsten des Königs und Kaiser Alexanders beseitigt oder verborgen.

Wie in der Hauptstadt die Behörden das Publikum ermahnten, die erste Bürgerpflicht vollkommener Ruhe zu erfüllen, ist männiglich bekannt, weniger, daß Leipzig mit dem Beispiel vorangegangen war und schon am 13. Oktober, noch ehe sich das Glück gegen die Preußen und Sachsen entschieden hatte, die „wohldenkende Bürgerschaft" aufforderte, nicht nur, sich ruhig zu verhalten, sondern sogar dem Feinde, wenn er kommen sollte, durch „eine bescheidene und gutmütige Aufnahme" zu Gefallen zu leben.*)

Präsident, Bürgermeister und Rat von Berlin gingen in ihrer Angst und Sorge so weit, daß General Hulin, der französische Gouverneur, sich genötigt sah, ihren Eifer zu zügeln. Die hochwohlweise Behörde hatte am 4. November unaufgefordert das Verbot des Waffenbesitzes bei Androhung der Todesstrafe erneuert, und General Hulin mußte ihr schreiben, er halte dergleichen Drohungen für ganz überflüssig. Er befahl dem Magistrat, dies Schreiben zu veröffentlichen „und die Einwohner wegen der strengen Maßregeln, welche die erlassene Verordnung enthalte, zu beruhigen".

Hulin blieb nicht ohne Lohn.

„Dort an seinem Fenster steht der Platzkommandant, General Hulin, ein sehr wackerer Mann, strenge haltend auf Pflichterfüllung, aber auch gütig und billig." „E s t u t m i r w o h l, d i e s e n M a n n z u s e h e n. B e r l i n e r k e n n e t, w a s e r f ü r d i e R u h e u n d S i c h e r h e i t d e r S t a d t t u t", deklamierte ihn

*) Hamburger Korrespondent vom 17. Oktober 1806. Als Entschuldigung kann hier allerdings angeführt werden, daß Sachsen halb gezwungen mit Preußen in den Krieg gegangen war.

ein „Aufgeklärter“ an.*) Hulin umgab sich bekanntlich mit einer Bürgergarde und mit Adjutanten aus der Munizipalität. Einer von diesen entschuldigte sich bei ihm, daß er gewagt, den Geburtstag der Königin Luise, *seiner Königin*, irgendwo mitzufeiern, aber Hulin erwiderte ihm: „Recht gut! Ich habe auch auf das Wohlsein der schönen Frau getrunken!“ „*Der Würdige!*“ Man tat jetzt militärischen Dienst für den Fremden,**) während wenige Jahre zuvor jeder Versuch, die Kantonfreiheit der Hauptstadt aufzuheben, als ein schmähliches Attentat auf die Privilegien der Bürgerschaft bezeichnet worden war.

Napoleons Großmut, die Trefflichkeit seiner Armee, die Jovialität der französischen Offiziere, der Edelsinn der „grande nation“ wird in allen Tonarten mit Unermüdlichkeit gepriesen. Der Kaiser ist der „Held“, der „Große“, der „Herablassende“, der größte „Republikaner“ und „Kosmopolit“. Seine Prahlerei ist „ein Meisterstück der Beredsamkeit; ein großer Geist spricht aus ihr“.***) Die Bewunderung glitt schnell zur Verehrung hinüber.

„Daß er nachlässig zu Pferde saß und einen abgetragenen Hut aufsetzte, hatte er mit dem großen Friedrich gemein.“

„Mitten unter seinen unermeßlichen Beschäftigungen behält Napoleon jene Leutseligkeit, die ihm alle Herzen gewinnt.“†)

An der Spitze der Franzosen steht, den deutschen Schilderungen zufolge, „eine Menge von Braven“ — und Seydlitz' Statue auf dem Wilhelmsplatze wird in den „Feuerbränden“ mit den Worten angeredet: „Versinke, mutiger Mann; in den Umgebungen von Jena und Auerstedt rächte jenes Volk den durch Dich ihm abgerungenen Triumph bei Roßbach, *und Du stehst jetzt nicht gut da. Versinke! Versinke!*“††)

---

*) Neue Feuerbrände, 2. Heft, S. 99.

**) Die nach französischem Muster organisierte Bürgergarde, die 1900 Mann stark war, sollte allerdings nur zu Polizeizwecken dienen. Aber es darf nicht übersehen werden, daß ihre Tätigkeit dem Feinde das Zurücklassen einer Etappenbesatzung ersparte und ihm erlaubte, mehr Kräfte im freien Felde gegen Preußen und Russen zu verwenden. Nach Marwitz' Angabe (I, S. 192) tat sich übrigens die Schützengilde zusammen, um ein Korps berittener Ordonnanzen für die französischen Gouverneure und Kommandanten zu gestellen.

***) Europäische Annalen, Jahrgang 1806, IV, S. 182.

†) Politisches Journal 1806, II, S. 1169.

††) Neue Feuerbrände, 2. Heft, S. 93.

„Es ist kein Deutschland mehr! Was man für Anstrengungen einer gegen ihre Auflösung kämpfenden Nation zu halten versucht werden könnte, sind nur Klagen weniger Menschen an dem Grabe eines Volkes, das sie überlebt haben!“*)

Dafür feierten deutsche Stimmen die Auferstehung Polens. „Polen soll wiedergeboren werden. Seine neue Bestimmung ward bei Jena entschieden.“**)

Deutsche Zeitschriften veröffentlichten die französischen Siegeslieder, brachten Lobreden auf die französischen Marschälle und Staatsmänner.

Genug von diesem schweifwedelnden Gebahren eines Gelichters, das, vom Feinde geschlagen, ihn hinterdrein noch um Verachtung bat und sie dankbar in Empfang nahm.***) Man kann zu seiner Entschuldigung nur anführen, daß das gerade in der Hauptstadt von oben

*) Politisches Journal 1806, II, S. 1072.

**) Ebenda S. 1209.

***) Die herrschende Erbärmlichkeit der Gesinnung fiel selbst jener charakterlosen Zeit an besonders deutlichen Beispielen auf. 1805 war bei Eröffnung der Kriegsaussichten in Berlin ein Blatt des Professor Lange erschienen. „Der Telegraph“. Es sollte dem Siegeszuge der preußischen Armee Schritt für Schritt folgen.

Im Oktober 1806 kam es abermals heraus und debütierte mit einem Brandartikel „Das Erwachen des Nordens“. „Lange hatte der Norden geruht“, heißt es darin, „lange hat ein weiser, menschenfreundlicher Monarch den Vorstellungen, Einladungen und Verheißungen Frankreichs, mehr aber noch den Wünschen und den Eingebungen seines eigenen Herzens, die Ruhe und den Frieden der Völker zu erhalten, Gehör gegeben. Aber das Maß der Verheißungen, der List ist voll. Der Norden ist erwacht! Der erste Schlag von Preußens Braven wird dem Feinde die Wohltat fühlbar machen, die Friedrich Wilhelms Schonung ihm gewährte.“

Dasselbe Blatt sprach sich über denselben Gegenstand, den Entschluß des Königs zum Kriege, nach dem Bekanntwerden des Unglücks, am 28. Oktober, folgendermaßen aus:

„Wie gut stände es mit dem Könige von Preußen, hätte er nicht sein Ohr den verführerischen Worten einer unvorsichtigen Fürstin geliehen! Wie glücklich ist die Nation, deren Frauen, treu der Stimme der Natur und bloß den Pflichten ihres Geschlechts geweiht, Feindinnen des Krieges und von den Beratschlagungen des Kabinetts entfernt sind.“

Das war selbst für die damaligen Verhältnisse zu viel, und Coellns Feuerbrände stellten den „Telegraph“ und seine Herausgeber durch einen öffentlichen Hinweis an den Pranger. (Neue Feuerbrände, II, S. 62 ff.)

her gegebene Beispiel wahrlich kein erhebendes war. Auch fehlte es nicht ganz an Patrioten, die das Treiben der Mehrheit mit tiefstem Unwillen erfüllte, der sich gelegentlich auch öffentlich gegen die Französlinge richtete, trotzdem bei solchen Äußerungen große Vorsicht geboten war.

Aber die Masse des damaligen Volks hat am vaterländischen Geiste schwer gesündigt. Gerecht ist die bittere Satire, mit der Heinrich v. Kleist ihr Treiben gegeißelt hat.*)

Die Krankheit war nur eine kurze, aber zu leugnen ist sie nicht.

Wie hatte es dahin kommen können?

Es rächte sich in dieser Zeit die Bevormundung, unter welcher Friedrich Wilhelm I. und der große König Preußen gehalten hatten. Zwar war durch dieselbe Großes geleistet worden. Aber das Volk und noch mehr das Beamtentum hatten sich gewöhnt, in allen Stücken von oben her geleitet zu werden, und sie zeigten sich hilflos, als sie dieser alles durchdringenden Leitung entbehren mußten. Friedrich hatte die Politik, Kulturarbeit, Verwaltung, den Waffendienst, das Finanzwesen, ja, wenn es darauf ankam, selbst die Rechtspflege nach eigenen Gedanken geordnet; er war in seinem Staate alles gewesen, und nach seinem Tode war dieser in der Tat verwaist.

Ein Krieg, wie der Siebenjährige, konnte auch nicht ohne andauernde Nachwirkung bleiben. Die besten Männer lagen auf den Schlachtfeldern begraben. Kummer, Sorge und Not hatten sieben schwere Jahre hindurch auf dem Volke gelastet, das während dieser langen Zeit in einem Zustande fortwährender höchster Erregung und Anstrengung gelebt hatte. Eine Erschlaffung der nationalen Lebenskraft mußte mit Naturnotwendigkeit folgen.

Unter dem milden Regimente der beiden Nachfolger Friedrichs, die mehr geben als fordern wollten, ließ das Volk sich gehen. König Friedrich Wilhelm III. zumal war stets darauf bedacht, die Lasten zu verringern, den Bürger gegen Vergewaltigung und Beamtenwillkür zu schützen und durch immer größere Sparsamkeit, nicht durch vermehrte Opfer, den Bedürfnissen der Zeit gerecht zu werden. So entwöhnte das Land sich jedes energischen Kraftaufwandes.

*) Sämtliche Werke IV. Politische Aufsätze. Satirische Briefe. S. 251 ff.

Seine Kabinettsregierung war der Form nach eine autokratische, ihrem Wesen nach aber bewegte sie sich in einem höchst liberalen Geiste. Die Kabinettsräte, welche für die Angelegenheiten des Innern einander folgten, sahen sich als eine Art von Volkstribunen an, die, neben den Thron gestellt, den aristokratischen Sinn des adligen Ministeriums im Zaum halten und die Regierungsgewalt im Sinne der Zeit fortschreiten lassen müssen.*)

Diese Richtung der Regierungsgewalt zeitigte dem Anscheine nach gute Früchte; es wurde jeder ernsten revolutionären Regung im Lande vorgebeugt, und der Landmann und Bürger hatte im allgemeinen keinen Grund zur Beschwerde.

Zudem blieb der Frieden erhalten, während der Krieg in halb Europa entbrannt war, und man schätzte sich in Preußen glücklich, eine Regierung zu besitzen, welche dem Volke die guten Errungenschaften der Revolution ohne Umsturz zu gewähren verstand.

Dazu kam die von der Bewegung in Frankreich übernommene Schwärmerei für Menschenrechte und die Würde des Individuums, das unter dem großen Friedrich erstaunlich wenig gegolten hatte. Der „biedere Mann" kam in Aufnahme. Nur die Persönlichkeit hatte Geltung, nicht Rang, Stellung oder gar Herkommen. Es galt für guten Ton, von diesen nichts zu wissen. Man schrieb mit Vorliebe: Möllendorff, Lottum, Massenbach, Guionneau, Gaudi, Kleist, Köckeritz, Schulenburg, nicht: v. Möllendorff, Graf Lottum, v. Guionneau, v. Gaudi usw. Der hochbejahrte Herzog von Braunschweig, Feldmarschall und regierender Herr, bezeichnete sich Knesebeck gegenüber, der sein Untergebener und sein Schützling war, stets als der „ergebenste Freund und Diener".**)

„Aufklärung", „bieder" und „würdig" sind drei überall vorkommende Begriffe. Man erwiderte den „biedern Gruß" eines Freundes; die Offiziere, die ihren neuen Regimentschef mit einem Festgedicht empfangen, nennen sich seine „biederen Söhne", ja der alte Möllendorff machte es wie weiland Jan Sobieski, der sein ganzes Heer adelte, — und nannte die gesamte Nation „bieder". „Würdig" war nicht bloß Hulin allein, sondern jedermann aus dem Volke.

---

*) Clausewitz, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe. S. 424.

**) Es war dies sogar die in Privatkorrespondenzen gewöhnlich von ihm angewendete Form.

Es bestätigt sich hierin die alte Erfahrung, daß Menschen von Eigenschaften, die ihnen fehlen, am liebsten reden. Wohl kaum hat es jemals im deutschen Vaterlande eine leichtlebigere und frivolere Zeit gegeben, als die damalige.

Der Wohlstand wuchs dabei mühelos, die Lasten blieben die alten, der Wert des Daseins stieg, die Neigung, es zu genießen, pflanzte sich reißend fort. Die lebendige Geselligkeit erhielt eine gewisse Würze durch anregende neue Ideen, die, flüchtig erfaßt und flüchtig weiter gegeben, zur Unterhaltung dienten, nicht als befruchtender Tau auf das praktische Leben wirkten. Gesellschaftliche Politur, feine Lebensart, ein seichter Rationalismus standen im Flor, und man war sehr stolz auf diese unter der „Sonne der Aufklärung" keimenden Blüten.

Aus dem Kultus des Individuums, der Aufklärung, dem Sinn für Lebensgenuß keimte aber am Ende eine alles beherrschende Selbstsucht. Trotz des regen geselligen Treibens, der äußerlichen Annäherung der Stände ging der Gemeinsinn verloren und ebenso jede kernige, gesunde Leidenschaft, jede kräftige Einseitigkeit und warme Vaterlandsliebe. Der geistreichelnde Dilettantismus hatte die praktische Tüchtigkeit vernichtet. Man versteht den derben Marwitz, wenn er in jenen Tagen zornig poltert: „Jenes Pack, was man jetzt die Gebildeten nennt, taugt gar nichts und ist gar nicht zu gebrauchen."*)

Es konnte nicht ausbleiben, daß bei dieser Voranstellung des persönlichen Wohlergehens das Staatsinteresse in den Hintergrund trat. Zu Friedrichs Zeiten war ihm alles geopfert worden, jetzt geschah es umgekehrt. Der Staat wurde das Aschenbrödel, von dem jedermann Leistungen, Schutz nach außen, Sicherheit im Innern verlangte, ohne ihm dafür etwas gewähren zu wollen. —

Nie wird sich eine Armee dem Einflusse des Zeitgeistes ganz entziehen —, denn auch sie ist ein Kind ihrer Zeit. Unstreitig hat die materialistische Lebensanschauung der Aufklärungsperiode viel zur inneren Schwäche der preußischen Armee beigetragen, die sich in dem Zusammenbruch nach der Doppelschlacht kund tat.

Den Einfluß des Zeitgeistes abzuwehren, waren der Fleiß und die Strenge in Äußerlichkeiten, der Stampfschritt, das Drillen bis

*) Marwitz' Nachlaß, I, S. 161.

zum Mondschein,*) die klappernden Gewehrgriffe und die unendlichen Wiederholungen bei den Exerzitien, die man so lange trieb, bis alle Frische fort und der Stumpfsinn erzeugt war, nicht geeignet. Mit solchen äußerlichen Mitteln wird man niemals moralisch erhebend wirken und eine Armee auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit erhalten. Für gute Disziplin wurde das Aufgeben aller Selbständigkeit, die absolute Unterordnung des eigenen Willens unter den Wunsch der Höhergestellten, der Meinung unter die herrschende Strömung gehalten. Die außerordentliche Bevorzugung einzelner bei dem schlechten Avancement der Masse beförderte zugleich ein Strebertum, das verderblich wirkte.**)

---

4. Die Stellung der Armee im Staate.

Nirgends wurde dies fühlbarer, als in der Armee. Sie war sehr populär; denn sie kostete nicht viel und galt doch als die beste in Europa. So reichlich man ihr aber auch Weihrauch streute, war sie doch das Stiefkind des Vaterlandes und ihre Stellung vor 1806 trotz des äußeren Glanzes eine sehr gedrückte.

Das Wohlleben fand freilich auch im Offizierkorps Eingang. Es war aber durchaus nicht allgemein verbreitet. Die reichen Offiziere, welche Güter besaßen oder einkömmliche Stellungen erreicht hatten, genossen, wie alle Welt, was ihnen Gott beschieden hatte, und huldigten dem Grundsatze der Zeit, die gute Stunde nicht ungenützt verstreichen zu lassen. Sie nahmen teil an der regen Geselligkeit, lebten, eine „bande joyeuse“, wie sie Nostitz nennt,***) in der Hauptstadt dem Vergnügen oder suchten ihren Umgang in den höheren Regionen der Diplomaten, Gelehrten und vornehmen Dilettanten aller Art.

Die große Zahl der unbemittelten Offiziere lebte indessen kärglich und hatte Mühe durchzukommen. Der Junker machte mit dem

*) Malachowski, Erinnerungen aus dem alten Preußen. Leipzig 1897. S. 29.

**) Courbière, Geschichte der brandenburgisch-preußischen Heeresverfassung, Berlin 1852, leitet diese Einflüsse schon aus der Regierungszeit Friedrichs d. Gr. nach dem Hubertusburger Frieden her.

***) Aus Karl v. Nostitz' Leben und Briefwechsel. Dresden und Leipzig 1848. S. 39.

gemeinen Mann Menage und den Subalternoffizier hielt der Kompagniechef über Wasser. In den kleinen Garnisonen schloß jener sich wohl gar an Gevatter Schneider und Handschuhmacher an und versuchte sich, so gut er konnte, zu verbergen, um sein kümmerliches Dasein ungesehen zu fristen. Briefe jüngerer Offiziere aus dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts schildern eine erstaunliche Dürftigkeit und Spießbürgerlichkeit der Lebensweise. Lange Korrespondenzen handeln über ein Pferd von 50 Taler Wert, über ein ärmliches Feldgerät oder ähnliche Kleinigkeiten. Die Gehaltsaufbesserungen hatten bei der schnell fortschreitenden Teuerung keine nachhaltige Wirkung geübt. Bei dem gänzlich stockenden Avancement schwanden auch die Aussichten für die Zukunft. Das alles war nicht geeignet, Selbstvertrauen und Unternehmungslust zu fördern.

Die Gegensätze im Leben des Offizierkorps standen unvermittelt nebeneinander. „Schicke doch Haak her — hier hat er doch freien Tisch, der arme Teufel" — schrieb in jener Zeit ein Generalstabsoffizier an den anderen über den dritten.*)

Nur im Dienst, bei den Revuen und Manövern, bei gemeinsamen Festessen und Partien, bei denen die Kompagniechefs für die Subalternen bezahlten,**) war die Gleichheit und die Kameradschaftlichkeit äußerlich hergestellt, und die innere Verschiedenheit wurde von der Uniform verdeckt. Aber erschreckend trat sie wieder hervor, als der allgemeine Schiffbruch in den Unglückstagen die Bande lockerte. Ledeburs Erlebnisse***) aus der Kriegsgefangenschaft im Jahre 1806 lassen einen tiefen, wenig erfreulichen Einblick in die Verhältnisse tun. Da zeigte sich, daß die echte Kameradschaft, die Freud und Leid teilt, nicht mehr vorhanden war. Hatten die Hochgestellten und Reichen sich daheim um die Niedrigen und Armen nur wenig gekümmert, so machten es diese jetzt ebenso. Vor allem aber — ein charakteristisches Zeichen der Zeit — sorgte ein jeder für sich selbst.

Erst im allgemeinen Unglück lernte das preußische Volk sich wieder aneinander schließen, das Vaterland lieben, den Feind hassen

*) Kamptz an Knesebeck den 23. November 1805. Kriegsarchiv D. II, 72a.

**) Wienskowsky, Tagebuch. Kriegsarchiv D. II, 2.

***) Ledebur, Erlebnisse aus den Kriegsjahren 1806 und 1807. Berlin 1855. S. 30 ff.

und der gemeinsamen Sache ohne Rücksicht auf das persönliche Wohl anhangen. Da kehrte auch in das Offizierkorps die echte Kameradschaft zurück.

Nach außen hin wurde die Armee ängstlich gehütet, damit sie nur ja keinen Anlaß zur Unzufriedenheit gäbe. Die leitenden Kreise waren, so ruhig es im ganzen auch in Preußen aussah und ob auch die Treue der Armee nirgends wankte, nicht frei von geheimer Revolutionsfurcht.

Einmal über das andere wurden die Wachen und Posten ermahnt, bei Aufläufen „und in den Fällen überhaupt, wo Ordnung wieder herzustellen ihnen obliegt, mit Glimpf und Gelassenheit zu Werke zu gehen, und erst, wenn gelinde Mittel vergebens sind, mit mäßiger Strenge zu verfahren". Keinem Bürger sollte „zu wörtlichen oder gar tätlichen Beleidigungen oder gar Widersetzlichkeiten auf irgend eine Art und Weise Anlaß und Anreizung gegeben", der verhaftete Exzedent aber „schlechterdings nicht übel behandelt werden", vielmehr müßte ihm „gebührenderweise begegnet werden".*)

Recht bezeichnend für die damaligen Zustände sind die schon erwähnten Breslauer Vorgänge im April 1793.**) Ein ungarischer Schneidergeselle war wegen eines Verstoßes gegen die Zunftordnung nach Recht und Gesetz ausgewiesen worden. Die übrigen Herren Schneidergesellen vermerkten dies indessen übel, erregten, von anderen Gewerken unterstützt, Unruhen in der Stadt, zerstörten, ohne gehindert zu werden, das Haus des Polizeichefs, Geheimrat Werner, befreiten gewaltsam Verhaftete und verhöhnten die am Ende herbeigeholten Truppen im Vertrauen darauf, daß wie gewöhnlich Schonung geübt werden und das Militär sich „leidend" verhalten würde. Die Artilleristen wurden mit dem Spotte gereizt, daß ihre Geschütze mit Mondschein und Butter geladen seien, die Kavalleristen von der Menge zurückgedrängt. Schließlich mußte Feuer gegeben werden,

---

*) Kriegs-Ministerialarchiv. „Verordnungen aus der reponierten Registratur des vormaligen Infanterie-Regiments von Möllendorff de 28. Dezember 1786 ad 7. Dezember 1798."

Vgl. hierüber auch: Witzleben, Aus alten Parolebüchern der Berliner Garnison zur Zeit Friedrichs des Großen. Berlin 1851. S. 47 bis 50.

**) Siehe S. 262, 263 und 270.

um den Aufruhr nicht wachsen zu lassen; eine Anzahl Leute fiel, andere erlitten Verwundungen.

Der verhaßte Polizeichef wurde beseitigt, den Tumultuanten aber zugleich Straflosigkeit zugesichert; die Begräbnisse fanden unter Begleitung der Militärmusik statt. Um die Herren Gesellen mit Behörden und Militär zu versöhnen, mußte dann auf Befehl des Ministers Grafen Hoym der Kammerreferendarius Graf Kameke mit dem wieder zurückgeholten und durch einen Regimentsadjutanten feierlich geleiteten ungarischen Schneider vor allen Herbergen ein öffentliches Willkommen zutrinken.

Kein Wunder, daß sich die Exzesse nach drei Jahren wiederholten, daß man die alten Unruhestifter dabei wieder erkannte, und daß nun strenge Strafen nötig wurden.*)

Bei ähnlichen Exzessen in Berlin im Jahre 1795 wurde trotz mehrtägiger Dauer der Ruhestörung dem Militär der Gebrauch der Schußwaffe gegen die auf den Dächern sitzenden Aufrührer untersagt und dadurch natürlich der Übermut der letzteren gesteigert, so daß sich schließlich die Bürgerschaft erbot, der Sache ein Ende zu machen.**)

Wie strenge König Friedrich Wilhelm III. darauf hielt, daß auch der geringste Bürger nicht von Offizieren „brüskiert" werde, ist bekannt, weniger, daß eine förmliche Beaufsichtigung des Militärs selbst durch Zivilbehörden unterster Instanz ganz gebräuchlich war.

Daß Soldaten gezwungen wurden, sich von den Schankwirten, bei denen sie verkehrten, Atteste über ihre gute Aufführung zu holen, mag bei der Zusammensetzung des Mannschaftsstandes noch hingehen. Daß aber ganze Truppenteile, wie es beim Marsche 1805 geschah, sich von den Dorfschulzen Zeugnisse über ihr Wohlverhalten ausstellen lassen mußten, war eine um so unerhörtere Maßregel, als damals auch die Kompagniechefs durchweg schon ältere Leute von 25 oder 30 Jahren Dienstzeit waren.

Wie wenig Umstände hingegen die Zivilbehörden mit den Militärs machten, ist schon an einem Beispiel erläutert worden.***)

---

*) K. A. Menzel, Zwanzig Jahre Preußischer Geschichte, S. 419 ff.

**) Politisches Journal 1795, II, S. 579.

***) Siehe S. 303. 304.

Funk*) erzählt ferner in seinem Tagebuch aus jener Zeit:

„Sachsen hatte fast 30 Jahre Frieden und eine Verwaltung gehabt, bei welcher das Militär überall zurückgesetzt war; Amtmänner und Bürgermeister blickten stolz auf Stabsoffiziere herab, im Bewußtsein, daß diese in jedem Kollisionsfalle von allen Instanzen verdammt werden würden."

Was hier für Sachsen gesagt ist, gilt freilich nur in beschränkter Weise für Preußen. Auch hier aber hatte der Offizier bei einem Konflikt mit dem Bürger oder einer Zivilbehörde gegründete Aussicht, unter allen Umständen schlecht wegzukommen.

Diese Behauptung hat Widerspruch gefunden und wird ihn weiter finden. Allein wir besitzen einen klassischen Zeugen für ihre Richtigkeit in Scharnhorst, den niemand aristokratisch-militärischer Vorurteile zeihen wird.

Er schrieb dazumal:

„Die Bestrafungen haben in unseren Zeiten in den meisten Armeen (Deutschlands)**) eine besondere Wendung genommen. . . .

Wenn ein Offizier mit dem Bürger Streit bekömmt und nicht gleich nachgibt, wenn er gegen die Zivilobrigkeit einen kleinen Fehler macht, wenn er einmal mit den Studenten sich schlägt, mit einem Worte, wenn er einmal von der angeborenen und ihm zum Soldaten unentbehrlichen Heftigkeit des Temperaments sich etwas merken läßt, so wird er weit stärker als der Bürger bei gleichem Vergehen bestraft."***) . . .

In den Schilderungen von den schnöden Übergriffen und Ausschreitungen des junkerlichen Offizierübermuts spielen die säbel-

*) Der schon früher (siehe S. 185) erwähnte sächsische Generalleutnant, 1806 Major und erster Adjutant des die sächsischen Truppen kommandierenden Generals v. Zezschwitz, und ein Mann, welcher „durch kluge Benutzung der Umstände eine, seine eigentliche Stellung weit überragende Rolle in der Geschichte seines Vaterlandes gespielt und in seinen Memoiren ein reichhaltiges Material über die hervorragenden Persönlichkeiten und die damaligen Verhältnisse hinterlassen hat." (Montbé, Die Chursächsischen Truppen im Feldzuge 1806, I, S. 87.)

**) Als Gegensatz ist Frankreich angeführt.

***) Kriegsarchiv D. I, 117. Scharnhorst, „Über die Französische Nation".

schleifenden Gendarmen vor dem französischen Gesandtschaftshotel und die historisch gewordene Sommerschlittenfahrt eine Hauptrolle.

Beide werden noch heute gar oft angeführt. Jenen ist das jüngst sogar im Deutschen Reichstage widerfahren. Dennoch fehlt gerade für diese Szene eine Beglaubigung aus erster Hand.*) Es scheint sich lediglich um eine Legendenbildung zu handeln, die auf Napoleons 22. Bulletin von 1806 zurückzuführen ist.

Von der Sommerschlittenfahrt hat uns Nostitz einen treuherzigen Bericht erhalten, der die Sache in mildem Lichte erscheinen läßt. Der Streich entstand aus einem Gespräch im Kameradenkreise, das von alten Zeiten und ihren Tollheiten handelte. „Man müßte mal wieder so einen Spaß machen!" hieß es da, und gesagt — getan. Nostitz nahm die Anwesenden beim Wort, und auf Vorschlag eines Rittmeisters v. Koenigseck wurde beschlossen, ein pathetisches Drama von Zacharias Werner, „Die Weihe der Kraft", darin Dr. Luther und Katharina v. Bora auftreten, durch einen Mummenschanz à la Kölner Karneval zu persiflieren. Nach einigen Tagen ging das Spektakelstück, ein ganz stattlicher Maskenaufzug, zum großen Ergötzen der Berliner durch die Straßen der Stadt.

Keinem der Teilnehmer ist dabei eine Verhöhnung der Religion eingefallen, und wenn man die damaligen Verhältnisse Berlins, die Ungebundenheit der Zeit und das häufigere Vorkommen solcher Scherze in Betracht zieht, so kann man in der Tat wohl sagen, daß kein Anlaß vorlag, den Vorfall zu einem großen Ereignis aufzubauschen.

Auch diesmal war es nicht die Militärbehörde, welche die üble Wendung herbeiführte, sondern die Zivilautorität. Möllendorff sandte zwar Husaren und Polizisten hinterdrein, um den Maskenzug aufzuhalten, aber diese konnten bei der Menge der Zuschauer nichts weiter tun, als dem Zuge Platz machen.

Erst der Einfluß des Kabinettsrats Beyme war es, der mehrere Tage hinterdrein die strenge Bestrafung veranlaßte.

*) Nostitz erzählt nichts davon, ebenso wenig: Gubitz (Erlebnisse), George (Erinnerungen, oder Gemälde von Berlin im Winter 1806/7). Gräfin Schwerin (Romberg: Sophie Schwerin) sagt S. 154: „Ich gehöre gar nicht zu denen, welche eine unerläßliche Notwendigkeit darin finden, daß Gott Preußen vernichten mußte, weil einige junge Offiziere ihre Degen unter des französischen Gesandten Fenster gewetzt haben sollten."

Die Klagen über den unerträglichen Offiziersübermut sind indessen zu allgemein, als daß man sie für gänzlich unberechtigt halten dürfte. Auswüchse im Verhalten der Offiziere waren bei dem Bildungsstandpunkte vieler von ihnen*) sehr natürlich. Aber die Beschwerden beziehen sich einerseits auf einen kleinen, vom Glück besonders reichlich bedachten Bruchteil der Gemeinschaft;**) anderseits mag sich bei den ärmeren Offizieren gelegentlich aus dem Gefühle der gedrückten sozialen und dienstlichen Stellung heraus eine Reaktion geltend gemacht haben. Der Kastenstolz wurde dann um so verletzender hervorgekehrt. Doch ohne Zweifel sind solche Ausschreitungen nicht derart verbreitet gewesen, daß sie die soldatische Leistungsfähigkeit der Gesamtheit beeinträchtigt oder gar des Himmels Strafgericht zu einer historischen Notwendigkeit gemacht hätten.

Während der Bürger es seit Friedrichs des Großen Zeiten für selbstverständlich ansah, daß die Armee ihn in Kriegsfällen vor jeglichem Schaden und Nachteil sicherstellen müsse, hatte im Gegensatze dazu die Staatsautorität das Bewußtsein verloren, daß es ihr gutes Recht sei, in Privatverhältnisse einzugreifen, wo es das gemeinsame Interesse forderte, vollkommen verloren.

Scharnhorsts Klagen hierüber haben schon früher ihre Erwähnung gefunden.***) Eine sei noch hinzugefügt.

„Bei Menin", — so berichtet er†) — „wo man Jahre lang den Feind immer vor Augen hatte, wo man zweimal von ihm mit großem Verlust vertrieben wurde, wo man fast alle Morgen mit ihm im Feuer war, durfte man dennoch nicht einmal eine Schanze an einem vorteilhaften Ort bauen, ehe bis der Eigentümer einer dort stehenden Windmühle seine Einwilligung zum Abreißen der Mühle gegen Entschädigung gab; man kann denken, daß hierzu eine Unterhandlung von mehreren Monaten erfordert wurde."

---

*) Siehe S. 133.

**) Diesem Bruchteil fallen auch die „kannibalischen Orgien" in den Winterquartieren von 1805 zur Last, von denen Nostitz erzählt. (Leben und Briefwechsel, S. 67.)

***) Siehe S. 229 und 230.

†) Neues militärisches Journal, VIII, S. 45.

Ähnliches kam überall vor. Der Kurfürst von Köln behandelte die Alliierten 1792 genau so.

Mußte doch sogar Gewalt angewendet werden, um die Verwundeten in Privathäusern unterzubringen oder Fuhren zu ihrem Transport zu beschaffen.

„In Frankreich bot die Zivildirektion dem Militär immer die Hand, während in Deutschland der Geist, der sowohl bei den Regierungen als dem Volke herrschend war, im ganzen wie im einzelnen der Kriegsmacht Hindernisse in den Weg legte." So faßt Scharnhorst sein Urteil zusammen*) und fügt hinzu: „Man hat deswegen nicht ohne Grund gesagt: daß die Franzosen bei einer republikanischen Verfassung monarchisch, und die verbundenen Mächte bei einer monarchischen Verfassung republikanisch regiert wurden."**)

Unglaublich hilflos war durch diese Zaghaftigkeit die Armee gerade im eigenen oder befreundeten Lande geworden.***) Sonst wäre es auch nicht möglich gewesen, daß sie inmitten einer fruchtbaren Gegend im Jahre 1806 durch den Hunger fast aufgelöst wurde.

Quartierverweigerungen waren während des Koalitionskrieges überall vorgekommen. 1805 begannen die Preußen wenigstens mit der Verpflegung durch die Wirte gegen eine unter damaligen Verhältnissen sehr gute Bezahlung,†) ein Mittel, das der große König wiederholt angewendet hatte. An Schwierigkeiten fehlte es trotz-

*) Neues militärisches Journal, S. 43 und 45.

**) Neues militärisches Journal, VIII, S. 48. Beziehen sich Scharnhorsts Ausführungen auch nicht direkt auf Preußen, so beweisen doch die Vorgänge des unglücklichen Krieges, daß es hier ganz ähnlich stand.

***) Diese gedrückte Lage der Armee im Staate und bürgerlichen Leben ist es auch wohl, welche Metternichs abfälliges Urteil von 1804 hervorrief:

»On peut assurer avec certitude que l'état militaire est tellement déchu de son ancienne hauteur et a tant perdu de sa considération, que la première guerre, dans laquelle la Prusse se trouverait entrainée, peut-être malgré elle, lui prouverait qu'elle a reculé d'autant que ses voisins ont acquis et de force réelle et d'expérience.« (Adolf Beer, Zehn Jahre Österreichischer Politik, 1801 bis 1810. Leipzig 1877, I. Buch, S. 110.)

†) Vier gute Groschen für den Mann. Montbé, I, S. 38. Sehr hohe Beträge zahlten die Russen 1805 in Hannover, nämlich für den Mann 8 Groschen, für ein Pferd gar 20, für einen Wagen 8 Thlr. (Kriegsarchiv D. II, 25.)

dem auch 1805 nicht. Während die Kompagnien sich von den Dorfschulzen Zeugnisse über ihr gutes Betragen holten, verweigerten diese dem gegen den Feind des Vaterlandes marschierenden Heere nicht nur die Fuhren zum Furageholen, sondern sogar die Benutzung der Häckselmaschinen zum Häckselschneiden.*) Der Kurfürst von Hessen erklärte 1805 ein Kommando von 70 Pferden, das Fürst Hohenlohe nach Vach schicken wollte, als eine Last für die hessischen Lande. Mecklenburg lehnte 1806, trotz der Zusicherung von späterer Bezahlung, jede Hilfeleistung für die Verpflegung der preußischen Truppen ab.

Bekannt ist, wie sehr die Armeeabteilung des Fürsten Hohenlohe nach den Gefechten von Schleiz und Saalfeld an allem Mangel litt. „Die ganze Not wäre indessen nicht vorhanden gewesen, wenn man sich hätte entschließen können, zuzugreifen, wo man Lebensmittel fand", — sagt Höpfner darüber**) — „aber obgleich die Pferde keinen Hafer hatten und man in Jena auf der Ratskammer einen ziemlichen Vorrat fand, wurde doch erst in Weimar angefragt, ob man sich desselben gegen Bezahlung bemächtigen könne, und bis zur Antwort war die Möglichkeit der Benutzung verloren gegangen."

Weiter:

„Zwischen Weimar und dem Lagerplatz befand sich ein großer Vorrat trockenen Holzes, doch nahm man ihn nicht in Beschlag, sondern ließ die Truppen in der Nacht zum 12. frieren und am 12. ohne Kochholz. Erst am Abend des 12. hielt man es für notwendig, jenen Vorrat anzugreifen, als die Truppen anfingen, im Webicht die Bäume zu fällen."

Selbst bei Auerstedt wagten die Führer der hungernden Hauptarmee nichts zu requirieren. Erst als die gemeinen Soldaten, die leichter mit den gegebenen Verhältnissen fertig wurden und eher einmal einen kühnen Griff wagten als die Offiziere, Hammel, Hühner, Kälber und allerlei Lebensmittel aus dem Orte heranschleppten, ließ man die Selbsthilfe gewähren. Zuletzt erst entschlossen sich die Offiziere, an der Mahlzeit teilzunehmen. „Die alten Herren zierten sich anfangs, allein der gerade nicht unappetitliche Geruch und der Hunger überwogen endlich jedwede Bedenklichkeit."***)

*) Wienskowsky, Tagebuch. Kriegsarchiv D. II, 2.
**) Der Krieg von 1806 und 1807, I, S. 320.
***) v. Bechelde, Aus dem Tagebuche des Generals v. Wachholtz, S. 117.

Clausewitz erzählt als Augenzeuge*) eine noch seltsamere Szene. Als am 16. Oktober, nachdem die Mannschaften schon den 14. und 15. über nichts genossen hatten, die vollkommen ausgehungerten Truppen bei Greußen ankamen, schickte Prinz August von Preußen nach dem nahe gelegenen Dorfe, um einige Lebensmittel für seine Grenadiere zu holen. Die Bauern weigerten sich, etwas herzugeben; das lag ganz im Stile der Zeit. Es mußte Gewalt angewendet werden, und darüber entstand ein Zetergeschrei. Da ließ denn der alte Major v. Rabiel von der Garde Clausewitz, der des Prinzen Adjutant war, rufen, „war ganz entrüstet über den Vorfall und bat ihn dringend, dem Prinzen vorzustellen, daß ein solches Raubsystem in der preußischen Armee nicht herkömmlich und dem Geiste derselben zuwider sei".

General Kalckreuth hatte dafür abends zuvor in Sömmerda, wo man schon sehr ermüdet eintraf, befohlen: „Es soll den Truppen Brot gegeben werden, und wenn kein Brot da ist, soll ihnen der Brotgroschen gegeben werden." Da an Brotwagen nicht zu denken war, aber ebensowenig an Geld, bemerkte Prinz August ganz richtig, daß das soviel bedeute, als: „Gebt den Leuten Geld, was ihr nicht habt, damit sie Brot kaufen können, wo keines zu kaufen ist."**)

Nur einige der jüngeren Führer dachten daran, sich des alten Kriegsrechts zu bedienen, das schon Moses eingeführt, als er seine Kundschafter nach Kanaan schickte und ihnen die Verpflegungsinstruktion mitgab: „Seid getrost und nehmet die Früchte des Landes."***)

Größere Abteilungen von verzettelten Truppen wagten es nicht, Unterhalt zu verlangen, die Kassen mit Beschlag zu belegen und so vor dem Feinde zu retten, oder überhaupt irgend etwas zu tun, was in behördliche oder bürgerliche Rechte eingriff. Einen interessanten Fall dieser Art erzählt Ledebur, der nach der Kapitulation von Ratkau einen General mit vier Dragoner-Eskadrons antraf, inmitten des preußisch gewordenen hannoverschen Gebiets, im reichen Orte, weit und breit keinen Feind vor sich, der aber, statt einen kühnen Streifzug zu unternehmen, nur zu klagen wußte, daß

*) Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Heft 10. S. 538 Anmerkung.

**) Ebenda.

***) 4. Buch Mose 13, 21.

er die Bagage verloren habe, daß die Offiziere ohne Kleidung, die Leute ohne Löhnung und ohne Nahrung seien.

Der Magistrat aber beeilte sich dafür, die Aufforderung an ihn zu richten, er möge sich entfernen, um die Stadt nicht in Ungelegenheiten zu bringen.*)

Soweit war es gekommen bei der Einengung des Heeres durch Rücksichten auf bürgerliche Verhältnisse.

Freilich erfreuten sich die Spitzen desselben, Braunschweig, Möllendorff, Kalckreuth usw., vor dem Unglück auch der höchsten Popularität. Der Nachteil traf die Truppen. Sie mußten schließlich nach Bülows zornerfülltem Wort „in einen furchtsamen Spießbürgerhaufen ausarten", wobei das furchtsam nicht in Furcht vor dem Feinde, wohl aber in Furcht vor Konflikten, öffentlichem Anstoß, Strafe und Verfolgung zu übersetzen ist.

Es gab Ausnahmen. Die wackere Teilnahme der Bürgerschaft an der Vaterlandsverteidigung bewies in einzelnen Fällen, daß der alte treue preußische Sinn nicht ganz erstorben sei. Vielleicht hätte es nur einer kräftigen Anregung bedurft, ihn schnell wieder zu wecken. Aber im Augenblick herrschte die Stimmung, die Clausewitz durch eine Anekdote treffend illustriert hat.**) Die Kriegführung galt eben für eine Sache des Königs und der Armee, nicht für die des Volkes, und dieses hielt dafür, daß der Streit es im Grunde genommen nichts anginge. Erst als der Kampf hartnäckig wurde und

---

*) Ledebur, Erlebnisse aus den Kriegsjahren von 1806 bis 1807. Berlin 1855. S. 149. Es handelt sich um General v. Pelet in Lüneburg. (Vgl. Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807, II, 306, 307.) Als Leutnant v. Sohr eine schwache französische Abteilung aus Posen verjagen wollte, um Remonten zur Armee zu bringen, ließ ihn der Kammerpräsident v. Keller „um alles in der Welt" bitten, keine Feindseligkeiten in der Stadt anzufangen, „da solche es sonst würde entgelten müssen". (Großer Generalstab, Kriegsgesch. Abt. II. Urkundliche Beiträge, 6. Heft. Jany, Der Preußische Kavalleriedienst von 1806. S. 104.)

**) „Auf dieser Reise (Clausewitz fuhr in französischer Begleitung mit dem bei Prenzlau gefangenen Prinzen August nach Berlin) trafen wir des Morgens in Oranienburg ein, wo die Postmeisterin, die den Prinzen nicht kannte, frug, ob es denn wahr sei, daß alle Garde gefangen. Als der Prinz nichts als einen finsteren Blick darauf erwiderte, rief sie aus: »Ach Gott, wenn doch nur alle erst gefangen wären, damit es ein Ende hätte!« Der Verfasser führt diesen Zug hier an, weil er den Geist und die Stimmung des Volkes bezeichnet." (Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe. Anlage S. 547.)

mit dem bittersten Ernste in alle Privatverhältnisse eingriff, erst als die Franzosen schonungslos nahmen, was sie für Kriegszwecke brauchten, wo sie es fanden, erst da erwachten die Teilnahme, der Unwille und endlich auch das nationale Bewußtsein.

---

5. Die entartete Auffassung vom Kriege.

Besonders unheilvoll wirkte neben der Zaghaftigkeit im Gebrauch der vorhandenen Mittel die geistreich-dilettantenhafte Auffassung von der Kriegführung, die gerade die begabtesten Köpfe ergriffen hatte. Ihr erschien der Krieg wie ein Spiel, bei dem man mehr oder weniger Kunst, Methode und Wissen zu entfalten vermochte und wobei es mehr auf das Denken als auf das Schlagen ankam. Der Grundfehler dieser Auffassung war der, daß ihr der bittere Ernst fehlte und daß sie aller gesunden soldatischen Leidenschaft bar war. Sie hat auch die Krankheit der Kräftezersplitterung, die Umständlichkeit in den Heeresbewegungen, die Langsamkeit und noch vieles andere verschuldet.

Aus dieser Auffassung erklären sich zum größten Teile die sonst unverständlichen Festungskapitulationen.*) Man darf dabei weder an persönliche Feigheit noch an Verrat der Kommandanten denken. Den General v. Kleist, der dem Feinde die Tore von Magdeburg öffnete, schildert Clausewitz „als eine der besten militärischen Figuren der damaligen Zeit", die ein schöneres Loos verdient hätte. „Er hatte einen gewandten, nicht ungebildeten Verstand, war ein derber, tüchtiger Soldat, im Gefecht von einer glänzenden Ruhe." Sein Fehler war der Fehler von vielen — eine weltmännische, diplomatische Ansicht vom Kriege. Die Partie war nach der Doppelschlacht vom 14. Oktober, besonders aber nach der Kapitulation von Prenzlau, verloren; das verhängnisvolle Wort „umsonst" lähmte jeden Gedanken an mannhafte Fortsetzung des Kampfes — ein einsichtsvoller General konnte nichts Besseres tun, als jeder unnützen Vermehrung der Leiden des Landes vorbeugen. So urteilte man. Die schlichte Empfindung, daß sich um König und Vaterland ver-

---

*) Welche freilich durch diese Erklärung nichts an ihrer Verwerflichkeit und Schimpflichkeit verlieren.

dient macht, wer den Widerstand verlängert, sei es auch im letzten Grenzdorfe mit einer Hand voll Leuten und ohne alle Aussicht auf Erfolg, war von der „Aufklärung" längst ertötet.*)

Sehr treffend hat eine bissige, 1807 erschienene Knittelversposse diese Auffassung in den Worten des auf die Bretter tretenden Feldmarschalls gegeißelt, der zu seinem Könige spricht:

Sonst freilich war, fürs Land und für die Majestät,
In deren Dienst man focht, das Leben zu verlieren,
Des Helden höchster Ruhm; doch seit Humanität,
Philosophie die Welt, die Menschen kultivieren,
Heißt fechten auf den Tod, „den Mord organisieren".
So schont die Aufklärung sogar des Feindes Blut;
Was kann humaner sein? und größer, traun! der Mut,
Sich mit des Lebens Lust der Mitwelt Spott erwerben,
Als für der Nachwelt Ruhm den Tod des Helden sterben.
Des größern Mutes voll, ergab sich die Armee,**)
. . . .

Die kaltsinnige, klügelnde, alles Enthusiasmus und zugleich aller Einfachheit entkleidete Lehre von der Kriegführung, welche sich die Epigonen Friedrichs zurechtlegten, hat viel gesündigt. Aber auch sie sproßte doch erst auf dem Boden, der durch den Geist der Zeit für solche Saat empfänglich gemacht worden war.

6. Das Ausbleiben der Armeereform.

Es gab überhaupt nur Eines, das den üblen Einwirkungen der Zeit vorbeugen und die Armee vor der Niederlage bewahren konnte, das war eine allgemeine Heeresreform, die auf die praktische Verwertung der gesamten Volkskraft für den Kriegsdienst hinauslief.

Der Gedanke dieser Verwertung war ein Kind der Revolution.

*) Ich kann es hier nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, ein wie großes Unrecht deutsche Schriftsteller begehen, welche die Verlängerung des Widerstandes durch die französische Nationalregierung nach der Kapitulation von Sedan als etwas Unsinniges, als eine Art Verbrechen gegen das Land darstellen. Es liegt darin eine indirekte, höchst verderbliche Lehre für das eigene Volk, welche auf Umwegen zu der Charakterlosigkeit der Zeit zurückführt, von der hier oben die Rede ist.

**) Minerva 1807, I, S. 554.

Er konnte aber schon damals, wie es später geschah, gut monarchisch werden, wenn sich die Monarchie kräftig seiner annahm. Zudem war er, der Theorie nach, wie bekannt, auch ein altpreußischer.

Wie kam es nun, daß die ernste Reform der Wehrverfassung dennoch ausblieb?

Es hat in unserem Heere von alters her nur e i n e n berufenen Reformator gegeben — den Königlichen Kriegsherrn.

König Friedrich Wilhelms II. Regierung war politisch zu bewegt gewesen und auch zu kurz, um eine große Reform in Ruhe durchzuführen. Während der ersten Jahre von König Friedrich Wilhelms III. Regiment war die Gelegenheit am günstigsten. Alle leitenden Gedanken der späteren Umgestaltung waren schon vorhanden und in Denkschriften niedergelegt. Nationale Ergänzung des Heeres durch Anbahnung der allgemeinen Wehrpflicht, Entlassung der Ausländer, Herabminderung der Dienstzeit, Hebung des Offizierstandes, seine Verjüngung und Homogenität, rückhaltlose Öffnung seiner Reihen für das bürgerliche Element, bessere Besoldung und Versorgung, Hebung der sozialen Stellung im Staate, Änderung der Fechtweise, Einschränkung der Beurlaubungen, Vorbereitung von Volksaufgeboten, Abschaffung der verderblichen Kompagniewirtschaft usw. hatten wiederholte und lebhafte Erörterung gefunden.

Und der König liebte sein Heer; er beschäftigte sich gern mit dessen Angelegenheiten. „Ich bin der Chef der Armee und als solcher dem Staate für ihre Tüchtigkeit verantwortlich" — sind seine eigenen Worte.*) Aber er dachte sich seine Rolle als diejenige des Erhalters, nicht als die eines Neuerers. Wo sich Schäden zeigten, sollten sie beseitigt werden, damit die Armee im alten, trefflichen Zustande blieb und er sie womöglich auch in demselben seinem Nachfolger übergeben könne. Jede Beeinträchtigung dieses Zustandes war ihm unlieb. Das Gefühl, daß die Armee nicht bloß ein glänzendes Attribut der Staatsgewalt, sondern ein Instrument der Politik und unter Umständen dazu da sei, sich im Dienste des Vaterlandes rücksichtslos zu verbrauchen, lag ihm fern. Mehrfach hat er seine Unzufriedenheit über große Verluste zu erkennen gegeben, die seine Truppen ehren-

*) Malachowski, Erinnerungen aus dem alten Preußen, S. 184.

voll vor dem Feinde erlitten hatten.*) Die Zerstörung war ihm an und für sich zuwider.

Über eine solche Grundstimmung hätte dem Könige nur die Überzeugung hinweghelfen können, daß ein großer Entscheidungskampf gegen Frankreich bevorstehe, den er vorbereiten müsse. Diesen aber wollte er ja überhaupt nicht, wenn er ihn auch einmal selbst vorausgesagt hatte.**) Er hoffte wohl im stillen, bis ans Lebensende in Ruhe an der Vervollkommnung und Verschönerung des Heeres arbeiten zu können.

Von der zwingenden geschichtlichen Notwendigkeit einer allgemeinen Umgestaltung war er nicht hinreichend durchdrungen.

Nun muß man zugeben, daß die Reform unzweifelhaft auch sehr schwer war und ohne ernste Erschütterung der bestehenden Staatsverwaltung nicht abgehen konnte. In dem alten Heerwesen war alles, „Hohes und Niedriges, Bedeutendes und Geringes durcheinander bedingt: fast wie in dem Baue der römischen Kirche, wo demjenigen, der sich unterfängt, auch nur einen Stein zu lockern, das Ganze zusammenbricht."***)

Das durchschaute der König ohne Frage vollkommen. Sein nordischer kalter Zweiflersinn, „der den Unternehmungsgeist untergräbt, den Enthusiasmus befeindet und alles Hervorbringen erschwert",†) ließ ihn in den ihm gemachten Vorschlägen leicht die Mängel erkennen, die Konsequenzen, welche sie für das Staatsganze nach sich ziehen würden, und er schreckte zurück. Vergeblich suchte er nach dem Vollkommenen, das allen Anforderungen genügte und sich ohne Schwierigkeit ausführen ließ.

Zumal strebte sein landesväterliches Herz nach einem Mittel, den Bedürfnissen des Heeres gerecht zu werden, ohne dem Lande neue

---

*) So noch 1813. „Am anderen Morgen (nach der Schlacht bei Kulm) besichtigte uns (die Reserve-Kavallerie des Korps Kleist) der König; er fand unsere Eskadrons gelichtet, und nicht ganz zufrieden äußerte er zum Oberst Mutius (dem Kommandeur der Reserve-Kavallerie): „Sie haben gestern noch viel verloren. Es wäre wohl eigentlich nicht nötig gewesen, sie (die Franzosen) hätten sich auch so ergeben müssen. Ihre Bravour ist bekannt; es hätte dafür nicht eines neuen Beweises bedurft." (Malachowski, Erinnerungen, S. 87.)

**) Siehe S. 277.

***) Max Lehmann, Scharnhorst, II, S. 149.

†) Clausewitz, Nachrichten, S. 422.

Lasten aufzulegen und seine Unzufriedenheit zu erregen — dies Mittel aber gab es nicht. Es war eine unlösbare Aufgabe, zumal in einer Zeit des allgemeinen Egoismus, die über jedes aufgehobene Privilegium, jeden mehr verlangten Taler laute Klage erhob.

Zur Vermehrung der Landeslasten hätte auch die Mitwirkung der Stände gehört, und Friedrich Wilhelm scheute deren Einberufung. Sie hätte eine Beschränkung des Absolutismus bedeutet, und vielleicht wäre es damit nicht abgetan gewesen. Einige Unzufriedenheit mit der Bevormundung von oben her machte sich auch in Preußen fühlbar, und die Erinnerung an die Vorgänge von 1789 in Frankreich lag nahe. Solche Gefahren über das eigene Vaterland heraufzubeschwören, mag ihm als ein Frevel erschienen sein.

Des Königs Abneigung gegen eigene Verantwortung*) ließ ihn außerdem zu dem bedenklichen Mittel greifen, die Entscheidung über das Schicksal des Reformwerkes an Kommissionen zu übertragen. Diese werden nicht ganz entbehrt werden können. Sie sind nötig, um die Reibungen festzustellen, welche bei Neuerungen in der Staatsmaschine notwendigerweise entstehen müssen. Nur Männer der Routine vermögen diese gründlich zu beurteilen. Ihre Teilnahme ist deshalb unerläßlich. Sie werden aber mit dem Herzen schon aus Gewohnheit immer am Alten hängen und das Neue nur unwillig aufnehmen. Sie dürfen also nicht über die Grundzüge entscheiden, sondern nur über die Art der Ausführung, wenn jene durch den Willen des Reformators schon festgestellt sind. Das geschah leider nicht, und unter der Fülle der Kommissionsbedenken versandeten früher oder später alle Entwürfe. Friedrich Wilhelm III. hatte bei seiner Genauigkeit und Pünktlichkeit eine große Achtung vor den erfahrenen Technikern und Theoretikern des militärischen Dienstes. Sie saßen in der Immediat-Kommission und im Oberkriegs-Kollegium und haben mehr Schuld am Untergange der alten Armee, als die Junker und Säbelrasseler.

Zu wirksamen Reformen gehört eine frische Einseitigkeit; denn es handelt sich immer um menschliche Einrichtungen, die unvollkommen sind, wie alles Irdische. Es gilt dabei nicht einem Ideal nachzujagen, sondern sich zur rechten Zeit für das minder Unvoll-

---

*) Vgl. die Charakterschilderung Friedrich Wilhelms III., S. 252 ff.

kommene zu entscheiden, um es so auszubilden, daß es dem Unvollkommeneren überlegen wird.

Daran fehlte es dem Könige völlig. Niemand wird mit Friedrich Wilhelm III. hadern, weil dieselben Eigenschaften seines Charakters, die den Staat 1806 an den Rand des Abgrundes führten, ihn zweimal, nämlich 1809 und 1812, retteten. Er allein führte ihn über diese Krisen hinweg, und ihm ist es zu verdanken, daß Preußen das große Vergeltungsjahr von 1813 überhaupt noch erlebte. Die ritterlichen Gemüter, die das Ende mit Schrecken dem Schrecken ohne Ende vorziehen wollten, hätten es, aller Wahrscheinlichkeit nach, vorher ins Verderben gestürzt. Aber es ist nicht zu bestreiten, daß des Königs Natur das Haupthindernis für die Reform vor der Katastrophe gewesen ist, nicht deren materielle Unausführbarkeit.

Nun hatte er noch das Unglück, daß seine vornehmsten Berater, der Herzog von Braunschweig, Möllendorff, Courbière, Rüchel usw., mit allen Fasern ihres Herzens an dem Staats- und Heerwesen Friedrich des Großen hingen, also keine energischen Anhänger einer radikalen Reform sein konnten.

Am ehesten hätte der Herzog von Braunschweig die Macht und den Einfluß gehabt, sie selbst gegen die geheime Neigung des Königs durchzusetzen. Ihm fehlte es aber an Mut und Ehrgeiz dazu. Er überschlug sich förmlich in Vorsicht. Ihn trifft auch für das Ausbleiben der Reform eine schwere Verantwortung. Den übrigen Männern von ähnlicher Stellung gebrach es an der notwendigen Einsicht.

Auch war die Kabinettsregierung zur Durchführung reformatorischer Gedanken ganz ungeeignet. Ein Generaladjutant hatte des Königs Ideen ins praktische Staatsleben überzuführen. Dazu aber reichte sein Einfluß nach außen nicht hin. Er griff mehr negativ in die Maschine ein, „wie der Pendel an der Uhr". Hätte der König sich einen Kriegsminister von Erfahrung, Talent und der nötigen Machtvollkommenheit gewählt, so hätte dieser, bei dauernder Mitarbeit, den Entwürfen des Monarchen eine festere Gestalt geben können. Er würde durch die Übernahme der Verantwortung auf der einen, durch die Sicherheit des Auftretens auf der anderen Seite Friedrich Wilhelm in seinem Vorhaben haben kräftigen und ihm den Entschluß zur Durchführung geben können.

Endlich kamen die blutleere Objektivität der Zeit und der Opportunismus dazu, um den vollen Ernst der Lage und die Notwendigkeit der Reform zu verschleiern.

Die Freiheit, welche scheinbar in Wort und Schrift herrschte, reichte nicht weit und war nicht ernsthaft zu nehmen. Sie bestand hauptsächlich in einer Koketterie mit aufgeklärten, fortschrittlichen, selbst revolutionären Tendenzen, die zum guten Ton der höheren Gesellschaft, selbst in militärischen Kreisen, gehörte.

Verfolgt man die Vorlesungen, Denkschriften, Untersuchungen, so findet man, daß die meisten, nach einem großen Aufwande von philosophischem Freimut, von unerschrockener Wahrheitsliebe, mit unendlichen Windungen taktvoll auf die Schlußfolgerung hinauslenkten, daß das Bestehende im Grunde genommen das Beste und die preußische Armee die vortrefflichste von allen sei. Wo sich jemand herausnahm, offen einen Tadel auszusprechen, wurde er, wenn er nicht gerade mißliebiges Aufsehen erregte, zwar nicht gemaßregelt — denn dazu war man zu human und aufgeklärt —, aber die Menge der Einsichtsvollen und Objektiven fiel sogleich über ihn her. Wer es gar so ernsthaft meinte, daß sich Schärfe und Bitterkeit in seine Sprache mischten, dem erging es wie Heinrich Dietrich v. Bülow.

Die meisten Untersuchungen befleißigten sich einer milden Unparteilichkeit, welche schließlich zur völligen Farblosigkeit führte. Vorteile und Nachteile wurden so sorgsam und mit derselben Liebe abgewogen, daß man schließlich zweifelt, welcher Meinung der Verfasser sei.

Über diese Art von Objektivität ging die Aufrichtigkeit, ging der frische praktische Untersuchungsgeist, der allein fruchtbar ist, verloren. So sehr man seinen Freimut betonte, hielt man doch vorsichtig mit der wahren Meinung hinter dem Berge.

Es ist lebhaft zu bedauern, daß der Inhalt von Blüchers „Gedanken über Organisierung einer preußischen Nationalarmee" nicht bekannt ist; vielleicht hat wenigstens er sich kräftig und mit gebührender Leidenschaft ausgesprochen. —

Die Armee blieb weiterhin gleich einer altererbten Familienwaffe bestehen, welche sorgsam bewahrt wurde, der man eine Wunderwirkung nachsagte und die man eifrig rühmte, damit kein Zweifel an ihrer Schärfe aufkomme. Im Frühling und im Herbst holte man

sie hervor, putzte, rieb und säuberte sie mit Fleiß, und wenn sie hell in der Sonne strahlte, stellte man sie zufrieden an ihren Ort und erklärte, sie sei noch immer die beste von der Welt. Eine gründliche Untersuchung wäre nicht nötig, sie würde wohl gar nur schaden, da das Meisterwerk bei der Handhabung und Bearbeitung durch einen ungeschickten Waffenschmied leicht verdorben werden könne. Man ging mit ihr um, wie Don Quixote mit seinem Helme.

Es wurde übersehen, daß jede Heeresverfassung mit den Mitteln, Gewohnheiten und Anschauungen eines bestimmten Zeitalters zusammenhängt und daß auch die beste dieses nicht zu überdauern vermag. Nur dadurch, daß man das Bestehende weiter entwickelt und mit den Lebensbedingungen der Gegenwart in Einklang bringt, erhält man es. Auch um ihrer belebenden Kraft willen sind die Reformen von Nutzen. Eine nicht geringe Triebfeder liegt allein im Reiz der Neuheit, weil die menschliche Natur einen tiefen inneren Zug nach Veränderung in sich trägt. Schon darum sind periodische Reformen nötig. Hat Napoleon gesagt, daß man alle zehn Jahre seine Taktik ändern müsse, so darf man vielleicht mit gleichem Recht hinzufügen: „und die Heeresverfassung alle dreißig, vierzig oder fünfzig Jahre".

Doch das blieb der Zeit vor Jena verschlossen.

---

7. Die Schuld der Armee.

Man sagt gewöhnlich, der Geist des großen Königs habe nicht mehr im Heere von 1806 gewohnt, doch ist zu erklären, wie das verstanden werden muß.

Friedrichs Kriegsgenie hatte die Seinen mit unüberwindlichem Vertrauen auf den Sieg erfüllt. Nichts anderes aber vermag ein Heer so tüchtig und leistungsfähig zu machen als dieses Gefühl. Das Vertrauen zur Führung ist die vornehmste aller Grundlagen für den Erfolg. Es ist oft vorhanden, ehe der Führer als sieggekrönter Feldherr dasteht und schwindet, ehe er eine Niederlage erlitten hat. Sein Wesen ist geheimnisvoll. 1806 fehlte es. Man hat dem Könige Friedrich Wilhelm III. vielfach hohe militärische Begabung nachgesagt. Er galt im Stile seiner Zeit als „perfekter Soldat". Seine

Truppen kommandierte er mit Ruhe und in würdiger Haltung.*) Aber die Gabe, die Truppe zu elektrisieren, besaß er nicht. Mit seiner Meinung hielt er zurück. Friedrich wußte auch in der schwierigsten Lage Rat. Selbst im Unglück riß sein eiserner Wille die niedergebeugten Gemüter empor, und wer verzagte, den traf seine Strenge mit voller Wucht. Das hatte nach Jena und Auerstedt gefehlt. In diesem Sinne genommen, darf man sagen, daß Friedrichs Geist aus dem Heere der Unglückszeit gewichen war.

Wir haben gesehen, daß es der Kern von Friedrichs Schlachtentaktik für die Infanterie war, die in fortschreitender Bewegung bleibende feuernde Truppenmasse unaufhaltsam bis in die feindliche Stellung hineinzuführen und die Schlachtordnung des Gegners über den Haufen zu werfen. Seine großen Kavallerieangriffe gleichen dem Sturze der Lawinen, die er im rechten Augenblicke, wo die hemmenden Schutzbauten zu bröckeln anfingen, überaschend zu lösen verstand, und die dann verheerend alles hinwegfegten, was sie vor sich fanden.

Das übrige war Beiwerk und Mittel zum Zweck gewesen. Die schnellen, peinlich genauen Exerzierbewegungen zielten nur auf den „Einbruch" ab. Von ihm erwarteten Friedrich und die Seinen den Sieg, nicht von den vorangehenden Evolutionen. Der in einem Zuge durchgeführte Angriff brachte aber ein großes Risiko mit sich. Er konnte, wenn der Feind fest blieb, mißlingen und mußte dann, bei der Nähe, in der man sich auf den Leib gerückt war, dem Geschlagenen furchtbare Verluste zufügen. Das war bei Kolin geschehen, wo der Stoß nicht in der gewollten Richtung geschah. Des großen Königs frischer Wagemut war dadurch freilich nicht erschüttert worden. Er spielte in der Schlacht immer wieder mit ganzem Einsatz, um den höchsten Gewinn zu erzielen, die Vernichtung des Gegners.

Das war den Epigonen verloren gegangen. Sie wollten den gleichen Erfolg ohne die gleiche Gefahr erringen, erst in den Feind einbrechen, wenn er durch das Salvenfeuer erschüttert und widerstandsunfähig geworden war. „In der Nähe (des Feindes) Halt!, sein Bataillonsfeuer richtig angebracht, bis der Feind wackelt, was er tun wird, weil unsere Truppen viel schneller feuern, ungleich

*) Malachowski, Erinnerungen aus dem alten Preußen. Leipzig 1897. S. 29.

besser laden und durchaus braver sind ....", hatte Rüchel noch am 1. Oktober, zwei Wochen vor Jena, gemahnt.*) Dies Verfahren prägt sich vor Vierzehnheiligen und vor Hassenhausen in dem „Alignieren" und Halten der angreifenden Bataillone aus. Sie schleuderten ihre Salven auf den Feind und warteten — vergeblich —, daß er weichen und ihnen das Feld überlassen würde. Eine an sich berechtigte Würdigung der Feuerwirkung lag darin, aber man hatte diese allmählich zum ausschlaggebenden Schlußakte der Schlacht gemacht, was sie damals noch nicht sein konnte, wenn man es unterließ, die Artillerie zu ihrer Verstärkung gehörig auszunutzen. So war aus dem friderizianischen Angriff allmählich ein Stoß mit stumpfer Spitze geworden. Wer die Entwicklung der unglücklichen Armee verfolgt, wird auch den Verdacht nicht gänzlich von sich weisen können, daß die Führer heimlich die Unordnung scheuten, die mit Einbruche unfehlbar über die schön gerichteten Linien kommen mußte.**)

Was den kühnen Heroismus anbetrifft, der in seinen Mitteln zur Erreichung des Zweckes stets zum äußersten greift, war des großen Königs Geist gleichfalls von der Armee gewichen.

Doch auch ohne einen solchen Genius an ihrer Spitze hätte die Armee von Jena und Auerstedt mit Ehren bestehen können. Von einer Schuld ist sie nicht freizusprechen.

Sie hat die Zeichen der Zeit verkannt. Gemeinhin hat man ihre Niederlage hauptsächlich damit erklärt, daß sie die zerstreute Fechtart nicht rechtzeitig annahm. Sieg und Niederlage sind aber nie von einzelnen taktischen Formen abhängig gewesen. Auch der zweckmäßigsten wird man einen derartigen Einfluß nicht zubilligen können. Sodann haben wir gesehen, daß die preußische Armee mit dem Schützengefecht durchaus nicht so unbekannt geblieben war, als vielfach angenommen wird. Sie hatte nach den Niederlagen zur Zeit der Wiedererhebung die in dieser Hinsicht früher getroffenen Maßregeln nur noch zu erweitern, um auf das rechte Maß zu kommen. Zudem

*) Lettow, Der Krieg von 1806 und 1807. Bd. I, S. 383.

**) Die gleiche Scheu mag auch die Haupt-Armee bei Auerstedt davon abgehalten haben, als die Schlacht vorne brannte, den Emsbach rechts und links der Brücke zu durchschreiten und das Dorf zu umgehen, was recht wohl möglich war, statt zu klagen, daß ihr der Weg verstopft sei. Diese einfache Maßnahme wäre von höchster Wichtigkeit gewesen, — doch sie unterblieb — ein Beweis, wohin eine Armee durch falsche Friedensgewohnheit geführt werden kann.

entschied diese Fechtart zur Zeit des Steinschloßgewehrs die Schlachten überhaupt noch nicht selbständig. Wenn sich im nordamerikanischen Freiheitskriege die Dinge so gestaltet hatten, daß es aussah, als ob Tirailleure das Schicksal der Staaten bestimmt hätten, so darf man die ungewöhnlichen Umstände nicht vergessen, die dort vorgeherrscht hatten: das bedeckte Gelände, den Mangel an Wegen, an freien Kampffeldern und die geringe Zahl der Streiter.

Auch darin lag das Entscheidende nicht, daß die Infanterie-Bataillone in Preußen sich zum Angriff nicht in Kolonnen setzen, sondern die Linie beibehielten.*)

Tatsächlich hat man mehr, hat man Wichtigeres übersehen.

Längst war eine vollständige Umwandlung der ganzen Kriegführung vorbereitet, der Napoleon nur durch die Zusammenfassung der einzelnen, von anderen gegebenen Elemente den überraschenden Ausdruck verlieh. Auch seine Kriegsmethode ist nicht fertig wie Minerva aus dem Haupte des Zeus gesprungen; sie tritt nicht unvermittelt in das militärische Wirken der europäischen Nationen ein.

Die französische Militärliteratur hatte der Beschleunigung der Operationen schon seit geraumer Zeit das Wort geredet, nicht minder auch der Verwendung selbständiger gemischter Truppeneinheiten. Die Übung der ganzen Armee im kleinen Kriege, die Errichtung von Jäger-Kompagnien, welche aufgelöst vor den Kolonnen fechten sollten, die unabhängige Tätigkeit aller einzelnen Teile des Heeres zu gemeinsamen Zwecken gehörten lange vor den Revolutionskriegen zu den Wünschen denkender Soldaten in Frankreich. Luxembourg, der Marschall von Sachsen, der Herzog von Broglie und andere hatten dergleichen gelehrt und gefördert. Auch die Kolonnen kennzeichnen keineswegs die revolutionäre Taktik gegenüber der royalistischen; ihre Anwendung steigt bis in die ersten Jahre des 18. Jahrhunderts hinauf; sie ist nicht erst 1792 erschienen. Seit der Schlacht von Speier 1701 verschwand sie nie ganz aus der französischen Armee. Guibert**) nennt sie, als sie 1753 reglementarisch wurde, „weder neu noch wunderbar". Das Streben, die preußische Feuertaktik mit dem Kolonnenangriff zu vereinigen, gibt sich in jener Zeit schon deutlich kund.***)

*) Siehe S. 493.

**) Siehe S. 176.

***) Der Siebenjährige Krieg, herausgegeben vom großen Generalstabe. Kriegsgesch. Abt. II, Band V, S. 62.

Erst nach dem Siebenjährigen Kriege kam die Linie in häufigere Aufnahme. Ihre Mischung mit der Kolonnenform je nach den Umständen, wie sie auch 1806 auf den Schlachtfeldern erscheint, wird dann Gebrauch. Es schwand die Notwendigkeit, ja die Möglichkeit, die Truppen vor dem Kampfe in lange, sorgfältig gerichtete Linien zu bringen, womit unfähige Generale ehedem ganze Nächte vor der Schlacht verloren hatten und was weit vom Feinde ab vorgenommen werden mußte, auf daß er die Arbeit nicht störte. Sie konnten nun an den Feind geführt werden, wie sie eintrafen, und Guibert sagt es bestimmt voraus, daß man in Zukunft die Schlachtordnung so spät und so nahe am Feinde als möglich einnehmen werde, um ihn zu überraschen und ihm keine Zeit zu Gegenmaßregeln zu lassen, da alle Bewegungen einfach, schnell in jedem Gelände anwendbar sein sollten.

Auch die Artillerie trat in eine ganz veränderte Rolle ein. Was Friedrich in einzelnen Fällen mit genialem Scharfblicke schon getan, wurde Regel, zunächst wenigstens in der Theorie, die Verwendung der Geschützmassen zur Einleitung der Entscheidung. Dazu mußte sie manövrierfähig werden, und diese Eigenschaft gab ihr Gribeauval, der für jedes Kaliber der königlich französischen Artillerie zuerst das höchste Maß von Erleichterung des Materials feststellte, das sich ohne Beeinträchtigung der Wirkung erreichen ließ. So machte er es möglich, Geschütze, die einst für die schwersten im Felde galten, dahin zu bringen, wohin man ehedem mit Mühe die leichtesten schleppte. Die schnell vereinigten starken Batterien, welche Bresche in den Feind legen sollen, pries unaufhörlich der Chevalier du Teil, Bonapartes Lehrer und späterer Waffengenosse vor Toulon. Damit erhielt der Grundsatz, die Kräfte und die Anstrengungen auf einen Punkt, den entscheidenden, zu vereinigen, neuen Antrieb.

Die erhöhte Manövrierfähigkeit gestattete der Artillerie eine weit innigere Verbindung mit den anderen Waffen als bisher. Sie lernte, im Galopp mit denjenigen Zwischenräumen auffahren, welche ihre Geschütze in der Schlachtlinie haben mußten. Tätigkeit, Schnelligkeit, ununterbrochene Offensive bilden eine der wesentlichsten Beschäftigungen der Schule Gribeauvals.

Für die Operationen im großen ward mehr und mehr statt des starren einheitlichen Schlachtkörpers eine Gliederung der Armee eingeführt. Broglie und später Moreau teilten ihre Armee in das

Corps de Bataille, in Avant- und Arrieregarde, Reserve rechts und Reserve links. Sie bedurften noch eines Schemas, von dem sich ein Bonaparte natürlich loslöste, um die Gliederung der Gesamtmasse beweglich und je nach den Umständen veränderlich zu gestalten. Der Gliederung entsprach die Ausbreitung in der Bewegung, die im großen Stile freilich erst in den Revolutionskriegen zum strategischen Brauche wurde, als man vom Lande lebte, die aber theoretisch schon vorher bekannt war. Die Heere umspannen mit ihren selbständigen Teilen das ganze Operationsgebiet, um sich dahin zusammenzuziehen, wo die Entscheidung nahte. Das Streben nach Überflügelung geht daraus hervor, und die festen Positionen, vor denen man einst Wochen und Monate festlag, verloren ihre Bedeutung.

Hand in Hand damit ging die Sorge, die Heere unabhängiger von ihren rückwärtigen Verbindungen zu machen. Lloyd und Guibert erhoben diese Frage zum Gegenstande vollständiger Studien. Das Anhäufen von Vorräten aus den Mitteln des Kriegstheaters und die Bildung improvisierter beweglicher Magazine ist Guiberts Heilmittel statt der schwerfälligen Zufuhr von rückwärts aus dem eigenen Lande her. Der Troß des Heeres soll auf ein Mindestmaß beschränkt, die unvorhergesehenen Bewegungen und überraschenden Operationen sollen erleichtert werden.

So sproßten in Träumen, Wünschen, Lehrschriften, einzelnen Versuchen die Elemente für eine neue vervollkommnete Art der Kriegführung. Sie waren freilich noch zerstreut und nicht immer logisch entwickelt, ließen aber doch in ihrer Gesamtheit schon das vollkommene Bild einer Schlacht der Zukunft vor dem Auge entstehen. Sie gewährten einem umfassenden, von Vorurteilen freien Geiste die breite Grundlage für ein eigenes neues Kriegssystem.

Die Physiognomie der Schlacht, wie sie schon Guibert und seine Zeitgenossen schilderten,*) war bereits weit entfernt von der steifen linearen Form, in der sie uns aus damaliger Zeit vorschwebt. Eine unregelmäßige Front von Truppen, die in kleinen Kolonnen von 2000 bis 4000 Mann das Schlachtfeld betreten, sich hier in Linien, dort in Bataillonskolonnen entwickeln, wie es die Umstände erfordern, an anderer Stelle in Tirailleurschwärmen am Rande eines

*) Guibert (siehe S. 176. 177) machte den Siebenjährigen Krieg und den Feldzug in Korsika 1767 mit, besuchte Deutschland und war die Seele der Reformen, die das Ministerium Brienne kurz vor Ausbruch der Revolution in Angriff nahm.

Dorfes, eines Holzes, oder den Angriffskolonnen voraufgehend, ziemlich weit rückwärts zahlreiche, in Massen geformte Reserven, die Infanterie sich zusammenballend, um die Kräfte an einem Punkte anzuhäufen, wo der Einbruch in die feindliche Linie stattfinden soll, oder sich auch ausdehnend, um sie auf einem Flügel zu überragen und zu umfassen: das sind die Bilder, die sie entwerfen. Man füge noch eine Kavallerie hinzu, mit den entscheidenden Angriffskolonnen in Massen vereint, um den Sieg durch eine „charge à fond“ zu vervollständigen sowie eine bewegliche, aber mächtige Artillerie vor dem ausspringenden Winkel, wo man Bresche in die feindliche Front legen will, während leichte Batterien im Galopp vorwärts eilen „pour mitrailler l'ennemi à bout portant“.*) Dazu wollte Guibert ein Heer von Bürgern, das sich der Verteidigung des vaterländischen Bodens und des eigenen Herdes widmet.

Zu Guiberts Lebzeiten ist dies Phantasiegemälde nicht zur Wirklichkeit geworden, aber er ahnte den kommenden Mann, der wie der athenische Baumeister seinen Landsleuten zurufen würde: „Was mein Rivale Euch gesagt hat, das werde ich ausführen“.

Als dieser trat Bonaparte auf die historische Bühne, dessen umfassender Geist alle jene Bruchstücke für sein Kriegssystem verwertete und das Vorgefundene in genialer Art erweiterte. Mit seinen selbständigen Heeresabteilungen legte er Beschlag auf das Kriegstheater, ohne die Möglichkeit der schnellen Versammlung aus dem Auge zu verlieren und seine Armee zu zersplittern. Er dehnte sie hinreichend aus, um den Feind zu täuschen und zu überflügeln. Er vereinigte dann alle Anstrengungen auf einen Angriffspunkt, überraschte den Feind und hielt das ganze Heer in ununterbrochener Bewegung. Aus der einfachen Umfassung wurde durch ihn der geschlossene Stoß gegen Flanken oder Rücken des Feindes, und dem Siege reihte sich unmittelbar die unermüdliche Verfolgung an. Den starken und beweglichen Artilleriemassen stellte er Reitermassen zur Seite, die ebenso unabhängig und selbständig in der Schlacht wie in der Aufklärung waren, die aber doch immer mit dem übrigen Heere in engem Verein handelten.

Doch alle diese Mittel hatte nicht er als Erster ersonnen; er fand sie als theoretisches Gebäude schon zur Zeit Ludwigs XVI. vor und

*) J. Colin, L'éducation militaire de Napoléon. Paris. Chapelot & Cie. 1906, S. 104 und 105.

hauchte ihnen nur Leben und praktische Bedeutung ein. Einen gewaltigen Vorsprung auf der Bahn der Kriegführung gewann er im Vergleiche zu seinen künftigen Gegnern schon dadurch, daß er im Beginn seiner Laufbahn gar nicht mehr von der Vorstellung einer unteilbaren Armee ausging, die mit den neuen Lehren schlechterdings nicht viel anzufangen gewußt hätte.

Es war also nicht bloß eine Hinzufügung von Einzelheiten zur alten Fechtweise, die sich in Frankreich zur Revolutionszeit vollzog, sondern eine vollkommene Umwandlung der Kriegführung in Geist und Mitteln — und das hatte man in Preußen nicht erkannt, sondern sich an die auffälligsten Erscheinungen, zumal an das Schützengefecht, gehalten. Kein Wunder, daß auch vorurteilsfreie Köpfe hieraus die Notwendigkeit nicht herleiteten, den eigenen Heeresbau, die eigene Kriegsverfassung und Fechtweise zu verwerfen.

Geblendet von dem prachtvollen Schauspiel der langen schnurgeraden Linien, glaubten die Gewalthaber im preußischen Heere sich noch immer im Besitze des herrlichsten Kriegsinstrumentes der Welt.

Die Schönheit des Anblicks, den die altpreußische Revuetaktik darbot, verleitete dazu, sich hierin immer noch selbst zu überbieten. Ein Wort des Königs Friedrich Wilhelm III.: „Ich sehe nicht ein, warum die schönsten Truppen nicht auch die bravsten sein sollen", war dieser Richtung förderlich. Berge von Ordres über kleinliche Äußerlichkeiten entstanden, die den einigermaßen geistvollen Mann mit Widerwillen erfüllen mußten, und man tat sich immer noch nicht genug darin. „Es würde lächerlich sein, die zahllosen Spielereien und Kunstgriffe, in deren Erfindung man sich erschöpfte, anzuführen, um das schon Bestehende immer noch mit etwas Neuem und Zierlicherem zu überbieten, oder auch mit welcher Wichtigkeit man über den Ton und Akzent eines Kommandowortes ratschlagte, als erwarte man von der Lösung eines solchen Problems die Regeneration der Armee. Vielleicht gab es armselige Naturen, die an der Sache selbst hingen; wenn man aber auch ausgezeichnete Männer sie mit so heiligem Eifer betreiben sah, so ließ sich das allein aus dem Wunsche erklären, in alle dem einen Berührungspunkt zu finden, der höheren Zwecken dienlich sein konnte."*)

*) Aus den Briefen der Gräfin Sophie Schwerin nach Aufzeichnungen ihres Gatten, der die Zeit von 1805/06 in der Garde du Corps, den Feldzug 1813/14 im Gefolge des Königs, Waterloo als Brigade-Kommandeur mitmachte. (Rückblicke auf das Jahr 1805. Deutsches Armeeblatt, den 5. März 1905.)

Hierin lag gerade die Gefahr — in der Selbsttäuschung, daß diese äußerlichen Nichtigkeiten eine Einwirkung auf den moralischen Gehalt des Soldaten und den inneren Wert der Truppe übten. Um so schwerer waren sie auszurotten. Es gehörte dazu ein Aufwand von Fleiß, Strenge, Pünktlichkeit, Disziplin, Aufmerksamkeit und selbst von irregeleitetem Nachdenken, daß es uns mit einer mitleidigen Bewunderung erfüllen muß, und daß wir verstehen, wie jene Männer, die sich so nutzlos, aber so redlich abquälten, im Herzen das Gefühl trugen, ihre Schuldigkeit für König und Vaterland vollauf getan zu haben.

Auch das kleinste Mittel war ihnen allmählich zum Zweck geworden, und das Auge hatte sich für die Zweckmäßigkeit überhaupt getrübt. Man verkannte, daß „die in der Revolutionszeit sich entwickelnde Kriegskunst in der zerstreuten Fechtart die mutige Entwicklung des einzelnen Mannes, in dem Gebrauch der Massen und aller Waffen das Zusammenwirken der bis dahin unbeachteten Seelenkräfte zu benutzen strebte".*)

Wer aber will jenen Offizieren und Soldaten der Zopfzeit einen Vorwurf aus ihrem soldatischen Treiben machen, zu dem sie mit eiserner Strenge erzogen worden waren. Die Verantwortung trifft nur die höchstgestellten Männer, die Saldern und Genossen, diese Heerverderber schlimmster Sorte.

Man versteht es wohl, daß ihnen der innere Zusammenhang der vielen in der französischen Militärliteratur empfohlenen Neuerungen untereinander und mit dem ganz veränderten Kriegssystem, wie es Napoleon befolgte, entgangen war. Hat doch erst die neueste Zeit durch ihre Forschungen festgestellt, auf welchen Vorbildern die Anschauung über Krieg und Kriegführung beruhten, mit denen der große Corse als junger General Bonaparte auf der Weltenbühne erschien. Unbegreiflich aber erscheint es, daß die Beweglichkeit und Schnelligkeit seiner Operationen ihnen nicht die Augen öffnete. Gerade diese beiden Elemente müssen auch aus oberflächlichen Kriegsnachrichten deutlich erkennbar gewesen sein, und unbegreiflich muß es erscheinen, wie man zum Beispiel mit der stückweisen und schleppenden Ausführung des Linksabmarsches der preußischen Armee vom 13. Oktober

*) Erinnerungen aus dem Leben des General-Feldmarschalls Hermann v. Boyen, I. Teil, S. 346.

1806 den überraschenden Schachzügen des Kaisers glaubte erfolgreich antworten zu können. Hierin herrschte im preußischen Lager eine wahrhaft erstaunliche Verblendung, die keine Entschuldigung verdient.

Viel hat auch die falsche Pietät geschadet. Strategen und Taktiker gingen davon aus, daß die preußische Minderheit noch immer ohne weiteres die französische Mehrheit schlagen werde. Mit zwei Drittel „force" wollte ja bekanntlich Kamptz die Franzosen über den Rhein peitschen, und Knesebeck hielt 22 000 Preußen „unter allen Umständen ausreichend", 35 000 Franzosen zu schlagen.*)

Was anfangs einem Gefühl berechtigter Achtung vor Friedrichs Schöpfung entsprang, wurde später aus Opportunismus gesagt und artete am Ende zu gedankenloser Wiederholung aus. Ohne sich dessen bewußt zu werden, begann die Armee sich ernsthaft immer nur mit sich selbst zu vergleichen. Das war eine höchst gefährliche Richtung, „die Koketterie mit erworbenem Ruhme ist niemals die Grundlage neuer Erfolge gewesen".**) Es ist natürlich, daß, wenn die Grundlage für die Beurteilung des Gegners falsch ist, das ganze Urteil ein schiefes werden muß. Die Vorzüge der feindlichen Armee erscheinen dann nur als mehr oder minder nützliche Zutaten, nicht als die Merkmale überlegener Stärke.

Ganz anders wäre das Urteil ausgefallen, wenn die Denker im Heere wenigstens die Möglichkeit in Betracht gezogen hätten, daß die preußische Armee auch bei gleicher Zahl von Franzosen besiegt werden könne. Vielleicht würde sich dann die richtige Erkenntnis der Lage Bahn gebrochen haben.

Das blinde Vertrauen bedurfte eines Widerlagers, und da stellte statt des Begriffs das Wort vom Geist der preußischen Armee sich wiederum ein.

Wir haben sein unheilvolles Wirken schon geschildert.***)

Hier liegt auch die ernsteste Warnung für die Zukunft. An blinder Selbstüberschätzung sind freilich wie in allen anderen Dingen einzelne Stimmführer vornehmlich schuld —, aber auch die Masse kann von derselben nicht freigesprochen werden.

---

*) Siehe S. 481.

**) Deutsches Tageblatt vom 1. Dezember 1881.

***) Siehe S. 355.

Man ahmte zudem mit unerschütterlicher Treue nach, was Friedrich bei Prag, Roßbach, Leuthen, Torgau angewendet hatte. Wir, die wir heute des Königs Schriften sämtlich kennen, wissen, daß er selbst künftig nicht mehr so, sondern anders verfahren wollte. Jener Zeit vor Jena blieb das verborgen. Folglich nahm sie in der Fechtweise für des großen Königs Bestes und Neuestes, was er selbst bei seinen Lebzeiten schon für veraltet und im Kriege nicht mehr anwendbar erklärt hatte.

Friedrich hatte, als sich die österreichische Kavallerie bei Mollwitz überlegen gezeigt, die seinige sofort gehoben und zur Siegerin gemacht. Als seine Infanterie an Stärke und Güte sank, stützte er sie durch vermehrte und verbesserte Artillerie. Den österreichischen Kroaten stellte er Freibataillone entgegen. Die großen Verluste machten den Erfolg seiner geschlossenen Angriffe zweifelhaft; daher sein Vorsatz: künftig mit einem ersten Treffen „tiraillierend und en debandade" zu attackieren.

Bei aller Größe rechnete er doch klug mit den Verhältnissen. Sorgsam maß er den Wert der eigenen Mittel am Werte der feindlichen. Das war es, was der Armee von Jena fehlte.

Statt zu tun, was Friedrich vor fünfzig Jahren getan, hätte man anstreben sollen, was ein neuer Friedrich in der Zeit der großen Revolution getan haben würde. Er hätte sicherlich der französischen Konskription die allgemeine Wehrpflicht der Landeskinder, den französischen Tirailleuren, gefolgt von Kolonnen, preußische Schützenschwärme, gefolgt von Linien, entgegengestellt. Er hätte auch die starre Masse der alten Phalanx aufgegeben, deren einzelne Teile aus ihrem Banne gelöst, ihnen Selbständigkeit verliehen und eigenes Leben eingehaucht. Erziehung hätte die Massendressur ersetzt.

Wiederum darf man sagen: Wenn sich die Armee in weiteren Kreisen und mit mehr Offenheit an diese Fragen gewagt hätte, so wären Männer wie Scharnhorst, die auf dem rechten Wege waren, dadurch zu kühneren Schritten gefördert worden. Es fehlte der heilige Ernst, die glühende Vaterlandsliebe, die rechte Hingabe, welche die Sache unbedingt über die Person setzt. Wenn nur die führenden Geister in diesem Streben einig gewesen sein würden, so hätten sie auch die Masse dafür erwärmt, und es wäre ein Schwergewicht ent-

standen, das am Ende selbst den zweifelnden Herrscher vielleicht dahin gebracht hätte, der Bewegung freien Lauf zu lassen.

Es hätte nach des großen Königs Tode nicht gegolten, unter allen Umständen seinen Echelonangriff zu erhalten, wohl aber seine freie Art zu denken, die wahrhaft königliche Unabhängigkeit seines Urteils, welche es wohl verstand, nicht nur das Eigene mit dem Eigenen zu vergleichen, sondern sich auch zu rechter Stunde vom subjektiven, rein preußischen Standpunkte loszulösen und von neutralen Gefilden aus einmal sich selbst und den Gegner mit ungetrübtem Blicke zu mustern.

Das würde die beste Art gewesen sein, des großen Königs Genius und das Andenken seiner Taten zu ehren. *Die verkehrte Weise, in der dies geschah*, bildet die wesentliche Schuld der Armee. In den anderen Dingen hing sie von der gesamten Entwicklung des Staats- und Volkslebens ab, und ihre Verantwortung mindert sich.

Die Zeit ist wohl gekommen, die Legende von Jena zu Grabe zu tragen, die Schuld des unglücklichen Heeres auf das rechte Maß zurückzuführen und anzuerkennen, daß die große Katastrophe nicht einer Armee begegnete, die innerlich und äußerlich faul, durch und durch verrottet in ihren Zuständen war, sondern daß sie ein im ganzen fleißiges, ordentliches, williges und treues Heer betraf. Darum haben wir heute Lebenden auch kein Recht, uns in die Brust zu werfen und zu sagen: Das kann nie wieder geschehen, so unerhörte Zustände sind eine Unmöglichkeit geworden!

Nicht junkerlicher Übermut und aristokratische Verstocktheit führten Preußen von Roßbach nach Jena und Auerstedt, sondern die schwächliche Politik eines Friedens um jeden Preis, selbst um den der nationalen Ehre, die verkünstelte Auffassung der Kriegführung, die Einwirkung des in seichter Aufklärung, falscher Humanität, Genuß- und Selbstsucht entarteten Zeitgeistes auf das Heer, das des Kriegsfeuers entbehrte und friedensselig geworden war, dessen gedrückte Lage und die Scheu, im Kriege die sich darbietenden Mittel rücksichtslos zu gebrauchen, ferner die Zurückhaltung des Königs, die Sorge, dem Lande zu mißfallen oder es zu belasten, die aus ängstlicher Gewissenhaftigkeit entsprungene übertriebene Sparsamkeit,

endlich eine Pietät für die Vergangenheit, die sich auf Äußerlichkeiten richtete, nicht auf das Wesen der Sache, und die allmählich das Urteil trübte, so daß die militärische Bedeutung der großen Bewegung jenseit des Rheines nicht verstanden wurde.

Es ist keineswegs notwendig, daß der Verfall bis zur offenbaren Verwahrlosung fortschreitet, ehe die Möglichkeit einer Niederlage eintritt; vielmehr kann diese auch — das sollte hier erwiesen werden — einer Armee zustoßen, die blink und blank ist, treffliche Revuen und Parademanöver macht, den strengsten Anforderungen an Exerzierausbildung genügt, schneller, prompter, exakter ist als andere, sobald sie darüber die natürlichen und nach den Umständen ewig wechselnden Bedingungen für den Erfolg im Kriege verkennt.

In der schnellen Erhebung Preußens nach dem tiefen Falle liegt ein großer Trost. Aber leicht kann sie zu dem Glauben verführen, es habe eben nur des tiefen Falles bedurft, um die Kräfte zu wecken und in Zeit von sechs Jahren ein neues siegreiches Heer entstehen zu lassen. Gewiß, die trüben Erfahrungen haben viel dazu getan. Aber dennoch hätte sich unser Vaterland nimmermehr so schnell wie der Phönix aus der Asche erheben können, wäre nicht seit zwanzig Jahren eine innere geistige Bewegung vorangegangen, die zwar vor der Katastrophe ohne genügenden praktischen Erfolg blieb, die aber dennoch schon einen nicht geringen Teil des Heeres ergriff. Was in den Jahren von 1808 bis 1813 im Heere durchgeführt wurde, war in seinen einzelnen Bruchstücken lange zuvor erwogen, durchdacht und zum geistigen Gemeingut ansehnlicher Kreise im Heere geworden.

Die rettenden Grundgedanken der großen Reform nach dem Unglück mußten aus einem Gährungsprozeß hervorgehen, der seine Zeit verlangte. Die Geschichte lehrt auch hier schon, was unser tatkräftigster Gegner von 1870/71 dem eigenen Vaterlande zugerufen: „Stegreif-Erfolge gibt es nicht!“ Aber die Erfolge der Freiheitskriege waren auch keine solchen; sie sind vielmehr die Frucht nicht einer sechsjährigen, sondern einer sechsundzwanzigjährigen Arbeit gewesen, von der nur der erste größere Teil lange verborgen blieb. Vielleicht hat ihn Napoleon allein richtig erkannt und daher Preußen vorzeitig in die Entscheidung getrieben.

Für alle Geister im Heere, die jemals auf neue Gestaltungen hinarbeiten, ohne sogleich einen Erfolg zu sehen, liegt in den Erfahrungen der hier behandelten Zeit, neben einer ernsten Aufforderung zum Ausharren, auch eine Beruhigung. Das Scherflein, das der einzelne in seinen Kreisen beizutragen vermag, ist nie verloren, auch wenn es nicht so laut und klirrend auf den Boden der Büchse fällt, daß die ganze Kirche es hört!

Der Vorarbeit im alten Staate und in der alten Armee ist es zu verdanken, daß nach der Katastrophe die Vergangenheit ihr Recht behauptet hat, soweit es zu Nutz und Frommen des Landes war. Wie wichtig ist es schon allein gewesen, daß der König durch das erste Jahrzehnt seiner Regierung in Geist und Gemüt auf das Neue vorbereitet war. Die Armee der Befreiungskriege und auch die heutige tragen noch manchen unverkennbaren Grundzug des friderizianischen Zeitalters. Die Reform von 1807 ist weit abgeblieben von den doktrinären Projekten, die aus der Revolutionszeit hervorgingen und sich eines großen, aber falschen Ansehens erfreuten, wie: Abschaffung der stehenden Heere, Verstaatlichung der nationalen Erziehung, Übergang zur reinen Miliz und Offizierwahl. „Der altpreußische Charakter des Offizierkorps erhielt sich auch nach der Eröffnung für die Bürgerlichen: nach wie vor fühlte sich der Offizier dem Könige durch ein besonderes persönliches Treueverhältnis verbunden, das nicht rein staatsbürgerlicher Natur ist, sondern mit seinen Wurzeln in die feudale Epoche unserer militärischen Entwicklung zurückreicht."*)

Unzweifelhaft würde die Katastrophe statt des Aufschwunges eine allgemeine Lähmung der Geister bewirkt und eine grenzenlose Verwirrung hervorgerufen haben, wenn nicht vorher schon in den Organen der Staatsregierung Umstimmungen eingetreten und die zur Rettung führenden Ideen erkannt worden wären, die sich unter dem Drucke der Not nunmehr in Taten umsetzen konnten.

Umsomehr ist es unrecht, daß man die Schuld solange dem Heere allein hat aufbürden wollen. Die Staatsverwaltung und das ge-

---

*) Otto Hintze, Preußische Reformbestrebungen vor 1806. Historische Zeitschrift, Bd. 76, S. 425.

samte Volk waren nicht minder beteiligt daran. Auch hier paßt Schenkendorfs Wort:

„So Fürst als Bürger, so der Adel,
Hier ist nicht einer ohne Tadel."

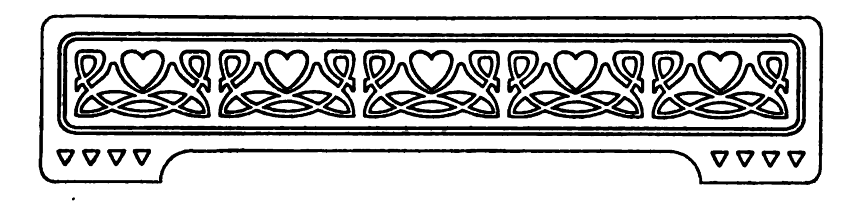
Vergessen sollen die Lehren der Unglückszeit niemals werden; doch auch nicht einseitig mißverstanden.

Zum Schluß ein Mahnwort, das für alle Zeiten der Friedensliebe gilt:

„Nur wenn Volkscharakter und Kriegsgewohnheit in beständiger Wechselwirkung sich gegenseitig tragen, darf ein Volk hoffen, einen festen Stand in der politischen Welt zu haben."

(Clausewitz. Vom Kriege. III. Buch. Schlußwort des 6. Kapitels.)





Anhang.

(Zu Seite 311.)

Kriegsarchiv. Scharnhorsts Nachlaß. Ein dem Generaladjutant v. Kleist und Herzog von Braunschweig übergebenes Memoire.*)

„Wenn wir die Geschichte der Kriege durchlaufen, so finden wir, daß zu allen Zeiten nicht nur die physischen Kräfte entschieden, sondern daß es ebenso sehr auf die moralischen ankam."

„Religiöse Schwärmerei, oder enthusiastische Verehrung eines ausgezeichneten Anführers, oder Liebe für die Freiheit und Haß gegen den Unterjocher, waren meistens die Quellen der ungewöhnlichen moralischen Stärke, des Muts und der Ausdauer, durch welche sich Völker auszeichneten."

„Wurde die Masse leidenschaftlicher Menschen nicht geschickt geleitet, so verlor sich der Enthusiasmus und Mißmut und Unzufriedenheit trat an die Stelle. Wurde er aber weise benutzt, so erzeugte er nicht selten große Tapferkeit und außerordentliche Aufopferung. Dadurch, daß nun dem Anführer mehrere und unter Umständen alle Hilfsmittel zu Gebote standen, konnte er mit einem solchen Volke einen Widerstand leisten, der über die gewöhnlichen Kräfte weit hinausreichte."

„Preußen würde in dieser Hinsicht sich große und eigentümliche Vorteile in einem Kriege mit Frankreich verschaffen, wenn es den Ausbruch desselben so leitete, daß die Armee, die Nation und ganz Europa offenbar sähe, daß der König sich nur für die Unabhängigkeit der Monarchie schlüge, sich bloß einer schändlichen Unterjochung widersetzte. Dann würden sie sich an die unsterblichen Taten ihrer Väter erinnern, wo unaufhörlich einer gegen zehn focht und bereit sein, jeder Aufopferung sich zu unterwerfen."

„Es frägt sich nur, wie die Regierung sich dieser Mittel bedient, um sich außerordentliche Hilfsmittel zum Kriege zu verschaffen."

---

*) Die Überschrift ist von Scharnhorsts eigener Hand.

„Die außerordentliche Benutzung der Streitkräfte kann allein in ihrer Vermehrung und in der zweckmäßigeren Einrichtung der Armee liegen. Die Vermehrung läßt sich nur bis zu einem gewissen Grad treiben; in einem von mir eingegebenen Aufsatz ist auf die Vermehrung von 10 Mann per Kompagnie angetragen. Diese ist in jedem Kriege notwendig; in einem Nationalkriege würde es nicht schwer sein, sie auf 20 per Kompagnie zu bringen. Dabei müssen die Kompagnien der Garnison-Bataillone auf 200 Mann gesetzt werden, damit man durch sie eine Art Reserve-Armee erhielte."

„Durch diese Vermehrung der Kompagnien würde die Armee 25 000 Kombattanten stärker werden, ohne daß neue Offiziere, Bagage usw. ihren Unterhalt erschwerten und ihren Bewegungen zur Last fiele."

„Außer dieser Vermehrung der Streitkräfte, bleibt dem Staat noch ein anderes großes und wichtiges Mittel zu seiner Erhaltung übrig: eine Nationalmiliz. Nur dadurch, daß man die ganze Masse des Volks bewaffnet, erhält ein Kleines eine Art von Gleichgewicht der Macht in einem Defensivkriege gegen ein Größeres, welches einen Unterjochungskrieg führt und angreift. Denn der Anführer des angreifenden Volks kann nicht so viel Streiter auf den Platz wegen der Schwierigkeit des Unterhalts bringen, als der des bedrohten und überdies fehlt jenem ein in die Augen fallender Grund zu einer so großen Anstrengung der Nationalkräfte und der Bewaffnung der ganzen Volksmasse. Er darf, er kann also das nicht von seinen Untertanen verlangen, was dem Monarchen des Volks zu Gebote steht, das für seine Existenz sich zu schlagen gezwungen wird."

„Preußen hat in allen Klassen von Staatsbürgern eine Menge patriotischer Männer, welche die Lage des Staats fühlen und welche das Gefühl für Nationalehre mit dem der militärischen Ehre vereinigen und welche nicht allein Kenntnis vom Militär haben, sondern auch durch eine höhere Kultur des Geistes sich auszeichnen."

„Das Land hat eine Menge verabschiedeter Soldaten, welche den kleinen Dienst kennen und an Disziplin gewöhnt sind. In keinem Staate ist eine Nationalmiliz so leicht zu organisieren und dienstbar zu machen, als in dem preußischen."

„Die preußische Armee würde bei einer Vermehrung der Kompagnien und Eskadrons von 20 Mann mit 25 000 Mann verstärkt werden können, ohne in ihrem Innern eine Veränderung zu leiden, alsdann wird sie ungefähr aus 220 000 Mann Einländer bestehen, die Knechte mit eingerechnet."

„Der preußische Staat hat 660 000 streitbare Männer, wenn man die 15. Seele für einen streitbaren Mann nimmt. Das Kurfürstentum Hannover hatte 1759 die 15. Seele sogar im Felde und erhielt dennoch

den vollzähligen Stand der Regimenter bis 1762. Eine Million Menschen gibt also 66 000 streitbare Männer; hiervon gehen 20 000 für die Armee ab; es bleiben also noch 46 000 Mann. Nimmt man hiervon, damit es der Armee nicht an Rekruten im Laufe des Krieges fehlen kann, nur 30 000 Mann, so kann jede Provinz von einer Million Menschen wenigstens 30 000 Mann Miliz stellen und behält dennoch außer den Kantonisten der Armee 16 000 Mann streitbare Männer übrig."

„Durch diese Miliz würde die preußische Monarchie mit einmal durch 300 000 bewaffnete Männer verstärkt, wenn man die acquirierten polnischen Länder von der Miliz ausschlösse, so daß sie mit der stehenden Armee 520 000 Kombattanten hätte."

„Die Provinzen in Westfalen, Franken, Thüringen und Hannover geben demnach 60 000 Mann Miliz, die in sächsischen Kreisen 50 000. Kömmt es zum Kriege mit Frankreich, so rückt eine stehende Armee von 100 000 Mann an die Weser und würde hier durch 60 000 Mann Miliz verstärkt. Eine andere Armee von 100 000 Mann eilte nach Thüringen, an die Mittel-Elbe und würde hier um 50 000 Mann Miliz verstärkt. Eine dritte Miliz-Armee endlich von 50 000 Mann stände in Reserve an der Elbe und eine vierte, ebenso starke, stände an der Oder."

„Daß in der Miliz, von welcher hier die Rede ist, jeder Staatsbürger ohne alle Ausnahme dienen müsse, daß darin der erste Adel, die ersten Zivilbediensteten die Befehlshaberstellen erhielten, daß [so schleunig als möglich]*) diese Einrichtungen getroffen, die Waffen und die Munition in den Festungen niedergelegt, die Kleidung angeschafft und die Übungen in Bataillonen stattfinden müssen, bedarf keiner Anführung. England, Hessen, Dänemark und Frankreich haben uns Beispiele von dem Nutzen solcher Nationalmilizen gegeben. Und welche Vorzüge würde die preußische Miliz vor allen andern haben? Sowohl in Frankreich als in England hat erst die Formierung der Nationalmiliz den militärischen Geist der Nation geweckt und einen Enthusiasmus für die Unabhängigkeit des Vaterlandes erzeugt, der nicht so lebhaft in andern Ländern sich zeigt."

[Durch eine solche Anordnung, würde Frankreich sehen, daß es Preußen nicht aufs höchste treiben dürfte; die übrigen Mächte würden es nun als bleibende selbständige Macht betrachten. — Eine kleine unbedeutende Miliz, würde eine halbe Maßregel sein, und als eine solche mehr schaden als nützen. — Nur die ganze Macht kann imponieren und zu großen Resultaten führen.]**)

*) Die eingeklammerten Worte von Scharnhorsts Hand hineinkorrigiert.
**) Dieser in Klammern stehende Satz ist von Scharnhorsts eigener Hand.

„Wenn eine Armee nur zum dritten oder vierten Teil aus Nationalmiliz besteht, so wird diese, recht angewandt, beinahe eben das leisten können, was Feldtruppen leisten würden. Nie muß dieser Teil der Nationalmiliz für sich allein agieren, sondern immer in Verbindung mit Feldtruppen die durchschnittenen Gegenden besetzen, den Teil der Feldtruppen verstärken, welche zum Figurieren bestimmt sind, welche Angriffe machen, den Feind in Respekt erhalten, gewisse Posten verteidigen sollen. Übrigens muß sie bei allen Abteilungen der Armee als die leicht bewaffnete der Römer dienen, bei den Hauptkolonnen die Nebenwege gehen, die vorliegenden Gehölze und Gebüsche besetzen, dem Feind in die Flanke fallen usw., überall da agieren, wo es mehr auf die geschickte Benutzung der Umstände und auf das einzelne zerstreute Gefecht, als auf das regelmäßige ankommt."

„Bisher hat man von den außerordentlichen Verteidigungsmitteln, welche dem Staate in einem Nationalkriege zur Erhaltung der Unabhängigkeit, in Hinsicht der Vermehrung der Streiter zu Gebote stehen, geredet, jetzt kömmt es nun noch auf die Ausführung von solchen an, welche sich auf die innere Einrichtung der Armee beziehen. Es soll indes hier nur die Rede von denen sein, welche sich bloß bei dem Ausbruch des Krieges treffen lassen."

„Vergleicht man die innere Beschaffenheit der gegenseitigen Armeen, so findet man bald, daß die preußische in den Bewegungen mit großen Massen Vorzüge vor der französischen hat; daß die Disziplin in ihr fester und zuverlässiger ist; daß ihre Offiziere ein höheres Ehrgefühl besitzen und daß sie auch in der Bravour ihren Feinden überlegen sind."

„Dagegen ist aber auch nicht zu leugnen, daß die französischen Offiziere mehr Erfahrung haben und also besser den Gang des Gefechts und die auf der Stelle zu nehmenden schicklichen Maßregeln kennen und daß die Divisionärs und Brigadiere Männer sind, welche durch Mut und Talent sich auszeichneten."

„Die hierdurch entstehende Verschiedenheit in der Anführung der Truppen der gegenseitigen Armeen ist so groß und so wesentlich, daß sie die ganze Aufmerksamkeit unseres gnädigsten Monarchen verdient."

„Will man daher sich der Vorteile, welche die vorher erwähnte Stimmung der Nation und der Armee darbieten, bedienen, so muß man, außer der schon angeführten Vermehrung der Streitkräfte in den preußischen Armeen Männer zu Divisionären, Brigadieren und Kommandeuren der Regimenter anstellen, welche durch Tätigkeit, Talente und Mut sich auszeichnen. Diese Eigenschaften begründen in der Tat dem ersten Ursprunge nach, auch nur ein Recht auf jene Stellen. Denn diese können ihrer Natur nach keine Belohnung

langer Dienste sein; nicht die geleisteten, sondern die zu leistenden sollten ihre Wahl bestimmen."

„Beim Ausmarsch entferne man die anerkannt unfähigen Befehlshaber; im Laufe des Feldzuges verbinde man die größte Verantwortlichkeit mit diesen Stellen, sowohl in Hinsicht der Disziplin als des Verhaltens in Aktionen."

„Das Gesetz, oder vielmehr die Maxime, bei jeder unglücklichen Affäre wenigstens einige der Befehlshaber, welche Fehler gemacht, zu entfernen und die Verantwortlichkeit zu einem Grade zu erhöhen, daß keiner der gewöhnlichen Menschen eine Befehlshaberstelle zu haben wünscht, wird bald die ersten Stellen zu einem Eigentum der allein vom Ehrgefühl beseelten machen. Finden hierbei keine besonderen Begünstigungen von Avancement und Besoldungen weiter statt, so wird in dieser wichtigen und entscheidenden Sache der Monarch nicht hintergangen und der Kriecherei und Konnexion ein Damm entgegengestellt sein, den sie nicht umzustoßen vermag. Man wird durch diese Anordnungen nebenher den Vorteil haben, daß man nicht viele hohe Charakter bei der Armee hat, welche nur den Troß vermehren und der Disziplin in den höhern Stellen nachteilig sind; denn kein jüngerer General gehorcht dem älteren so unbedingt, als ein anderer niederer Stabsoffizier."

„Obgleich der Mut, das hohe Ehrgefühl und die Verantwortlichkeit des Befehlshabers auf den Geist und die Aufopferung, mit der eine Armee ficht, einen sehr großen Einfluß haben, so wird man dennoch genötigt sein, diese Eigenschaften auf einem anderen Wege anzufachen und zu erhöhen; auf dem der Belohnung und Bestrafung auch selbst in den niederen Graden. Der einzelne muß oft dem Allgemeinen aufgeopfert werden und man muß daher ein für alle mal festsetzen, daß nach jeder bedeutenden Affäre, Belohnungen und Bestrafungen auch in den niederen Graden unausbleiblich folgen müssen; diese sind für die größere Klasse das einzige Mittel, welches die durchaus erforderliche Spannung erhält und wodurch die Befehlshaber auf den Geist der niedern wirken können."

„Die Erfahrung hat gelehrt, daß man in einer Armee den Mut erhöht, wenn man sie glauben machen kann, sie sei mutig. Man hat daher Ursache, bei einer Armee alle glücklichen Ausrichtungen, seien sie auch noch so unbedeutend, zu erheben und besonders im Anfang des Krieges eine jede nur ganz mittelmäßige Tat, als eine höchst tapfere der Armee bekannt zu machen und sie gleichsam zu überreden, daß sie sehr tapfer sei. Diese Klugheitsregel ist bei den Franzosen von großen Resultaten gewesen."

„Bulletins möchten durch das Gepräge der Nachahmung weniger Beifall haben, als eine Zeitung, welche die Armeenachrichten, Rela-

tionen der Affären, Avancements und diejenigen Nachrichten des Vaterlandes enthielten, welche die Armee interessieren könnten. Alle Woche würde eine solche Zeitung etwa von einem halben Bogen gedruckt. Jede Kompagnie erhielte ein Exemplar; der Feldwebel läse dies den Offizieren und Unteroffizieren nach der Parade vor. Dieser Zeitung bediente man sich nun zu obigem Zweck gewissermaßen unvermerkt und verbreitete dadurch jede nur einigermaßen gute Ausrichtung als eine tapfere Tat."

„Welche Wege man auch wählt, den Mut zu erhöhen und anzufachen, schlägt man ihn nicht über alles, zeichnet man den Mutigen nicht bei jeder Gelegenheit aus, belegt man nicht jedes zweideutige Benehmen mit Schande: so wird man immer keine außerordentlichen Taten in unserm Zeitalter erwarten können, und in die Gefahr kommen, Abspannung und Mutlosigkeit zu erzeugen — denn nie befinden die moralischen Eigenschaften sich im Stillstande — sie fallen, sobald sie nicht mehr nach Erhöhung streben."

„Ehe man diesen Aufsatz beschließt, ist es nötig, hier noch eine Meinung zu berichtigen, welche höchst traurige Folgen für ein tapferes Volk haben kann. Sie besteht darin, daß man gewöhnlich glaubt, nur ein großer Mann könne eine seltene oder außerordentliche Anstrengung der Völker im Kriege bewirken. Dieses ist wohl in Hinsicht eines Eroberungskrieges nicht ganz unrichtig; aber in einem Kriege, wo ein jeder einen großen Anteil an dem glücklichen Ausgang desselben hat, wo die Nation für ihre Freiheit oder Unabhängigkeit ficht, wo sie mit Unterjochung oder Beraubung bedroht wird — da vertritt der allgemeine Wille das, wozu unter anderen Umständen die größte Weisheit erfordert wird."

„Man erinnere sich nur an das, was in unseren Tagen geschehen ist; den Widerstand der Korsen gegen die Franzosen; den Widerstand der Amerikaner gegen die Engländer, den Widerstand der Vendée gegen die Republikaner und endlich der Widerstand der Republikaner gegen ganz Europa. Siegten sie nicht unter allen Heerführern? — unter Dumouriez, Custine, Houchard, Dugommier, Montesquiou, Jourdan, Pichegru, Hoche, Moreau, Bonaparte, Massena usw. Von diesen können die meisten nur mittelmäßig genannt werden."

„Ist die Notwendigkeit eines Krieges einmal von einem Volke anerkannt, so wird nichts weiter zu unsterblichen Taten erfordert, als der Entschluß des Anführers: zu siegen oder zu sterben. Dieser allein entscheidet nun zwischen Unterjochung und Freiheit. Man hat in unseren Zeiten den glücklichen Ausgang der Kriege zu sehr den Talenten der Heerführer zugeschrieben — die Festigkeit des Charakters hatte darin einen größeren Anteil."

„Der große unsterbliche König Friedrich II. siegte in den beiden ersten schlesischen Kriegen weniger durch die Talente eines großen Generals, als durch seinen Unternehmungsgeist und die Stärke des Charakters. Nur den einzigen Sieg bei Hohenfriedberg hatte er dem Genie zu verdanken. Selbst im Siebenjährigen Kriege hat das Glück und sein fester Entschluß, zu siegen oder zu sterben (das Gift in seiner Tasche) einen größeren Anteil an dem glücklichen Ausgang gehabt als die Talente eines großen Generals. Jene Eigenschaften machen ihm nicht weniger Ehre als diese. Sein Geist ging auf die Armee über und setzte sie in jene hohe Stimmung, in der sie nun zu großen Taten keiner fremden Einwirkung bedurfte. Dies war bei Lowositz, Reichenberg, Prag, Zorndorf, Liegnitz, Torgau und Freiberg doch in der Tat der Fall. Bloß Roßbach und Leuthen waren das Werk des seltenen Genies."

„Auch der Herzog Ferdinand tat durch die Energie des Charakters in den Jahren 1757 und 1758 mehr oder ebensoviel, als nachher durch die Talente eines ausgezeichneten Heerführers."

„Der Mut, die Ausdauer und Hingebung beim Oberhaupt aus dem Volke wird nur zu oft als hohe Weisheit verehrt, so wie wir die zufällige Wirkung der allwirkenden Kraft der Natur zu einem einzigen Wesen personifizieren."

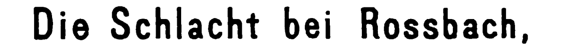
„Wir haben angefangen, die Kunst des Krieges höher als die militärischen Tugenden zu schätzen — dies war der Untergang der Völker in allen Zeiten — Tapferkeit, Aufopferung, Standhaftigkeit sind die Grundpfeiler der Unabhängigkeit eines Volkes — wenn für diese unser Herz nicht mehr schlägt, so sind wir schon verloren auch selbst in dem Laufe der großen Siege."

Im April 1806.

NB. Dieses Datum ist von Scharnhorsts eigener Hand unter die Denkschrift gesetzt.



Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn
in Berlin SW, Kochstraße 68—71.



Die Schlacht bei Rossbach,

am 5. November 1757.

Mücheln
Ob. Crumpa
Größte Hgl.
Breite B.
Grüne Thal
Schortau
Schortauer Hgl.
Bedra
Braunsdorf
Kl. Kayna
Gr.
Janus Hügel
Lunstädter Rüster
Rossbacher Rüster
Leiha
Hut B.
Branderoda
Gröst
Almsdorf
Rossbach
Lunstädt
Nahlendorf
Polzen Hgl.
Posendorfer B.
Galgen B.
Reichardtswerben
Posendorf
Pettstädt
Stein B.
Zeuchfeld
Luftschiff
Sevdlitz
Tagewerben
Obschütz
Storkau
n. Markranstädt

Mafsstab 1:100000.

1000 500 0 1000 2000 3000 4000 5000 6000 7000 Meter.

Erläuterung.

Preussen | Verbündete

- Stellungen 3/11.
- " 4/11.
- Vormarsch 4/11.
- Stellung 4/11. Abds.
- Vormarsch bis 2^oo Nachm.
- Weitere Märsche und Entwicklung der Infanterie.
- Weitere Märsche und Kämpfe der Kavallerie.
- Lage vor dem entscheidenden Angriff.
- Angriff und Verfolgung.
- Rückzug.

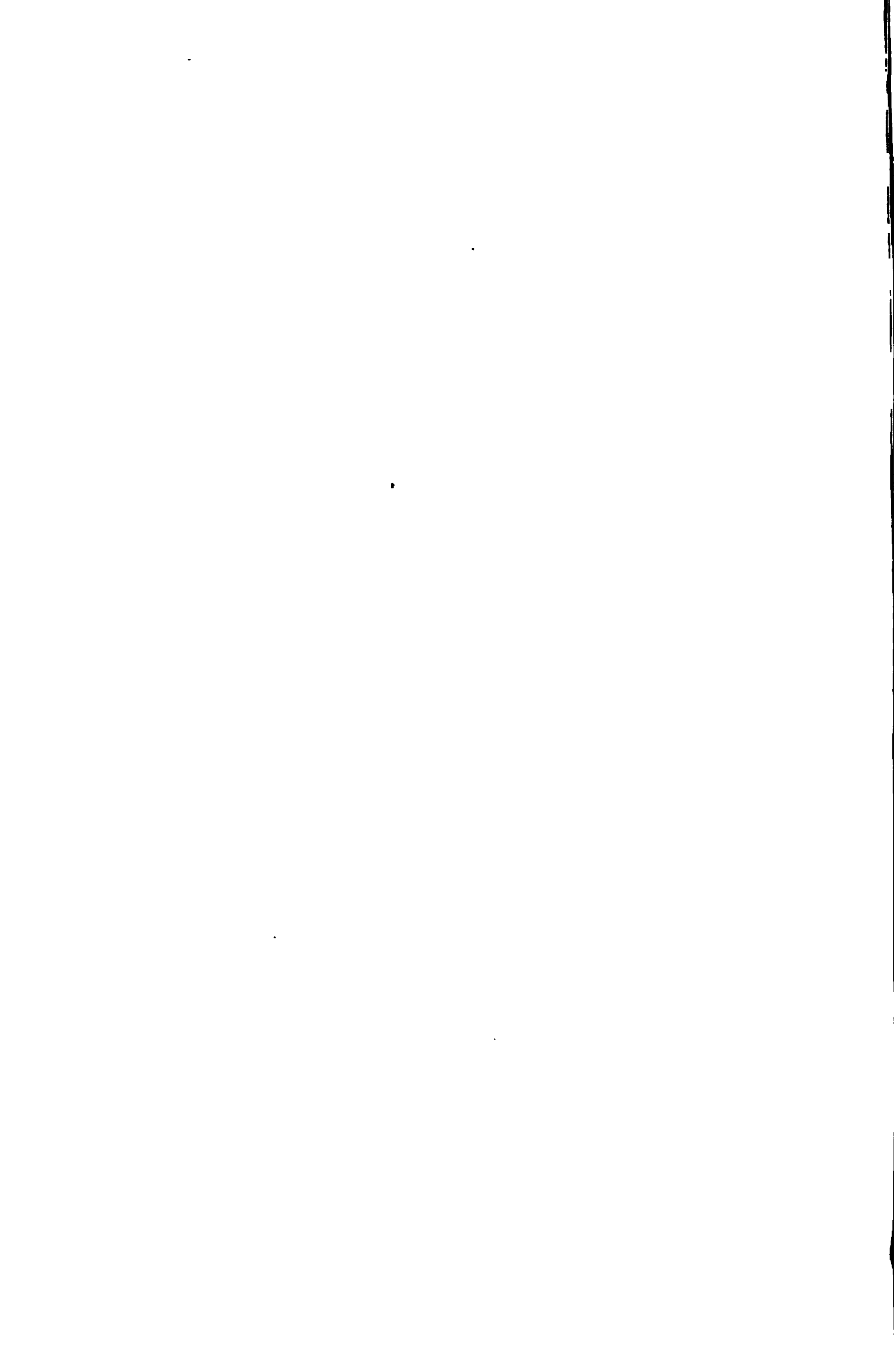
Uebersichtsskizze.

Merseburg
Saale
Ob. Wünsch
Nd. Beuna
Mücheln
Neumark
Gr. Kayna
Bedra
Janus Hgl.
Leiha
Branderoda
Lunstädt
Gr. Korbetha
Rossbach
Reichardtswerben
Pettstädt
Zeuchfeld

Mafsstab 1:500000.

5 4 3 2 1 0 5 10 Kilometer

Geogr.-lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.





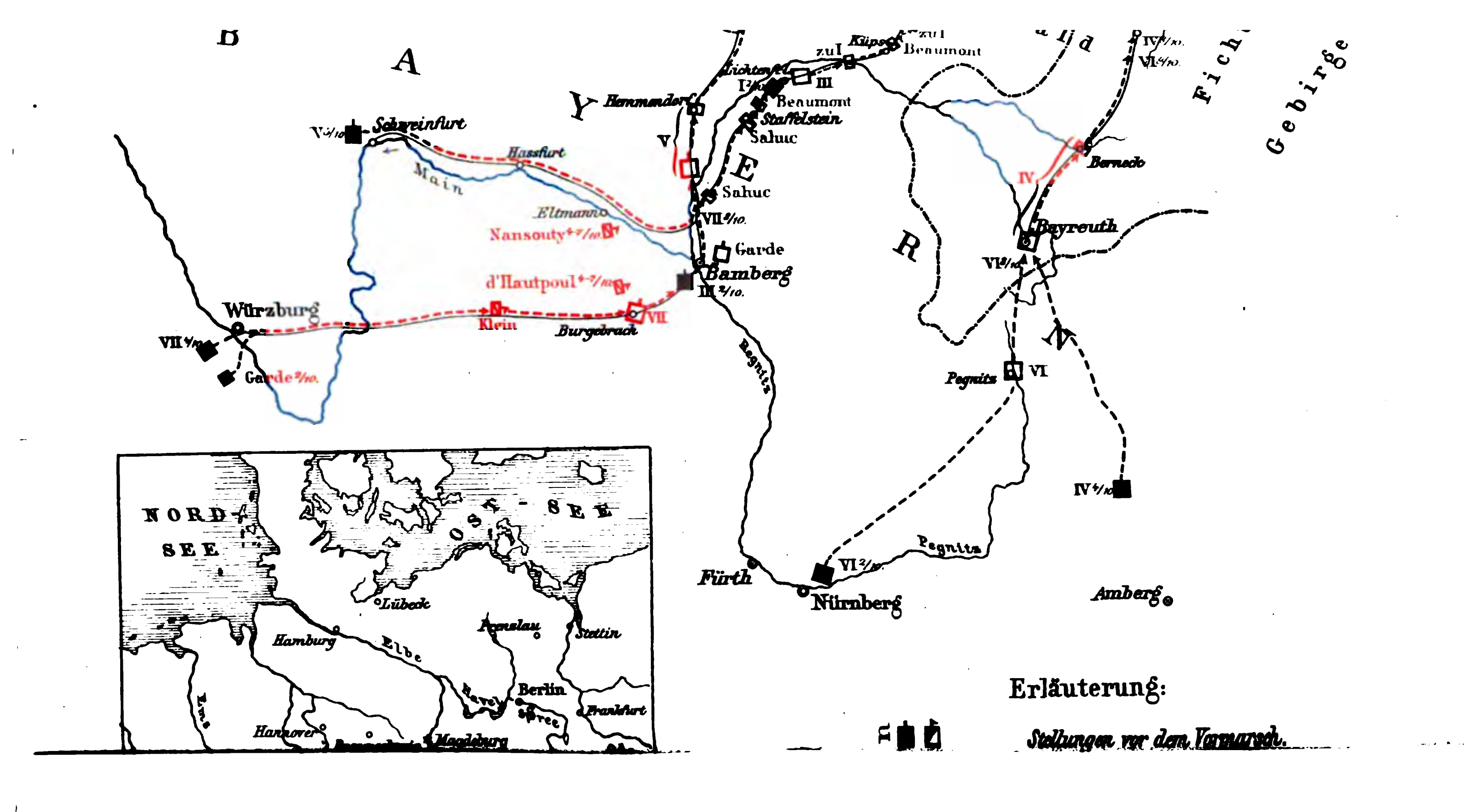
C. Frhr. v. d. Goltz: Von Rossbach bis Jena und Auerstedt 2. Auflage.

Skizze 2.

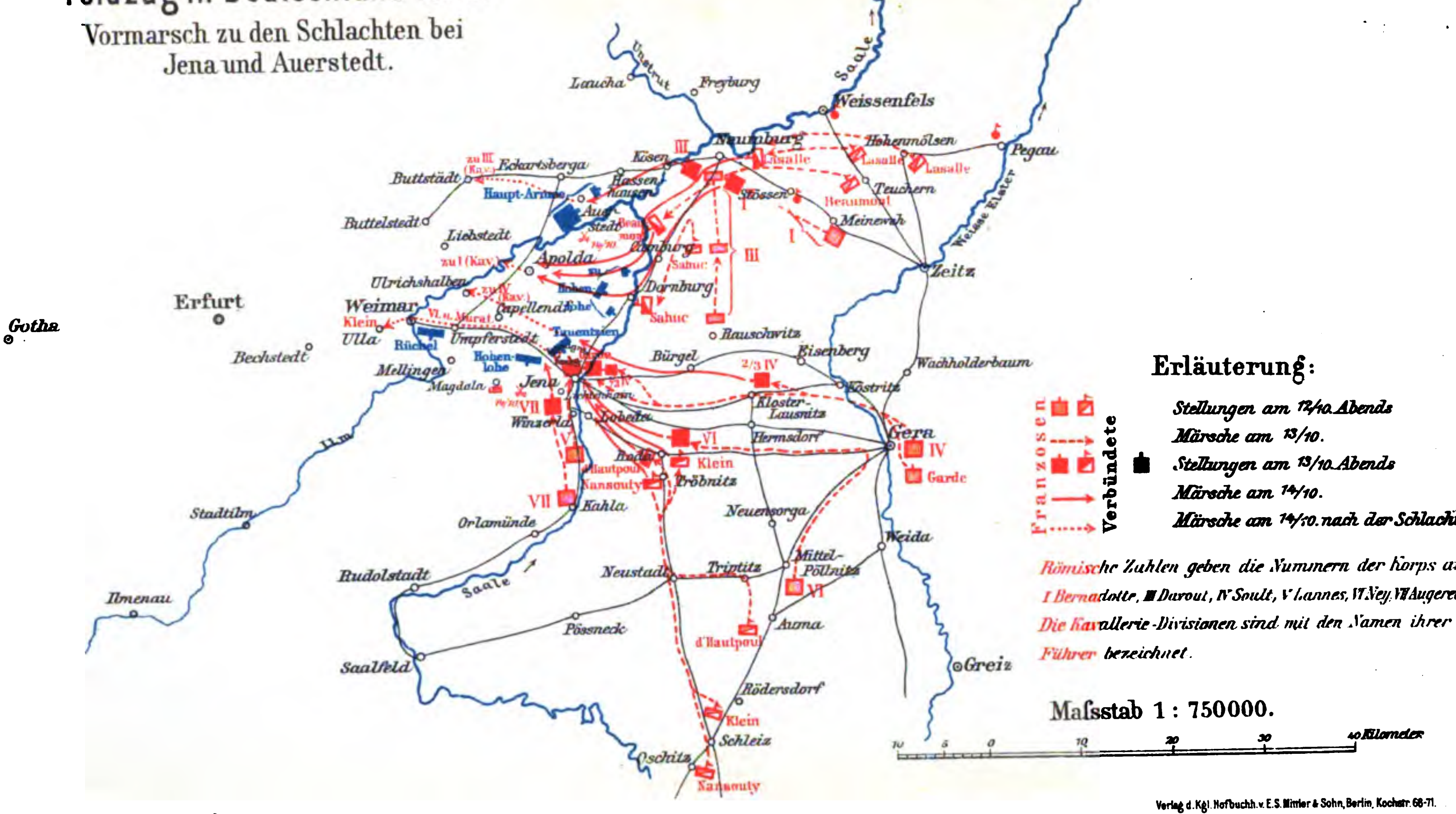
Feldzug in Deutschland 1806.

Die Bewegungen bis zum 12. Oktober.

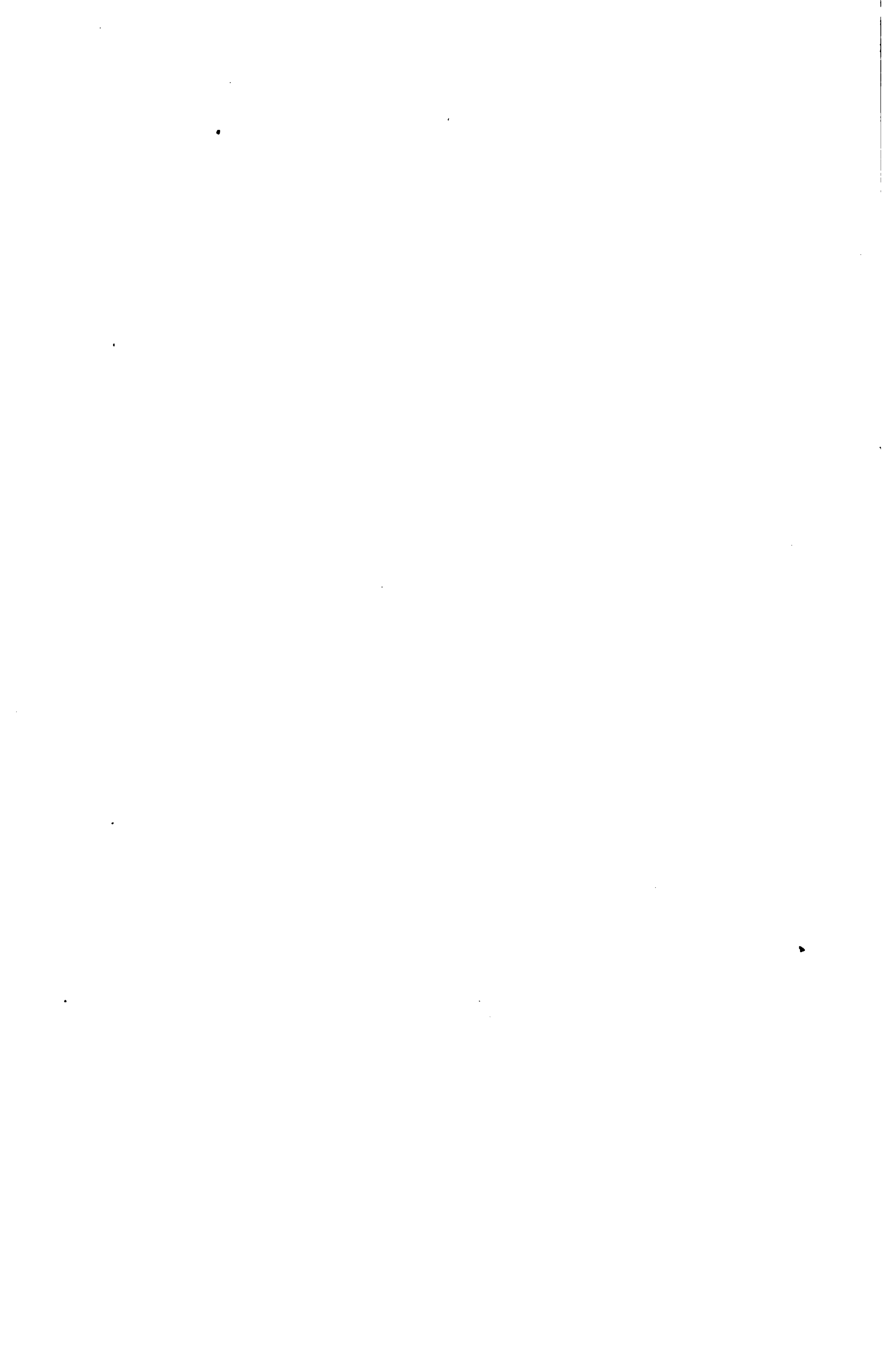
Merseburg
Luppe
LEIPZIG
Unstrut
Saale
Laucha
Freyburg
Weissenfels
Hohenmölsen
Pegau
Lasalle
Naumburg
Eckardtsberga
Teuchern
Beaumont
Buttstedt
Buttelstedt
Auerstedt
Stössen
Meineweh
Camburg
Zeitz
Saluc
Rüchel
Haupt Armee
Erfurt
Apolda
Dornburg
Rauschwitz
Umpferstedt
Weimar
Eisenberg
Wachholderbaum
Jena
Hohenlohe
Mellingen
Kloster Lausnitz
Köstritz
Winzerla
Gera
Ronneburg
Garde
Roda
Blankenhayn
Sachsen
Kahla
Hochdorf
Arnstadt
Stadtilm
Ilm
Neuensorga
Gr. Ebersdorf
Weida
Mittel-Pöllnitz
Prinz Louis Ferdinand
Rudolstadt
Neustadt
Triptitz
Zwickau
d'Hautpoul
Auma
Kuhdorf
Ilmenau
Pössneck
Greiz
Saalfeld
Rödersdorf
Reichenbach
Frauenwald
Saale
Klein Schleiz
Oschitz
Heubach
Gräfenthal
Plauen
Weisse Elster
Saalburg
Tanna
Ebersdorf
Messbach
Lobenstein
Gefell
Gr. Zöbern
Nordhalben
Tauentzien
Neustadt
Murat
Franken
Hof
Steinwiesen
Eisfeld
Hildburghausen
Wanfried
Creuzburg
Eisenach
Gotha
Werra
Winning
Vacha
Schwabhausen
Emleben
Herzog von Weimar
Thüringen
Hünfeld
Schmalkalden
Fulda
Meiningen
Eichenzell
Hohe Rhön



B A Y E R N
Fichtel Gebirge
Würzburg
Schweinfurt
Hassfurt
Main
Eltmann
Nansouty
d'Hautpoul
Klein
Burgebrach
Bamberg
Garde
Hemmendorf
Saluc
Staffelstein
Beaumont
Lichtenfels
Kulmbach
Bayreuth
Berneck
Pegnitz
Fürth
Nürnberg
Amberg
NORD-SEE
OST-SEE
Lübeck
Hamburg
Elbe
Prenzlau
Stettin
Berlin
Havel
Spree
Frankfurt
Hannover
Magdeburg
Ems
Erläuterung:
Stellungen vor dem Vormarsch.

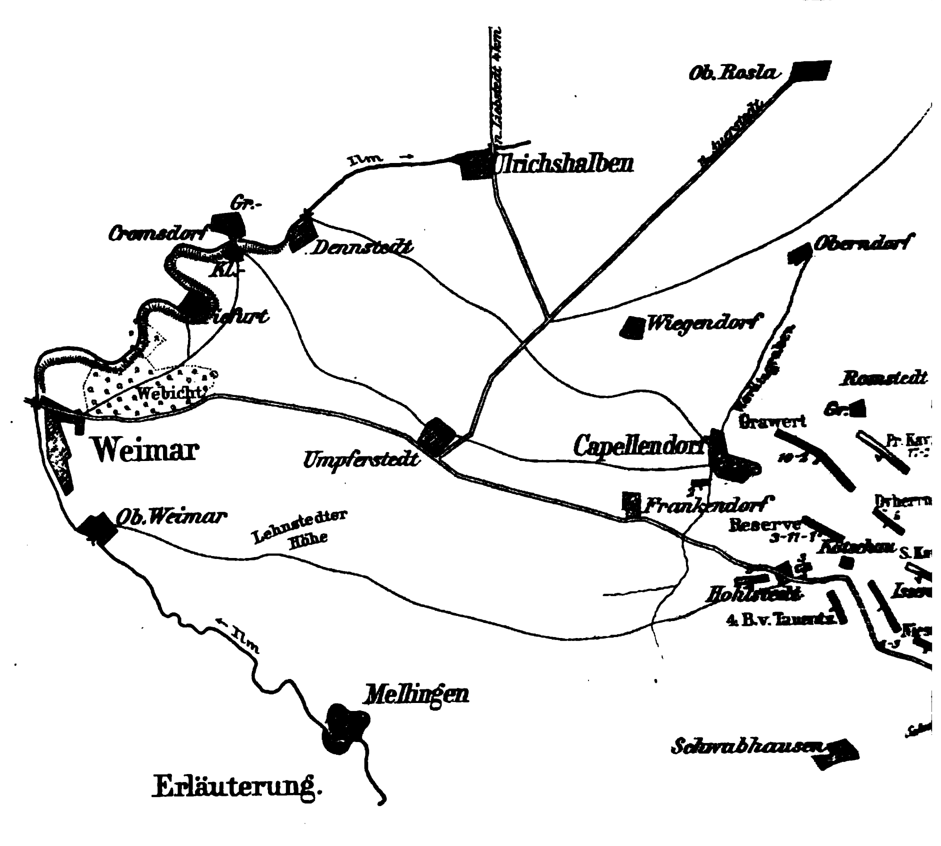


Geogr.-lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.
Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Kochstr. 68-71.



Plan zur Schla

am 14. Okt



Erläuterung.

A-A *Umfassen von Vierzehnheilg. durch die Verbündeten*
B-B *Tauentzien im Lager*
C-C *Entwicklung Holtzendorffs*
a *Div. Heudelet*
b-b *Div. Desgardins*
c *VII im Biwak*
d *Avantgarde von Ney*
e *Lannes im Biwak*
f *Garde " "*
g-g *Div. St. Hilaire*

Döbritschen

Maßstab 1:

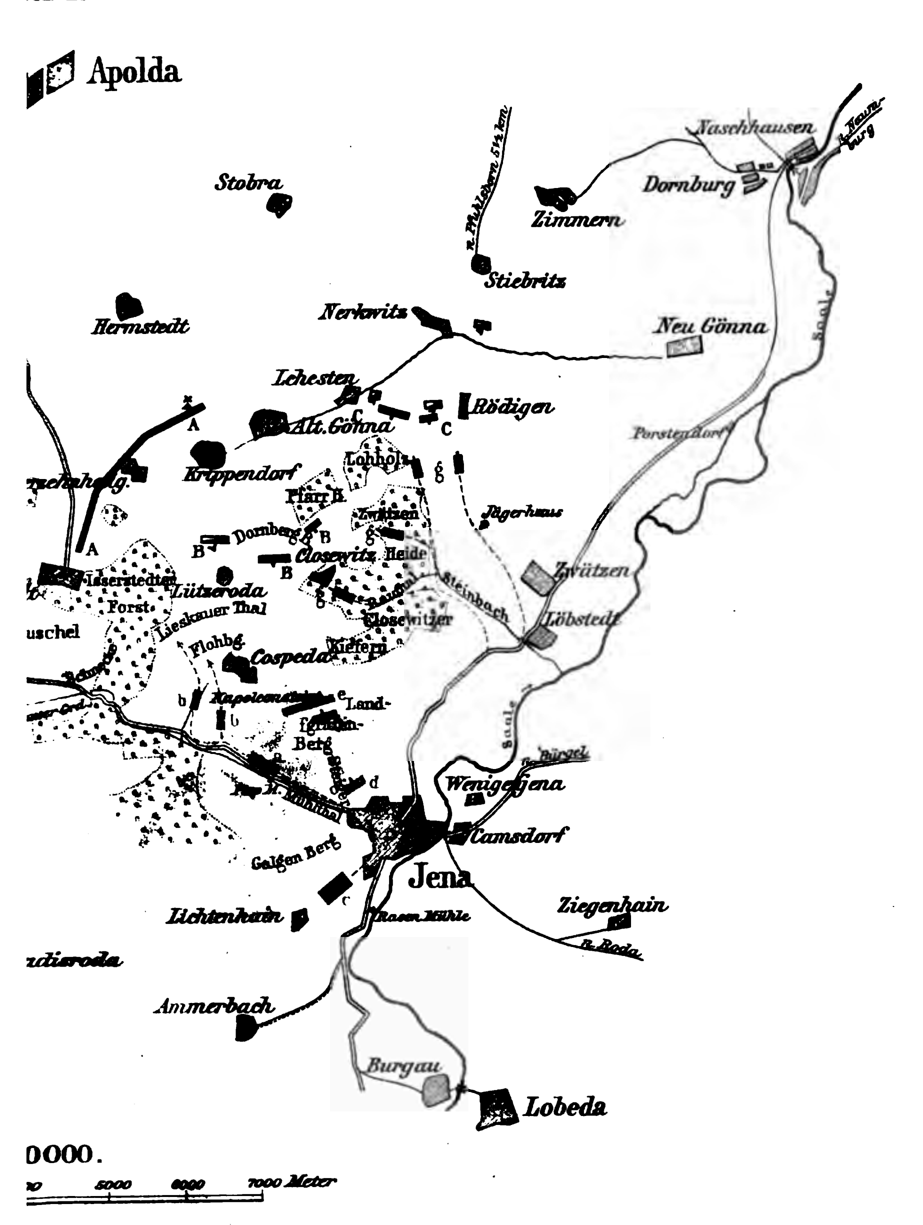
1000 500 0 1000 2000

Geogr.-lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.

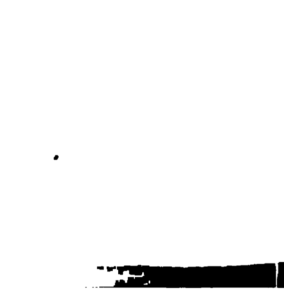
Skizze 4.

ht bei Jena,

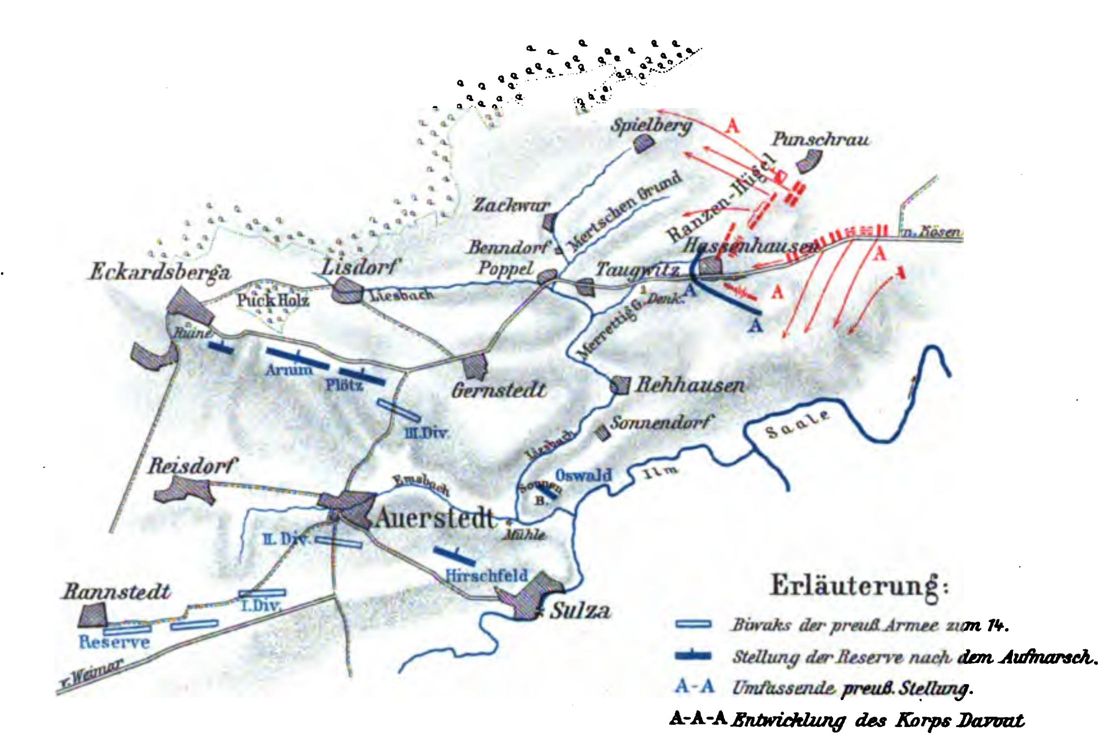
ıer 1806.



Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Kochstr. 68-71.



Plan zur Schlacht von Auerstedt
am 14. Oktober 1806.



Maßstab 1:100000.

1000 500 0 1000 2000 3000 4000 5000 6000 7000 Meter

Geogr.-lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.

Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Kochstr. 68-71.

C.Frhr.v.d.Goltz: Von

SACH

Rab

Freiberg

Fr

Marienberg

Sayda

Bir

Sebasti

Komo

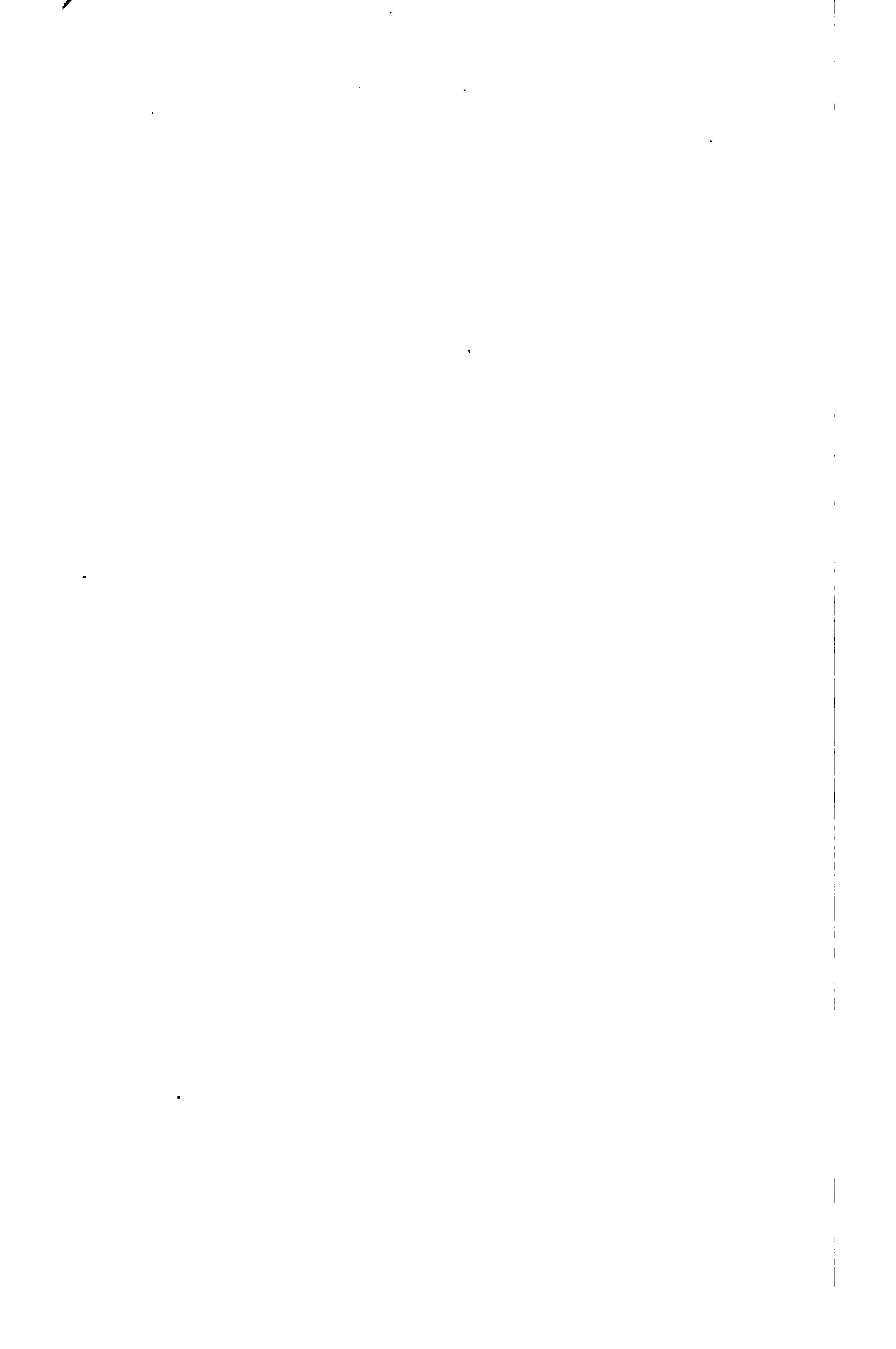
B

b. Schlesis

MÄH

Olmüt

Autogr. d. geogr.-lith. Anst. u. Stein



Skizze zum Zuge nach Holland 1787.



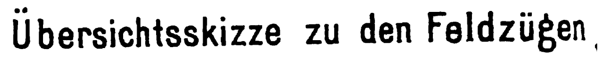
1 : 1 200 000

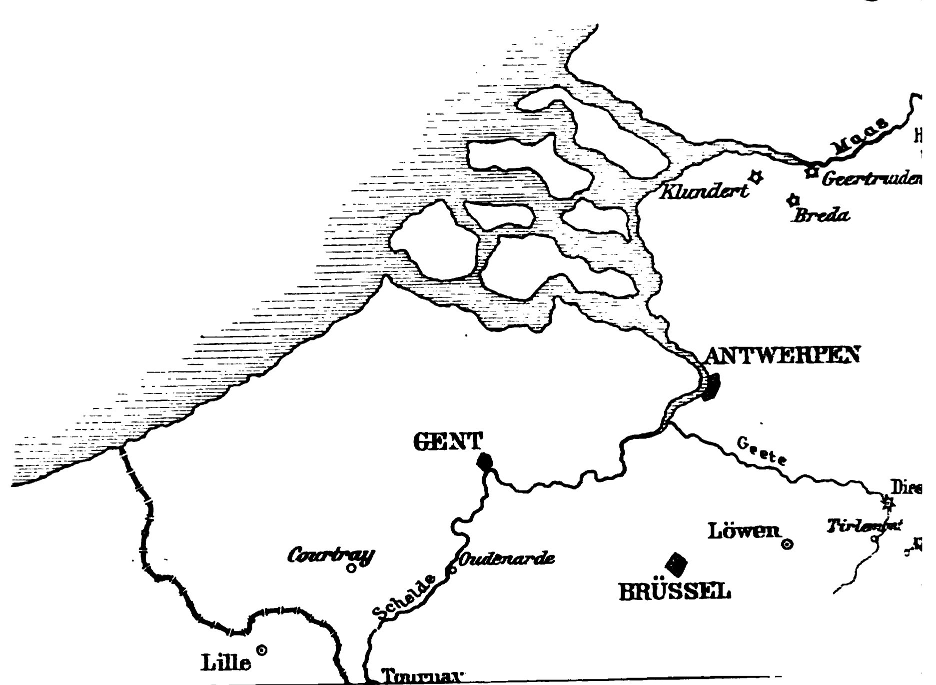
5 0 10 20 30 40 Km.

gr. d. geogr.-lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.
Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Kochstr. 68-71.

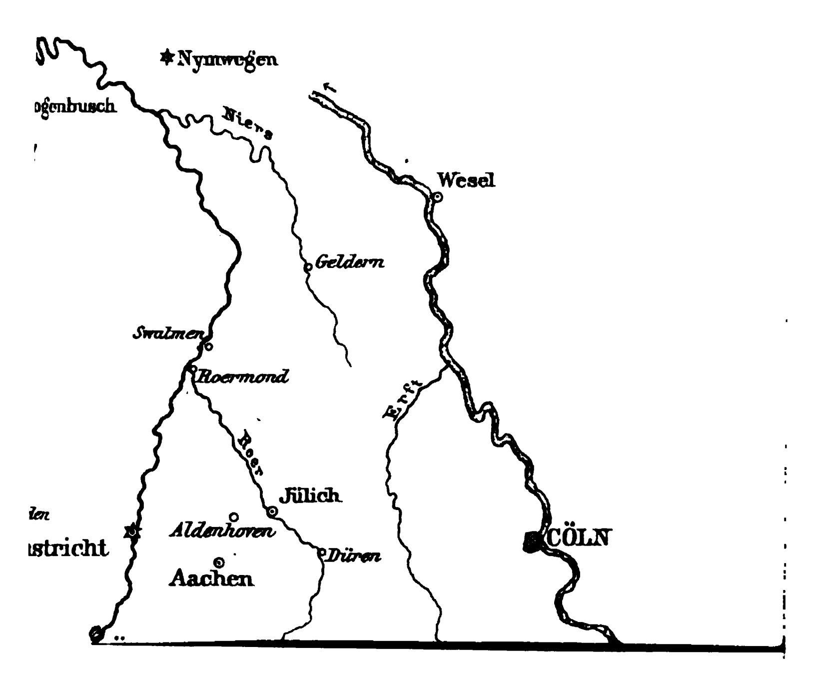


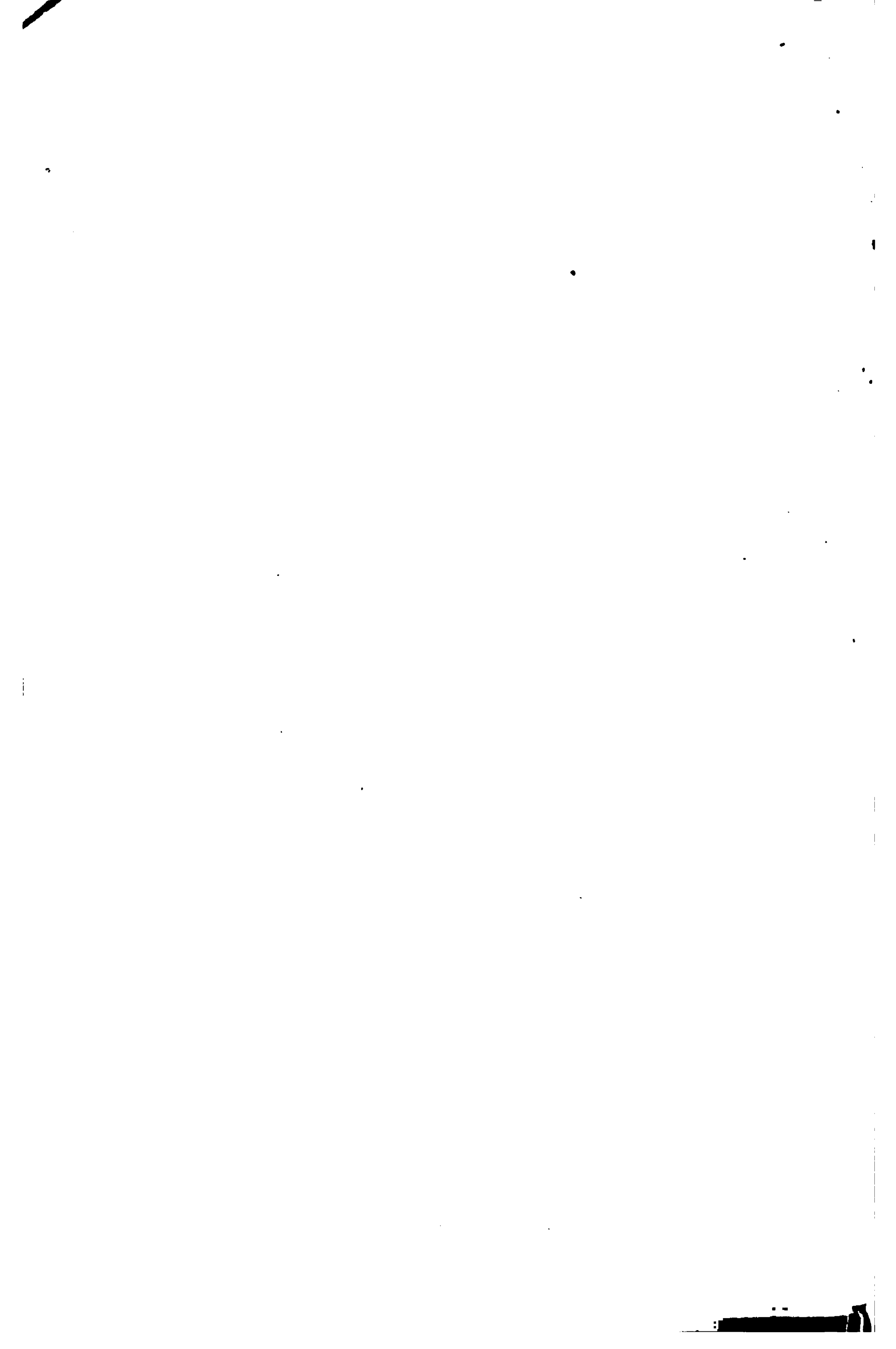
C. Frhr. v. d. Goltz: Von Rossbach bis Jena und Auerstedt 2. Auflage.



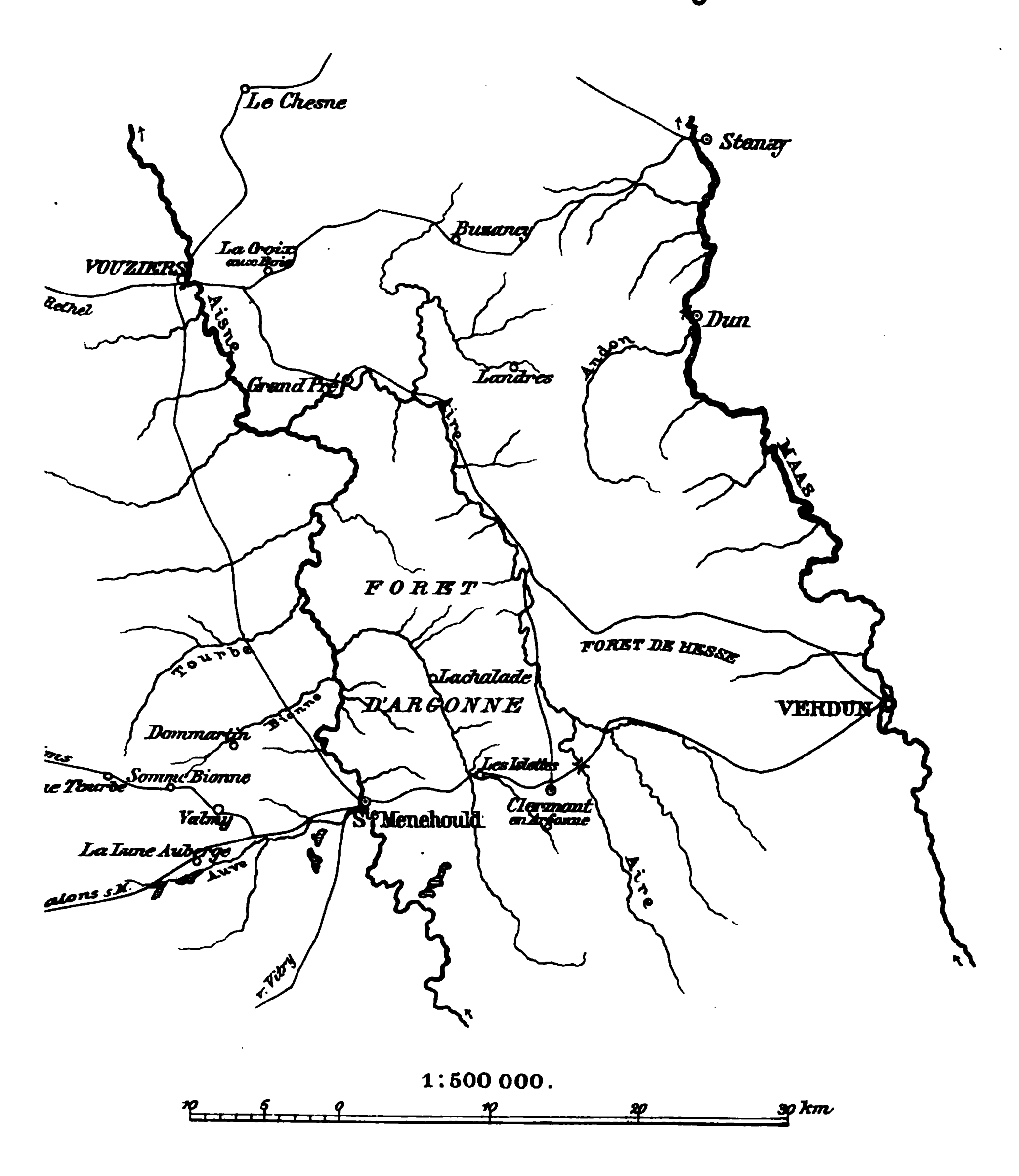


n Rhein und in den Niederlanden von 1792, 1793





Skizze zu den Operationen vom 2.-20. September 1792 und zur Kanonade von Valmy.



1:500 000.

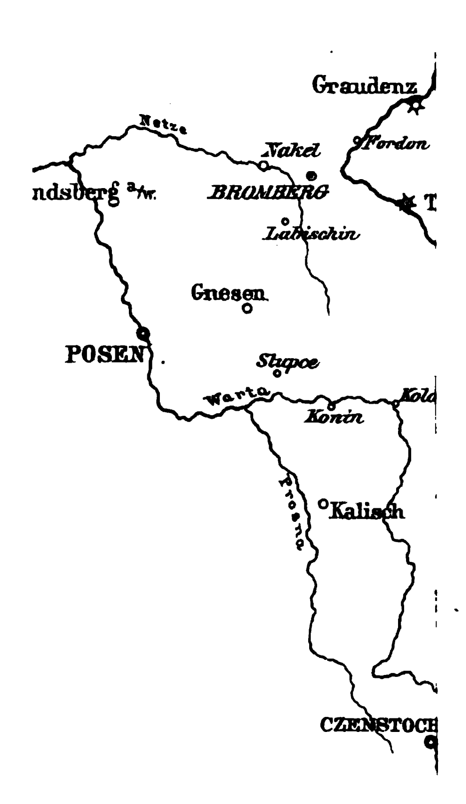
10 5 0 10 20 30 km

Gr. d. geogr.-lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.
Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E.S. Mittler & Sohn, Berlin, Kochstr. 68-71.



Übersi

DANZIG



BEUTHEN

geogr.-lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.



This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

